



Aufzeichnungen aus meinem Leben

I.

1848–1856



Ger 2255 17.3

HARVARD COLLEGE LIBRARY

ITALIAN HISTORY
OF THE
RISORGIMENTO PERIOD
THE COLLECTION OF
H. NELSON GAY
A.M. 1896

BOUGHT FROM THE BEQUEST OF
ARCHIBALD·CARY·COOLIDGE
A.B. 1887
MDCCCCXXXI



Germany



Kraft Prinz zu Hohenlohe
Ingelfingen.

Aus meinem Leben.

Aufzeichnungen

des

[illegible]raft zu Hohenlohe-Ingelfingen,

[illegible]

[illegible]ner Majestät des Kaisers und Kö[illegible] Wilhelm I

Erster Band.

[illegible]m Revolutionsjahr 1848 bis zum Ende des Kommandos
in Wien 1856.

[illegible] einer [illegible] dem Bildnis des Verfass[illegible]

Berlin 1897.

Ernst Siegfried Mittler und Sohn

Kön[illegible]

[illegible]



Vorwort.

Die hiermit zur Veröffentlichung gelangenden Erinnerungen aus dem Leben des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen enthalten seine eigenhändigen Aufzeichnungen, von denen er gewünscht hat, daß sie fünf Jahre nach seinem Tode dem Publikum übergeben werden möchten.

Diesem Wunsch des Verstorbenen komme ich hierdurch in der Ueberzeugung nach, daß der militärischen Leserwelt mit der Durchsicht dieser Blätter eine ebenso große Bereicherung ihrer Kenntniß der Zeitgeschichte als ein hoher Genuß bereitet werden wird; dafür trifft hier Alles zusammen.

Die Stellung des Prinzen als Adjutant zweier Monarchen gab ihm Gelegenheit, weltbewegende Ereignisse aus unmittelbarer Nähe in ihrer Entwickelung zu beobachten. Seine überaus rasche Laufbahn als Soldat führte ihn schon in jungen Jahren auf hervorragende, einflußreiche Plätze, auf denen er als Führer seiner Truppen im Kriege sowie als Berather und Lehrer derselben im Frieden sich auszuzeichnen vielfache Gelegenheit fand. Außerdem ist er Meister formgewandtesten Stils, gründlicher Kenner der Menschen und ein scharfer Beobachter, der seine Erlebnisse anschaulich und fesselnd zu schildern weiß.

Der Prinz wollte keine Geschichte schreiben; er selbst sagt, daß die ins Einzelne gehende Geschichte der Ereignisse durch Unvollkommenheit des Standpunktes und der Quellen, persönliche Absichten und Interessen, Eitelkeit, Selbstsucht, Eigennutz und Parteirücksicht sehr oft in schneidenden Widerspruch mit den Ereignissen selbst geräth, und betont den Unterschied: die Ereignisse selbst zu erleben oder zu schreiben, d. h. in ihrem Zusammenhang, ihren Gründen und Folgen genau zu untersuchen und sachlich richtig darzustellen. Seine Arbeit wollte nur Selbsterlebtes wahrhaft, dem persönlichen Eindruck entsprechend, lebendig wiedererzählen und damit den Leser gleichzeitig fesseln und unterrichten.

Er selbst pflegte den Erzählungen alter Soldaten gern zu lauschen, denn auch wenn sie gefärbt waren, geben sie die persönlichen Eindrücke wieder und schildern die Stimmungen und Lagen, in die man kommen kann, aus denen dann Lehren für das Benehmen in ähnlichen Fällen zu ziehen sind.

Meine Stellung zur Arbeit des Prinzen war damit gegeben; in der Schilderung seiner Erlebnisse, in der persönlichen Beurtheilung von Verhältnissen und Personen durfte nichts geändert werden, die Eigenart des Werkes mußte nach Form und Inhalt erhalten bleiben, um des Prinzen Persönlichkeit unverändert hervortreten zu lassen; ich habe daher nur hier und da zu kürzen oder für den Leser etwas zu erläutern gehabt, was dann als Anmerkung am Fuß der Seite geschehen ist. Niemals habe ich eigene Ansichten oder Ueberzeugungen zum Ausdruck gebracht.

Aus besonderen, zufälligen Gründen hat der Prinz über seine Jugend und ersten Dienstjahre selbst nichts gesagt; die Arbeit beginnt mit dem Jahre 1848.

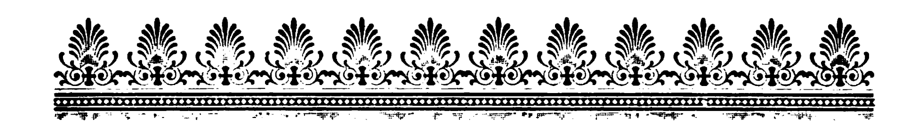
Um dem Leser die Uebersicht zu erleichtern, habe ich dem Ganzen eine kurze Lebensskizze des Prinzen vorausgeschickt und in diese seine verwandtschaftlichen Beziehungen, soweit nöthig, und seine erste Jugend mit aufgenommen.

Es bleibt ferner zu beachten, daß der Prinz die Arbeit in den Jahren 1881 bis 1883 geschrieben hat; er giebt darin oft Bemerkungen über die ferneren Schicksale der in einer früheren Zeit erwähnten Personen, so daß hiermit die bis ins Jahr 1881 reichenden Schicksale zu verstehen sind.

Der vorliegende erste Band führt die Erinnerungen bis zu des Prinzen Ernennung zum Flügeladjutanten; es wird dafür gesorgt werden, daß die ferneren Bände in kurzen Zeitabschnitten einander folgen können.

Berlin, im Juli 1897.

Arved v. Teichman und Logischen,
Generallieutenant z. D.



Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Zweites Buch.

Seite





Lebensskizze

des

Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen,

weiland General der Artillerie

und

Generaladjutant Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm I.

vom Herausgeber.

Das Haus Hohenlohe leitet seinen Ursprung von den Fränkischen Herzögen ab; erst nach dem Tode des Grafen Heinrich I. von Weikersheim (um 1182) wurde der bleibende Name Hohenlohe nach dem Stammschloß Holloch bei Uffenheim angenommen; von diesem Zeitpunkt an beginnt die ununterbrochene Stammreihe des Geschlechtes, dessen Besitzungen, ursprünglich an der Jagst, am Kocher, dem Tauber, der Ohre im Fränkischen Kreise, durch Hinzufügungen von Gütern und Schlössern in Schlesien, Gotha, Böhmen, Italien im Laufe der Zeit sehr erheblich vergrößert wurden. Aus der Deutschen Grafschaft war allmählich (1764 bezw. 1744) ein selbständiges Fürstenthum im Fränkischen Kreise entstanden, welches aber 1805 durch die Rheinbundsakte wieder mediatisirt wurde.

Im Laufe der Jahrhunderte hat das Haus Hohenlohe viele Deutsche Männer hervorgebracht, welche sich im Staate, im Felde und in geistlichen Würden ausgezeichnet haben. Bei der stetigen Vermehrung der Besitzungen war 1553 eine Grundtheilung der ganzen Herrschaft Hohenlohe vorgenommen worden, nach welcher dem ältesten Bruder Ludwig Kasimir die Neuensteinschen und Weickersheimschen Lande mit Langenburg, Ingelfingen, dem zweiten Bruder Eberhard die Waldenburgschen und Schillingsfürstschen Besitzungen zufielen; so entstanden die beiden noch heute bestehenden Hauptlinien, die Neuensteinsche und die Waldenburgsche.

Prinz Kraft gehört der Neuensteiner Hauptlinie und zwar dem Zweige Hohenlohe-Ingelfingen an, der sich seit dem Stammvater desselben,

dem Fürsten Friedrich Ludwig, wiederum in zwei Theile gespalten hat, in die Nebenzweige Hohenlohe-Oehringen und Hohenlohe-Ingelfingen.

Fürst Friedrich Ludwig ist am 13. Januar 1746 geboren, hat sich mit Amelie Luise, Gräfin Hoym 1782 vermählt und ist der Großvater des Prinzen Kraft. Er trat bereits unter Friedrich dem Großen in das Regiment Tauentzien ein und wurde von ihm 1786 als Regimentskommandeur zum Generalmajor befördert, stieg sehr rasch bis zum General der Infanterie und zeichnete sich in den Feldzügen am Rhein, in denen er eine Division befehligte, bei jeder Gelegenheit, ganz besonders aber beim Sturm auf die Weißenburger Linien aus. An der Spitze des Heeres siegte er in der dritten Schlacht bei Kaiserslautern (20. September 1794). Blücher nannte ihn in seinem Tagebuch aus den Rheinfeldzügen „einen Heerführer, auf den die Preußische Armee stolz sein kann".

Er folgte 1796 seinem Vater (Johann Friedrich) in der Regierung des Fürstenthums Hohenlohe-Ingelfingen, das er bereits 1806, nachdem es mediatisirt war, seinem ältesten Sohn August übergab.

Ein hervorragender Truppenführer, ritterlicher Prinz, von soldatischer Offenheit, großer Herzensgüte, Freigebigkeit und Gastfreundschaft, wurde er gegen seinen Wunsch zum Befehlshaber eines Theils des Preußischen Heeres in Sachsen ernannt und bei Jena vernichtend geschlagen. Irregeleitet durch seinen Generalstabschef Massenbach, gab er mit schwerem Herzen schließlich seine Einwilligung zur Kapitulation von Prenzlau, womit sein ruhmreiches und thatenvolles Leben beschlossen war. Das Selbstvertrauen des edlen Mannes war gebrochen, er zog sich auf sein Gut Slawentzitz zurück und starb dort am fünfzehnten Februar 1818.

Aus eigenen Mitteln hatte er ein Regiment gestellt und dem Könige zugeführt, — was er besaß, opferte er auf dem Altar des Vaterlandes, so daß er sein ganzes Vermögen verlor und in Slawentzitz wahrhaft kümmerlich seinen Lebensabend verbrachte.

Dieser Umstand war auf die Charakterbildung und das ganze Leben des Prinzen Kraft von der einschneidendsten Bedeutung. Der große Majoratsbesitz Slawentzitz war auf den ältesten Sohn, den regierenden Fürsten Friedrich August Carl (geboren den siebzehnten November 1784, gestorben den fünfzehnten Februar 1853) übergegangen, der damit Stammvater des Zweiges Hohenlohe-Oehringen geworden war; die Fideikommißherrschaft Koschentin schenkte die Mutter des Fürsten Friedrich Ludwig direkt ihrem Enkel, dem Prinzen Adolph (geboren den neunundzwanzigsten Januar 1797, gestorben den vierundzwanzigsten April 1873) und knüpfte daran die schwerwiegende Bedingung, daß er, um Koschentin der Familie zu erhalten, die Einkünfte nicht verwenden dürfe, um die Schulden des

Vaters zu bezahlen. Diese Bedingung wurde bestimmend für die ganze Lebensführung des Prinzen Adolph und seiner gesammten Familie; er wollte der Bestimmung völlig nachkommen, Koschentin erhalten, aber dennoch die Schulden des Vaters bezahlen, und zwar in der Weise, daß den Gläubigern gerade so viel als Geschenk gegeben wurde, als ihre Forderung betrug. Das machte aber die denkbar höchste Einschränkung der ganzen Lebensführung nothwendig; mit eiserner Konsequenz wurde dies Vorhaben durchgeführt und zu glücklichem Ende gebracht.

Prinz Adolph wurde der Stammvater des zweiten Zweiges Hohenlohe-Ingelfingen. Er nahm am Kriege 1815 theil, widmete sich später der Landwirthschaft und dem Staatsdienst; er war Marschall des Schlesischen Provinziallandtages, Mitglied des vereinigten Landtages 1847, des Erfurter Parlaments 1850 und der Preußischen ersten Kammer. Er wurde 1856 Präsident des Herrenhauses und übernahm elften März 1862 das Präsidium des neuen konservativen Ministeriums, das er am dreiundzwanzigsten September niederlegte, um es an Bismarck-Schönhausen zu übergeben. Prinz Adolph war General der Kavallerie und Chef des zweiten Oberschlesischen Landwehr-Regiments Nr. 23.

Am neunzehnten April 1819 vermählte er sich mit der Prinzessin Luise zu Hohenlohe-Langenburg, aus dem älteren Zweige der Neuensteiner Hauptlinie (geboren den zweiundzwanzigsten August 1799, gestorben den siebzehnten Januar 1881).

Aus dieser Ehe stammen fünf Kinder:

1. Der Prinz Carl, geboren den neunzehnten November 1820, gestorben den ersten Mai 1890, war Lieutenant im ersten Garde-Ulanen-Regiment und Adjutant des Prinzen Carl von Preußen, dann Landrath von Lublinitz;
2. Prinz Friedrich Wilhelm, geboren den neunten Januar 1826, gestorben den vierundzwanzigsten Oktober 1895, war General der Kavallerie, Generaladjutant Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm I.;
3. Prinz Kraft, geboren den zweiten Januar 1827, gestorben den sechzehnten Januar 1892. General der Artillerie, Generaladjutant Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm I.;
4. Prinzessin Adelheid, geboren den dreizehnten Mai 1830, gestorben den dreizehnten Februar 1892;
5. Prinzessin Luise, geboren den fünfundzwanzigsten März 1835, vermählt mit Alfred Grafen zu Erbach-Fürstenau.

Der ganze Haushalt wurde mit der höchsten Einfachheit unter Entsagung auf alle und jede Annehmlichkeit geführt, die Kinder mit unbeugsamer Strenge erzogen.

Prinz Kraft, ein schwaches, kränkliches Kind, dessen Entwickelung die Aerzte, wegen eines großen Kopfes, mit Sorge entgegensahen, wurde mit seinem älteren Bruder Friedrich Wilhelm gemeinschaftlich erzogen; dieser, ein kräftiger, ausgelassener auch zu jugendlich übermüthigen Streichen veranlagter Knabe, war dem jüngeren Bruder an Kräften sehr überlegen und bei den strengen Grundsätzen des Vaters, der beide Brüder stets gleichmäßig verantwortlich für Alles machte, hatte der Jüngere eine von herben Erfahrungen nicht ganz freie Kindheit. Der sieben Jahre ältere Prinz Karl war zur Erziehung bereits außer dem Hause.

Für seine beiden Schwestern, besonders für die jüngste, Lissi, fühlte der junge Prinz Kraft eine große Zärtlichkeit und war stets ihr Vertheidiger und Ritter, wenn der ältere Bruder durch Neckereien und Scherze die Schwestern ärgerte.

Es war dies damals schon eine den Knaben beherrschende Haupteigenschaft seines Wesens, die, durch das Leben fortentwickelt, sich zu dem ritterlichen Charakter ausbildete, der stets und überall dem scharf entgegentrat, was er für Unrecht hielt, den Schwächeren schonte und den Leidenden schützte.

Die Mutter des Prinzen ertheilte den Religionsunterricht selbst und legte in dem Prinzen den tief religiösen Grund, der ihm sein Leben lang treu blieb. Trotz aller ihr vom Manne auferlegten Strenge in der Erziehung der Knaben wurde sie, welche von Natur die Güte und Liebe selbst war, hoch verehrt und innig geliebt.

Nur mit bitterem Gefühl gedachte Prinz Kraft der allerersten Unterrichtszeit, in welcher der nach Koschentin berufene Lehrer durch Uebersättigung mit Lehrstunden es verstand, die Fähigkeiten zurückzudrängen, so daß der Erfolg ein sehr geringer war. Als die Prinzen ungefähr das zehnte Jahr erreicht hatten, kam ein neuer Lehrer, Vischer, nach Koschentin, und mit ihm fing ein neues Leben an; eine ganz andere Lehrmethode gewann ihm die Liebe der Schüler, besonders des Prinzen Kraft, der sich ihm eng anschloß; seine hochbedeutenden Anlagen wurden richtig erkannt und mit Eifer fortentwickelt. Vischer blieb bis zum Eintritt der Prinzen in die Armee ihr Lehrer und erhielt sich deren Verehrung und Liebe bis in ihr spätestes Alter.

Nach der Konfirmation bestimmte der Vater den ferneren Lebenslauf der Brüder dahin, daß der ältere, Prinz Friedrich Wilhelm, zur Kavallerie, Prinz Kraft zur Artillerie gehen sollte; dieser Beschluß gab dem jüngeren Prinzen eine herbe Enttäuschung; er hatte für die Artillerie, eine damals sehr gering angesehene Waffe, durchaus keine Neigung; dem unbeugsamen Willen des Vaters gegenüber gab es aber keine Widerrede, und er hatte sich stumm zu fügen. Der Grund für diese Entscheidung des Vaters lag

auch darin, daß er glaubte, beide Söhne zur Kavallerie gehen zu lassen, sei zu theuer, und die Artillerie war fraglos damals die billigere Waffe. Auch hier trat bald eine Wandlung in der Abneigung des Prinzen gegen die Artillerie ein. Es wurde ein militärischer Lehrer, Lieutenant Herkt, nach Koschentin berufen, welcher den Auftrag erhielt, die Militärwissenschaften, soweit sie zum Examen nöthig waren, zu lehren. Damit aber gleichzeitig verstand derselbe auch, die Liebe für die Artillerie zu erwecken, dem Prinzen Kraft die wissenschaftliche Seite anregend darzulegen, die Lust zu weiteren militärischen Studien zu beleben und zu bewirken, daß der Eintritt in die Artillerie mit voller Freudigkeit und Ueberzeugung erfolgte.

Nach Beendigung der wissenschaftlichen Ausbildung wurde Prinz Kraft nach dem Wunsch des Vaters bei der Garde-Artillerie-Brigade am vierundzwanzigsten April 1845 als aggregirter Sekond-Lieutenant angestellt; er legte am neunten Juni und den folgenden Tagen vor der Ober-Militär-Examinations-Kommission das Fähnrichs- und Offizierexamen gleichzeitig ab, infolgedessen ihm am zwölften Juli das Zeugniß der Reife zum Offizier ausgestellt wurde.

Im Herbst besuchte der Prinz die vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule, die er schon nach einem Jahre,*) nach abgelegter Berufsprüfung, wieder verließ, um in den praktischen Dienst zurückzutreten.

Unter dem achten September 1846 ist ihm das „Prüfungs- und Qualifikations-Zeugniß als Offizier der Artillerie“ von der Kommission ausgestellt worden, nach welchem er im Durchschnitt sehr gute Kenntnisse bewiesen und „unter lobender Anerkennung seiner vorzüglichen Leistungen“ die Prüfung bestanden hatte.

Se. Majestät der König verlieh dem jungen Prinzen „in Anerkennung seiner rühmlichen Applikation und der in der Prüfung bewiesenen ganz vorzüglichen Kenntnisse“ den St. Johanniter-Orden, zu welcher Gnadenerweisung der Prinz Adalbert in eigenhändigem Schreiben seinen Glückwunsch aussprach.

Eine seltene Auszeichnung, die vor Neuordnung des Ordens hier und da vorkam. Prinz Kraft blieb bis zum Herbst 1850 im Frontdienst, der in damaliger Zeit mit besonderen Schwierigkeiten verbunden war.

Für den Krieg hatte nämlich eine Artillerie-Brigade zu besetzen: drei reitende Batterien, drei zwölfpfündige Batterien, fünf sechspfündige Batterien, eine siebenpfündige Haubitz-Batterie und drei Festungs-Kompagnien, bestand also im Frieden aus zwölf Feld- und drei Festungs-Kompagnien.

*) Dies war damals ganz außergewöhnlich, da für aggregirte Offiziere ein zweijähriger Besuch der Schule vorgeschrieben war.



Diese fünfzehn Kompagnien waren ganz gleichmäßig in drei Abtheilungen, jede zu einer reitenden und vier Fuß-Kompagnien, getheilt, welche letztere den Dienst miteinander in der Weise wechselten, daß jährlich eine andere Feld-Kompagnie Festungs-Kompagnie wurde. Dadurch war die Ausbildung aller Kompagnien innerhalb dreier Jahre im Feld- wie im Festungsdienst zwar eine gleichmäßige, aber eine ebenso schwierige als unzureichende.

Die Friedensetats der Feld-Kompagnien waren sehr verschieden; die reitenden sowie die zwölfpfündigen Kompagnien hatten je vier Geschütze bespannt, mit vierundachtzig bezw. neunundbreißig Pferden; die Fuß-Kompagnien nur zwei Geschütze mit sechzehn Pferden. Die Kopfzahl jeder Kompagnie war Hundertundsieben.*)

Die Ausbildung der Fuß-Kompagnien im Bespanntererziren und damit im Gebrauch derselben im Gelände war daher im höchsten Grade schwierig, denn die beiden leichten Fuß-Kompagnien jeder Abtheilung mußten sich vereinigen, um eine Batterie zu vier Geschützen besetzen zu können; die Ausbildung der Offiziere und Unteroffiziere konnte daher nur eine sehr beschränkte sein.

Prinz Kraft wurde bei seinem Eintritt von dem Brigadier, Obersten v. Ehrhardt, der ersten Fuß-Kompagnie zugewiesen, welche zur ersten Abtheilung gehörte. Abtheilungskommandeur war Major Schach v. Wittenau, Kompagniechef Hauptmann Kehl.

In diesen engen Ausbildungsverhältnissen blieb der Prinz aber nicht lange; er hatte nach einem Sommerhalbjahr mit Schießübung und Manöver, wie bereits erwähnt, am ersten Oktober 1845 zur Artillerie- und Ingenieurschule zu gehen; nach seiner Rückkehr von dort wurde er im Jahre 1847 zur reitenden Artillerie versetzt, was seinen Neigungen viel mehr entsprach und seiner Ausbildung im praktischen Frontdienst besonders zu statten kam.

Der Dienst bei der zweiten reitenden Batterie, bei welcher er jahrelang stand, war unter dem Batteriechef Hauptmann Köhn v. Jaski ein höchst anstrengender, bis in die kleinsten Einzelheiten streng überwachter, aber immer lehrreich und geeignet, Erfahrungen für alle höheren Kommandostellen in der Artillerie zu sammeln.

Es ist in dieser Zeit, von Anfang 1847 bis zum Besuch der Kriegsschule (der jetzigen Kriegsakademie) Februar 1851, der Grund gelegt worden für des Prinzen später bewiesene, genaue Kenntnisse des praktischen Dienstes, sowohl in der Friedensausbildung seiner Truppe als in der Führung derselben gegen den Feind.

*) Genau: ein Feldwebel, ein Portepeefähnrich, ein Kapitänd'armes, elf Unteroffiziere, neun Bombardiere erster, zwei zweiter Klasse, zwei Hornisten und achtzig Kanoniere, zusammen hundertundsieben Köpfe.



Es kamen noch mehrere andere Umstände und außergewöhnliche Lebenslagen zusammen, um einen so jungen Offizier in der Zeit seiner ersten Ausbildung zu großer Selbständigkeit und Festigkeit zu erziehen, seinen Blick für die allgemeinen Verhältnisse im Staate zu schärfen und seine hervorragenden Anlagen zur Erweiterung seiner Kenntnisse zu verwerthen.

Die Märztage in Berlin im Jahre 48 hatten ihm zwar eine direkte kriegerische Thätigkeit nicht gebracht, aber die mannigfachen Berührungen mit aufgeregten Volksmassen, Geistesgegenwart und rasche Entschlußfähigkeit von ihm verlangt, welchen Forderungen er überall zu entsprechen wußte.

Die darauf folgenden siebenmonatlichen Einquartierungen in den verschiedensten Ortschaften, mit stellenweiser vollkommener Unterbrechung jeder Verbindung mit anderen Truppen und den gewohnten Umgangskreisen, brachten von selbst einen so eingehenden und unausgesetzten Dienstbetrieb, daß die Kenntnisse der Ausbildung von Mann und Pferd und der Bedürfnisse des Soldaten unter außergewöhnlichen Umständen erweitert und vertieft wurden und diese Zeit ihm daher entscheidenden Vortheil brachte.

Der Vater des Prinzen Hohenlohe, Prinz Adolph, war als Mitglied des vereinigten Landtages viel in Berlin, bei Hofe eine hervorragend gern gesehene Persönlichkeit und in Verbindung mit den einflußreichsten Männern der Zeit. In dem Winter 1847/48 wurde daher Prinz Kraft mit einer großen Zahl derselben persönlich bekannt, nahm an den politischen Gesprächen bei seinem Vater lebhaften Antheil und schärfte sein Urtheil für die großen Verhältnisse des Staates, was in seinen späteren Stellungen von besonderem Nutzen war.

Auch für die Fortbildung seiner militärischen Kenntnisse, der taktischen wie technischen, war jene Zeit von großer Wichtigkeit. In der Kaserne der Garde-Artillerie hatte sich ein Kreis strebsamer, kenntnißreicher Offiziere verschiedener Waffen während des Winters an bestimmten Tagen zusammengefunden, um das eben erst erfundene Kriegsspiel zu eigener Ausbildung zu betreiben. Unter der sachverständigen und erfahrenen Leitung des Oberstlieutenants v. Falkenstein gewann es für die Förderung der Theilnehmer einen hervorragenden Einfluß, und Prinz Hohenlohe war mit regstem Eifer und gediegenem Verständniß regelmäßiger Theilnehmer.

Zunächst ganz gegen seinen Wunsch wurde er 1849 zur Artillerie-Prüfungskommission kommandirt; er wußte es auch durchzusetzen, daß er bald wieder zur Truppe zurückkam, aber die wenigen Monate im Kreise der Männer, welche ihr ganzes umfangreiches Wissen dem Fortschritt der technischen Einrichtungen der Artillerie gewidmet hatten und durch Versuche und wissenschaftliche Arbeiten alles Neue prüften, hatten doch dem Prinzen infolge seiner Theilnahme an diesen Arbeiten Verständniß für

den Zusammenhang dieser Dinge gebracht und ihn noch in späteren Zeiten angeregt, mit solchen Fragen sich zu befassen und wirksam zu sein.

Auf dem Schießplatz der Kommission zog er sich ein kaltes Fieber schwerer Art zu, wodurch die Fortsetzung des praktischen Dienstes auf drei Monate unterbrochen wurde, um durch Luftveränderung der Krankheit entgegenzuwirken; die vollständige Heilung wurde aber erst im Herbst durch eine Kaltwasserkur erzielt.

Der Prinz hatte fast vier Jahre nach dem Besuch der Artillerieschule im Frontdienst zugebracht; es drängte sich ihm nun die Ueberzeugung auf, daß bei dem gleichmäßigen, eintönigen Verlauf des damaligen Ausbildungsjahres für ihn nicht viel mehr als praktische Gewandtheit zu gewinnen sein würde.

Von dem regen Streben nach weiterer Ausbildung beseelt, faßte er daher den Entschluß, die Kriegsschule (heutige Kriegs-Akademie) zu besuchen, und legte im März 1850 die dazu nöthige Prüfung ab. Die Wiedereröffnung der Schule sollte im Oktober stattfinden, nachdem sie seit 1848 geschlossen gewesen war. Die politischen Verhältnisse aber, welche im November eine allgemeine Mobilmachung nothwendig machten, schoben diesen ins Auge gefaßten Zeitpunkt bis zum 15. Februar 1851 hinaus.

Der Prinz Hohenlohe hatte bei einer Parforcejagd im Grunewald durch einen schweren Sturz sich eine erhebliche Gehirnerschütterung zugezogen, deren Folgen beseitigt waren, als die Mobilmachung ihn zu anstrengender Thätigkeit im Batteriedienst veranlaßte; die besonders schwierigen Verhältnisse, unter denen diese Mobilmachung vorgenommen werden mußte, verbunden mit der großen Selbständigkeit, der er sich dabei erfreuen konnte, gereichten dem Prinzen zu großer Genugthuung; es war gewissermaßen ein erfolgreicher Abschluß der Dienstleistung in der Front für längere Zeit.

Auf der Kriegsschule verfolgte der Prinz mit allen Kräften die gehaltenen Vorträge und versäumte außerdem keine Gelegenheit, seine Kenntnisse noch weiter zu vermehren. Das Privatstudium der Englischen Sprache, das er mit vielem Erfolg schon früher begonnen hatte, setzte er fort. Mit seinem Offizierkorps verkehrte er in alter Weise und betheiligte sich bei dem Garnison-Kriegsspiel um so eifriger, als eine Abnahme an Regsamkeit sich bemerkbar zu machen schien, seit der bisherige Leiter durch Ernennung zum Regimentskommandeur gezwungen war, die Leitung dieses Spiels aufzugeben.

Ganz besonders wichtig wurde für den Prinzen die Fortsetzung des Umganges mit hervorragenden Männern aus den Kreisen der Parlamentarier, die bei seinem Vater verkehrten. Prinz Adolph war den Winter hindurch nunmehr regelmäßig in Berlin; als Mitglied der zweiten Kammer und später des Herrenhauses versammelte er um sich alle maßgebenden Per-

sönlichkeiten, deren politische Gespräche und Verhandlungen den Prinzen wesentlich in der Beurtheilung der staatlichen Verhältnisse und der Behandlung der Tagesfragen förderten, so daß seine politischen Anschauungen in einem für sein Alter außergewöhnlichen Maße reiften. Diesem Umstand darf es zugeschrieben werden, daß der zum Generalinspekteur des Erziehungs- und Bildungswesens ernannte frühere Ministerpräsident General v. Radowitz bei der ersten Bekanntschaft mit dem jungen Sekondlieutenant eine solche Zuneigung zu ihm gewann, daß er ihn in seinen Umgang zog und mit ihm in seinem Hause die eingehendsten Besprechungen über die wichtigsten Fragen unternahm. Ihm ist es auch besonders zu danken, daß Seine Majestät sich bewogen fand, den Prinzen Kraft gleichzeitig mit seinem Bruder, dem Prinzen Friedrich Wilhelm (1. Garde-Ulanen) außer der Reihe zum aggregirten Premierlieutenant zu ernennen (19. April 1853), noch ehe die Kriegsschule die Vorlesungen geschlossen hatte. Diese außergewöhnliche Beförderung hatte den wichtigen Erfolg, daß der Prinz von einem ihn bewegenden schmerzlichen Entschluß zurückkam. Seine Einrangirung in den Etat der Garde-Artillerie-Brigade war nämlich so verspätet und unter so besonderen Verhältnissen erfolgt, daß er nicht glaubte in den Frontdienst zurückkehren zu können, und sich vorgenommen hatte, nach Beendigung des Kriegsschulkursus um seinen Abschied einzukommen. Nunmehr war dieser Schritt hinfällig geworden, um so mehr, als diese Beförderung innerhalb des Regiments und unter Belassung in demselben ein ganz ungewöhnliches Aufsehen machte. Das Abgangszeugniß von der Kriegsschule, welches am 9. November 1853 ausgestellt war, wies elf besondere Belobungen auf, und es wäre nach bisherigem Gebrauch die Verleihung eines Ehrensäbels am Platze gewesen. In diesem Jahre fand aber eine solche Verleihung überhaupt nicht statt, was der Prinz um so mehr bedauerte, als ein Kamerad dreizehn Belobungen, ohne einen Ehrensäbel zu erhalten, sich erworben hatte, und der Prinz des Glaubens war, daß der Wegfall dieser Auszeichnung seinetwegen infolge der außergewöhnlichen Beförderung stattgefunden habe.

Jedenfalls war der Erfolg des Besuches der Kriegsschule ein ganz hervorragender.

Prinz Kraft trat im Juli 1853 zur zweiten reitenden Batterie zurück. Die Verhältnisse in der Brigade hatten sich aber gründlich geändert. Brigadier war Oberst v. Roehl, Batteriechef Hauptmann v. Oertzen geworden. Beide für den Dienst der Batterie maßgebendsten Offiziere waren ihrer ganzen Anlage nach ausschließlich praktische Frontoffiziere, gegen wissenschaftliche Bestrebungen fast ablehnend, streng und derb in der Form. Um so eifriger mußte der von dem wissenschaftlichen Kommando zurückkehrende Offizier bemüht sein, bis in die kleinsten Einzelheiten alle

Dienstobliegenheiten auf das Genaueste zu erfüllen und sich eine Gewandtheit im äußeren Dienst zu erwerben, ohne welche eine Anerkennung dieser beiden Vorgesetzten nicht zu erhalten war.

Es war dem Prinzen mitgetheilt worden, daß, weil er ein Kommando zum topographischen Büreau seiner Augen wegen nicht gewünscht hatte, er auch niemals in den Generalstab kommen könne; statt dessen eröffnete ihm der Chef des Generalstabes, General v. Reyher, schon Ende des Jahres 1853, daß er den Wunsch habe, ihn nach Wien zur Botschaft zu senden, daß der Prinz dies aber bis zur Entscheidung anderweitig nicht mittheilen dürfe.

Die Verhandlungen dauerten sehr lange; noch im Juni 1854 war nichts weiter ihm davon bemerkbar geworden, und es fehlte nicht viel, daß diese ganze Aussicht sich zerschlagen hätte. Er sollte nämlich zu einem Remonte-Kommando nach Preußen abgehen, und ein solches Kommando dauerte damals fünf Monate. Da bekam der Prinz die Masern, der Abmarsch nach Preußen wurde unmöglich, und unmittelbar nach seiner Genesung wurde er (29. Juni 1854) auf ein Jahr zur Gesandtschaft nach Wien kommandirt.

Es ist dieses Kommando als die Grundlage zu der so außergewöhnlich schnellen Laufbahn zu betrachten, in welcher er von Stufe zu Stufe stieg.

Nur einen Tag brauchte der Prinz, um die gewünschte eilige Abreise von Berlin zu bewerkstelligen; außergewöhnliche Umstände und besonders seine taktvolle Entschlossenheit machten es möglich, daß er in Wien nach Verlauf von kaum einer Woche nicht nur alle wichtigen Persönlichkeiten, vom Kaiser an, persönlich kannte, sondern daß er sich auch schon den wichtigsten Arbeiten in seiner Stellung völlig hingeben konnte. Es würde Niemandem, der darauf achtete, entgangen sein, daß die Oesterreichische Armee in voller Bewegung war; aber nichts durfte darüber veröffentlicht werden; Formationen der Truppen, Dislokationen — die ganze innere Organisation der Armee war in vollständiges Dunkel gehüllt, da Alles, was verlautete, falsch war. In Berlin wußte man von diesen Dingen nichts, und in Wien wurde natürlich, trotz des äußerlich freundschaftlichsten Entgegenkommens gegen den jungen Militär-Attaché einer eng verbündeten Macht, von allen Beamteten das größte Schweigen bewahrt. Nichtsdestoweniger gelang es dem Prinzen, noch im Juli eine vollständige Armeeliste mit allen Stärkeverhältnissen, den Garnisonen und der Zusammengehörigkeit in den größeren Truppenverbänden aufzustellen und nach Berlin einzureichen. Preußen hatte mit Oesterreich bei Beginn des Krimkrieges ein Schutzbündniß abgeschlossen (20. April), das eine vollständige Neutralität zum Gegenstande hatte. An dieser Auffassung hielt Preußen fest. Oesterreich dagegen wandte sich im Geheimen den Westmächten zu, mit

denen es am achten August schon ein gemeinsames Vorgehen verabredete. Hohenlohe hatte sich mit seltenem Geschick über alle militärischen Bewegungen der Armee genaue Nachrichten zu verschaffen gewußt, dieselben mit den Armeelisten verglichen und aus der Zusammenstellung Schlüsse auf die Absichten Oesterreichs gezogen, die, nach Berlin mitgetheilt, zunächst auf völlige Abweisung stießen; aber die Vorhersagung, daß Oesterreich gegen Ende August eine Armee von 268 000 Mann im Osten bereit stehen haben würde, um in Rußland einzurücken, stellte sich doch allmählich in Berlin als wahr heraus. Die Anerkennung für den Prinzen blieb nicht aus; er wurde unter Belassung in seinem Verhältniß zum aggregirten Hauptmann im Generalstab (5. Oktober 1854) ernannt. Damit war das Vertrauen zu seinen Berichten offen ausgesprochen, und in dem weiteren Verlauf des Krimkrieges war er es, der von allen Bewegungen der Oesterreichischen Armee sowie von den politischen Absichten und Vorkommnissen die rascheften Nachrichten zu senden verstand.

Nach Eintritt ruhiger Zeiten gelang es ihm, die Bestrebungen Oesterreichs zur Fertigstellung brauchbarer Schießwolle für Kanonenladungen als vergeblich zu erkennen und der eigenen Regierung zu bezeichnen und endlich durch eine militärische Reise in Oberitalien die dortigen Schlachtfelder zu studiren und persönliche Bekanntschaft mit den höchsten Kommandeuren der dortigen Armee anzuknüpfen; es waren dies meist Persönlichkeiten, denen Prinz Kraft 1866 bei Königgrätz unmittelbar gegenüberstehen sollte. Friedrich Wilhelm IV., der die Berichte gelesen hatte, ernannte den Prinzen am 8. Januar 1856 zu seinem Flügeladjutanten. In dieser Stellung konnte der Prinz zeigen, daß feines Taktgefühl, verbunden mit vornehmer Offenheit und unbeugsamer Festigkeit, sich überall die erwünschte Anerkennung erwirbt. Er betrat die Stellung mit dem festen Vorsatz, sich nie etwas zu vergeben oder sich gefallen zu lassen, von wem es auch sei — eher die Stelle aufzugeben. Diese selbständige Denkungsweise machte es ihm bei verschiedenen Gelegenheiten möglich, diesem Vorsatz treu zu bleiben sowie den bei Hofe vorhandenen verschiedenartigen Strömungen die Spitze zu bieten.

Bei dem verhältnißmäßig nicht allzu viel Zeit raubenden Dienst — drei Tage in vierzehn Tagen — versäumte er es nicht, andauernd der Fortbildung in militärischer Hinsicht die größte Aufmerksamkeit zu widmen. Bald nachdem er die Verhältnisse übersehen konnte, wußte er eine Kabinets-Ordre zu erhalten, welche ihm Erlaubniß gab, den Sitzungen der Artillerie-Prüfungskommission beizuwohnen. Damit blieb seine Fortbildung als Artillerist gesichert. Alle Truppenübungen, auch wenn der König dabei nicht anwesend war, verfolgte er mit größter Genauigkeit, sobald eine besondere Förderung nach irgend einer Richtung vorauszusehen war. Den

wichtigen artilleristischen Breschversuchen mit schweren gezogenen Geschützen, die in Schweidnitz längere Zeit in Anspruch nahmen, wohnte er mit regstem Eifer bei, so daß er über deren Wirksamkeit im Festungskriege sich ein genaues Urtheil zu bilden vermochte.

Auch Generalstabsreisen, namentlich unter Reyher, machte er mit, immer mit Fleiß darauf bedacht, zu höheren Stellen sich vorzubilden.

Seine Stellung brachte es mit sich, daß er einen eigentlichen direkten Einfluß auf politische Ereignisse nicht hatte; ein Streben danach vermied er auch gewissenhaft, immer nur bemüht, das zu thun und gut zu thun, was seines Amtes war.

Die sich allmählich entwickelnde Krankheit des Königs verlangte schon geraume Zeit vor dem eigentlichen Ausbruch die größte, aufmerksame Schonung des Monarchen und bestimmte Fernhaltung jeder Aufregung; zur Erfüllung dieser Pflicht allein griff Hohenlohe wohl auch einmal ein, aber niemals anders als in jener ihm pflichtmäßig auferlegten Sorge um den König durch Abwehr.

Während der Reisen nach Tegernsee (Sommer 1858) und dann nach Italien (Winter 1858 bis Mai 1859) machte die stets zunehmende Sorge um die Gesundheit des geliebten Königs aus dem Prinzen einen hervorragenden Krankenpfleger, der im Krankenzimmer das höchste Vertrauen der Königin und der Aerzte sich erwarb, weil er sich den heilsamsten Einfluß auf den Kranken zu verschaffen wußte.

Als Flügeladjutant vom Dienst stand er am Sterbebett des geliebten Königs.

Am zweiundzwanzigsten Juni 1858 war der Prinz nach dreizehnjähriger Dienstzeit bereits Major geworden; ein ganz außergewöhnlich rasches Vorschreiten. In demselben Jahr (21. Dezember 58) wurde er zum Kommandeur der Leib-Gendarmerie ernannt und erhielt damit den Rang als Regimentskommandeur.

Auch in den letzten Jahren als Flügeladjutant des Königs Friedrich Wilhelm IV. hat er die dienstfreien Tage gewissenhaft nach jeder Richtung benutzt, um in steter Verbindung mit den Fortschritten in der Artillerie zu bleiben. Es war die Zeit, in welcher das System der gezogenen Geschütze aus den langjährigen Versuchen und Arbeiten der Artillerie-Prüfungskommission als endlich vollendet hervorging. Als Festungsgeschütz hatte sich die Erfindung bereits in Schweidnitz bewährt; im Sommer 1860 wurden unter den Augen des Prinz-Regenten erweiterte Breschversuche in Jülich vorgenommen, denen auch Prinz Hohenlohe beiwohnte, und welche die Erfahrungen aus Schweidnitz bestätigten und vervollständigten, so daß die Frage der Einführung dieser Geschütze in den Festungskrieg als abgeschlossen betrachtet werden konnte. Für den

Feldkrieg aber war dies noch immer nicht der Fall. Unter den alten Artilleristen (v. Hahn, v. Roehl und Anderen) gab es noch viele Gegner der neuen Waffe; Prinz Hohenlohe, der allen Einrichtungen und Versuchen verständnißvoll gefolgt war, der die gezogenen Systeme anderer Staaten genau studirt hatte, griff 1860 in die Bewegung zur Klärung dieser Frage mit vier Vorträgen, die auf Anregung des Prinz-Regenten gedruckt wurden, zu Gunsten des erprobten Systems ein, und die dienstmäßige Einführung ließ nicht mehr auf sich warten.

Die Arbeit*) wurde nur zur Mittheilung an Offiziere der Preußischen Artillerie gedruckt und veröffentlicht.

Außer diesen Vorträgen in der Garde-Artilleriekaserne hatte sich das Kriegsspiel daselbst wieder von Neuem belebt, seitdem der zum Generalmajor beförderte Vogel v. Falckenstein die Leitung wieder übernommen hatte; selbstverständlich war der Prinz ein ebenso eifriger wie fördernder Theilnehmer an diesen Versammlungen.

Nach dem Tode des Königs Friedrich Wilhelm IV. und nach Beendigung des Trauervierteljahres, also am ersten April 1861, traten die dienstthuenden Flügeladjutanten, und mit ihnen Prinz Hohenlohe, in den Dienst des Königs Wilhelm; die dadurch herbeigeführte größere Zahl von Adjutanten und der Umstand, daß der Dienst hier meist nur bis kurz nach Mittag, etwa bis zwei oder drei Uhr, dauerte, bewirkte, daß vielfach Zeit und Gelegenheit blieb, eigenen Beschäftigungen nachzugehen, was der Prinz nicht versäumte durch Fortsetzung seiner Studien auszunutzen. Wesentliche Förderung fand er an der Seite des Monarchen durch die strengen Besichtigungen und lehrreichen Beurtheilungen, die derselbe fast das ganze Jahr hindurch vornahm. Bis in die kleinsten Einzelheiten hinein sah das scharfe Auge des Königs jeden Fehler, ebenso bei den Uebungen des Frühjahrs, wo es sich um die strengste Befolgung des Reglements handelte, als im Herbst, wo es auf die Führung im Gelände ankam; die ruhige, scharfe, stets genau treffende Besprechung des Fehlers enthielt immer auch die Hinweisung auf das Richtige, so daß Theilnehmer wie Zuhörer gleichmäßig gefördert wurden. In dieser Beziehung war die Thätigkeit des Königs rastlos über die ganze Monarchie ausgebreitet; die Erziehung der eben erst fast verdoppelten Armee nach Seinem Willen war die erwünschte und erfolgreiche Frucht dieser Arbeit, von der die unmittelbare Umgebung zu allererst den größten Nutzen zog.

Bis zum Frühjahr 1864, also drei volle Jahre, blieb Prinz Kraft in dieser Stellung; es waren dies die Jahre der Vorbereitung für die welterschütternden Ereignisse von 1866 und 1870, die für den der maß-

*) Das gezogene Geschütz, von Kraft Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen. Berlin 1860. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei von Decker.



gebenden Stelle so nahe stehenden Adjutanten eine ungemessene Fülle seltenster Erfahrungen und bedeutsamster Begegnungen mit sich brachten. In politischer Beziehung kämpfte die Regierung mit dem demokratischen Abgeordnetenhause um die Neuschaffung der Regimenter (Konfliktszeit). Der Vater des Prinzen Kraft wurde Präsident des konservativen Ministeriums, in welcher Stellung ihm, nach nicht ganz einem Jahre, Herr von Bismarck-Schönhausen folgte; es kamen die Verhandlungen und Maßnahmen wegen des Polnischen Aufstandes, die unausgesetzten Arbeiten wegen einer neuen Verfassung Deutschlands, mit dem Fürstenkongreß in Frankfurt a. M., dem der König beizuwohnen beharrlich verweigerte; ebenso wie er die Annäherungen Napoleons, dessen Deutschfeindliche Absichten errathend, auf das Bestimmteste zurückwies.

Ereignisse, wie der Mordversuch gegen den König in Baden, die Krönung in Königsberg mit den nachfolgenden Festen in Berlin und Breslau, der Besuch des Kaisers Franz Joseph in Gastein, des Kaisers Napoleon in Baden, die großen Kaisermanöver am Rhein und in der Mark und viele andere Begebenheiten fanden in dieser Zeit statt, bei denen der Prinz als dienstthuender Flügeladjutant unmittelbar Zeuge war, so daß diese drei Jahre unvergleichlich große Bereicherung seinem inneren Leben durch die gewonnene Personalkenntniß der bedeutendsten Männer aller Länder gebracht haben. Durch die Gnade seines Königs wurde ihm aber noch sein größter Wunsch erfüllt; er durfte dem Kriege gegen Dänemark, dem ersten, den Preußen seit langen Jahren führte, wenigstens als Zeuge für einige Zeit beiwohnen; er wurde im Januar 1864 in das Hauptquartier des Feldmarschalls v. Wrangel mit dem Auftrage gesendet, dem Könige über Alles Bericht zu erstatten. Der Prinz Hohenlohe traf am siebenundzwanzigsten Januar 1864 im Hauptquartier in Hamburg ein, wo ihn der achtzigjährige Feldmarschall, der einen Berichterstatter bei der Armee nicht gern sah, nicht gerade aufs Freundlichste empfing. Chef des Generalstabes der Armee war General Vogel v. Falckenstein; Generalquartiermeister Oberst v. Podbielski; im Generalstabe u. A. Major Stiehle. Der Aufmarsch der Armee war vollendet; vor dem Einmarsch in Schleswig wurde am neunundzwanzigsten Januar das Hauptquartier nach Bordesholm, am einunddreißigsten Januar nach Jevenstädt verlegt, der Feldzug am ersten Februar eröffnet.

Das erste Korps unter Prinz Friedrich Karl hatte den rechten Flügel, das zweite unter Feldmarschall-Lieutenant Baron v. Gablenz die Mitte, das dritte, die kombinirte Garde-Division, unter Generallieutenant v. der Mülbe den linken Flügel; Prinz Hohenlohe marschirte in dem Hauptquartier mit dem zweiten Korps; als am zweiten Februar abends die Nachricht von der vergeblichen Beschießung bei Missunde eintraf, erbat

er sich für den anderen Morgen die Erlaubniß, dorthin reiten zu dürfen und die Verhältnisse selbst in Augenschein zu nehmen. Beim Wegreiten hatte er Kanonendonner gehört und geglaubt, daß dieser von Osten, von der Armee des Prinzen Friedrich Karl, herkäme, aber dort traf er Alles in Ruhe, so daß er bald zurückritt und beim Hauptquartier rechtzeitig eintraf, um das Gefecht der Oesterreichischen Brigade Gondrecourt bei Ober- und Nieder-Selk noch mitmachen zu können. Hier hatte der Prinz die Eindrücke erlebt, welche das erste Gefecht auf den Soldaten auszuüben pflegt, den ungestümen Drang nach vorwärts, dem er sich voll hingeben konnte, da er die Oesterreichischen Jäger bei der Erstürmung Ober-Selks und des Königsberges begleitete.

Es war dies des Prinzen Feuertaufe.

Alle Vorbereitungen für das weitere Vordringen der Armee am Sechsten waren getroffen; Prinz Friedrich Karl sollte bei Arnis über die Schlei gehen, dann von Norden auf Missunde und Schleswig gegen die linke Flanke der Dänen vorstoßen, um diese aus ihrer Stellung in den Danewerken herauszutreiben, da traf von den Vorposten am sechsten Februar morgens im Hauptquartier die überraschende Nachricht ein, daß die Dänen ohne einen Schuß die Schanzen geräumt hätten. Es kam nun darauf an, auf die schnellste Weise den Marsch des Prinzen Friedrich Karl zu verhindern und ihm sofort die nächste Richtung auf Flensburg anzuweisen; blieb doch dadurch die Möglichkeit, von den auf dem Rückzuge befindlichen Dänen einen großen Theil noch abzuschneiden. Diesen wichtigen Befehl über die Veränderung der Marschrichtung rechtzeitig zu überbringen, übernahm nun Prinz Hohenlohe und hat dies in bewunderns-würdiger Weise, mit Zähigkeit und größter Rücksichtslosigkeit trotz der unüberwindlich scheinenden Hindernisse so glücklich ausgeführt, daß er die Brücken bei Arnis mit der Spitze der Armee gleichzeitig überschreiten und dem Prinzen Friedrich Karl alle veränderten Marschbefehle noch recht-zeitig geben konnte.

Mit Hohenlohe erreichte zwar die Preußische Kavallerie am siebenten zuerst Flensburg; der Feind war aber schon abgerückt. Das Gefecht der Oesterreicher bei Oeversee am Sechsten hatte der Prinz daher nicht mit-machen können. Er suchte zwar jede Gelegenheit, bei allen Zusammen-stößen mit dem Feinde anwesend zu sein, immerhin waren es aber nur unbedeutende Gefechte, von denen er Augenzeuge war. So traf er bei einem Erkundungsritte gegen die Düppeler Schanzen die Gelegenheit, den Vorpostengefechten bei Nübel und Satrup am zehnten Februar beizu-wohnen und am sechsundzwanzigsten Februar bei dem Vormarsch der Garde-Division von Kolding aus an dem Zurückdrängen der Vortruppen von Friedericia bis dicht an die Festung theilzunehmen. An diesem Tage

hatte er auch das Kommando über sechsundzwanzig Geschütze auf Antrag des Generals v. der Mülbe übernommen. Mehrfach waren ihm auch vom Feldmarschall Aufträge ertheilt, die er sich bereit erklärt hatte auszuführen, wie z. B. die Erkundung von Artilleriestellungen gegen Aarö und gegen den Kleinen Belt zur Beherrschung des Fahrwassers zwischen Fanö und dem Festlande. Die letzte Stellung bei Stenderup wurde unter seiner Leitung auch mit einer sechspfündigen Garde-Batterie besetzt und kam bald in Thätigkeit.

Am fünfzehnten März kam die Kabinets-Ordre, die ihn nach Berlin zurückberief, unter der Weisung, über Gravenstein zu gehen, um dort den Stand der Angriffsarbeiten gegen die Düppeler Schanzen noch kennen zu lernen und darüber zu berichten. Nach Eintreffen des Nachfolgers im Hauptquartier verließ der Prinz dasselbe am achtzehnten März. Noch bis zum vierten April blieb er in Gravenstein; er erlebte als Zeuge dort den Beginn des Feuers der Gammelmark-Batterie, die Vorbereitungen für Erbauung der Ersten Parallele und die Eröffnung derselben und des Feuers der darin angelegten Batterien; er nahm theil an der wegen des Sturmes vollständig mißglückten Unternehmung, von Ballegard aus über die Alsenförde zu gehen und von da nach Augustenburg vorzubringen.

Am fünften April morgens zehn Uhr stand er bereits wieder Point bei einer Fußparade Unter den Linden, im Dienst als Flügeladjutant, aber um wie viel reicher an kriegerischen Erfahrungen.

Er hatte sich gewöhnt, alle Maßnahmen der Vorgesetzten, alle Gepflogenheiten der Truppen allein nach ihrer Kriegsmäßigkeit zu prüfen, zu beurtheilen und bezw. zu verurtheilen; der langen Friedensgewohnheit schrieb er immer die beobachteten Fehler in Leitung und Ausführung zu und erprobte an sich selbst die Möglichkeit, dieselben zu vermeiden.

Körperlich ertrug er die außergewöhnlichen Unbilden eines ungemein strengen Winters mit demselben unzerstörbaren Gleichmuth, mit dem er oft die dürftigste, den Hunger nicht stillende Nahrung oder die Härte des Lagers auf Stroh überwand und solcher Lage niemals Einfluß gestattete auf die Erfüllung seiner Pflichten, sei es in Ausführung weiter Ritte zur Erkundung des Geländes oder des Feindes, sei es bei Abfassung von Tagesberichten an den König, in tiefer Nacht, in einer kalten Scheune, ohne gegessen zu haben.

Treue Pflichterfüllung und strenge Festhaltung großer Gesichtspunkte zeichneten den Prinzen aus, der es trotz seiner eigentlich nur beobachtenden Stellung verstand, Einwirkung zu gewinnen auf die Hebung des Selbstgefühls einzelner Truppen und Personen in zweifelhaften Kriegslagen, und wesentlich dazu beitrug, in die durch verschiedenartige Auffassung der Gefechtserfolge gefährdete Einigkeit der Verbündeten die so nothwendige

Uebereinstimmung in den Handlungen zurückzubringen. So war der Einfluß des Prinzen auf dem Kriegstheater selbst unverkennbar und zeigte sich ferner durch die Beachtung, welche seine Berichte an Allerhöchster Stelle fanden, so daß ihnen vielfach Folge gegeben wurde.

Ganz in alter Weise trat nun Prinz Hohenlohe in den Dienst als Flügeladjutant zurück, in welchem er Gelegenheit fand, eine für die Artillerie hochwichtige Entscheidung herbeizuführen. General v. Hindersin war zur Betreibung der Belagerung der Düppelstellung dorthin gesendet, gerade zu der Zeit, wo Hohenlohe nach Berlin zurückmußte; er hatte dort, ebenso wie der Prinz, die Ueberzeugung gewonnen, daß die gezogenen Geschütze den glatten so weit überlegen waren, daß deren Beschaffung für Preußen die höchste Nothwendigkeit sei. Der General-Inspekteur General v. Hahn war ein fest überzeugter Gegner der gezogenen Geschütze und verwarf alle Vorschläge, welche der zum zweiten Generalinspekteur ernannte General v. Hindersin einreichte. Hohenlohe war es nun, welcher den König veranlaßte, gelegentlich auf dem Artillerie-Schießplatz den General v. Hindersin direkt zum Vortrag aufzufordern, und da der zur Stelle befindliche General v. Roon, der für die gezogenen Geschütze bereits gewonnen war, erklärte, daß das Geld zur Beschaffung vorhanden sei, so befahl der König die sofortige beschleunigte Anfertigung von dreihundert vierpfündigen gezogenen Kanonen. Für Preußen war damit die Frage gelöst.

General v. Hahn nahm kurze Zeit darauf seinen Abschied und befahl, daß bei seinem Tode, der sehr bald eintrat, nur glatte Geschütze den Ehrensalut über seinem Grabe geben dürften, auch ein Zeichen der heftigen Gegnerschaft gegen die neuen Geschütze.

Ganz überraschend wurde Prinz Kraft am fünfundzwanzigsten Juni 1864 zum Kommandeur des Garde-Feldartillerie-Regiments ernannt. Mit der Ernennung gleichzeitig (sechzehnten Juni 1864) trat eine Neuordnung der ganzen Artillerie ein. Es wurde jede Artillerie-Brigade in ein Feld- und ein Festungsartillerie-Regiment eingetheilt; die bisherigen Brigadiers (Regimentskommandeure) erhielten den Rang als Brigadekommandeure, die Inspekteure den der Divisionskommandeure.

Bewaffnung und Eintheilung blieben vorläufig noch dieselbe (1 reitende, 3 Fuß-Abtheilungen, 14 Batterien, von denen nur vier gezogene waren), änderten sich aber durch allmähliche Einführung gezogener Geschütze derart, daß seit dem März 1866 das Regiment aus fünf glatten zwölfpfündigen, vier gezogenen sechspfündigen und sechs gezogenen vierpfündigen Batterien bestand. Prinz Hohenlohe trat sein Amt unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen an. Die Neuordnung der Artillerie hatte bewirkt, daß sämmtliche Abtheilungskommandeure versetzt waren. Das neue Regiment hatte sich ein neues Büreau zu schaffen, da alle Akten bei der Brigade geblieben

waren, und der Prinz hatte nie in einem Büreau gearbeitet; dabei mußte er den erkrankten Brigadekommandeur vertreten, viele Dienstzweige, wie die Verwaltung, ganz von Grund aus in sich aufnehmen und andere, die er, wie die materiellen und persönlichen Angelegenheiten, völlig beherrschte seinen Ansichten entsprechend in neue Wege leiten. Aber der junge Kommandeur verstand es, durch seine anregende und erfrischende Art und Weise dem gesammten Offizierkorps eine Dienstauffassung und Dienstkenntniß einzuflößen, durch welche es befähigt wurde, die durchgreifendsten Verbesserungen zum Nutzen der ganzen Waffe ins Leben zu rufen.

Der gesammte Ausbildungsdienst wurde mit unermüdlicher Arbeitskraft seinen Ansichten entsprechend von Grund aus Aenderungen unterzogen. Den Unterricht im Reiten und Bespanntererziren übertrug er dem vorzüglichen Reiter, Major v. Langen, Kommandeur der Reitenden Abtheilung, der zunächst eine gründliche Durchbildung der Offiziere im Reiten sich angelegen sein ließ; der Prinz nahm persönlich an diesem Unterricht theil und spornte durch sein Beispiel den Eifer und die Liebe jedes einzelnen Offiziers für diesen Dienstzweig mächtig an. Dadurch wurden die Reitlehrer der Unteroffiziere und durch diese die der Fahrer ausgebildet, so daß der gesammte Reitdienst in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu ungeahnter Höhe erhoben wurde.

Die Ausbildung der Mannschaften in ihrer militärischen Haltung änderte er völlig nach dem Beispiel einer Garde-Infanterie-Kompagnie durch Einführung der Gymnastik, damit einen Erfolg erzielend, der Se. Majestät den König bei der nächsten Frühjahrsparade zu besonderem Lobe veranlaßte.

Den artilleristischen Dienst beherrschte der Prinz in einer Weise wie kein Anderer; er war nicht nur gründlichster Kenner der Einrichtung der gezogenen Geschütze, sondern auch Meister in ihrem Gebrauch; als solcher verstand er es auch, die Ausbildung aller Grade folgerichtig zu leiten! Aus eigener Bewegung änderte er die bisher nach gewissem Schema betriebenen Schießübungen ab, um den Gebrauch und die Verwendung der gezogenen Geschütze zum Gemeingut zu machen. Der neue Generalinspekteur, General v. Hindersin, ging auf diese Neuerungen bereitwilligst ein und gab sie als Vorschriften für die gesammte Artillerie, welche dadurch eine gleichmäßige und gründliche Vorbildung für den Krieg erhielt.

Immer und überall diesen Zweck im Auge behaltend, unternahm der Prinz vom Herbst 1864 ab mit seinen Offizieren weite Ritte in die Umgegend mit untergelegter taktischer Idee, zur Lösung von Aufgaben nach dem Muster der Generalstabsreisen; die Ritte wurden regelmäßig fortgesetzt, sie bildeten ein hervorragendes Mittel, sämmtliche Offiziere

für den Krieg vorzubereiten, indem die richtige Beurtheilung des Geländes zum besten Gebrauch der Geschütze bald Gemeingut aller Theilnehmer wurde.

Auch die Verwaltung der reichen Bestände des Regiments unterzog er einer durchgreifenden Aenderung. Zuerst in der Absicht, selbst zu lernen, untersuchte er Bestände und Bücher auf das Genaueste, wobei seinem scharfen Blick nicht entgehen konnte, daß die bisher geübte Gewohnheit einer übergroßen Sparsamkeit durchaus falsch sei. Das Regiment zeigte sich auf der Straße und im Dienst in unvortheilhafter Weise, obwohl sich reiche Bestände auf allen Kammern vorfanden.

Strenge Ordnung und Eintheilung alles Vorhandenen in verschiedene Garnituren und genaue Bestimmung, zu welchen Gelegenheiten jede getragen werden dürfe, hatte mit einem Schlage den Erfolg, daß das Regiment gleichmäßig und überall zweckentsprechend bekleidet war; freilich gehörte dazu die erste große Arbeit der Beurtheilung jedes einzelnen Stückes und Einordnung in die entsprechende Garnitur und dann die strenge Ueberwachung, daß nirgend und niemals ein Eingreifen in höhere und bessere Stücke durch Einzelne mehr vorkam. Prinz Kraft unterzog sich selbst der ersten Arbeit und wußte für die Ueberwachung alle Vorgesetzten anzuregen, so daß seine Absichten von den besten Erfolgen gekrönt wurden.

Nachdem durch die gewissenhafte Befolgung und Durchführung seiner Ideen während der ersten Jahre sehr bedeutende und auffällige Verbesserungen erzielt waren, legte der Prinz für das Regiment seine Absichten in Aufsätzen nieder, welche zur Befolgung den verschiedenen Graden übergeben wurden. Es entstanden dadurch folgende Arbeiten:

Ideen über elementares Exerziren der bespannten Feld-Artillerie. Ideen über Heranbildung der Offiziere;

Direktiven über den Gang der Elementarausbildung der Feld-Artillerie beim Garde-Feldartillerie-Regiment;

Die Egeria der heiligen Barbara, ein Vortrag, welcher die Verwendung der Schußtafeln zum Gegenstande hatte.

Auf diesem Wege war eine Stetigkeit des Ausbildungsganges und die Feststellung der Pflichten jedes Einzelnen, vom ältesten Offizier bis zum jüngsten Kanonier erzielt, wodurch eine wesentliche Erleichterung des Dienstes überall platzgriff.

Dazu kam, daß der Prinz in ganz hervorragender Weise es verstand, die Liebe zum Dienst und den Eifer jedes Einzelnen zu beleben sowie durch sein Beispiel zu wirken, so daß trotz aller grundsätzlich gewahrten Selbständigkeit aller Organe sich doch Jeder bemühte, auf die Ansichten des Kommandeurs einzugehen und sie zu stützen, wodurch ein ausgezeichneter Erfolg nach jeder Richtung erzielt wurde.

Neben diesen dienstlichen Arbeiten versäumte der Prinz nicht, den Zusammenhang im Offizierkorps auch gesellschaftlich zu fördern; nach Kriegsspiel und wissenschaftlichen Vorträgen, also meistens zweimal in der Woche, fanden stets zwanglose kameradschaftliche Vereinigungen statt, bei denen anwesend zu sein dienstlich Niemand verpflichtet wurde, die aber wegen heiterer und stets anregender Unterhaltung große Anziehungskraft ausübten, was der zahlreiche Besuch bestätigte. An einem dritten Abend wöchentlich spielte die Musik im Kasino, und der Prinz richtete es so ein, daß stets eine Woche um die andere die Offizierdamen an diesen musikalischen Abenden theilnahmen und dieselben durch ein Tanzvergnügen beschlossen. Bei der besonderen Sorgfalt, diese Vereinigungen einfach und billig zu gestalten, trugen sie wesentlich dazu bei, nicht nur die Einigkeit im Offizierkorps zu fördern, sondern auch die jungen Offiziere an gemeinschaftliches Zusammenleben zu gewöhnen, sie kostspieligen Vergnügungen zu entfremden und auf diese Weise zu bewirken, daß das Hazardspiel völlig aufhörte. Prinz Hohenlohe wies im späteren Leben mit Befriedigung darauf hin, daß während der Zeit, in welcher er das Regiment führte, nicht ein Offizier wegen Schulden seine Laufbahn hatte aufgeben müssen, immerhin für Berlin ein höchst anerkennenswerther Erfolg.

Mitten in allen diesen friedlichen Arbeiten, gerade bei einer Besichtigung durch den Brigade-Kommandeur, traf am neunundzwanzigsten März 1866 der Befehl ein, daß das Regiment die Batterien auf Kriegsstärke zu setzen habe, vorläufig ohne Bespannung der Kolonnen, aber mit Errichtung einer vierten reitenden Batterie, so daß statt sechs reitender Batterien zu vier Geschützen vier Batterien zu sechs Geschützen ausrücken sollten.

Durch eine genau vorbereitete sowie gründlich überlegte Eintheilung des sehr umfangreichen Mobilmachungsgeschäftes machte der Prinz es möglich, daß der Ausbildungsdienst seinen Fortgang haben konnte, um die eintreffenden Reservemannschaften an den gezogenen Geschützen sofort auszubilden, die neueingestellten Pferde, die durch freihändigen Ankauf beschafft waren, an den Zug, namentlich in ausgedehnten Märschen und langen Trabübungen zu gewöhnen, um sie, mit Ausschluß aller schwierigen Friedensbewegungen für die Erfordernisse des Krieges gründlich vorzubereiten. Am achtzehnten April war dieses Geschäft beendet; am sechsten Mai wurde die vollständige Mobilmachung befohlen, also die Bespannung der neun Munitionskolonnen u. s. w., und am zwölften Mai stand das ganze Regiment, sechsundneunzig Geschütze und hundertsechzig Wagen, zur Besichtigung durch Seine Majestät auf dem Tempelhofer Felde bereit. Der Prinz führte ein vollständig kriegsmäßiges Exerziren des Regiments vor, was mit einer Angriffsbewegung der reitenden Abtheilung in stärkster

Gangart schloß; es folgte ein Parademarsch im Trabe, eine gewiß seltene Leistung der eben erst zusammengestellten Batterien. Der König sprach sich in höchstem Maße befriedigt über den Zustand des Regiments und seine Vorführung aus.

Der Ausmarsch wurde für den vierten Juni befohlen; das Gardekorps gehörte zur Armee des Prinzen Friedrich Karl und sollte sich in Friedensmärschen in der Gegend von Kottbus sammeln.

Das Garde-Feldartillerie-Regiment war nach der Ordre de Bataille folgendermaßen eingetheilt:

Die erste Fuß-Abtheilung (Major Bychelberg) war der ersten Garde-Infanterie-Division (Generallieutenant Hiller v. Gaertringen), die dritte Fuß-Abtheilung (Major Baron v. der Goltz) der zweiten Garde-Infanterie-Division (Generallieutenant v. Plonski) zugetheilt, die zweite Fuß-Abtheilung (Oberstlieutenant Miesitscheck v. Wischkau) und die vierte Reitende Batterie (Hauptmann v. Prittwitz u. Gaffron) bildeten die Reserveartillerie unter dem Befehl des Prinzen Hohenlohe, dem ebenfalls die Munitionskolonnen-Abtheilung (Hauptmann v. Glasenapp) unterstellt war.

Zu seiner direkten, unmittelbaren Verfügung standen dem Prinzen nur fünf Batterien zu Gebote; außer der bereits erwähnten vierten reitenden Garde-Batterie noch die 2. sechspfündige (Hauptmann v. Heineccius), die 4. sechspfündige (Hauptmann v. Werder), die 2. vierpfündige (Hauptmann v. Mutius), die 4. vierpfündige (Hauptmann v. Schweinichen).

Mitte Juni trat das Gardekorps zur zweiten Armee (befehligt von Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen) über und wurde mittelst Eisenbahn nach Brieg geschafft; die erste und zweite Reitende Batterie verblieben beim Kavalleriekorps des Prinzen Albrecht, also bei der ersten Armee, die dritte Reitende Batterie war der ersten Garde-Kavallerie-Brigade zugetheilt worden.

Diese Eintheilung der Artillerie entsprach den vielfach vorgetragenen Ansichten des Prinzen durchaus nicht. Sein Streben nach einer geschlossenen Verwendung der gezogenen Batterien konnte keine Erfüllung finden, da die Infanterie-Divisionen ihre Artillerie wieder theilten, je eine Batterie dem Gros und der Avantgarde, zwei der Reserve zuwiesen, so daß die Entfernungen auf dem Marsch schon eine gleichzeitige Kraftentwickelung unmöglich machten. Eine solche Zersplitterung führte daher nothwendig zu dem allmählichen Eintreten der Batterien in das Gefecht, welches der Prinz stets bekämpft hatte.

Die Reserveartillerie war ferner, den bestehenden Anschauungen entsprechend, als ein die letzte Entscheidung herbeiführender Truppenkörper betrachtet, deshalb in der Marschordnung hinter beiden Divisionen, also hinter dem ganzen Armeekorps, eingegliedert; die einzige geschlossen mar-

schirende Artilleriemasse befand sich mitunter einen vollen Tagemarsch hinter der Spitze.

Dazu kam, daß das Ineinandergreifen der verschiedenen Waffen im Frieden nicht geübt war, die Führer sich nicht gewöhnt hatten, bestimmte Befehle der Artillerie zugehen zu lassen, so daß diese mit den Absichten der Führung meist nicht genügend vertraut waren. So sehr der Prinz sich auch bemühte, war es ihm doch unmöglich, auf die Aufstellung der Marschordnung einen abändernden Einfluß zu gewinnen; bei den am sechzehnten Juni beginnenden Feindseligkeiten und den Märschen über die Oesterreichische Grenze am fünfundzwanzigsten Juni mußte er die damit verbundenen Nachtheile ertragen.

Die Gefechte der Garde-Divisionen am achtundzwanzigsten Juni bei Soor, am neunundzwanzigsten bei Königinhof hatte die Reserveartillerie trotz aller Anstrengungen des Prinzen, vorzukommen, nicht mitmachen können. Nach einem Marsch von sechs Meilen in gebirgigen Geländen konnten die fünf Batterien während einer Ruhepause von den Höhen bei Kostelet nur den Donner der Kanonen von Soor und Skalitz her hören; der Marsch wurde nachmittags noch bis an den jenseitigen Ausgang der Defileen von Eipel und Ober-Raatsch fortgesetzt. Der Prinz konnte nur für seine Person am späten Nachmittag des neunundzwanzigsten Juni bis in zwei Batterien der Divisionsartillerie vordringen, die noch im Feuer gegen Königinhof standen, aber zu einer Zeit, als das Gefecht so gut wie entschieden war. Nach Beendigung desselben erkundete er zwar noch nach vorwärts das Gelände für Artilleriestellungen bei einem zukünftigen Uebergang über die Elbe; derselbe geschah aber erst einige Tage später ohne Kampf, da der Vertheidiger sich bereits zurückgezogen hatte.

Die Reserveartillerie hatte nunmehr den Anschluß an die zweite Garde-Division erreicht, welche bei Rettendorf biwakirte; in demselben Biwak blieben die Truppen drei Tage, bis zum dritten Juli. Bei dem Vormarsch an diesem Tage hatten Theile der ersten Garde-Division, die ganze zweite Garde-Division und die Reserveartillerie die Brücke über die Elbe bei Königinhof zu überschreiten; mit äußerster Entschiedenheit setzte der Prinz Hohenlohe beim kommandirenden General es durch, daß die zweite Garde-Division angewiesen wurde, die Reserveartillerie vorbei zu lassen, was dem Kommandirenden zu befehlen, der Division zu befolgen sehr schwer gefallen ist — aber an dieser mühsam errungenen Erlaubniß hing viel von dem Geschick des Tages; die Divisionsartillerie, bei der hier die Reserveartillerie vorbeitrabte, kam erst zwischen vier und fünf Uhr auf das Schlachtfeld, zu einer Zeit, wo der endliche Ausgang des Tages bereits so gut wie entschieden war.

Bei den durchweichten Wegen hatte Prinz Hohenlohe seinen Batterien die größten Kraftanstrengungen aufzuerlegen, nur um die Infanterie der ersten Garde-Division einzuholen und bei deren Gros vorüber zu kommen. Der Prinz selbst begab sich vorauseilend zu dem Stabe des kommandirenden Generals und des Oberkommandos auf der Höhe von Chotieborek und erhielt hier die Anweisung des Kronprinzen, den großen Baum auf der Höhe von Horenowes rechts lassend, das Gefecht möglichst rasch zu eröffnen, damit die erste Armee das Eingreifen der zweiten bemerken könnte. Sofort gab der Prinz die nöthigen Befehle, wählte selbst die einzuschlagenden Wege und ließ nach Ueberschreitung der Trotinka-Brücke schon unter dem Feuer der Oesterreichischen Artillerie die Batterien aufmarschiren und das Feuer in einer ersten Stellung etwa tausend Schritt nordwestlich von Frantow eröffnen. Es war etwas nach zwölf Uhr. Es zeigte sich bald, daß die kommandirte Entfernung von zweitausendfünfhundert Schritt viel zu klein war, ein Vorgehen wurde daher sofort vom Prinzen veranlaßt und die zweite Stellung südöstlich Wrchownitz genommen, die sich als neunzehnhundert Schritt herausstellte.

Die Oesterreichische Artillerie räumte sehr bald ihre Stellung; die erste Garde-Division stürmte unaufhaltsam vorwärts, nahm das Dorf Horenowes und die Höhe von Horenowes östlich davon, so daß die Reserveartillerie abermals aufprotzen und eine dritte Stellung dicht bei Horenowes nehmen mußte. Der Weg zeigte sich äußerst schwierig; ein feuchter Wiesengrund war zu durchschreiten, dann ging es steil bergan in weichem Boden, um die Höhe zu erreichen. Es war einunddreiviertel Uhr. Die erste Gardedivision sammelte sich im Grunde zwischen Horenowes und Masloweb, nahm dieses Dorf trotz des scharfen Feuers aus den Verschanzungen bei Nedelist und Chlum, welche mit hundertundvier Geschützen besetzt waren. Neun Bataillone Garde unternahmen in breiter, aufgelöster Front den Sturm auf diese Stellung, und er gelang in ununterbrochenem Siegeslauf. Der Prinz führte zur Unterstützung der Infanterie die gesammte Reserveartillerie, welcher sich auch die Batterien der ersten Division anschlossen, vorwärts in eine Hauptstellung an dem Wege von Masloweb nach Nedelist; der Anmarsch war ganz ungemein schwierig, steile Berge und Schluchten, Lehmgruben und Steinbrüche zwangen zum Abbrechen oder zum Theilen der Batterien und legten Pferden und Menschen die größten Anstrengungen auf; aber sie wurden überwunden und das Feuer gegen hundertachtundzwanzig Geschütze eröffnet, welche, völlig eingeschossen, die aufmarschirenden Batterien empfingen.

Es war zweieinhalb Uhr. Die Entfernung betrug dreizehn- bis vierzehnhundert Schritt; das feindliche Feuer schwieg bald, die Geschütze der Oesterreicher fuhren ab, die 1. Garde-Division hatte die Stellung erobert.

Der Prinz wünschte eine jetzt eintretende Gefechtspause zur Erfrischung der Pferde benutzen zu können, aber der Brigadekommandeur, General Colomier, sandte Befehl, sofort in eine Stellung bei Chlum einzurücken; die unaufhaltsam vordringende Garde-Infanterie hatte auch Rosberitz genommen.

Die Ausführung des Befehls war sehr schwierig; die Hemmnisse des Bodens, die steilen Höhen und weichen Wege, waren eben so schwer, wie vorher. Der Anmarsch wurde durch einen Angriff Oesterreichischer Husaren von Cistowetz her aufgehalten, aber ohne besonderen Verlust mit Kartätschen abgewiesen. Ein zweiter Zeitverlust im Anmarsch entstand, als die vorrückende Artilleriemasse gerade im Grunde plötzlich eine Salve von einem auf dem Rückzuge begriffenen Oesterreichischen Bataillon erhielt und, einen Angriff vermuthend, auf die eben überwundene Höhe zurückging und sich zu neuem Gefecht bereit machte. Sobald der Weg frei war, wurde nunmehr der weitere Vormarsch wieder aufgenommen und in eine Stellung südlich Chlum gegangen, die von mehr als hundert Geschützen beschossen wurde.

Es war dies die durch den Heldenmuth der Garde-Infanterie-Division gewonnene am meisten vorgeschobene Stellung, die wie ein Keil in die Oesterreichische Schlachtlinie eindrang und bis in die unmittelbare Nähe der Oesterreichischen, aus zwei Armeekorps mit Kavallerie-Divisionen und Artillerie bestehenden Reserven gelangt war. Als die Reserveartillerie das Feuer auf wirksamste Entfernung (tausend Schritt) gegen diese geschlossen versammelten Massen eröffnete, ließ Benedek mit allen Kräften den Angriff gegen Chlum und Rosberitz sofort beginnen; trotz aller Energie gelang es nach viermaligen Angriffen von fast achtzehn Bataillonen nur Rosberitz wieder in die Hand zu bekommen. Die Zähigkeit der Garde-Infanterie, die Sicherheit und Ruhe der Artillerie, deren Feuer vernichtend wirkte, ließen alle Versuche zur Wegnahme Chlums scheitern.

Der Prinz Hohenlohe, der in steter Verbindung mit dem General v. Hiller und dem Brigadekommandeur General Colomier das Feuer seiner Batterien überwachte, hatte auch in diesem heftigsten Getümmel des Oesterreichischen Massenangriffs bis zum letzten Augenblick dazu mitgewirkt, daß derselbe abgeschlagen wurde. Da war aber auch die letzte Munition der Batterien verschossen, die nunmehr den Befehl erhielten, sich hinter die nächste Erhöhung zurückzuziehen, die Munition zu ergänzen sowie die Gespanne herzustellen, um die Geschütze wieder bewegungsfähig zu machen; es war viereinhalb Uhr.

Der Prinz hatte durch einen Granatsplitter eine heftig schmerzende Kontusion am linken Oberschenkel erhalten, die ihn jedoch nicht nöthigte, das Gefechtsfeld zu verlassen.

Mit dieser Gefechtspause war die Thätigkeit der Reserve=Artillerie auch beendet; als Prinz Hohenlohe gegen sieben Uhr dem Prinzen von Württemberg meldete, daß die Reserve=Artillerie wieder völlig gefechtsbereit sei, und um Befehle für die Theilnahme an der Verfolgung des Feindes bat, wurde er angewiesen, die Biwaks zu beziehen. Die Reserve=Artillerie hatte unter den größten Anstrengungen und schweren Opfern stets Seite an Seite mit der 1. Garde=Infanterie=Division gefochten, deren unaufhaltsames Vordringen die Entscheidung des Tages in dem Gefecht bei Chlum herbeiführte; diesen Ruhmestag hat die Artillerie hauptsächlich dem Prinzen Hohenlohe zu danken, der nicht nur herbeigeführt hatte, daß die Batterien in der Marschordnung nach vorn gebracht waren, sondern sie auch im Gefecht führte und leitete sowie ihnen ein hervorragendes Beispiel an unbegrenztem Muth und kaltblütiger Ruhe gab.

Die Garde=Artillerie war an ferneren Ereignissen des Feldzuges nicht mehr betheiligt. Auf dem Rückmarsch aus den Kantonnements dicht vor Wien ereilte sie die Cholera, die viele Opfer unter den Mannschaften forderte. Sehr schwer betroffen wurde der Stab der Reserve=Artillerie, der in dem Waldsteinschen Palast in Prag einquartiert wurde; er verlor von zweiundzwanzig Personen siebzehn, darunter den Kommandeur der III. Fuß=Abtheilung, den überaus braven und verdienten Oberstlieutenant Miesitscheck v. Wischkau.

In seinen Anordnungen für das Wohl seiner Untergebenen und ihre Pflege zeichnete sich der Prinz noch besonders aus, aber auch er erkrankte, so daß man ihn in der Truppe schon todt gesagt hatte, aber schnell gesundete er wieder, so daß er bei dem Einzuge in Berlin wieder frisch theilnehmen konnte.

In Berlin nahm der Prinz seine friedliche Thätigkeit in Bezug auf die Führung seines Regiments in dem alten Geiste wieder auf, aber durch die frische Kriegserfahrung angeregt, sorgte er noch mehr als früher, daß die Gesammtausbildung allein den Kriegszweck im Auge habe; ganz besonders führte er dies bei der Durchbildung des Offizierkorps aus.

Bei der Neuordnung von 1867 hatte die Artillerie nur gezogene Geschütze erhalten (das Regiment wurde zusammengesetzt aus drei Fuß=Abtheilungen, jede zu zwei sechspfündigen und zwei vierpfündigen Batterien und einer Reitenden Abtheilung zu drei vierpfündigen Batterien) und zwar die besten der Welt; sie gebrauchen zu lernen, war jetzt Aufgabe der Waffe. Direkt zu diesem Zweck erhielt der Prinz Hohenlohe den Auftrag, die Reglements für die Vierpfünder, dann für die Sechspfünder neu zu bearbeiten, ebenso die Vorschriften für das Fahren, Bespanntexerziren und die Behandlung des Materials, welche Aufträge er immer mit der Praxis Hand in Hand ausführte und jedes Wort vor Feststellung durch den Truppengebrauch prüfte.

Daran schlossen sich Schriften, die besonders der Ausbildung der Truppe gewidmet waren, deren Titel oben bereits angeführt sind, und solche, welche direkt die Begebenheiten während des Krieges darstellten, nämlich:

1. „Die Potsdamer Wachtparade am 3. Juli 1866";
2. „Thätigkeit der Artillerie 1866" (Vortrag).

Der Chef des Generalstabes General v. Moltke übertrug dem Prinzen eine Arbeit, die er einem Promemoria an Seine Majestät zu Grunde legen wollte und welche die Erfahrungen des letzten Feldzuges in artilleristischer Beziehung darlegen sollte. Der Prinz stellte nach gründlichem Studium aller Truppenberichte die vorgekommenen Fehler sowie die ausgesprochenen Klagen in Bezug auf Ausrüstung, Organisation und Verwendung mit Vorschlägen zu deren Abhülfe zusammen. General v. Moltke nahm die taktischen Ideen des Prinzen fast wörtlich in seine Eingabe an den König auf, die hauptsächlich die Truppenführung behandelte, Ausrüstung und Organisation anderen Stellen überlassend.

Aus dieser Arbeit entstand ein Vortrag in der Militärischen Gesellschaft (achtzehnten März 1869) der den Allerhöchsten Beifall fand; mit Erlaubniß des Königs durfte er gedruckt werden unter dem Titel:

„Ideen über die Verwendung der Feld-Artillerie in Verbindung mit den anderen Waffen, nach Einführung der gezogenen Geschütze und Gewehre."

Keine von den zahlreichen Arbeiten des Prinzen hat so wichtige, weittragende Erfolge zu verzeichnen als diese.

Die von Allerhöchster Stelle in diesem Jahre ausgehende Instruktion für höhere Truppenführer stellte die Grundsätze für Verwendung der Artillerie in klassischer Form zusammen, die ebenfalls den Prinzen zum Verfasser hatten.

Er hat die hohe Genugthuung gehabt, seine Thesen im Kriege 1870/71 in der ganzen Armee genau befolgt zu sehen und beobachten zu können, daß sie überall zum Ruhme des Vaterlandes beigetragen haben.

Am zweiundzwanzigsten März 1868 wurde der Prinz unter Stellung à la suite des Garde-Feldartillerie-Regiments Kommandeur der Garde-Artillerie-Brigade und als solchem war ihm die Leitung der Schießübung ganz besonders übertragen. Sofort ergriff er die Gelegenheit, durch Anträge bei der Generalinspektion dieselbe von Grund aus umzugestalten. Er verlangte sehr viel mehr Munition, nahm eine völlige Umformung der Ziele vor, die alle kriegsmäßig hergestellt werden sollten, gab den Batteriechefs Spielraum in der Aufstellung der Geschütze, der Art der Beschießung des Zieles, der Korrekturen und belebte so den Eifer aller Offiziere, gute Resultate zu erzielen. Die weissagende Göttin Egeria, welche der heiligen Barbara die Geheimnisse der Schußtafeln und damit

des gezogenen Geschützes enthüllt, der Aufsatz, den der Prinz geschrieben und der bereits oben erwähnt ist, kam zur allgemeinen Geltung! Schießregeln gab es noch nicht — die Schießschule war eben erst errichtet; diese Arbeit ist vielfach in der ganzen Artillerie begehrt und angewendet worden.

Die Generalinspektion hatte für dieses Jahr die Vorschläge des Prinzen zur Veränderung der Schießübungen genehmigt und machte sie nach dem guten Erfolg später zur Vorschrift.

Als Brigadekommandeur hatte er auch das Garde-Festungsartillerie-Regiment zu besichtigen und dessen Dienst zu überwachen. Auch hier hatte er sich sehr bald in allen Einzelheiten durchaus sicher gemacht und begann sein Streben, jede Truppe für den Krieg auszubilden, mit Einführung mancher Neuerung, so besonders mit den kriegsmäßigen Schießaufgaben für die Kompagnien und Einführung der Festungsdienstübungen zur Erlernung des Dienstes in und vor Festungen.

Alle diese, vom Prinzen gegebenen Anregungen haben nach weiterer Aus- und Durchbildung herrliche Früchte getragen zum Ruhme der Artillerie und zum Besten des Vaterlandes.

Das Garde-Feldartillerie-Regiment befand sich mitten in der Schießübung, als der Befehl zur Mobilmachung in der Nacht vom fünfzehnten zum sechzehnten Juli 1870 eintraf. Die Fortschritte, welche das Regiment in dem ganzen Dienstbetrieb sowie in der Kenntniß des Materials und allen artilleristischen Dienstzweigen in der letzten Zeit gemacht hatte, zeigten sich bereits bei Ausführung der Mobilmachung, die sich in der geräuschlosesten Weise, planmäßig, mit einer Schnelligkeit und Sicherheit vollzog, welche die höchste Anerkennung aller Vorgesetzten hervorrief.

Der Prinz Hohenlohe gehörte als Brigadekommandeur in das Hauptquartier des kommandirenden Generals des Gardekorps (Prinz August von Württemberg), mit dem er mittelst Eisenbahn bis Mannheim befördert wurde, von wo ab der Vormarsch zu Pferde begann. Nicht nur die Korps-Artillerie unter Oberst v. Scherbening, sondern auch die Kolonnenabtheilung unter Major v. Heineccius und selbst die Divisionsartillerien besuchte der Prinz während des Marsches so oft, als die Entfernungen es irgendwie erlaubten, überzeugte sich von der Marschdisziplin und erledigte alle dienstlichen Angelegenheiten, so weit möglich, mündlich mit den Stabsoffizieren und Batteriechefs.

Die Schlachten bei Spicheren, Weißenburg und Wörth, die am vierzehnten und sechzehnten August um Metz waren geschlagen, ohne daß das Gardekorps daran hätte theilnehmen können; die Erwartung, endlich gegen den Feind zu kommen, war daher aufs Höchste gesteigert, als der achtzehnte August die Erfüllung dieses Wunsches brachte.

Dadurch, daß vom Armee-Oberkommando eine Kreuzung der Marschrichtungen des Gardekorps mit dem zwölften Armeekorps befohlen war, wurde ein Eingreifen in die Schlacht erst möglich, als das VII., VIII. und IX. Armeekorps bereits fast zwei Stunden im Gefecht standen. Es war halb ein Uhr, als die Batterien der ersten Garde-Division und der Korpsartillerie ihren gemeinschaftlichen Aufmarsch zwischen St. Ail und Habonville vollendet hatten. Erst jetzt, nachdem mehr als die Hälfte der Artillerie des Armeekorps in einer Stellung vereint war, durfte der Brigadekommandeur sich persönlich in die Feuerlinie begeben; der Prinz blieb bei seiner Artillerie bis zum Ende der Schlacht. Beim Aufmarsch in diese Stellung befand sich Ste. Marie aux Chênes noch in Feindes Hand; der Angriff auf St. Privat konnte nicht eher erfolgen, als die Umgehung durch das XII. Korps vollendet war, und darüber vergingen Stunden. So hatte die gesammte Artillerie des Gardekorps, nachdem Ste. Marie aux Chênes genommen und die dritte Abtheilung sich an den linken Flügel der zweiten angeschlossen hatte, in einer neuen zusammenhängenden Linie vorwärts der ersten stundenlang im heftigsten Chassepotfeuer auszuharren, bis die im Vorterrain eingenisteten Tirailleurlinien und die die Höhen krönenden feindlichen Batterien vertrieben waren.

Der Prinz Hohenlohe griff nie ein, wo es nicht nöthig gewesen wäre, überzeugte sich aber von Allem, was geschah, so daß er die zweckmäßigste Feuerordnung und einheitliches Zusammenwirken aller Batterien zu bestimmtem Zweck herbeizuführen wußte, ohne die Selbstthätigkeit irgendwo zu beeinträchtigen. Er zeigte sich überall als der unerschrockene, tapfere Führer, der Klarheit mit unerschütterlicher Ruhe verband; sein Beispiel war von hervorragender Wirkung.

Die Artillerie hatte viele und schwere Verluste; von fünfzehn Batteriechefs waren acht todt oder verwundet; im Ganzen siebzehn Offiziere, hundertfünfundachtzig Mann, zweihundertfünfundsechzig Pferde waren verloren, meistens durch Infanteriefeuer; es galt, diese Lücken sofort auszufüllen, um das Regiment gefechtsmäßig wieder herzustellen. Am neunzehnten August, der für das Gardekorps auch den Befehl zum Abmarsch gegen Paris als Theil der eben gebildeten Maas-Armee brachte, waren unter unmittelbarer Leitung des Prinzen diese Herstellungsarbeiten an Material sowie der Ersatz an Offizieren und Mannschaften bewerkstelligt, außerdem den Gefallenen die letzte Ehre bezeugt und für die Verwundeten gesorgt. Am zwanzigsten August wurde der Abmarsch gegen Westen angetreten.

Die Anstrengungen des Tages, verbunden mit dem Mangel an Lebensmitteln und zwei schlaflosen Nächten hatten des Prinzen Kräfte sehr in Anspruch genommen; nur seine unbegrenzte Widerstandskraft

überwand den Schüttelfrost im feuchten Biwak; der Marsch mit seiner verhältnißmäßig leichteren Anstrengung that das Uebrige, so daß in wenig Tagen das körperliche Wohlbefinden wieder hergestellt war. Aber die sehr anstrengenden und sehr langen Märsche nach dem Sechsundzwanzigsten, um die Vereinigung Mac Mahons mit Bazaine zu verhindern, namentlich die nach Beaumont, die bei strömendem Regen in dem schwierigen Gebirgsgelände der Ardennen zurückgelegt werden mußten, rüttelten doch von Neuem an den eben wiedererlangten Kräften des Prinzen, der bei dem Aufbruch zur Schlacht von Sedan von choleraartigen Anfällen in der Nacht vorher noch nicht wieder hergestellt war; aber Niemand an diesem unvergeßlichen Tage konnte die geringste Abnahme der Kräfte bemerken. Er führte seine Artillerie in die von ihm erkundeten Stellungen, er blieb den ganzen Tag bei seinen Geschützen und brachte sie auch in so entscheidende Nähe des Feindes, daß bei dessen Versuchen zum Angriff von Kartätschen Gebrauch gemacht werden mußte. Das, was der Prinz in seinen auf Befehl Moltkes verfaßten Arbeiten gelehrt hatte, die Verbindung mit anderen Waffen, die Leitung des Feuers zu bestimmten Zwecken durch einheitliche Anordnungen, das hat er vor St. Privat wie bei Sedan mit dem schönsten Erfolg thatsächlich durchgeführt. Auch hier hat er alle Batterien fast gleichzeitig und in zusammenhängenden Stellungen ins Gefecht gebracht und alle Bewegungen der Infanterie so vorbereitet, den Feind vor jedem Angriff so erschüttert, daß der Erfolg nie ausblieb. Die Wegnahme von Givonne bereitete die Garde-Artillerie vor, die Erstürmung des Waldes von Garenne wurde mit dem General von Pape dahin verabredet, daß die völlig systematische Beschießung des Waldes nach einer Salve von sechzig Geschützen aufhören und damit das Zeichen zum Angriff gegeben werden sollte. Der Wald war die letzte Zuflucht von zwei Armeekorps gewesen; die Beschießung war so angeordnet, daß die ganze Fläche in einer Tiefe von fünfhundert Schritt von den Geschossen überschüttet wurde und hatte so erschütternd gewirkt, daß der Widerstand im Ganzen gering war. Tausende von Gefangenen wurden hier gemacht.

Die beiden Abtheilungen Divisions-Artillerie hatten jede einzeln mehrfach Gelegenheit gehabt, die Absichten der Infanterie vorzubereiten und ihr die Wege zu erleichtern; es hat wohl niemals wieder so allgemein das Gefühl platzgegriffen, von der Artillerie in ganz außergewöhnlicher Weise unterstützt worden zu sein, wie hier; als die Garde-Artillerie im Vormarsch nach dem Walde von Garenne bei der Infanterie vorbeizog, gab es jubelnde Hochrufe.

Der erste September war ein glorreicher Tag für die Gardeartillerie; durch unermüdliche Arbeit hatte ihn die Friedensthätigkeit des Prinzen Hohenlohe vorbereitet; durch seine zur Vorschrift für alle höheren Truppen-

führer gewordenen Thesen war das gemeinschaftliche Handeln mit den anderen Truppen sichergestellt, an dem Erfolg durfte er sich einen großen Antheil zuschreiben.

Das Auftreten des Prinzen nicht nur in den großen Schlachten, sondern bei allen Gelegenheiten während der Kriege war bewunderns-würdig, bei Vorgesetzten wie bei Untergebenen gleichmäßig von Einfluß; niemals ließ er in zweifelhaften oder unsicheren Lagen den Glauben an einen unerwünschten Ausgang aufkommen; sein felsenfestes Vertrauen wußte er Andern einzuflößen, ruhig und heiter blieb er in den Augenblicken der höchsten Gefahr. Er kannte keine Klage, keinen Mißmuth bei den größten Anstrengungen, bei mangelhafter Verpflegung, unausgesetzter Arbeit, aber er duldete auch keine; seine Willenskraft hielt ihn immer wieder aufrecht, auch wenn er glaubte am Ende seiner Kräfte angelangt zu sein. Nach diesem krank begonnenen ersten September, der nicht einen Augen-blick Ruhe gebracht hatte, folgte eine Nacht auf Stroh mit einer Tasse Thee als Abendbrot und dann wieder ein Tag (fünfte September) mit einem Marsch von sieben und einer halben Meile um einen — verfehlten — Versuch zu machen, die Festung Montmédy durch Beschießung zur Uebergabe zu bewegen. Erst die gleichmäßigen Märsche bis Paris, die wie Friedensmärsche gehandhabt werden konnten, verschafften wieder die so nöthige Erholung und Wiederherstellung der Kräfte.

Bei der Einrichtung der Einschließungslinie war er für Ermittelung der Vertheidigungsstellungen der Artillerie unausgesetzt thätig; den Gefechten um und bei Le Bourget hatte er im Gefolge des kommandirenden Generals beigewohnt, ohne daß sein persönliches Eingreifen nöthig geworden wäre; die Batterien führten die Gefechte zur höchsten Anerkennung der Vorge-setzten ganz der Gefechtslage und den bereits geübten Grundsätzen ent-sprechend; mit Ausnahme dieser Unterbrechungen war die Thätigkeit von Ende September bis Weihnachten auf die Sorge für die Gesundheit und die Beschäftigung der Untergebenen beschränkt.

Am dreiundzwanzigsten Dezember wurde dem Prinzen Hohenlohe die obere Leitung des Artillerieangriffs auf Paris übertragen, am vierund-zwanzigsten mittags meldete er sich beim König und der Reihe nach bei allen Vorgesetzten.

Schon bei diesem Gange übersah er die Lage, in welche er eingetreten war; der König schloß nach sehr ausführlicher Beurtheilung aller Ver-hältnisse mit der bestimmten Mahnung: „Machen Sie Feuer dahinter, damit es endlich knallt;" Moltke drängte auf Grund der strategischen Lage auf die größtmögliche Beschleunigung des Artillerieangriffs. Dem Prinzen galten diese beiden Anweisungen als die bestimmtesten Befehle, nach denen er zu handeln hatte; aber es war gleichzeitig ihm völlig klar ge-worden, welche Widerstände dabei zu überwinden sein würden.

Seit dem September wurde der Angriff gegen Paris in allen Einzelheiten erwogen, aber immer suchten sich die verschiedenartigsten Ansichten gleichzeitig derart zu Geltung zu bringen, daß der eigentliche Beginn hinausgeschoben wurde. Ob Belagerung oder Beschießung war die unerledigte Streitfrage. Dem in Paris herrschenden Volk aber mußte und sollte eben der Entschluß zur Uebergabe durch Granaten beigebracht werden, seitdem es sich zeigte, daß die Einschließung allein nicht genügend war, dahin zu führen, und deshalb waren endlich entscheidende Schritte nöthig.

Nachdem Metz gefallen, war mit Beförderung von Material begonnen worden, man hatte sich endlich für die Südfront als Angriffsfront entschieden, obwohl sie als die stärkste angesehen werden mußte. Prinz Hohenlohe war zwar der Ansicht, daß die Nordfront gegen St. Denis die schwächste sei, der Angriff dagegen am rascheſten zum Ziele führen würde, aber die Vorbereitungen auf der Südfront waren schon zu weit vorgeschritten, um noch eine Aenderung in dieser Richtung herbeiführen zu können. Es waren bereits Batterien gebaut, ein Park bei Villacoublay angelegt, die Beförderung der Munition dorthin hatte begonnen, darauf mußte weiter gebaut werden. Die Eröffnung des Feuers hing von dem Eintreffen der Munition ab, die bisher unregelmäßig und unzureichend ankam. Festzuhalten als Grundsatz war, daß die tägliche Zufuhr die Wage halten mußte mit der täglich verschossenen Munition, daher mußte die ganze Art der Beförderung vom Endpunkt der Eisenbahn Lagny nach dem zwölf Meilen entfernten Park militärisch eingerichtet werden. Die von gewaltsam zusammengebrachten Franzosen geführten bäuerlichen Wagen konnten diese Aufgabe nicht lösen. Des Prinzen erste Thätigkeit war daher, durch Munitionskolonnen diesen Dienst militärisch zu regeln, dadurch allein konnte er auf eine baldige Eröffnung des Feuers rechnen. Gegen alle Widerstände wußte er seine direkte Unterstellung unter den König zu erwirken, dessen von Moltke versandte Befehle zur Stellung von Arbeitern für Anfertigung von Batteriebaumaterialien, für Aushülfe beim Batteriebau, für Armirung, sowie von Gespannen zu den zahlreichen Frachten nunmehr ohne Zögern erfüllt wurden.

Hand in Hand mit dem Kommandeur der Ingenieurarbeiten, dem Generallieutenant v. Kameke, brachte er es dahin, daß, selbst den höchsten Behörden überraschend, er den vierten Januar für Beginn des Feuers festsetzen konnte.

Der Prinz Hohenlohe zeigte sich im Verlauf der Beschießung seiner Aufgabe vollkommen gewachsen. Täglich in den Batterien, bemerkte er jeden Uebelstand und wußte ihn abzustellen. Den Bau neuer Batterien ordnete er an, wußte die Genehmigung zu erhalten, daß unter der Form eines Nebenangriffes die Maas-Armee beauftragt wurde, den Artillerie-

angriff auch gegen St. Denis zu richten. Zu diesem Zweck wurden dem Obersten Bartsch die Geschütze überwiesen, welche den Mont Avron bekämpft hatten, und diejenigen, welche eben nach dem Fall von Mézières zur Verfügung gekommen waren. Oberst Bartsch legte den Park nach Gonesse, wohin die Eisenbahn direkt aus Deutschland geführt wurde; der ganze Angriff von Norden her hatte einen glücklichen Erfolg.

Der Auftrag, den der Prinz Hohenlohe erhalten hatte, war auf das Glänzendste erfüllt. Gegen eine sehr bedeutende Uebermacht waren die Wirkungen der Artillerie vernichtend; die angegriffenen feindlichen Forts waren in Trümmerhaufen verwandelt; von ihnen aus ebenso wie von den im Gelände rechts und links der Forts angelegten Batterien, fiel nach wenigen Tagen kein Schuß mehr; die Beschießung der Stadt Paris auf dem linken Ufer der Seine wurde aus den genommenen Stellungen regelmäßig betrieben, so daß trotz aller Ausfallversuche mit vierfacher Ueberlegenheit der Zweck des Artillerieangriffs überall erreicht war, der Feind am sechsundzwanzigsten Januar das Feuer einstellte und die Verhandlungen wegen des Waffenstillstandes begonnen wurden.

Auch für diesen Abschnitt der kriegerischen Thätigkeit des Prinzen gilt das schon früher Gesagte, daß er mit klarer Einsicht in die artilleristischen Verhältnisse vor Paris bei seinem Eintritt, mit unbeugsamer Energie, rastloser Arbeit die ihm gestellten Aufgaben erfüllte und hier auch die Belagerungsartillerie zu glanzvollem Siege führte. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich durch Ueberwindung aller lähmenden Einflüsse, die sich ihm gegenüber stellten: erst dadurch war er im Stande, vom Augenblicke seines Eintreffens an, die energische Inangriffnahme aller Arbeiten durchzusetzen, wodurch allein der Erfolg gesichert war.

Am siebenundzwanzigsten Februar 1871 wurde er von der Leitung des Angriffs entbunden und trat in seine Stellung als Brigadekommandeur der Gardeartillerie zurück. Er ist nicht mit den Truppen in Paris eingezogen, dorthin aber mit seinem Adjutanten während der Zeit der Besetzung geritten.

Mit dem Gardekorps wurde er nach der Heimath befördert und machte den Einzug der siegreichen Truppen in Berlin mit. Am einundzwanzigsten September 1871 wurde er zum Inspekteur der zweiten Artillerie-Inspektion ernannt.

Zum Fest des Georgs-Ordens im Dezember vom Kaiser Alexander II nach Petersburg eingeladen, erkältete er sich dort so, daß er bei der Jahreswende in Berlin an schwerem Typhus krank daniederlag.

Im Januar 1872 starb der Generalinspekteur v. Hindersin und General v. Podbielski trat an seine Stelle; für den Prinzen Hohenlohe verlief das Jahr unter anstrengenden Besichtigungsreisen, so daß vom

ersten Mai bis ersten November die Anwesenheit in Berlin nur zeitweise und von kurzer Dauer war. In diese Zeit fällt die von der General-Inspektion eingeleitete Trennung der Feld- und Festungsartillerie; der Prinz hatte als Mitglied des Generalartillerie-Komitees bei der Berathung über diesen Vorschlag theilzunehmen, stellte sich vollkommen auf den entgegengesetzten Standpunkt und reichte ein begründetes Minoritätsvotum ein. Die geplante Maßregel wurde in demselben Jahre noch vollzogen.

Am dreiundzwanzigsten Januar 1873 wurde Prinz Hohenlohe unter Belassung in dem Verhältniß als General à la suite Seiner Majestät des Kaisers zum Kommandeur der zwölften Division ernannt, am zweiundzwanzigsten März desselben Jahres zum Generallieutenant befördert und am zweiundzwanzigsten März 1875 Generaladjutant Seiner Majestät des Kaisers und Königs.

Der Prinz kommandirte seine Division sieben Jahre, und so wenig auch diese Verwendung ursprünglich seinen Neigungen entsprach, so sehr bemühte er sich doch, mit der größten Pflichttreue und unermüdlichem Eifer seine Stellung auszufüllen, was ihm in der ausgezeichnetsten Weise gelang.

Noch als Inspekteur im Jahre 1872 hatte der Prinz in der militärischen Gesellschaft zu Berlin einen Vortrag gehalten, der den Titel führte: „Ideen über Belagerungen.“ Derselbe ist gedruckt worden und enthält wesentlich die Kriegserfahrungen, die der Prinz auf diesem Gebiete gesammelt hatte.

In Neiße gründete er ebenfalls eine militärische Gesellschaft, in welcher er sich verpflichtet hatte, jährlich einen Vortrag zu halten. Diese Vorträge wurden meist für einen engeren Kreis gedruckt; sie erörterten theils taktische Fragen, über welche der Prinz im Bereich der Division Klarheit schaffen wollte, theils allgemein gehaltene militärische Einrichtungen zur Belehrung.

Zu ersteren gehörten die Vorträge:

1874. — Betrachtungen über das Manöver der zwölften Division am zehnten September 1873.

1876. — Militärischer Blumenstrauß vom Sommer 1875. (Zusammenstellung allgemein taktischer Regeln, die im Sommer außer Acht gelassen waren.)

1879. — Die zwölfte Division am zwölften und dreizehnten September 1879 (welcher der Zufriedenheit Ausdruck geben sollte, die sich die Division in hohem Maße an diesem Tage erworben hatte).

Nicht bloß lokalen Charakter hatten folgende Vorträge, welche auch in weiteren Kreisen hohe Beachtung fanden, obwohl auch sie Vorkommnissen in der Division ihre Entstehung verdankten; sie boten eben allseitige Belehrung und wurden deshalb auch in der Armee zahlreich gelesen:

1875. — Betrachtungen über den Kampf um Oertlichkeiten. (Umfassen die angewandte Taktik der kombinirten drei Waffen zur Durchführung einfacher Gefechte.)

1876. — Herbst. — Ueber die Initiative. (Sollte der Gewohnheit entgegentreten, ohne Befehl überhaupt nichts vorzunehmen, eine Gewohnheit, die sehr verbreitet war.)

1877. — Herbst. — Ueber die Verwendung des Infanteriegewehrs. (Sollte die neu erschienene, geistreich entwickelte Schießinstruktion des Hauptmanns Mieg auch denjenigen Offizieren zugänglich machen, welche sich nicht fortdauernd mit ballistischen und mathematischen Studien beschäftigen konnten.)

1878. — November. — Kriegserfahrung und Kriegsgeschichte. (Hatte den Zweck, die Befolgung der Bestimmungen des Reglements als eine unbedingte Nothwendigkeit nicht nur hinzustellen, sondern auch zu befehlen. Der Vortrag über die Initiative hatte zu gute Früchte getragen, Jeder wollte thun, was ihm gut dünkte, — dieser Art Selbständigkeit Halt zu gebieten, war dringend nöthig.)

Der Prinz Hohenlohe hat die in beiliegendem Verzeichniß (Anhang 3) unter den Nummern 9, 11, 13, 15, 16, 17 aufgeführten sechs Vorträge in ihrer Gesammtheit als den Extrakt seiner Kriegs- und Friedenserfahrungen in elementar taktischer Beziehung bezeichnet, und sie sein militärisches Glaubensbekenntniß genannt.

Im Herbst 1879, an dem Tage, an welchem der Prinz den Vortrag Nummer 18 in der militärischen Gesellschaft zu Neiße angesagt hatte, las er in der Zeitung die Ernennung des Generals v. Bülow zum Generalinspekteur der Artillerie und damit zum Vorsitzenden im General-Artillerie-Komitee. Prinz Hohenlohe war älterer General und Mitglied dieses Komitees, trat also in diesem Dienst unter einen jüngeren General. Sein Entschluß, den Abschied einzureichen, war sofort gefaßt; die damit verbundene innere Erregung wurde aber von Niemandem während des Vortrages bemerkt, obgleich die Bewahrung seiner Haltung ihm unendlich schwer wurde.

Sein Abschiedsgesuch gründete er auf seinen Gesundheitszustand in einer so eingehenden und dringlichen Weise, daß die Genehmigung desselben unausbleiblich war; ein ärztliches Attest, welches die Angaben des Gesuches bestätigte, wurde beigelegt. Dieser Schlag, der wie ein Blitz aus heiterem Himmel wirkte, hatte thatsächlich den ganzen Organismus derart schwer erschüttert, daß die Ausstellung des ärztlichen Attestes wahrheitsgemäß leicht war. Einer sehr gnädigen Kabinets-Ordre war ein eigenhändig geschriebener Brief Seiner Majestät des Kaisers beigelegt, welcher das Bedauern über die Erkrankung ausspricht und die Hoffnung hinzu-

fügt, daß die Genesung die Möglichkeit bieten möge, den Prinzen in den höchsten Stellen der Armee noch ferner verwenden zu können.

Daß die Form des Abschiedes das unsagbar Schwere einigermaßen erleichterte, ist eine Thatsache, die sich in seinem ganzen späteren Leben durch die ungeminderte Anhänglichkeit an den Monarchen wie das stets warme Interesse an den Fortschritten des Heeres erkennbar machte.

Der Prinz verlegte seinen Wohnsitz nach Dresden; vermählte sich im Jahre 1880 mit Fräulein Luise Thiem, durch Königlich Preußisches Diplom Frau v. Lobenhausen, welche im Jahre 1884 seine Adoptivtochter Josephine koadoptirte. Im Schoße seiner so gegründeten Familie verlebte er den übrigen Theil seines Lebens glücklich und zufrieden.

Nach Berlin kam er nur zu Neujahr und dem Geburtstage Seiner Majestät, um seine Glückwünsche darzubringen.

Der Drang nach Arbeit und der Wunsch, durch diese Arbeit dem Heere zu nützen, bewogen ihn, noch die sieben, in der Anlage Nummer 3 unter Nummer 19 bis 25 aufgeführten Werke drucken zu lassen; verschiedene von ihnen erlebten mehrere Auflagen und Uebersetzungen in fremde Sprachen; außerdem verfaßte er in den Jahren 1881 bis 1883 die Erinnerungen aus seinem Leben.

Seine weiteren militärischen Studien unterbrach er selbst dann nicht, als 1888, unmittelbar nach den Trauerfeierlichkeiten unseres großen Kaisers, ein schweres, innerliches Leiden ihn befiel. Zwei Jahre ertrug er diese heimtückische, stets fortschreitende Krankheit mit unbegrenzter Geduld und Ergebung, die in seiner Gottesfurcht wurzelten; er zeigte sich in wahrer Ritterlichkeit stets heiter und ruhig den Seinen, die ihn mit liebevollster Aufopferung pflegten, ohne von dem so schwer Kranken eine Klage zu hören.

Am sechzehnten Januar 1892 erlöste ein sanfter, friedlicher Tod ihn von seinen großen Leiden, die er bewundernswürdig getragen hatte; er war eben fünfundsechzig Jahre alt geworden, als er starb.

Der Prinz Hohenlohe hat **als Soldat** in allen Lebenslagen, in Krieg und Frieden nur seiner Pflicht gelebt. Mit glühendstem Eifer hat er stets danach gestrebt, seiner jeweiligen Stellung gemäß sein Denken und Handeln entsprechend einzurichten. Er war tapfer in der Schlacht, ruhig und heiter in der Gefahr, die er nicht zu bemerken schien; gegen alle Mühsale des Kriegsdienstes unempfindlich, seine Kräfte durch unbeugsamen Willen stählend. Im Friedensdienst nachsichtig und wohlwollend gegen Andere, rücksichtslos gegen sich selbst, von seinen Untergebenen das Höchste verlangend, aber auch für sie in jeder möglichen Weise sorgend.

Der Prinz kannte keine Menschenfurcht, sprach mit rückhaltloser Offenheit seine wahre Meinung aus, was ihm oft und schwer verdacht wurde

und Widerstände erzeugte, die zu überwinden nicht immer leicht war. Das höchste Ideal stets vor Augen und von dem glühenden Wunsch beseelt, es auch zu erreichen, sah er sich wohl schon am Ziele, wenn der Weg, dahin zu gelangen, erst beschritten war; es war dies eine Schwäche, die ihm oft verdacht wurde; aber mit diesem zuversichtlichen Glauben an den bestimmten Erfolg hat er auch vielen Nutzen gebracht, da es ihm meistens gelang, Zweifelnden den Glauben einzuflößen, der ihn selbst beseelte.

Zu- und Abneigung gegen Menschen und Mitarbeiter war auf deren Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit gegründet. Ebenso treu sorgte er für diejenigen, die er als tüchtig erkannte und bewahrte ihnen seine Zuneigung bis ans Lebensende, ebenso fest und unerschütterlich verurtheilte er ungenügende Leistung, wo er sie fand, und war der Unfähigkeit Gegner, so lange bis Fleiß und Hingabe an die Sache die Besserung erkennbar machten. Oft, sehr oft nahm er ein ungünstiges Urtheil bereitwillig zurück, sobald er den Grund schwinden sah, auf dem es gebaut war.

Diese Unbeugsamkeit, die ihm nicht gestattete, von dem als richtig erkannten Wege abzuweichen, brachte ihm viele Feinde; er bekämpfte sie offen und ritterlich, beugte sich ihnen aber nicht; er war kein Mann halber Maßregeln.

Von der Zeit ab, da er in einflußreiche Stellungen kam, waren die Ausbildung der Truppe, ihr Wohlbefinden der Inhalt seines ganzen Denkens und Trachtens.

Den Friedensdienst betrachtete er ausschließlich von dem Gesichtspunkt der Vorbereitung für den Kriegsdienst, und dadurch machte das Garde-Artillerie-Regiment ganz hervorragende Fortschritte. Seine Anregungen, seine Vorschläge fanden bei dem Generalinspekteur v. Hindersin volle Anerkennung, so daß bald die ganze Artillerie davon den größten Nutzen zog. Er war gründlichster Kenner des Schießens und hatte die Gabe, lehrend der Truppe dies verständlich zu machen. Wie viele Einrichtungen sind seitdem auf diese Thätigkeit des Prinzen zum Heile der Waffe gebaut worden! Was vor Paris besondere Lehrmeister in den Batterien lehren mußten, weiß heut jeder Artillerieoffizier, ja Jeder, der in einer Offizierstellung verwendet wird; erst daran ist erkennbar, welchen hohen Standpunkt in diesem Dienst die Garde-Artillerie damals einnahm und ihn nur durch des Prinzen Thätigkeit gewonnen hatte. Die *Schießkunst* war damals schon Allgemeingut der Offiziere des Regiments. Das sind Erfolge des Prinzen, auf welche das Regiment, das er geführt, die Artillerie, die ihm nachgeeifert, stolz sein können.

Schließlich hatte er vor Paris mit der äußersten Thatkraft alle die Beschießung verzögernden Elemente zu überwinden verstanden. Dem klaren

Befehl des Königs entsprechend, wußte er schon nach zehn Tagen seiner Anwesenheit den Beginn der Beschießung möglich zu machen, der bei seinem Eintreffen noch in unabsehbare Entfernung gerückt schien; wenige Tage genügten, den Widerstand der Forts zu brechen, sie in Trümmer zu legen, und damit war der Waffenstillstand erreicht, ein Erfolg, den der Prinz sich mit vollem Recht zuschrieb, obschon er ihm so wenig gegönnt war. Mit der Ernennung des Generals v. Podbielski zum Generalinspekteur hörte der Prinz auf, eine Autorität für die Artillerie zu sein; den für gut befundenen Maßnahmen konnte er nicht zustimmen, und deshalb trat er ihnen entgegen.

In seiner Stellung als Divisionskommandeur hat er bei allen Waffen durch sein Streben, ihre Ausbildung zu fördern, sich die ungetheilte Anerkennung erworben; auch hier durfte er auf Erfolge blicken, die ihm zur höchsten Ehre gereichen.

Der Prinz Hohenlohe hat selbst nach seinem Abschiede nicht aufgehört, seinem unwiderstehlichen Drange Folge zu geben, nämlich seine Erfahrungen, sein Wissen und Können der Armee zur Verfügung zu stellen.

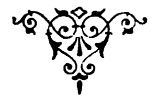
Als Militärischer Schriftsteller hat er als Erfolge seiner Studien noch die im Verzeichniß angeführten Schriften herausgegeben. Alles, was er geschrieben hat, alle Vorträge, die von ihm gehalten sind, hatten den einzigen, gemeinsamen Zweck, erkannte Mängel in dem Heerwesen abzustellen. Nicht allein die Ausbildung der Truppen, die technische Einrichtung der Waffen, sondern ebensosehr der Gebrauch derselben und die taktische Verwendung waren der Inhalt seiner Schriften. Er lebte in der Zeit des Auftretens der gezogenen Geschütze und der Vervollkommnung der gezogenen Gewehre; den Zeitgenossen allen waren diese Waffen fremd. Der Prinz schritt voran mit durchdachten Gesetzen der Verwendung, mit Anregungen und Vorschlägen, und die Kriege haben ihm Recht gegeben, da sie, seinen Lehren folgend, große Ergebnisse hatten. Dieser Lohn seiner Arbeit, die Vergrößerung des Ruhmes der Armee und seiner Waffe, wird ihm genügt haben, wo die äußere Belohnung seinem Lebensabend vorenthalten wurde.

Als Mensch war der Prinz von tiefer Religiosität erfüllt, ein ritterlicher Charakter; treu dem Freunde, nachsichtig, versöhnlich dem Feinde, wenn der Kampf geschlossen war; durchdrungen von der hohen gesellschaftlichen Stellung, der er angehörte, zeigte er überall eine vornehme Gesinnung, die jedes kleinliche Mittel verschmähte.

Der einzige Prinz in der damaligen Artillerie, fand er schon Gegner bei seinem ersten Eintritt, Gegner der alten Schule, die da glaubte, daß der vornehme Offizier kein guter Soldat sein könne; bei seinem späteren

überaus raschen Vorwärtskommen auf der Stufenleiter seiner militärischen Laufbahn, in der er so viele andere ältere Kameraden überholte, gesellten sich zu jenen Gegnern der alten Schule die Neider, welche Anderen den Ruhm nicht gönnen konnten, tüchtiger zu sein als sie selbst. Daß die vornehme, ritterliche Natur das Alles überwand, die ihm Zunächststehenden ausnahmslos sich zu Freunden machte, im Kameradenkreise leitend und geliebt war, das war ein Erfolg, den der Mensch, der Charakter sich zuzuschreiben hatte, dessen gutes, weiches Herz mit feinstem Taktgefühl jede Verletzung zu meiden wußte, jede Wunde sorglich heilte.

Das war der Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen der Armee, seiner Waffe, seiner Familie! Möge das Vaterland nie an solchen Männern arm sein.



Die

Anhang 1.

Friedrich August
* 27. Noven
Verm. 28. S

* 4. Ju

arl Friedrich Ludwig Fürst zu Hohenlohe-Ingelfingen.
29. Januar 1797, † 24. April 1873.
April 1819 mit Luise Prinzeß zu Hohenlohe-Langenburg.
22. August 1799, † 17. Januar 1881.

Friedrich Ludwig Eugen Karl Adalbert Emil August.
* 12. August 1812,
† 10. Dezember 1892.

Eugenie Luise Amalie Sophie Adelheid.
* 13. Mai 1830,
† 13. Februar 1892.

Luise Eleonore Amalie Ernestine Jenny.
* 25. März 1835.
Verm. 28. April 1859 mit Alfred Graf zu Erbach-Fürstenau.
* 6. Oktober 1813,
† 25. Oktober 1874.

Die

Anhang 2.

Constantie.
* 23. Februar
† 25. Juli 1
Verm. 30. Mär
mit Fürst Franz
v. Hohenlohe-Schill
* 26. Novembe
† 14. Januar

Gustav.
9. Oktober 1806.

Helene.
* 22. November 1807,
† 5. September 1880.
Verm. 9. August 1827 mit Herzog Eugen von Württemberg.
* 18. Januar 1788,
† 16. Oktober 1854.

Amalie.
* 19. April 1
Viktor Cur
* 10. Februar
Chlodwig Reichs
* 31. März 1
Philipp Ern
* 24. Mai 1
Adelheid.
* 30. August
Gustav Ado
* 26. Februar
Constantin
* 8. Septembe
Elise.
* 6. Januar

Anhang 3.

Die litterarischen Arbeiten des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen.

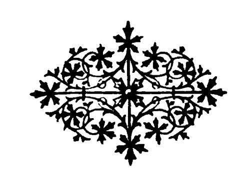
1. 1860. Das gezogene Geschütz. (Geheime Ober-Hofbuchdruckerei von Decker.)
2. 1866. Ideen über Heranbildung der Offiziere.
3. 1866. Erinnerungen des Garde-Feldartillerie-Regiments an den Feldzug des Jahres 1866.
4. 1867. Die Potsdamer Wachtparade vom 3. Juli 1866. (Vortrag in der Milit. Gesellschaft.)
5. 1867/68. Ideen über elementares Exerziren der bespannten Feldartillerie.
6. 1868. Direktiven über den Gang der Elementarausbildung der Feldartillerie beim Garde-Feldartillerie-Regiment.
7. 1868. Die Egeria der heiligen Barbara. (Vortrag.)
8. 1868. Vortrag über die Thätigkeit der Artillerie 1866.
9. 1869. Ideen über die Verwendung der Feldartillerie in Verbindung mit den anderen Waffen nach Einführung der gezogenen Geschütze und Gewehre. (Berlin 1869, Voßische Buchhandlung.)
10. 1870. Einiges aus den erweiterten Festungs- und Belagerungs-Dienstübungen zu Cüstrin im Oktober 1869. (Berlin 1870, Sittenfeld.)
11. 1872. Ideen über Belagerungen. (Berlin 1872, Voßische Buchhandlung.)
12. 1874. Betrachtungen über das Manöver der 12. Division am 10. September 1873. (Neiße 1874, Rosenkranz und Bär.)
13. 1875. Betrachtungen über den Kampf um Oertlichkeiten. (Neiße 1875. Rosenkranz und Bär.)
14. 1876. Militärischer Blumenstrauß vom Sommer 1875. (Neiße 1876, Rosenkranz und Bär.)
15. 1876. Ueber die Initiative. (Neiße 1876. Bär.)
16. 1877. Ueber die Verwendung des Infanterie-Gewehrs. (Neiße 1877. Bär.)
17. 1878. Kriegserfahrung und Kriegsgeschichte. (Neiße 1879. Bär.)
18. 1879. Die 12. Division am 12. und 13. September 1879. (Neiße 1880. Bär.)
19. 1884. Militärische Briefe I, Ueber Kavallerie. (Berlin 1884. 2. Auflage 1886. Mittler und Sohn.)
20. 1884. Militärische Briefe II, Ueber Infanterie. (Berlin 1884. 2. Auflage. 1885, — 3. Auflage 1890. Mittler und Sohn.)
21. 1885. Militärische Briefe III, Ueber Feldartillerie. (Berlin 1885. 2. Auflage 1887. Mittler und Sohn.)
22. 1887. Strategische Briefe I. und II. Band. (Berlin 1887, Mittler und Sohn.)
23. 1887. Gespräche über Reiterei. (Berlin 1887, Mittler und Sohn.)
24. 1888. Ideen über Befestigung. (Berlin 1888, Mittler und Sohn.)
25. 1889. Die Feldartillerie in ihrer Unterstellung unter die Generalkommandos. (Berlin 1889, Mittler und Sohn.)

Anhang 4.

Die wichtigsten Daten aus dem Leben des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen.

2. 1. 1827. In Koschentin geboren.
24. 4. 1845. Als aggregirter Sekondlieutenant in die Garde-Artillerie getreten.
8. 7. 1845. Patent als Offizier.
12. 8. 1845. Zeugniß der Reife zum Offizier.
8. 9. 1846. Zeugniß der bestandenen Berufsprüfung.
12. 10. 1846. Artillerieoffizier.
12. 10. 1846. Johanniter-Orden.
Frühling 1849. Artillerie-Prüfungs-Kommission.
15. 2. 1851. Kriegsschule.
19. 4. 1853. Premierlieutenant.
9. 11. 1853. Abgangszeugniß der Kriegsschule.
24. 6. 1854. Zur Botschaft nach Wien kommandirt.
5. 10. 1854. Hauptmann aggregirt dem Generalstabe.
8. 1. 1856. Flügeladjutant bei König Friedrich Wilhelm IV.
26. 7. 1856. Kaiserlich Oesterreichischer-Orden der eisernen Krone 3. Klasse.
17. 11. 1857. Kaiserlich Russischer Stanislaus-Orden 2. Klasse.
22. 6. 1858. Major.
21. 12. 1858. Kommandeur der Leib-Gendarmerie.
15. 10. 1859. Rother Adler-Orden 4. Klasse.
15. 10. 1860. Rother Adler-Orden 3. Klasse mit der Schleife.
7. 1. 1861. Ritterkreuz des Hohenzollernschen Hausordens.
18. 10. 1861. Oberstlieutenant.
2. 11. 1861. Kommandeur des Französischen Ordens der Ehrenlegion.
22. 12. 1862. Krönungsmedaille.
18. 1. 1864. Kronen-Orden 3. Klasse.
21. 1. 1864. Kommandirung in das Hauptquartier des Feldmarschalls Freiherrn v. Wrangel.
12. 3. 1864. Entbindung von dem Kommando in das Hauptquartier des Feldmarschalls Freiherrn v. Wrangel.
5. 4. 1864. Verleihung der Schwerter zum Ritterkreuz des Hohenzollernschen Hausordens.
11. 6. 1864. Kaiserlich Russische St. Annen-Orden 2. Klasse.
25. 6. 1864. Kommandeur des Garde-Feldartillerie-Regiments.
10. 8. 1864. Kaiserlich Oesterreichischer Orden der eisernen Krone 2. Klasse K. D.
28. 2. 1865. Ernennung zum Mitglied des General-Artillerie-Komitees.
18. 6. 1865. Oberst.
15. 9. 1866. Großherzoglich Mecklenburgisches Militär Verdienstkreuz.
20. 9. 1866. Komthurkreuz des Hohenzollernschen Hausordens mit Schwertern.
16. 10. 1867. Kommandeurkreuz 2. Klasse mit Eichenlaub und Schwertern des Großherzoglich Badischen Ordens vom Zähringer Löwen.

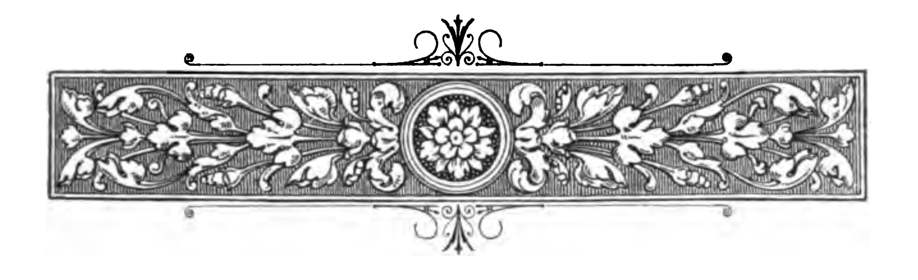
19. 11. 1867. Kaiserlich Russischer Annen-Orden 2. Klasse mit Brillanten.
14. 1. 1868. Brigade-Kommandeur.
22. 3. 1868. General à la suite Sr. Majestät des Königs.
18. 6. 1868. Dienstauszeichnungs-Kreuz.
22. 3. 1869. Rother Adler-Orden 2. Klasse mit Eichenlaub.
1. 5. 1870. Großkreuz des Hessischen Verdienst-Ordens Philipp des Großmüthigen.
30. 10. 1870. Kaiserlich Russischer Orden vom heiligen Georg 4. Klasse.
25. 11. 1870. Komthurkreuz der 1. Klasse des Königlich Sächsischen Albrechts-Ordens mit der Kriegsdekoration.
23. 12. 1870. Obere Leitung des Artillerieangriffs auf Paris übertragen.
27. 12. 1870. Kaiserlich Russischer Stanislaus-Orden 1. Klasse.
1. 2. 1871. Schaumburg-Lippesche Militär-Verdienst-Medaille.
18. 2. 1871. Orden pour le mérite.
27. 2. 1871. Von der Leitung des Artillerieangriffs vor Paris entbunden.
28. 2. 1871. Großkreuz des Königlich Württembergischen Friedrichs-Ordens mit Schwertern.
26. 3. 1871. Ehren-Großkomthurkreuz mit Schwertern des Oldenburgischen Haus- und Verdienst-Ordens.
12. 5. 1871. Großkomthurkreuz des Königlich Bayerischen Militär-Verdienstordens.
16. 6. 1871. Die Schwerter zum Rothen Adler-Orden 2. Klasse.
21. 9. 1871. Inspekteur der 2. Artillerieinspektion.
29. 11. 1871. Russischer Annen-Orden 1. Klasse.
8. 3. 1872. Großkreuz des Herzoglich Sachsen-Ernestinischen Hausordens mit Schwertern.
19. 1. 1873. Besitzzeugniß erhalten für Eisernes Kreuz 2. und 1. Klasse.
23. 1. 1873. Kommandeur der 12. Division.
23. 3. 1873. Generallieutenant.
18. 1. 1874. Stern mit Eichenlaub und Schwertern am Ringe zum Rothen Adler-Orden 2. Klasse mit Eichenlaub und Schwertern.
22. 3. 1875. Generaladjutant.
18. 9. 1875. Rother Adler-Orden 1. Klasse mit Eichenlaub und Schwertern.
28. 11. 1879. In Genehmigung seines Abschiedsgesuches zur Disposition gestellt.
22. 3. 1883. Charakter als General der Infanterie.
22. 3. 1888. General-Adjutant Sr. Majestät des Kaisers Friedrich III.
3. 12. 1888. Als General-Adjutant weiland Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm I. fortzuführen.
3. 12. 1888. Namenszug Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm I. verliehen erhalten.
22. 3. 1889. Diensttitel als General der Artillerie verliehen erhalten.
16. 1. 1892. Gestorben.



Erstes Buch.

Das Revolutionsjahr 1848.



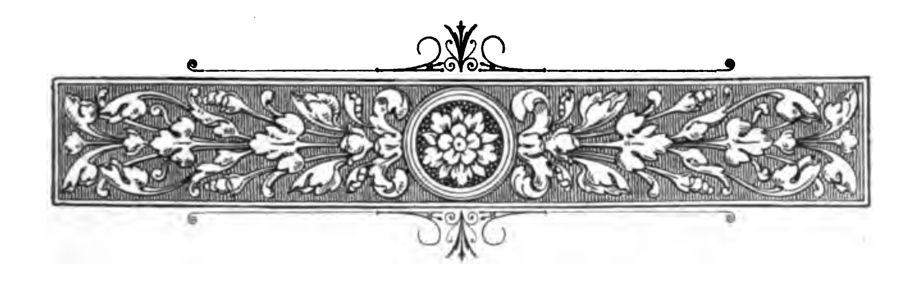


1. Gärungen vor der Revolution.

Herbst 1847.

Wenn ich meine Erzählungen über das Jahr 1848 schon mit dem Oktober 1847 beginne, so folge ich damit nicht nur dem Gebrauche im Heere, wo das Jahr nach der Reihenfolge des Ausbildungsganges im Oktober anfängt, sondern die Eindrücke, die ich erhielt, waren auch derart, daß für mich die Ereignisse von 1848 schon den Herbst vorher begannen.

Nachdem die Sitzung des vereinigten Landtages von 1847 geschlossen war, hatten mir die darauf folgenden anstrengenden Truppenübungen keine Zeit gelassen, die Gedanken zu ordnen und zu sichten, die das Resultat dessen waren, was ich da gesehen und gehört hatte, denn, wie das alltägliche Sprichwort sagt, „das Hemd ist Einem näher als der Rock". Aber sobald das Manöver beendet war und einer ruhigeren dienstlichen Zeit Platz machte, wurde mir durch Rückbetrachtung der Ereignisse des Frühjahres klar, daß die Dinge nicht so bleiben würden, wie sie waren, und daß wir einem bedeutenden Wendepunkte entgegengingen. Ich sah auf der einen Seite ein Streben von unten nach oben, welches nur auf Raub und Zerstörung gerichtet war. Auf der anderen Seite sah ich eine sehr zahlreiche und einflußreiche Partei, welche, weit mehr um der süßen Gewohnheit nicht zu entsagen, als aus Eigennutz, weit mehr aus geistiger Trägheit als aus Mangel an Opferwilligkeit, Alles mit den härtesten Ausdrücken als Hochverrath und Landesverrath bezeichnete, was eine Besserung der Zustände, namentlich was eine bessere Lage der unteren Volksklassen anstrebte. Wenn auch die Auffassung des Generals v. Möllendorff nicht gerade als Ausdruck der Konservativen angesehen werden konnte, nach welcher er nicht mehr in einer Restauration essen wollte, solange der Landtag tagte, weil er dort mit einem Hansemann oder einem Lichnowsky oder einem Beckerath zusammenkommen könne, und, wenn er mit einem Solchen in einem Zimmer allein



1. Gärungen vor der Revolution.

Herbst 1847.

Wenn ich meine Erzählungen über das Jahr 1848 schon mit dem Oktober 1847 beginne, so folge ich damit nicht nur dem Gebrauche im Heere, wo das Jahr nach der Reihenfolge des Ausbildungsganges im Oktober anfängt, sondern die Eindrücke, die ich erhielt, waren auch derart, daß für mich die Ereignisse von 1848 schon den Herbst vorher begannen.

Nachdem die Sitzung des vereinigten Landtages von 1847 geschlossen war, hatten mir die darauf folgenden anstrengenden Truppenübungen keine Zeit gelassen, die Gedanken zu ordnen und zu sichten, die das Resultat dessen waren, was ich da gesehen und gehört hatte, denn, wie das alltägliche Sprichwort sagt, „das Hemd ist Einem näher als der Rock". Aber sobald das Manöver beendet war und einer ruhigeren dienstlichen Zeit Platz machte, wurde mir durch Rückbetrachtung der Ereignisse des Frühjahres klar, daß die Dinge nicht so bleiben würden, wie sie waren, und daß wir einem bedeutenden Wendepunkte entgegengingen. Ich sah auf der einen Seite ein Streben von unten nach oben, welches nur auf Raub und Zerstörung gerichtet war. Auf der anderen Seite sah ich eine sehr zahlreiche und einflußreiche Partei, welche, weit mehr um der süßen Gewohnheit nicht zu entsagen, als aus Eigennutz, weit mehr aus geistiger Trägheit als aus Mangel an Opferwilligkeit, Alles mit den härtesten Ausdrücken als Hochverrath und Landesverrath bezeichnete, was eine Besserung der Zustände, namentlich was eine bessere Lage der unteren Volksklassen anstrebte. Wenn auch die Auffassung des Generals v. Möllendorff nicht gerade als Ausdruck der Konservativen angesehen werden konnte, nach welcher er nicht mehr in einer Restauration essen wollte, solange der Landtag tagte, weil er dort mit einem Hansemann oder einem Lichnowsky oder einem Beckerath zusammenkommen könne, und, wenn er mit einem Solchen in einem Zimmer allein

sei, er sein Gewissen und seinen Gott fragen müsse, welches Unrecht größer sei, einen Mord zu begehen oder einen solchen Bösewicht leben zu lassen — so ist es doch schon bezeichnend genug, daß ein preußischer General solche Redensarten führen konnte. Und alle diejenigen, welche später zu den Ultrakonservativen gehörten, behandelten ein Streben nach ständischer Vertretung, nach ständischen Rechten als halben Königsmord, weil ein solches Streben nach dem Beispiele von 1789 zum Königsmord führen müsse. Betrachtete man doch schon mein Streben, ebensoviel in den Wissenschaften zu leisten wie alle übrigen Kameraden und mir die Bevorzugung, die mir durch meinen Stand und Namen ohne Mühe in den Schoß fiel, wirklich zu verdienen, als eine Verletzung der aristokratischen Gesinnungen, so daß mich manche meiner nächsten Verwandten, wenn auch nur halb im Scherz, einen Demokraten nannten, lediglich deshalb, weil ich etwas gelernt hatte und nicht nur etwas werden, sondern auch etwas leisten wollte.

An einen friedlichen Ausgleich solcher Gegensätze konnte nicht gedacht werden. Es mußte ein Zusammenstoß erfolgen. Dazu kam, daß die persönliche Autorität des Königs von Tag zu Tag mehr litt. Die Ultrakonservativen betrachteten ihn als einen Demokraten, der durch seine Maßregeln die Rechte der Krone gefährde und die Revolution heraufbeschwöre. Aufrichtige Freunde besserer Zustände tadelten an ihm den genialen Flug seiner Ideen, die nie in eine für sie faßbare, greifbare Form kamen und lebensfähig nicht erschienen. Die entfesselten Geister der liberalen Richtung aber waren nicht im geringsten befriedigt, denn nach alledem, was der König gesagt hatte, waren die Grenzen für das Erstrebte ihnen viel zu eng gesteckt. So war die Unzufriedenheit um so allgemeiner, je wohlwollender der König gewesen war. Hatte man ihn vor sieben Jahren als einen Halbgott gepriesen, so konnte er jetzt kein Wort sagen, was das Publikum höheren oder niederen Ranges befriedigt hätte. Selbst bei Offizieren schien die alte Hochachtung vor der Person des Königs eine bedeutende Einbuße erlitten zu haben. Sein unmilitärisches Aeußere wurde bekrittelt, und daß er selbst Witze darüber machte, fand man unköniglich. Wurde selbst ein guter Witz von ihm bekannt, so hieß es, er könne etwas Anderes thun, als Witze reißen. Wurde er bei Truppenübungen heftig, so hieß es, es folge doch nichts hinterdrein, er könne sagen, was er wolle. Lobte er die Truppen nach den Besichtigungen, was er gern that, so hieß es, er kümmere sich nicht um die Truppen, habe die Fehler nicht gesehen und lobe immer. Kurz, er mochte thun und lassen, was er wollte, es wurde nichts mehr recht befunden. Im niederen Volke aber fing man an, die niederträchtigsten und boshaftesten Reden zu hören. Verleumdungen aller Art wurden mit dem

größten Eifer verbreitet, und besonders war es sein Sinn für Kunst und Kirchenarchitektur, welcher den größten Aerger hervorrief.

Seine Hofhaltung hatte im Vergleich mit der seines Vaters einen glänzenden Anstrich. Dabei wurde viel gebaut. Natürlich glaubte alle Welt, der König verschwende die Staatskassen. Daß er sieben Millionen Schulden habe, war in Aller Munde. Daß in der That der Hofhalt des Königs weniger kostete als der seines Vaters, weil Letzterer jeden Unterschleif seiner Diener zu seinem Schaden unbestraft ließ, jener aber Ordnung hielt, daß er ein guter Finanzmann war und nicht einen Pfennig jährlich mehr ausgab, als ihm zukam, wußte Niemand, denn der Haushalt-Voranschlag wurde nicht veröffentlicht. Aber der König sank in der Meinung der Oeffentlichkeit in jeder Beziehung, und man hörte von Hoch und Niedrig mit einer gewissen Betonung die Vorzüge seines Vaters preisen, und wenn es mit Hochachtung geschah, wenigstens ohne den Vergleich mit der Gegenwart auszusprechen.

Mit dem Eindruck von dieser allgemein in Berlin herrschenden Mißstimmung begab ich mich Anfang Oktober auf acht Wochen auf Urlaub zu meinen Eltern.

In Oberschlesien herrschte damals der übelste Zustand, den dieses arme Land wohl je erlebt hat. Mehrere Jahre war der Winter streng, die Ernte dürftig gewesen. Die letzte Ernte war ganz mißrathen. Die Bevölkerung, namentlich des rechten Oder-Ufers, war ganz auf Kartoffeln angewiesen, und die Kartoffeln waren in der Erde verfault. Eine entsetzliche Hungersnoth brach herein und kündigte sich schon durch Krankheiten an, die eine Folge der schlechten Ernährung waren. Ruhr und Typhus forderten bedeutende Opfer. Viele Waisenkinder liefen brotlos umher und fielen den Gemeinden zur Last, die selbst nichts hatten.

Die Bevölkerung kannte Selbsthülfe nicht. Die autokratische Landesverfassung hatte sie daran gewöhnt, Alles von der Regierung zu erwarten. Dazu kam der niedere Bildungsgrad des Bauern polnischen Ursprungs und sein eigenthümliches, zähes, widerstrebendes Naturell.

Der Bildungsgrad des Wasserpolacken konnte keinen klaren Unterschied zwischen Gott und König machen und erwartete Alles von diesen Beiden, die so ziemlich in Eins zusammenschmolzen. Hat doch ein Rekrut auf die Frage, wieviel Götter er habe, geantwortet: Drei, den Preußischen, Russischen und Oesterreichischen. Das Naturell des Bauern aber widerstrebte nicht nur jedem Wunsch nach Besserung, sondern auch jeder Hülfe. Er sah insbesondere in Allem, was Gebildete und Deutsche brachten, etwas, dem nicht zu trauen sei. Hätte man ihm Häuser geschenkt, in denen er nicht mehr mit seiner Familie, seinen Hühnern und Schweinen in einem Raume schlafen sollte, er hätte geglaubt, man wolle seine

heiligsten Vorrechte antasten. Dazu kam, daß die Regierung Schlesiens sich mit einer gewissen Hartnäckigkeit gegen die Ueberzeugung wehrte, daß eine Hungersnoth im Anzuge sei. Der Oberpräsident machte eine kurze Reise, auf der er bei seiner geringen Rüstigkeit nichts sah und nichts glaubte, und berichtete, es sei nichts zu befürchten. Als nun das Elend hereinbrach, war es zu spät, um gründliche Abhülfe zu schaffen, denn die damaligen erbärmlichen Verkehrsmittel wie die geringe Ausbildung des öffentlichen Kreditwesens ließen dies nicht zu. Das Vertrauen des Bauern zu Gott und dem König war deshalb erschüttert, und er gab sich der Schlaffheit der Verzweiflung hin und setzte jeder anderweitigen Hülfe ein Mißtrauen und eine Theilnahmslosigkeit entgegen, welche alle Begriffe übersteigt.

Als mein Vater z. B. das Elend kommen sah, ließ er alle Branntweinbrennereien bei sich schließen und den auf seinen Gütern und innerhalb deren Bereich wohnenden Bauern die zum Branntweinbrennen gewonnenen Kartoffeln zum halben Werthe zum Kauf anbieten. Die Käufer sollten auch nicht nöthig haben, die Kartoffeln durch baares Geld zu bezahlen, wenn sie keines hätten, sondern es sollte ihnen gestattet werden, den Kaufpreis im Tagelohn bei Feld- und Holzarbeit abzutragen. Kein Bauer kaufte. Denn die Bauern bildeten sich ein, die Kartoffeln müßten sehr schlecht sein, so schlecht, daß sie nicht einmal zum Branntweinbrennen taugten, sonst würde der als kluger Mann bekannte Herr sie doch nicht so billig ausbieten. Als die Noth hereinbrach, und es Menschen, ganze Familien gab, die in der That gar nichts mehr zu essen hatten, ließ mein Vater Suppen kochen und die Leute füttern, welche von den Gemeindevorstehern als vollständig mittellos bezeichnet wurden. Alsbald hörte so Mancher, der sich mit seiner Familie zur Noth hätte durchhelfen können, wenn er fleißig arbeitete, ganz zu arbeiten auf und sagte, er werde ruhen, seine Vorräthe verzehren, denn wenn er nichts mehr habe, erhielte er ja das Essen beim Prinzen. So stieg die Zahl der Essenden täglich, und die Arbeiter für die Bestellung des Bodens u. s. w. nahmen täglich ab. Im Frühjahr 1848 stieg die Zahl derer, die mein Vater täglich fütterte, auf vierzehn Hundert. Gedankt wurde es dem Geber aber nicht, sondern der Bauer meinte, der König habe es dem Herrn befohlen, Suppen zu geben, und so forderte er es als sein Recht. Der Bauer hatte eben damals noch Begriffe, wie sie in Rußland angetroffen wurden, ehe die Freilassung der Leibeigenen durchgeführt ward. In vielen Gegenden, wenn auch nicht bei meinem Vater, entstanden dann Unruhen und Gewaltthätigkeiten, die am heftigsten da stattfanden, wo am meisten gespendet wurde, und es mußten Truppen nachgesucht werden, um die Ordnung aufrecht zu erhalten.

Wo aber die Gutsbesitzer kleineres Areal hatten und auch sonst nicht so gestellt waren, daß sie für die Armen in einem einzigen Jahre das Nöthige leisten konnten, um sie durchzufüttern, da liefen die Unglücklichen in die Wälder, lebten von Wurzeln und Beeren, und Manchen fand man Hungers gestorben im Walde, dem die Würmer und Ameisen die Augen ausgefressen hatten. Die Meisten aber erkrankten zunächst infolge der schlechten Nahrung und lagen in ihren dumpfigen Hütten in Räumen, wo sonst auch ihre Hühner und Schweine gelebt hatten.

Die Gewohnheiten der Nation widerstrebten allen gesundheitlichen Anordnungen. Es wurden Krankenhäuser errichtet; der abergläubische Bauer aber glaubte, wenn er erkrankte, er sei schon dem Teufel verfallen, und wollte lieber in seiner Hütte sterben. Deshalb ließ er den Arzt nicht rufen. Ja es wurden sogar die Leichen verheimlicht aus Furcht vor Entseuchungsmaßregeln, die man für Teufelswerk hielt, und diese Leichen verbreiteten den Ansteckungsstoff um so mehr, als der oberschlesische Bauer die Fenster seiner Wohnung nie öffnet.

Da blieb nichts Anderes übrig, als daß die Gebildeten mit Gewalt in die Wohnungen eindrangen und ihre Hülfe aufdrängten. Sie steckten sich dann wohl selbst an, und manche der Thätigsten erlagen der Seuche. So starb auch der allseits geachtete Prinz Carl zu Biron. Dank hatten diese gebildeten Samariter davon aber bei dem ungebildeten Volke nicht zu erwarten.

So waren die Zustände in Oberschlesien, als ich in den ersten Oktobertagen dort auf Urlaub eintraf.

Auf der Hinreise besuchte ich in Karlsruhe in Oberschlesien meine Großmutter mütterlicherseits, die bei ihrer Tochter, der Herzogin Helene zu Württemberg,*) und deren Gemahl, dem bekannten Feldherrn Herzog Eugen von Württemberg, dem Sieger von Kulm, wohnte. Ich fand meine alte achtzigjährige Großmutter so mobil, wie ich sie noch nie gesehen, wenn auch geistig dem Kinde sehr nahe. Sie war frühmorgens fünf Uhr auf und machte dann jeden Morgen die Patrouille bei allen Kindern und Enkeln ganz leise an den Betten, um sich zu freuen, daß sie noch schliefen. Am Tage aber tobte sie mit den kleinsten Kindern des Herzogs treppauf treppab. Die jetzige Fürstin Reuß war damals neun Jahre alt.

Mein Onkel, der berühmte Held, war ein sehr origineller alter Herr, erzählte gern und viel von den Feldzügen, und ich erfuhr von ihm manche Regel für Truppenführung, die ich mir später zu nutze gemacht und angewendet habe. Unter Anderem erzählte er mir aus der Schlacht

---

*) Siehe Anhang 2.

von Gr.-Görschen eine Scene, wie ein Artillerieoberst sich geradezu der Feigheit schuldig machte, und fragte mich, was ich denn an seiner, meines Onkels, Stelle gethan haben würde. Ich sagte, ich hätte ihm die Epaulettes vom Leibe gerissen, denn rasch ist die Jugend mit dem Wort. Aber mein Onkel verwies mir diese Auffassung, denn er sagte, es sei nicht jeder Mensch jeden Tag gleich aufgelegt, und man könne nicht von einem einzigen Zug von Schwäche auf den ganzen Menschen urtheilen. Dieser selbige Oberst habe später durch seinen Muth noch sehr wichtige Dienste geleistet, „aber“, fügte er hinzu, „ich habe es ihm angedeutet, denn während ich mit ihm sprach, kam eine Kanonenkugel, riß mein Pferd um, und als ich darunter lag, sagte ich ihm: Sie sehen, ich bin auch nicht auf Rosen gebettet.“ Mein Onkel war nämlich unendlich gutmüthig.

Ferner erzählte er mir, wie aus den Dörfern Gr.- und Kl.-Görschen, Kaga, Rana, Starsiedel, die genommen, verloren, wieder genommen und wieder verloren wurden, die Truppen zurückgeströmt seien, und wie es der größte Fehler sei, weichende Truppen mit energischen Worten zum Stehen bringen zu wollen, dann sei es ganz unmöglich, sie zur Pflicht zurückzuführen. Wenn eine ganze Truppe einmal im Ausreißen sei, müsse man an die ersten Ausreißer reiten und ihnen sagen, sie hätten ganz recht, zurückzugehen, an jenem (rückwärtsliegenden) Kreuzweg, Kreuz, Thurm, Haus oder Baum, oder was sich sonst bietet, werde gesammelt und geordnet. Dort brächte man solch eine Truppe zum Stehen, dort könne man sie ordnen, eintheilen, von Neuem ermuthigen und wieder vorführen. So gab es der praktischen Regeln viele, die ich im Wortlaute wieder vergessen habe, die aber im Augenblick des Handelns bei mir von selbst wieder auftauchten, als ob es eigene Gedanken wären, nur daß mir dann das Bild meines Onkels vorschwebte.

Wenn ein junger Offizier sich für seinen Beruf, den Krieg, vorbereiten will, den er noch nicht kennt, dann kann er nichts Besseres thun, als, so oft er Gelegenheit hat, den Erzählungen alter Militärs zu lauschen. Selbst wenn sie gefärbt sind, geben sie die persönlichen Eindrücke wieder und schildern die Stimmung und die Lage, in die man kommen kann. Ist man im Stande, sich mit dahinein zu versetzen, so lernt man mehr als durch schülerhaftes Einpauken von unbestrittenen allgemeinen Taktikregeln, die alle für den einzelnen Zweck nicht passen.

Es waren recht angenehme Tage, die ich in Karlsruhe verbrachte, und ich schied befriedigt. Ich ahnte nicht, wie bald und in welcher trüben Stimmung ich diese Familie wiedersehen sollte.

Ich kam Anfang Oktober in Koschentin an und fand dort die oben erwähnten traurigen Zustände. Mein Vater und meine Mutter waren nervös sehr erregt und thaten alles Mögliche, um das Loos der Ver-

armten zu mildern. Meine älteste Schwester Adele, bereits im achtzehnten Jahre, war ebenfalls sehr von Mitgefühl für die allgemeinen Zustände ergriffen; nur meine jüngste Schwester, im dreizehnten Jahre stehend, der Liebling von Vater und Mutter, eben ins Alter der Backfische tretend, war frisch und munter und hatte noch keinen Begriff von den drohenden Zuständen. Sie war voll Talent in jeder Richtung, dabei klug und äußerst liebenswürdig. Ich empfing von ihr eine praktische Lehre. Ich war nämlich überrascht, sie plötzlich sehr hübsch Klavier spielen zu hören, obgleich sie gar keinen Unterricht hatte, denn meine Eltern hatten bei den anderen vier Kindern die Erfahrung gemacht, daß wir Alle kein Talent für Musik hätten, ich hatte sogar alle Welt mit meinem talentlosen Eifer gequält. Um solchen Quälereien zu entgehen, hatte man ihr gar keinen Unterricht geben lassen. Plötzlich spielte sie, mit viel Ausdruck und Anlage, und besser, als ich es je mit der anstrengendsten Arbeit zu Wege gebracht. Da erkannte ich, daß man den Menschen, und der Mensch sich selbst, nicht zu etwas zwingen müsse, wozu er keine Anlage habe, besonders in der Kunst nicht. Eltern mögen bei ihren Kindern Alles versuchen. Wo aber sich Mangel an Lust und Anlage zu einer Kunst zeigt, da sind Zeit und Geld verloren, die man zu deren Ausbildung verwendet. Zwingen läßt sich wie Pegasus auch jede andere Kunst nicht. Meine Schwester wäre eine Virtuosin ersten Ranges geworden, wenn ihr Beruf als Hausfrau ihr dazu Zeit gelassen hätte.

Meinen Vater fand ich noch voll von den Eindrücken des vereinigten Landtages. Es verging wohl keine Mahlzeit, an der nicht das dort Erlebte das Thema des Tischgespräches bildete. Die Bestrebungen der Umsturzpartei, die Bornirtheit der Ultrakonservativen, die Unreifheit des Landes für Vertretungszustände, die Unklarheit, in der der König durch seine oft mystischen Worte Alle über seine Intentionen gelassen hatte, das Alles beschäftigte ihn sehr und erfüllte ihn mit einer Besorgniß, die durch die trostlosen Zustände der Verarmung Oberschlesiens und die diesem Faktum gegenüber zur Schau getragene Sorglosigkeit der Regierung nur noch gesteigert wurde.

Eines Abends spät kam ein Bote aus Karlsruhe an. Meine Großmutter, die ich soeben erst so vergnügt gesehen hatte, war plötzlich an einem Schlagfluß verschieden. Meine Mutter hatte sich schon zurückgezogen, als die Nachricht ankam, und mein Vater theilte ihr die Trauerbotschaft erst am folgenden Morgen mit. Der Tag war recht traurig und verlief, wie so ein erster Tag tiefster Familientrauer verläuft.

Am Abend traf ein Oesterreichischer Offizier ein, um meinen Vater zu sprechen. Es war der Adjutant des Bruders meiner Mutter,*) der Regi-

*) Prinz Gustav, siehe Anhang 2.

mentskommandeur in Krakau war. Mein Onkel sandte den Adjutanten mit der Nachricht, er liege auf dem Sterbebette und bäte meinen Vater, nach Krakau zu eilen, um einige wichtige Papiere von ihm auf dem Todtenbette entgegenzunehmen. Meine Mutter war zwar sehr angegriffen von der Todesnachricht der eigenen Mutter und folgenden Tages noch mehr, als sie hörte, daß auch der Bruder im Sterben liege; aber sie litt doch an keiner ausgesprochenen Krankheit, und es schien ihr zur Beruhigung zu gereichen, wenn mein Vater zu dem sterbenden Bruder reise. Also machte sich mein Vater auf den Weg und begab sich nach Krakau mit Extrapost.

Selbigen Tages kam die Nachricht über das Begräbniß meiner Großmutter, und meine Mutter wünschte, daß aus Koschentin wenigstens Einer der Beisetzung beiwohne. Sie selbst mußte das Bett hüten, auch hatte ihr mein Vater auf das Bestimmteste verboten, zu dieser Beisetzung zu reisen, weil er die Beschwerden der Reise und die Aufregung fürchtete; also wurde ich nach Karlsruhe abgesandt.

Die Reise betrug zwölf Meilen schlechtesten Weges von der Welt bei sehr schlechtem Oberschlesischen Herbstwetter. Ich nahm einen offenen Wagen ohne Federn, mit einem anderen Fuhrwerke fürchtete ich in den grundlosen Wegen stecken zu bleiben, und setzte mich in Bewegung.

In Rosenberg ließ man mich volle drei Stunden auf die Extrapostpferde warten, und obgleich ich wartend diese drei Stunden auf meinem Wagen gesessen hatte, schrieb mir der Postsekretär in den Extrapost-Begleit- und Stundenzettel: „Freiwilliger Aufenthalt drei Stunden.“ Auf der nächsten Station schrieb ich dies Faktum in das Beschwerdebuch. Es war den 18. März 1848 früh (dies Datum vergißt man nicht), als ich in Berlin in meiner Wohnung vom Generalpostamt die amtliche Mittheilung erhielt, daß die Beschwerde geprüft, richtig befunden und der betreffende Postsekretär seines Postens entsetzt sei. Ich konnte der Postbehörde meine Achtung nicht versagen.

Der Aufenthalt war mir sehr unangenehm, denn ich kam erst spät, nach dem Dunkelwerden, an dem Ort meiner Bestimmung an und störte das ganze Haus auf. Tags darauf fand die Beisetzung beim übelsten Wetter von der Welt statt, und gleich darauf fuhr ich wieder nach Koschentin zurück, wo ich spät abends ankam, weil ich Mutter und Schwestern so wenig wie möglich allein lassen wollte. Es war auch dringend nöthig, daß ich wieder da war, denn ich fand Alles in einem Zustande bedeutender nervöser Erregung. Von meinem Vater war keine Nachricht gekommen, begreiflich, denn es gab damals dorthin weder Telegraphen noch Eisenbahnen, und die Post aus Oesterreich kam erst in mehreren Tagen an.

Ich glaube, es war der Abend nach meiner Rückkehr; wir saßen nach Einbruch der Dunkelheit beim Thee zusammen und ich versuchte, die Besorgnisse meiner Mutter wegen der mangelnden schriftlichen Nachrichten zu zerstreuen, als wir einen Wagen ankommen hörten. Ich sprang herunter, um meinen Vater zu warnen, damit er beim Aussteigen aus dem Wagen nicht über einen frisch angelegten Rinnstein im Finstern stolpere. Ich kam zur rechten Zeit, half ihm aus dem Wagen und machte ihn auf den Rinnstein aufmerksam. Seine Antworten waren ganz unverständlich. Ich wiederholte, was ich sagen wollte. Er antwortete wieder so. Ich erschrak zu Tode, denn er redete geradezu irre!

Ich fragte den begleitenden Jäger leise, was meinem Vater sei. Er antwortete, er wisse es nicht. Bis jetzt habe er keine Silbe gesprochen und Alles mit sich machen lassen, nur sehr viel gehustet. — An der Treppe schwankte mein Vater, ich stützte ihn, er trat in das Theezimmer und sagte auf die Frage meiner Mutter, wie es ihrem Bruder ginge, nur: „Besser, aber ich will zu Bett.“ Sich ins Schlafzimmer begebend, verlangte er nach einer Tasse Thee. Meine Schwester Adele, die schon bei seinem verstörten Anblick sehr erschrocken war, brachte ihm eine Tasse Thee zitternd, darüber gerieth er in einen krankhaften Zorn, brüllte sie mit Löwenstimme an, und sie verließ das Zimmer mit gläsernen Augen. Ich ging ihr nach und erhielt von ihr verdrehte Antworten. Einen Augenblick wußte ich wirklich nicht, ob ich selbst verdreht sei oder bei Sinnen, da ich lauter verdrehte Antworten erhielt, aber meine kleine Schwester sprach doch verständlich und entwickelte nun eine für ihr Alter ungewöhnliche Umsicht. Sie half mir, meine Schwester Adele zu bewegen, daß sie sich zu Bette lege. Aerztliche Hülfe für Beide ward geholt. Meine Mutter blieb diesen Abend bei meinem Vater, meine jüngste Schwester bei meiner ältesten Schwester, und ich ordnete nach den Bestimmungen des Arztes für Beide die Angelegenheiten für die Nacht in Uebereinstimmung mit unserer guten Thesy Fries.*)

Am Morgen stand es mit beiden Kranken schlechter, und meine Mutter war auch sehr schwach. Es dauerte nur noch einen Tag, da mußte auch sie sich legen. Sie hatten alle Drei den Typhus. Der Verkehr mit den Oberschlesischen Armen und Kranken hatte ihr ganzes System dafür empfänglich gemacht, die plötzlichen Gemüthsbewegungen hatten die Krankheit zum Ausbruche gebracht!

Bei der Dienerschaft im Koschentiner Schlosse fanden ebenfalls Erkrankungen statt.

Wenige Tage nach dem Ausbruch der Krankheit kam mein Bruder Friedrich Wilhelm auf Urlaub nach Koschentin. Im Verein mit der

*) Gräfin Fries, Kousine des Vaters.

Gräfin Thesy Fries organisirten wir nun das Hauswesen und die Krankenpflege. Das war damals nicht leicht. Unser alter Hausarzt, Dr. Denninger, war wenig vertrauenerweckend. Ein vier Meilen entfernt wohnender Sanitätsrath, Dr. Hübner aus Rosenberg, kam zur Konsultation dann und wann. Die Leitung des Hauswesens übernahm Gräfin Fries. Die Pflege bei meiner Mutter und meiner Schwester Adele wurde unter ihrer Leitung von je zwei weiblichen Dienstboten, die sich in der Nachtwache ablösten, besorgt. Meine kleine Schwester Luise war ihr dabei trotz ihrer Jugend schon eine zuverlässige Stütze und verlor, was sehr wichtig war, den Kopf nie. Denn die Kranken waren sehr unbändig und in beständigem Fieberwahn. Besonders schwierig war es dabei, mit meinem Vater zu verkehren. Er war gewöhnt, zu befehlen, aber nicht zu gehorchen. Diese Gewohnheit kam auch in der Krankheit zur Geltung, und wir mußten uns daher täglich und stündlich auf die Nothwendigkeit gefaßt machen, Gewalt zu gebrauchen; denn seine Wünsche gingen immer auf Dinge, die die Aerzte für ihn für schädlich oder gar tödlich erklärten. Dann konnte er entsetzlich toben, wenn man nicht that, was er wollte. Mein Bruder und ich, wir lösten uns in der Wache bei ihm ab und hatten stets einen seiner Jäger bei uns, auch Hülfe für alle Fälle in Rufnähe. Zum Glück kam es nie zur Anwendung physischer Gewalt. Einmal wollte er seinen Willen durchsetzen. Ich hatte die Wache und erklärte ihm, ich würde Gewalt brauchen, wenn er sich nicht füge. Da lachte er und gab nach, meinte, ich sei sehr krank und es sei für mich gefährlich, mich zu reizen. Seitdem war es das einzige Mittel, ihn zu bändigen, wenn man ihm sagte, ich würde dadurch gereizt, wenn er dies oder jenes thäte. Wenn er gar nicht folgte, wurde ich geholt. Mir folgte er immer.

Alle solche und mehrere andere, hier nicht erwähnte Erscheinungen treten wohl bei jedem irre redenden Kranken auf. Aber wenn man hierbei gezwungen wird, sich Ansehen zu schaffen von einem Manne, dem man unbedingt zu gehorchen gewöhnt ist, wenn man zugleich beide Eltern und eine Schwester in stündlicher Lebensgefahr sieht, dann wird diese ganze Zeit zu einer dauernden Folter, ärger, als sie die schlaueste Inquisition erfinden kann. Entsetzlich waren die Nächte bei meinem Vater. Er konnte kein Licht vertragen, also saßen wir im Dunkeln an seinem Bett. Er sprach dabei immerzu irre. Seine Phantasien ergingen sich in der Hauptsache in der Politik und knüpften an den letzten vereinigten Landtag an. Was mir dabei am meisten Eindruck machte, war, daß er Dinge sah, die später vollkommen so eingetroffen sind, wie er sie im Fieber erzählte. Da waren Straßenkämpfe und Bauernaufstände in buntem Durcheinander. Den Landwehren sei gar nicht zu trauen, meinte er, und

schilderte Scenen, wie sie beim Berliner und Iserlohner Landwehr-Bataillon später stattfanden. „Dem Felix Lichnowsky ist am wenigsten zu trauen“, rief er plötzlich einst, „der spielt ein falsches Spiel, heute beim Könige, morgen bei den Aufrührern, aber der Unglückliche, er wird ein Ende mit Schrecken nehmen!“ Hat mir schon bei diesen wirren Phantasien geschaudert, wie viel mehr mußte mir später schaudern, als, noch nicht nach Jahresfrist, die Phantasien zur entsetzlichsten Wirklichkeit geworden waren, und Felix Lichnowsky in der That ein so schreckliches Ende gefunden hatte.

Die Krankheit tobte bei allen Patienten siebzehn Tage. Zuletzt hatte ich solche Uebung darin, auf irre Phantasien einzugehen — denn auch meine Mutter und Schwester phantasirten immerwährend —, daß ich selbst irre redete, zuweilen mit gesunden Menschen, weil ich glaubte, ich sei dort auf eine Phantasie gestoßen und müsse darauf eingehen.

Endlich traten die Krisen ein. Eines Morgens gelang es, meinen Vater in Schweiß zu bringen, wenige Tage darauf auch Mutter und Schwester. Sie erwachten wie aus einem langen Schlaf und wußten von der ganzen Zeit nichts mehr. Mein Vater wunderte sich, wie er aus Krakau hierher gekommen sei! Den Aerzten sind solche Erscheinungen nicht merkwürdig, sie sind sie gewöhnt. Psychologisch bleiben sie immer ein Räthsel.

Nachdem die Rekonvaleszenz der Kranken gesichert erschien, kehrte ich nach Berlin zum Dienste zurück. (Bis dahin hatte ich zur Pflege meiner Eltern Urlaubsverlängerung erbeten und erhalten.)

War ich schon durch die während der prophetischen Fieberphantasien meines Vaters verbrachten Nächte und die in dieser Zeit in meine Hände gekommene Lektüre (Thiers, La révolution française u. s. w.) in eine gewisse Stimmung versetzt, welche mich an den baldigen Ausbruch einer Revolution glauben ließ, so wurde, nun ich Ende November nach Berlin zurückkehrte, durch Alles, was ich sah und hörte, dieser Glaube in mir noch mehr befestigt. Oben Mißtrauen und Mißstimmung gegen unten, unten Unzufriedenheit gegen oben. Die Gehässigkeit des Civils gegen das Militär nahm einen Charakter an, der eine planmäßige Aufregung der unteren Volksklassen durch irgend eine Partei vermuthen ließ.

Am Neujahr 1848 hielt unser kommandirender General, der Prinz von Preußen, eine Rede an die Offizierkorps, welche mit den Worten begann: „Der politische Horizont verfinstert sich.“ Aber an einen Krieg nach außen glaubte deshalb noch Niemand. Der Prinz war an jedem Neujahr in seiner Anrede kriegerisch gewesen, und da damals hinter seinen Neujahrsreden weder die Macht Louis Napoleons noch viel weniger seine spätere Macht stand, im Gegentheil allgemein bekannt war, daß seine

Ansichten von denen seines Königlichen Bruders zuweilen sehr abwichen, so machte diese Neujahrsrede nicht so viel Eindruck als damals, da er zum ersten Male von den Wolken am politischen Horizonte gesprochen hatte. Immerhin aber sagten sich doch die Meisten, daß eine Zeit anbreche, in der an unser Pflichtgefühl Berufung eingelegt werden würde.

Nichtsdestoweniger war der Winter gesellig belebter denn je. Der Karneval dauerte ausnahmsweise lange, Fastnacht fiel auf den siebenten oder zehnten März, also schafften die Damen viel Toiletten, die Herren viel Lackstiefel an. Bekannt, wie ich nun war, fehlte ich auf keinem Balle.

Außerdem hat in diesem Jahre das Kriegsspiel eine besonders interessante Wendung genommen. Wir führten zum ersten Male ein strategisches Kriegsspiel durch, und zwar einen Krieg zwischen Preußen und Oesterreich. Durch seine Neuheit machte dieses Spiel außerordentlichen Eindruck. Jedem Feldherrn ward vollständig freie Hand für alle Unternehmungen gelassen. Wo die Heere sich trafen, wurden die Pläne gezeichnet und die Schlachten durchgeschlagen. Das führte dazu, daß Pläne und Geographie sowie die Organisation der Oesterreichischen Armee gut gelernt werden mußten. Auch wurde schnell und anstrengend an den Plänen gezeichnet.

Die beiden Oberfeldherren waren Preußischerseits der Hauptmann und Flügeladjutant v. Hiller, der später als Generallieutenant im wirklichen Kampfe gegen Oesterreich bei Königgrätz auf der Höhe von Chlum fiel, und Oesterreichischerseits der Premierlieutenant v. Gersdorff von den Garde-Schützen, der später bei Sedan an der Spitze des XI. Armeekorps den Heldentod fand. Die Preußische Haupt-Armee fiel in Mähren ein und errang entscheidende Erfolge. Die Oesterreichische Haupt-Armee drang durch Sachsen in die Mark, ließ sich aber durch eine schwächere Beobachtungs-Armee Preußens in der Mark einschüchtern und wich nach Dresden zurück.

In hohem Grade anziehend war mir die Beobachtung, daß die Charaktere sich durchweg in diesem Kriegsspiele ebenso zeigten wie später im Ernste. Ein Herr, der im Kriegsspiele schon allerorten eine große Vorsicht und Bedächtigkeit zeigte und sich dadurch manchen Erfolg entschlüpfen ließ, hat auch in dem gleich darauf folgenden Feldzuge in Schleswig sich einen bedeutenden Triumph und glücklichen Fang entgehen lassen, weil er mit strategischen, wenn auch begründeten Bedenken zu viel Zeit verlor. Hiller war aber schon damals, obwohl ohne tiefe Vorkenntnisse und nicht immer mit Ueberlegung, ein stürmischer Draufgänger, griff immer an und machte dadurch Eindruck auf manchen unentschlossenen Gegner, der die Verhältnisse beim Feinde Hiller noch nicht übersehen

konnte. Ich kam dadurch immer mehr zu der Einsicht, wie nützlich das Kriegsspiel ist, wenn es so lehrreich geleitet wird, wie es damals durch den Oberstlieutenant v. Falckenstein geschah. — Damals wurde es nur in Berlin betrieben. Jetzt liegt ihm wohl fast die Hälfte der Offizierkorps des Preußischen Heeres ob, außerdem wird es im Generalstabe und auf den Militärschulen gelehrt. Ich bin aber der Ansicht, daß immer noch nicht Werth genug darauf gelegt wird, und daß kein Regimentskommandeur seiner Stellung gewachsen ist, der es nicht versteht, dieses Mittel anzuwenden, um den wissenschaftlichen und taktischen Trieb seiner Offiziere anzuregen und zugleich die Charaktere derselben kennen zu lernen.

Im Laufe des Winters vollzog der König eine wichtige politische Handlung, welche wegen der darauf folgenden schnellen Umwälzungen leider keine Folge gehabt hat. Anfang Februar erließ er nämlich eine Verfügung, wonach die Ausschüsse des vereinigten Landtages permanent, der gesammte Landtag aber periodisch alle zwei Jahre zusammentreten sollten. Er that somit, was die Einhundertachtunddreißig*) erbeten hatten, welche dreiviertel Jahre vorher wegen dieser Bitte in Ungnade gefallen waren. Wäre diese Vorschrift ein Jahr früher erfolgt, wer weiß, ob es nicht gelungen wäre, mit Hülfe derselben den Auswüchsen der Bewegungen von 1848 in Preußen die Spitze abzubrechen und unsere ganze innere staatliche Entwickelung in ruhigere Bahnen zu leiten.

Im Februar 1848 wurden die Blicke der ganzen Welt nach Frankreich gelenkt. Unter dem Deckmantel der Erstrebung einer Reform von

---

*) Der vereinigte Landtag war durch Patent vom 3. Februar 1847 auf den 11. April einberufen. Auf die Rede des Königs bei der Eröffnung des Landtages wurde nach langen Verhandlungen eine Antwortsadresse angenommen, welche Forderungen stellte, die weder der König noch die Regierung annehmen wollten.

Der erste und wichtigste Streitpunkt war das Verlangen nach einer gesetzlichen Feststellung der Zeit, wann der Landtag einberufen werden müsse.

Es wurde ferner als Recht aufgestellt, „die Verwaltung zu überwachen", „über Einnahmen und Ausgaben einen entscheidenden Beschluß abgeben zu dürfen", und „daß nur wirklich verfassungsmäßige, in ihren Rechten sichergestellte Stände neue Steuern oder Anleihen bewilligen dürften".

Als Anhänger der Adresse und Vertheidiger derselben sind hauptsächlich Camphausen, v. Auerswald, Freiherr v. Vincke, Hansemann, v. Beckerath, Graf v. Schwerin hervorzuheben; ihr zugestimmt hatten im Ganzen hundertachtunddreißig Mitglieder.

Von diesen Forderungen wurde zunächst nichts bewilligt; als am 6. März 1848 die Staatszeitung verkündete, daß der König die regelmäßige Wiedereinberufung des Landtages in Gnaden gewähre, damit also auf die Beschlüsse vom vorigen Jahre angesichts der überall aufgetretenen freiheitlichen Bewegung zurückkomme, da war es zu spät. Die Anforderungen waren seitdem stetig gewachsen und die zunehmende Aufregung ging unaufhaltsam ihren Gang.

weit geringerer Tragweite bildete sich eine große allgemeine Bewegung. Es wurde ein Reformbankett in Paris arrangirt, und von diesem ging eine große Volksbewegung aus. Der greise Louis Philipp reiste schleunigst mit der ganzen Familie nach England ab, und der französische Thron war erledigt. Das Bürgerkönigthum hatte am 24. Februar ein mehr plötzliches als glorreiches Ende gefunden.

Paris war im Freudendusel. Es war die „Knechtschaft" des harmlosen Königs los. Frankreich war frei, vollkommen frei und wußte nicht, was es mit dieser Freiheit machen sollte. Man wählte eine zeitweilige Regierung und stellte an die Spitze derselben — ein charakteristisches Zeichen der Vertrauensseligkeit über die anbrechende Morgenröthe der allgemeinen Völkerwohlfahrt — den besten Dichter Frankreichs, Lamartine, den Sänger.

Wenn das nicht so unendlich traurig gewesen wäre, so wäre es zum Lachen gewesen. Die neue Regierung that vorläufig gar nichts, und die Verschwörer, welche für Frankreich noch nicht recht wußten, wie sie diesen unverhofften schnellen Erfolg bald ausbeuten sollten, breiteten zunächst ihre allgemeinen, alle Völker beglückenden Ideen auf die Nachbarlande aus. Möglich auch, daß die vorläufige Regierung hoffte, durch Entfernung der übelsten Elemente als Sendboten der Freiheit in die Nachbarländer bei sich zu Hause für die nächste Zeit Ruhe zu haben und die Wahlen zu der Nationalversammlung günstiger leiten zu können. — Wie dem nun auch gewesen sein mag, gewiß ist, daß wir bald in Berlin von der Erschütterung in Frankreich mehr zu sehen, zu hören und zu fühlen hatten, als was man aus Paris in den Zeitungen las.

Es dauerte nur wenige Tage, und man konnte in Berlin in den untersten Volksklassen eine bedeutende Gärung wahrnehmen. Wenn ich des Nachts aus den allabendlich stattfindenden Gesellschaften nach Hause ging, konnte ich fast aus jedem Wein- oder Bierkeller, an dem ich vorbeikam, den Gesang der Marseillaise herausklingen hören. Es konnte nicht unbemerkt bleiben, daß plötzlich eine bedeutende Menge französischen Geldes in Berlin auftauchte. Namentlich verbreiteten sich die bis dahin dort noch ganz unbekannten Fünf-Francsstücke in ansehnlicher Menge und in den schlechtesten Kneipen. Es war also klar, daß ganz gewöhnliche Persönlichkeiten in einem Solde standen, der von Frankreich aus gezahlt wurde. Ich habe zu wenig Einblick in die damals leitenden Kreise gehabt, als daß ich mir ein Urtheil darüber bilden kann, ob die Polizei dagegen blind war oder ob sie blind sein wollte. Gegen verschiedene höhere Beamte der Polizei sind später Verdächtigungen der schwersten Art ausgesprochen worden. Wie weit sie gegründet waren, ist nicht an den Tag gekommen.

Jedenfalls steht eins fest: Die Schürer der Gärung im untersten Volke verfuhren mit einer Offenheit und Dreistigkeit, welche vermuthen läßt, daß sie der Straflosigkeit sicher waren. Eines Abends ging ich nach Hause, und es fiel mir auf, daß an jeder Straßenecke eine Gruppe von zwanzig bis fünfzig handfesten Kerlen bereit stand, die mich mit scheelen Blicken verfolgten. Wozu so viele Kerle spät abends bereit? Ich beobachtete von einer Stelle aus, wo ich unbemerkt war. Da kam eine Gruppe Männer schnellen Schrittes und gab Parole aus: „Heute noch nicht — nach Hause gehen.“ An einer Ecke geriethen die Abbestellenden mit den Wartenden in Streit, weil die Letzteren sich ärgerten, daß sie unnütz bestellt waren. Es kam zu Schlägen; da erschien ein höherer Polizeibeamter und beschwichtigte die Streitenden. Wie das damals ein höherer Polizeibeamter bewerkstelligen konnte, wo doch die Polizei am meisten verhaßt war, kam mir räthselhaft vor.

Zugleich wurden, wie immer in aufgeregten Zeiten, tagtäglich neue Gerüchte verbreitet. Je unglaublicher, unmöglicher das Erzählte war, desto mehr Glauben fand es in allen Kreisen. Zum Theil entstehen in solchen Zeiten der Aufregung derartige Gerüchte von selbst im erregten Gehirn eines oder einiger Zuhörer, die sich aus einem falsch verstandenen Worte eine Thatsache zusammensetzen. Meist werden sie aber genährt oder auch erfunden von denen, die die allgemeine Aufregung im Gange zu erhalten bestrebt sind. Denn nichts ist gefährlicher für die Partei der Thätigkeit als eine Beruhigung der Gehirnnerven.

Eines Tages, als wir noch nach Tische im Offizierkorps plaudernd zusammensaßen, kam ein Offizier von einem Diner, zu dem er geladen war, in etwas Weinstimmung in die Kaserne und erzählte, er habe eben als ganz sicher gehört, die Französische Revolutions-Armee habe die Grenze überschritten, Saarlouis überrumpelt und alle Lebenden in der Stadt niedergemetzelt. Da er bei uns ausgelacht wurde, denn die Februar-Revolution von Paris war noch nicht viel über zehn Tage alt, also konnte noch keine Revolutions-Armee schlagfertig sein, so ging er nach Hause und erzählte die Neuigkeit dem Kameraden, mit dem er zusammenwohnte. In der Nacht hat er sich mehrmals gewundert, daß dieser sein Freund so heftig schluchzte. Am anderen Morgen, als er nüchtern war, fiel es ihm erst ein, daß sein Kamerad, Lieutenant v. Reuter, der Sohn des Kommandanten von Saarlouis war, also seine ganze Familie als todt beweinte, zum Glück ohne Grund.

Unterdessen war ich auf einen großen Ball zum Fürsten Radziwill gegangen. Dort erzählte ich meinem Bruder Carl lachend die Ente, welche jener Offizier von einem Diner mitgebracht hatte. Mein Bruder sagte, das sei ein guter Gedanke, da stände der Prinz Philipp Croy,

allgemein wegen seiner Gutmüthigkeit „Philipp der Gute" genannt, dem müsse man dies weismachen. Wir gingen ans Werk, wurden aber durch den hinzutretenden Wirth, Fürsten Wilhelm Radziwill, gestört, der lachend sagte: „Ach bewahre, mein alter Freund Reuter wird sich Saarlouis so schnell nicht nehmen lassen." Unterdessen aber hatte uns ein nach Neuigkeiten begieriger Diplomat umkreist, und ehe der Fürst Radziwill unseren Scherz vernichtet hatte, war Graf Hessenstein, sein spitzes Kinn tief in die weite weiße Kravatte vergrabend, mit langen Schritten zum Lokale hinausgeeilt, um eine Depesche per Estaffete (Telegraphen gab es damals noch nicht) nach Schwerin zu richten. Dort soll die entsetzliche Nachricht, amtlich angekommen, große Aufregung, ja sogar die Einleitung militärischer Vorbereitungen verursacht haben, bis endlich die Aufklärung dem Gesandten einen derben Verweis zuzog. Wir waren unschuldig daran, denn auf ihn war es nicht abgesehen gewesen.

Kurz darauf wurde ich durch den Befehl in Unruhe versetzt, die Batterie, bei der ich stand, zweite Reitende, solle nach Hamburg expedirt werden mit einem Truppenkorps, weil Aufruhr in Hamburg ausgebrochen sei, und die Stadt um Preußische militärische Hülfe gebeten habe, die Batterie solle aber Remonten und Rekruten in Berlin lassen, und zwar unter meinem Kommando in der Kaserne. Solch ein Zurückgelassenwerden schien mir geradezu eine Schmach. Ich rannte nach Hause, legte die Dienstzeichen an und stürzte, alle Schranken der Disziplin durchbrechend, am frühen Morgen zu meinem Oberst.

Dieser empfing mich sogleich und setzte mich zunächst durch seine Erscheinung in Verlegenheit. Bunte gestickte Morgenschuhe und türkische vorn mit Quasten versehene Morgenhosen verriethen, daß der Herr Oberst eben erst den Schlafrock verlassen und schnell mit einem Uniformsüberrock vertauscht hatte, auf dem die Epauletten nicht fehlten. Zwischen diesen schien der bekannte dicke Kopf des Obersten noch tiefer als sonst auf seinem kurzen Halse zu stecken, denn er war nicht wie sonst durch eine hohe Perrücke nach oben verlängert — das war in der Eile vergessen —, sondern der Oberst erschien mir zum ersten und letzten Male in meinem Leben vollständig kahlköpfig. Fast wäre ich, trotz der zu erwartenden Grobheiten, herausgeplatzt. Aber es glückte mir, mich im Zaume zu halten, und ich brachte meine Bitte vor, mitgehen zu dürfen, wenn es zum Handeln käme. Der Oberst war ungewöhnlich freundlich und sagte mir, es müsse Jeder da bleiben, wohin er befohlen sei. Uebrigens könne er mich für den schwebenden Fall beruhigen, denn es sei eben Gegenbefehl gekommen, und es würden keine Truppen nach Hamburg geschickt.

Unterdessen hatten unsere Batterie und noch einige Fußbatterien Munition empfangen und waren marsch- und gefechtsbereit gemacht, ebenso

wie einige Infanterie- und Kavallerie-Truppentheile. Diese Bereitschaft sollte nicht aufhören, wenn auch Jeder seinen täglichen Geschäften nachgehen konnte.

Die Gefechtsbereitschaft fand bald, aber innerhalb von Berlin, Verwendung.

In der zweiten Woche des Monats März nahm die Gärung bestimmtere Gestalt an. Es erschienen gedruckte Plakate an den Straßenecken und forderten zu Volksversammlungen auf, die in Berlin im Thiergarten „unter den Zelten" abgehalten werden sollten. Obgleich die Plakate alsbald von der Polizei entfernt wurden, so erschien doch eine große Volksmenge an dem bezeichneten Ort. Sobald man davon Nachricht hatte, wurden die gefechtsbereiten Truppen an das Königliche Schloß beordert, wo sie in dem Lustgarten zu jeder Verwendung bereit standen.

Auf einen kurzen strengen Winter war ein ungewöhnlich zeitiger und warmer Frühling gefolgt. In der ersten Hälfte des Monats März war es schon so warm wie sonst im Mai. Unzählige Menschen gingen im Thiergarten spazieren und begaben sich schon aus Neugierde nach der Volksversammlung unter den Zelten, wo also vielleicht nur ein Prozent der Anwesenden zu den Aufrührern gerechnet werden konnte.

Die erste Volksversammlung wurde daher auch ohne Mühe auseinander gebracht. Polizei erschien und forderte die Menschen auf, nach Hause zu gehen, weil die Versammlung nicht geduldet werde. Da gingen die Menschen nach Hause, und als von allen Seiten Nachrichten einliefen, daß Alles in Berlin ruhig sei, wurden auch wir wieder in die Kaserne geschickt.

Nächsten Tages ward aber wieder von unsichtbarer Hand das zu einer Volksversammlung auffordernde Plakat an die Straßenecken angeschlagen, wir wurden wieder nach dem Schloß beordert, warteten, und dasselbe Spiel wiederholte sich. So wurde der Pöbel allmählich eingeschult, damit er den unterirdischen geheimnißvollen Befehlen gehorche.

Jetzt ereignete sich aber sonst auf der Straße täglich irgend etwas, was die Aufregung zu steigern geeignet war. Bald wurde ein Posten beleidigt, und wenn er den Angreifer festnehmen wollte, fanden sich ein paar handfeste Kerle bereit, um Letzterem beizustehen. Dann schritt die Wache ein, und dies Einschreiten wurde wie ein Lauffeuer unter entsetzlichen Uebertreibungen in der Stadt verbreitet, um darzustellen, wie gemein die rohe Soldateska sei. Oft waren die Erzählungen früher im Umlaufe, als die Thatsache geschehen war, oft bestand die Thatsache gar nicht. Es wurde nach einem bestimmten Plan gewühlt. Die Behörden verhielten sich diesem Treiben gegenüber, wie Jeder sich einem Ereigniß gegenüber benimmt, das ihm noch vollkommen neu und unbekannt ist.

Volksversammlungen und Verschwörungen waren in Berlin so unerhörte, so unglaubliche Thatsachen, daß in den obersten Kreisen Manche bei der Meinung blieben, die Aufregung sei nur vorübergehend, sie werde sich von selbst legen. Man suchte zu beschwichtigen. Man hoffte durch Nachgiebigkeit etwas zu erreichen. Soldaten und Offiziere, die ihre Pflicht gethan, genau nach Vorschrift gehandelt hatten, wurden im Stich gelassen und womöglich noch getadelt, daß sie so schroff verfahren seien und das „Volk“ gereizt hätten. Der Begriff „Volk“ war ein unbestimmter, nicht ganz geklärter. Mancher ließ sich durch solchen Tadel einschüchtern, der sich nicht durch einen Pöbelhaufen von 10000 hätte einschüchtern lassen, und das war natürlich, denn wir waren Alle daran gewöhnt, unbedingt zu gehorchen und uns nicht nur nach den bestehenden Vorschriften, sondern auch nach den Ermahnungen, Erinnerungen und dem Tadel der Vorgesetzten für die Zukunft zu richten. Aber bald griff eine Unsicherheit Platz. Offiziere, die genau nach den Wachvorschriften gehandelt hatten, waren getadelt worden. Was sollte man denn thun?

Die Entschlossensten aber nahmen sich vor, nach den Vorschriften zu handeln und bei dem geringsten Tadel Kriegsgericht über sich zu beantragen.

Einige Tage lang schien das mildere Urtheil über die Bewegung sich als das Richtige herauszustellen. Ich weiß nicht, ob auf höheren Befehl, aber es geschah, daß man die Volksversammlung unter den Zelten zwar nicht erlaubte, aber auch nicht auseinander jagte. Es wurde entsetzlicher Unsinn geschwatzt, und man trennte sich unter Berliner Witzen. Ein andermal machte ein warmer Platzregen der Versammlung schneller ein Ende, als es die gesammte Polizei gekonnt haben würde. Ein drittes Mal beantragte Einer Bekanntmachung der Menschenrechte und schlug vor, nach dem Schloß zu marschiren, um sie zu verlangen. „Na, wenn uns aber die Wache am Brandenburger Thor nicht hineinläßt?“ fragte Jemand. „Dann antworten wir mit Barrikaden!“ rief der Redner. Ein brüllendes Gelächter der Versammlung brachte ihn zum Schweigen, und man trennte sich.

Indessen an anderen Orten in Berlin ereigneten sich Scenen, welche bewiesen, daß es eine Partei gab, welche nicht gesonnen war, es bei derartigen parlamentarischen Spielereien bewenden zu lassen. Vor der Königswache rottete sich, ich glaube, es war am fünfzehnten März, eine Schaar zusammen und machte Miene, die Wache zu stürmen. Die Wachen waren verstärkt. Hier stand der sehr entschlossene Hauptmann v. Cosel, einer der thätigsten und energischsten Freunde aus dem Kriegsspiel. Er erhielt Befehl, die Menge zu zerstreuen. Alle gesetzlich vorgeschriebenen Ermahnungen und Signale, die dem Gebrauch der Waffe vorangehen müssen, waren

erfolglos. Die Menge tobte und insultirte weiter, und Cosel konnte eine Salve geben lassen. Statt dessen ließ er nur zwei Flügelrotten vortreten, instruirte, einige sichtbare Rädelsführer aufs Korn zu nehmen, und kommandirte Feuer für diese sechs Gewehre. Einige Anführer stürzten, und die Menge lief, was sie konnte.

Wir von der Operationstruppe, wenn man sie so nennen kann waren natürlich wieder nach dem Schloß beordert. Alle anderen Truppen erhielten täglich Befehl, sich in ihren Kasernen bereit zu halten. Für uns war das entsetzlich langweilig. Auch störte es den ganzen Ausbildungsgang der Truppen.

Eines Abends, als wir wieder aufgerufen wurden und in der Kaserne der Befehle harrten, sah ich den Prinzen zu Bentheim, der die erste reitende Batterie befehligte, weinen. Ich dachte, er sei feige, und fragte ihn, was er habe. „Ja“, sagte er, „siehst Du, uns Aristokraten geht es an den Kragen, darauf ist es abgesehen.“ Ich höhnte ihn ob seiner Stimmung und sagte ihm, es sei nur eine Frage der Zeit, daß wir Beide am Kasernenthor aufgehängt würden. Wenn er dabei aber weine, dann würde ich ihm noch die Zunge herausstrecken. Ich habe ihm mit meinem Verdacht schwer Unrecht gethan. Er war nachher in persönlicher Gefahr in einem sehr ernsten Augenblick sehr brav. Ihn erschreckte nicht der Gedanke an die Gefahr, die ihm drohte, sondern an die, welche den ganzen Stand vernichten könne, den er so sehr liebte. Denn sein Ahnenstolz kannte keine Grenzen.

Am sechzehnten März wurden wir zeitig versammelt, bald nach Mittag. Es hieß, es gehe an vielen Stellen von Berlin los. Gassenjungen machten den Anfang zum Barrikadenbau, wurden aber mit leichter Mühe verjagt. Nachdem wir wieder bis spät nach Einbruch der Dunkelheit auf dem Schloßplatz gestanden hatten, war Berlin beruhigt, und wir konnten wieder einrücken. Hierbei erzählte mir ein Unteroffizier, er habe gehört, morgen, den siebzehnten, sei Ruhetag, aber am achtzehnten kämen die Aufrührer wohlbewaffnet. So wurde auch allgemein angenommen. Da die Sache auch wirklich so geschah, so ist mir unerklärlich, daß die Polizei nicht den siebzehnten März benutzte, um die Aufrührer festzunehmen, denn die Polizei mußte von diesen Gerüchten doch auch etwas wissen und die Rädelsführer kennen, wenn sie ihre Schuldigkeit that. — Dieser Umstand im Verein mit der mehr als nachsichtigen Behandlung des Aufstandes und anderen Anzeichen, wie z. B. was ich früher schon erzählte, läßt mich glauben, daß die Verschwörer Verbindungen in den höheren Kreisen gehabt haben müssen. Die bald nach den Tagen der Märzrevolte geforderte und auch gewährte allgemeine Amnestie für Alles, was in diesen Tagen geschehen war, hat all und jede Untersuchung

darüber unmöglich gemacht, und es wird wohl nie zu Tage kommen, wer ein wirklicher Verräther gewesen ist und ein doppeltes Spiel gespielt hat. Solche Ungewißheit ist sehr übel. Denn vox populi nannte wohl diesen und jenen, und man vermied später wohl, mit Manchem zu verkehren, aber ob man dabei nicht gerade einem Unschuldigen Unrecht that, wußte man nicht.

Der siebzehnte März verlief in der That sehr ruhig. Nur hörte man die widersprechendsten Gerüchte über den Verlauf und Ausgang des am fünfzehnten März in Wien ausgebrochenen Aufstandes.

Es war merkwürdig, daß in allen diesen Tagen, wenn nicht gerade Straßenlärmzeit war, Alles seinen ruhigen Gang weiter ging. Der Lärm begann gewöhnlich um zwei oder drei Uhr nachmittags und dauerte, bis es dunkel war. Dann ging Alles nach Hause. Ich wohnte nicht in der Kaserne der Reitenden Artillerie, sondern Ecke der Charlotten- und Dorotheenstraße, zweitausend Schritt davon, meine Pferde standen in der Friedrichstraße. Wenn Alles zu Ende war, hatte ich keinen Platz in der Kaserne, mußte also nach Hause und ging abends dahin, wurde auch dabei bis zum achtzehnten März niemals belästigt.

Im Laufe des siebzehnten März kam mein Vater in Berlin an. Er war gerade in Breslau in Geschäften anwesend. Gewöhnlich kam er zum zweiundzwanzigsten März, dem Geburtstag des Prinzen von Preußen, den er sehr verehrte, nach Berlin. Jetzt hatten ihn einige Menschen von seiner Bekanntschaft beredet, einige Tage früher in Berlin einzutreffen, weil sie ihm vorstellten, es sei seine Pflicht, sich in kritischen Augenblicken beim Thron einzufinden. Er sagte zwar, er wisse nicht, was er nützen solle, aber die Gefahren wolle er mit dem Throne theilen, und kam an. Wer am meisten in ihn gedrungen war und auch mit ihm zusammen reiste, war ein Oberstlieutenant a. D. Frhr. v. Vincke, vormals Generalstabsoffizier des Prinzen von Preußen, Mitglied des vereinigten Landtages, der schon vor einem Jahre sehr in Unterwürfigkeit zum Throne „gemacht" und doch dabei nie verabsäumt hatte, mit den Gegnern zu liebäugeln, wie er auch mit seinem Vetter Georg v. Vincke, einem der Führer der Einhundertachtunddreißig auf einem guten Fuße geblieben war. Ich habe diesen Herrn damals falsch beurtheilt und hielt ihn für einen falschen Spieler in der großen Politik, einen Verräther an Thron und Vaterland. Ich wußte nicht, daß er bereits für das Irrenhaus reif war, in welchem er leider zu spät Aufnahme gefunden hat.

2. Die März-Revolution.

18. März.

Der achtzehnte März 1848 fing sehr friedlich an. Eine warme Frühlingsluft wehte. Ein so herrlicher Sonnenschein würde in friedlichen Zeiten die Berliner in Massen und in schönen Frühlingskleidern in den Thiergarten hinausgelockt haben.

Wir wurden von mittags zwölf Uhr ab in den Kasernen durch Befehl versammelt. Man erwartete mit Bestimmtheit einen heftigen Kampf.

Gegen Mittag schien es, als ob ein solcher Kampf nicht ausbrechen sollte. Ich hatte des Morgens meinen Vater besucht, der wenige Schritte von mir im Hotel de Rome abgestiegen war, und wollte mich auf meinen Platz in der Kaserne der Reitenden Artillerie begeben, als uns die Nachricht zu Theil wurde, es werde doch heute wohl zu keinem Zusammenstoß kommen, und wir, die wir nicht in die Kaserne am Kupfergraben befohlen waren, durften noch unbesorgt um drei Uhr dort Mittag essen. Daran lag uns aber viel, denn zwei Offiziere schieden aus dem Offizierkorps, der Eine war zum Bundestagsgesandten nach Frankfurt a. M. entsendet, der Andere ging wo anders hin, und sie aßen zum letzten Male am gemeinsamen Offiziertische. Da sollte eine Bowle gemacht, die beiden Kameraden sollten „weggegessen" werden.

Ich war neugierig, etwas zu erfahren, und ging mit meinem Freunde Grävenitz, mit dem ich seit dem Herbste 1846 eine Wohnung zusammen genommen hatte, eine halbe Stunde zu früh hin. Auf dem kurzen Wege nach der besagten Kaserne am Kupfergraben kam mir die Straße wie verrückt vor. Eine unabsehbare Volksmenge wälzte sich durch alle Gassen. Menschen aller Stände, die ich nie gesehen hatte, redeten mich auf der Straße an, fielen mir um den Hals, küßten mich und weinten vor Freude, jetzt sei Friede, jetzt sei Alles gut. Ich fragte erstaunt, was denn vorgegangen sei, und erhielt zur Antwort: „Was, Sie wissen noch nicht, Friede, Freundschaft, kein Kampf mehr!"

Ich eilte nach der Kaserne, denn diese allgemeine Straßenseligkeit war mir unheimlich. Da erfuhr ich denn, daß der König eine Bekanntmachung habe anschlagen lassen, in welcher er ständische Vertretung und der Vertretung ständische Rechte gegeben habe.*) Mir gefiel das zwar

*) Die Bekanntmachung erschien den achtzehnten März morgens, ein vom Minister v. Bodelschwingh verfaßtes Patent des Königs enthaltend. Der Landtag sollte den zweiten April zusammentreten, Preußen mit konstitutioneller Verfassung an der Spitze Deutschlands stehen. Allgemeine Deutsche Wehrverfassung, Preßfreiheit, Deutsches Bundesgericht, allgemeines Deutsches Heimathsrecht, Freizügigkeit im Deutschen Vater-

nicht, denn ich hätte es lieber gesehen, die sämmtlichen aufrührerischen Bewegungen wären erst niedergeschlagen worden, und der König hätte erst dann gegeben, was er für gut gehalten, statt in dem Augenblick der Aufregung, wo es wie Nachgiebigkeit aus Furcht hätte aussehen können. Aber ich verhielt mich ganz stille.

Bei dem schönen Wetter gingen wir, nämlich mehrere zu früh angekommene Offiziere, auf dem Kasernenhofe, die Essensstunde drei Uhr erwartend. Es sollte bald drei Uhr sein, und wir wollten uns eben von dem Kasernenausgang der Georgenstraße nach dem Speiselokal zurückwenden, da kam ein Feldjägerlieutenant in einer Droschke gefahren. Er war ohne Mütze, sein Uniformsrock war zerrissen, er blutete. Er hatte den bloßen Säbel in der Hand. Er erzählte, er sei harmlos des Wegs gegangen, da sei eine wüthende Bande Kerle angestürzt, habe geschrieen: „Verrath, man schießt aufs Volk, die Soldateska mordet uns, da ist Einer, nieder mit ihm!“ Darauf sei er allseitig angefallen, habe sich mit dem Säbel durchgeschlagen und endlich in eine Droschke geflüchtet, die ihn in der Karriere den Verfolgern entrückt habe. Mit dieser Nachricht kamen wir zu Tische.

So traf mich die Kunde von den vielbesprochenen zwei Schuß auf dem Schloßplatze. In der That hatte sich die Sache so verhalten:

Der König hatte die oben angegebenen Verfassungszusagen veröffentlichen lassen. Alle friedliebenden Menschen waren damit mehr als zufrieden. Eine allgemeine Friedensliebe bemächtigte sich der Gemüther. Das aber paßte dem Aufstandsausschuß am allerwenigsten, denn dessen Führer hätten ja dann gar keine Rolle gespielt. Also mußte irgend etwas erfunden werden, was die allgemeine Seligkeit in allgemeine Wuth verwandelte. Ein große Volksmenge sammelte sich auf dem Schloßplatz, brüllte „Hoch!“ und „Hurrah!“ und wollte dem König danken. Der König erschien auf dem Balkon, und der Jubel war groß. Bald erneuerte sich der Lärm, man verlangte wieder nach ihm, er erschien und sah eine ganz andere Volksmasse. Aufrührerische Banden aus der Hefe des Volkes, geführt von Ausländern, hatten die friedlichen und befriedigten Berliner Weißbierbürger vom Schloßplatz verdrängt und suchten um jeden Preis einen Zusammenstoß herbeizuführen. Der König sah das veränderte Aussehen dieser Masse sofort, kehrte in die Zimmer zurück und sagte ärgerlich: „Das ist nicht mehr *mein* Volk, mit solchen Leuten rede ich nicht.“

---

lande, eine Deutsche Bundesflagge, allgemeiner Deutscher Zollverein, gleiche Maße, Gewichte und Münze, eine Deutsche Flotte wurden in dem Patente zugesichert. (v. *Meyerink*, „Die Thätigkeit der Truppen während der Berliner Märztage des Jahres 1848“.)

Die Masse tobte weiter. Die im Schlosse anwesenden Truppen erhielten Befehl, den Schloßplatz zu säubern, aber ohne von der Waffe Gebrauch zu machen. Eine oder zwei Kompagnien rückten aus dem Portale aus, marschirten in Linie auf und rückten langsam vor, in Linie, das Gewehr in der rechten Hand, Kolben nach unten, Bajonett nach oben, um Niemand etwas zu thun. So drängten die Truppen die Massen des Volks langsam vor sich her. Da fielen zwei Schuß!*)

Diese berühmten zwei Schuß sind viel besprochen worden. Eine Untersuchung ist durch die allgemeine Amnestie verhindert, wenigstens von der Oeffentlichkeit ausgeschlossen. Von aufrührerischer Seite ist allgemein behauptet worden, seitens des Militärs sei auf Befehl des Königs meuchlings auf das harmlos durch die Konzessionen herbeigelockte Volk geschossen worden. So unsinnig solche Erzählung auch ist — denn was sollte der König oder das Militär wohl damit bezwecken —, so wurde sie doch geglaubt, denn in aufgeregten Zeiten wird das Unsinnigste eben deshalb geglaubt, weil es so unsinnig ist.

Beim Militär wurde das Gerücht verbreitet, die zwei Schuß seien aus dem Volke gefallen, und ein von den Aufrührern verabredetes Signal

---

*) Die beiden Schüsse fielen aus den Gewehren des Unteroffiziers Hettgen und Grenadiers Kühn der ersten Kompagnie (Hauptmann Graf v. Blumenthal) des Kaiser Franz Grenadier-Regiments.

Auf Befehl des Königs wollte General v. Prittwitz den Schloßplatz säubern, um dem Lärm ein Ende zu machen.

Mit eingestecktem Säbel ließ er die Schwadron der Garde-Dragoner unter Rittmeister v. Borstell von der Stechbahn aus im Schritt vorgehen.

Eine große Menge Menschen ging brüllend der Schwadron entgegen, machte die Pferde scheu, die etwas zurückwichen. General v. Prittwitz zog in diesem Augenblick vor der Schwadron den Säbel, welchem Beispiel die Dragoner folgten; das Volk begann zu weichen.

Gleichzeitig rückte Oberstlieutenant v. Falkenstein vom Portal II aus unter Trommelschall, aber mit Gewehr über, mit der ersten Kompagnie gegen die Breite Straße vor, wo er Halt machte. Die zweite Kompagnie ging in der Richtung nach der Langen Brücke vom Portal II aus vor.

Dieses Zusammenwirken der Truppen bewirkte die Leerung des Schloßplatzes, bis auf einige sich widersetzlich gebärdende Leute, längs der Häuser zwischen der Breiten Straße und Langen Brücke.

Lieutenant Mattern v. Preuß erhielt den Auftrag, auch diese Leute mit dem Schützenzug zu entfernen; dabei fielen die beiden erwähnten Schüsse.

Der Unteroffizier Hettgen hat im Verhör angegeben, ein Mann hätte mit einem Stock auf das Piston geschlagen; Grenadier Kühn, er hätte, obwohl ohne Befehl, das Gewehr zur Attacke rechts genommen, dabei habe sich dasselbe von selbst entladen.

Dies der Erfolg der über die Entstehung der beiden Schüsse gepflogenen Ermittelungen.

(Nach v. Meyerinck, Beiheft z. Militär-Wochenblatt, 1891.)

gewesen. Ich glaubte das damals um so eher, als die Fabel von den zwei Schuß auf das Volk sich nicht nur bei allen Emeuten in Deutschland wiederholte, also eine Art Schema in der Hand der Verschwörer war, sondern dieselben zwei Schuß auch noch an anderen Stellen von Berlin gefallen sein sollten, wo, wie sich später herausstellte, weder Volk noch Militär gewesen war; aber ich bin später eines Anderen belehrt worden.

Der jetzige (1881) Kaiser, damals Prinz von Preußen, hat aus einem Fenster des Königlichen Schlosses das Vorgehen der Infanterie beobachtet und gesehen, wie zwei Gewehre, mit der Mündung in die Höhe, sich entluden. Er rief noch: „Ach, da sind zwei Gewehre in die Höhe losgegangen, wenn nur nicht Jemand drüben in den Häusern verwundet ist, da sind alle Fenster voll Menschen." Er hat mir dies einst selbst erzählt. Uebrigens sind die beiden Soldaten ermittelt, denen die Gewehre losgingen. Sie sagten eidlich in Uebereinstimmung mit ihren Nebenmännern aus, daß ihnen die Gewehre losgegangen, und daß sie, als sie nach unten nach dem Grunde blickten, Gassenjungen sahen, die im Gedränge den Hahn erfaßt, gespannt und abgedrückt hatten. Es war also eine von den Aufrührern ausgeführte Sache und ebenso gut, als ob die beiden Schuß aus den Reihen der Aufrührer als Signal gefallen wären.

Verletzt ist dadurch Niemand. Wohl haben sich aber aus den Reihen der Aufrührer noch einige Schuß hören lassen, und ein Fenster im Saale über Portal Nr. 1 im Königlichen Schlosse wurde durchschossen und eine Kugel in dem betreffenden Oelbilde noch viele Jahre als Beweis gezeigt. Uebrigens wäre es auch ganz gleichgültig, ob die zwei Schuß von der Truppe absichtlich gegeben wären oder nicht. Wenige Tage vorher hatte Hauptmann v. Cosel ja sechs Schuß auf Kommando geben und einige Schreier tödten lassen, und es war deshalb kein Aufruhr ausgebrochen. Warum? Weil der Aufruhr eben noch nicht vorbereitet war. Jetzt war er vorbereitet, und wie planmäßig! In weniger als einer halben Stunde hörte man an jeder Straßenecke von ganz Berlin das Geschrei: „Verrath, man schießt aufs friedliche Volk, zu den Waffen!"

Der Schloßplatz war im Nu vom Volk leer. Aber wie mit einem Zauberschlage entstanden Barrikaden in ganz Berlin. Und diese Barrikaden waren nach einem vortrefflichen Plane angelegt. Sie schlossen diejenigen Stadtviertel, in denen die Aufrührer die Oberhand zu haben hofften, planmäßig festungsartig ab und unterbrachen in anderen, wo die Kasernen nahe aneinander waren, die Verbindung der Kasernen untereinander.

Ich kehre zu meinen persönlichen Erlebnissen des Tages zurück. Wir setzten uns eben zu Tische. Ein Teller warmer Suppe dampfte vor mir, ein Glas Bowle war eben vor mich hingesetzt, als der Oberst rief: „Meine Herren, Alarm, ein Jeder auf seinen Posten!"

Wir Offiziere der Reitenden Artillerie, die wir bis ans Oranienburger Thor zu gehen hatten, sprangen auf und eilten, die Soldaten am Oranienburger Thor in der Nähe der Werkstätten von Borsig u. s. w. nicht ohne Leitung zu lassen. Als wir das Kasernenthor am Kupfergraben verlassen wollten, stürzte uns ein alter Herr mit weißen Haaren entgegen und schrie: „Um Gotteswillen, meine Herren, wagen Sie sich nicht auf die Straße. Ich war auch Offizier und weiß, was Gefahr ist. Ich beschwöre Sie. Sie sind Alle Kinder des Todes, wenn Sie auf die Straße gehen."

Einen Augenblick sahen wir uns etwas verdutzt an. Ich bemerkte, wenn wir Alle zusammengingen, dann gehöre doch eine gewaltige Bande dazu, um zwölf Offiziere an ihrer Pflicht zu hindern. Wir gingen also durch die Artilleriestraße, und der alte Herr rief uns nach: „Ach, die armen Herren!"

In der Artilleriestraße kamen wir an eine Stelle, wo durch das Zusammenschieben von Wagen der Beginn mit einer Barrikade gemacht wurde. Angesichts unserer Anzahl ließ man uns zufrieden, und wir gelangten ungehindert zu den Batterien in die Kaserne am Oranienburger Thor.

Am originellsten erging es dem Premierlieutenant v. Kräwell (jetzt General a. D.). Er ging erst nach Hause am Schiffbauerdamm, unweit des Unterbaumes, bestieg sein Pferd und ritt nach der Kaserne. Unterwegs versperrte eine Barrikade die Straße. Gewehre starrten ihm entgegen, und ein lautes: „Zurück!" ward ihm zugerufen. Er sagte ruhig: „Ihr seid wohl toll, seht Ihr denn nicht, daß ich in den Dienst muß?" Darauf wurde bereitwilligst eine Lücke in die Barrikade gemacht, und als er noch gehörig gezankt hatte, die Lücke sei für sein Pferd zu schmal, und sie infolgedessen verbreitert war, passirte er die Barrikade, die hinter ihm wieder geschlossen und besetzt wurde. Sie ist übrigens unbesiegt geblieben, denn sie wurde nie angegriffen. Der Kampf zog sich in diese unwesentliche Gasse nicht hin. Die Vaterlandsvertheidiger dort können also mit gutem Gewissen sagen, daß sie nicht gewichen sind.

In der Kaserne erwarteten wir weitere Befehle. Ich meinestheils war in großer Verlegenheit. Trotz meiner Anordnung war mein Pferd noch nicht in der Kaserne. Bald traf der Befehl ein, daß die Batterie, zu der ich gehörte, nach dem Schlosse marschiren, für alle anderen Batterien die Munition aus dem Laboratorium geholt werden solle. Die zweite Reitende marschirte ab, und der vorgenannte Premierlieutenant v. Kräwell ritt mit einigen Gespannen nach dem Laboratorium, die Munitionswagen zu holen. Ich war in Verzweiflung, weil unberitten. Ich rannte in den Stall der Batterie, fand dort das für den Doktor

gesattelte Pferd stehen, der noch nicht da war, und setzte mich darauf. Aber der alte Trajan klebte! Da er seine Batterie nicht mehr sah, stieg er kerzengerade in die Höhe und wollte nicht vom Stall fort. In diesem Augenblick erschien mein Diener mit meinem Pferde. Er war in die Hände einer Bande Aufständischer in der Friedrichstraße gefallen, die das Pferd als gute Beute erklären wollte. Mein Diener hatte sich gewehrt, unterstützt von meinem braven Roderich (dem Pferde, das ich in Koschentin zugeritten), der um sich schlug und biß. Mit zerrissenem Vorderzeug kam mein Diener durch. Ich brachte das Sattelzeug nothdürftig in Ordnung, sprang auf das Pferd und wollte der Batterie nach. Man rief mir am Thore zu, vor dem Thore sei eine Rotte Aufrührer. Ich befahl, das Thor zu öffnen, und ritt in der Karriere durch die Bande durch, Einige umreitend. Ein Student, blondgelockter Jüngling mit blauer Mütze und schwarz-roth-goldenen Streifen, schlug mit seinem Schläger nach mir, schlug aber vorbei, und ich winkte ihm ein freundliches Lebewohl lachend nach rückwärts zu.

Nicht sehr lange darauf, etwa eine halbe Stunde, ist Premierlieutenant v. Kräwell mit der Munition zurückgekommen. Vor dem Kasernenportale fiel ihn die Rotte an, die Kanoniere aus der Kaserne stürzten zu Fuß heraus und kamen ihm zu Hülfe. Er erhielt einen Pflasterstein ins Gesicht, der ihm sechs Vorderzähne einschlug, so daß er hinten auf die Kruppe seines Pferdes sank. Ein Student (nach der Beschreibung kann es derselbe gewesen sein, der nach mir geschlagen hatte) faßte sein Pferd mit der linken Hand am Zügel und wollte ihm mit dem Schläger den Garaus machen. Aber ein Kanonier schlug nach dem Studenten, der mit dem Kopfe dem Hieb auswich. In diesem Augenblick kam Kräwell zu sich, führte einen wuchtigen Hieb ins freie Genick des Studio, der zusammenstürzte. Der junge Mensch hat lange krank gelegen und ist dann an der Wunde gestorben. Es war ein Herr v. Bojanowsky. Sein Vater oder Großvater soll Flügeladjutant Friedrich Wilhelms III. gewesen sein. Die ganze Familie war unglücklich über die Verirrung des jungen Menschen.

Unterdessen war ich längst bei meiner Batterie. Ich holte sie noch in der Oranienburgerstraße ein, und wir marschirten, weil die Artilleriestraße durch eine Barrikade gesperrt war, über den Monbijou-Platz, die Herkules-Brücke, die Brücke an der Börse nach dem Schloßplatze.*) Dort stellten wir uns wieder in Reserve auf. Bald hörte man Kampf und Geschrei auf allen Seiten.

*) Vor drei Uhr waren am Schloßplatze (Lustgarten) außer der zweiten Reitenden Batterie noch zwei Fußbatterien aufgestellt, bis sieben Uhr abends waren auch die übrigen Batterien dorthin gezogen.

Ein Adjutant kam mit der Meldung gesprengt, am Oranienburger Thor werde mit Kartätschen geschossen. Die Sache verhielt sich, wie ich nachher durch viele Kameraden hörte, so: Unmittelbar nach der Rückkehr Kräwells tobte die Masse der Aufrührer weiter vor der Kaserne und wollte zu den Fenstern einsteigen. Einige Attacken der Kanoniere aus dem Thore heraus waren fruchtlos, also lud man ein Geschütz mit einem Kartätschschuß, rollte es zum Thore heraus und schoß ungezielt ab. Der Schuß ging 10 Fuß hoch an die innere Fläche des Thores, und von da prallten die Kugeln die Oranienburger Chaussee entlang,*) wo sechs Menschen gefallen sein sollen, auch ganz unschuldige Leute darunter. Die Straße war sofort menschenleer, und bis Mitternacht ließ sich kein Aufrührer mehr in der Nähe der Kaserne sehen. Dies war der erste Kanonenschuß in Berlin.

Bei solchen Straßenkämpfen gegen Unruhestifter besteht für das Militär die größte Schwierigkeit darin, daß unter den Volksmassen dreiviertel Unbetheiligte sind, welche nur neugierig kommen, um zu sehen, was wohl da los ist. In diesem Falle haben sogar Borsigsche Arbeiter in blauer Bluse, die früher bei der Artillerie gestanden hatten, auf Seiten der Kanoniere gefochten. Einer ließ es sich sogar nicht nehmen, das Geschütz laden zu helfen, das er auf dem Schießplatze so oft bedient hatte. Und so dicht war das Gedränge, daß die Offiziere die Einmischung und Hülfe dieses Blusenmannes nicht hindern konnten. Der Prinz zu Bentheim, von dem ich oben sprach, benahm sich mitten im ärgsten Regen von Pflastersteinen mit dem kältesten Blute.

Nachdem die Batterien mit Munition versehen waren, marschirten sie auch auf den Schloßplatz und trafen bei uns ein. Lieutenant v. Kräwell wurde unterwegs vom Blutverlust schwach und meldete sich krank. Er ritt ruhig nach Hause, ließ sich seine Barrikade wieder aufmachen und begab sich unbelästigt zu Bette.

Am Schloß erfuhren wir, daß der kommandirende General, Prinz von Preußen, durch den General v. Prittwitz ersetzt worden war und Letzterer den Befehl erhalten hatte, den Aufstand zu dämpfen.**) Der König wollte seinen Bruder und Thronfolger nicht gegen die eigenen Unter-

*) Das Nähere über diesen Schuß wird ganz verschieden berichtet; das Richtige ist kaum festzustellen.

**) Diese Thatsache scheint hiernach der Truppe erst sehr spät bekannt geworden zu sein; denn schon am 10. März ist der Prinz von Preußen zum Generalgouverneur von Rheinland und Westfalen ernannt worden und hatte am 12. März von den Garde-Regimentern bereits Abschied genommen. General v. Prittwitz war gleichzeitig zum Kommandeur des Gardekorps ernannt.

General v. Pfuel war seit dem 2. März Gouverneur; da er etwa um 2 Uhr nicht gefunden werden konnte, erhielt General v. Prittwitz die Weisung, den Befehl

thanen kämpfen lassen. Daß der Gouverneur von Berlin, General v. Pfuel, der Nachfolger des vor Kurzem verstorbenen berühmten Müffling, auch seiner Funktionen enthoben worden war und auch diese auf Prittwitz übertragen waren, wurde uns nicht mitgetheilt. Dieses Versäumniß hätte mir recht große Unannehmlichkeiten bereiten können.

Kurz ehe die Dunkelheit eintrat, erhielt mein Hauptmann Befehl, zwei Geschütze so aufzustellen, daß sie den Ausgang der Brücke an der Börse unter Kartätschfeuer hielten, für den Fall, daß Aufständische dort aus der Neuen Friedrichstraße herüberdringen sollten. Ich wurde mit zwei Geschützen vorgeschickt, die ich laden und bei Tage nach dem Ausgange der Brücke richten ließ. Die Dunkelheit brach herein, und ich sandte einen Beobachtungsposten rechts seitwärts vor, um zu melden, wenn der Feind käme. So stand ich wohl schon eine Stunde lang im Dunkeln, vergeblich auf den Feind wartend. Da kam, in Paletot und Mütze gekleidet, der Gouverneur von Berlin und sagte mir: „Sie könnten mal mit diesen Geschützen über die Brücke vorgehen, rechts in die Burgstraße einbiegen und gegen die Herkules-Brücke ein paar Kartätschschuß thun. Da sind viel Aufständische, Sie werden gute Wirkung haben."

Manche bestimmte Befehle werden mit der Satzbildung: „Sie könnten wohl" gegeben. Hier stand der Gouverneur von Berlin vor mir, dem einundzwanzigjährigen Lieutenant, und befahl. Da ich indessen mit geladenen Geschützen in einer Stellung stand, in der ich nur bei Tage wieder richten konnte, und es jetzt schon dunkel war, ich also die Stellung nicht wieder hätte einnehmen können, und mein früherer Auftrag gar zu bestimmt lautete, so sagte ich dies dem Gouverneur und bat ihn um den bestimmten Befehl, daß mein bisheriger Auftrag hinfällig sei. Er fragte, wer mir diesen Auftrag ertheilt habe. Ich wies ihn an meinen Batteriechef, Hauptmann v. Jaski; dieser sagte ihm, er habe den Befehl persönlich vom General v. Prittwitz, und ging mit ihm zu dem Letzteren, dessen Hauptquartier sich im Schloßhofe befand. Prittwitz wurde sehr böse und sagte: „Unsinn, an der Herkules-Brücke stehen schon meine Truppen. Ich habe vergessen, diese Geschütze zurückzuziehen."

Wenn ich die Aufforderung des Generals v. Pfuel, den ich noch für den Gouverneur halten und dem ich gehorchen mußte, als Befehl an-

über sämmtliche Truppen zu übernehmen; er nahm seinen Aufenthalt in der Kommandantur.

General v. Moellendorff kommandirte die Truppen im Schloß.

Polizeipräsident war Minutoli (sehr populär).

Oberbürgermeister Krausnick (sehr unbeliebt).

Es waren sieben Bataillone Linientruppen nach Berlin herangezogen, die meistens in den Vororten kantonnirten.

(Nach v. Meyerinck, Beiheft Militär-Wochenblatt 1891.)



gesehen und befolgt hätte, so hätte ich unsere eigenen Truppen mit Kartätschen beschossen, und General v. Pfuel hätte nachher sicher nicht mich vertreten, sondern gesagt, er habe nur eine Meinung abgegeben. Es ist immer gut, daß man die Ressorts festhält, und um so besser, je aufgeregter die Zeiten sind.

Ich wurde also zur Batterie zurückgezogen.

Am Schloß erfuhr ich vielerlei. Mittags hatte der König den Grafen Arnim-Boytzenburg mit der Bildung des verantwortlichen Ministeriums beauftragt. Dieser hatte den König gebeten, als der Aufstand ausbrach, denselben erst durch die Gewalt der Waffen zu dämpfen, ehe von einer eingehenden Ausführung der Zugeständnisse die Rede sein könne. Als nun General v. Prittwitz die betreffenden Befehle erhalten hatte, war Arnim nach Hause gegangen, sicher, daß das Militär mit solchem Aufstande bald fertig werden würde, und wollte dies Ende erst abwarten, ehe er Maßregeln ergriffe. Jetzt aber liefen eine Menge Menschen im Schloß ab und zu. Es ist mir heute noch unerklärlich, warum das Schloß nicht abgesperrt und nur befugten Personen der Einlaß gestattet wurde. Viele Leute von der Gegenpartei des vereinigten Landtages von Siebenundvierzig gingen da ab und zu, in Civil, ohne Berechtigung. Ich sah Milde, Vincke, auch Lichnowsky. Letzterer stand einen Augenblick vor einem meiner Geschütze. Ich rief: „Kopf weg, ich schieße!" Er sprang mit Einem Satze auf die Seite. Dann lachte er mit mir. Alle diese Leute behaupteten, Zutritt beim König gehabt zu haben. Da erreichten Versprechungen seitens der Aufständischen den König, welche nie gegeben waren, und den Aufständischen wurden wieder Nachrichten aus dem Schloß gebracht, die theils falsch, theils richtig waren und sie zum Ausharren ermunterten.

Schon am Abend des Achtzehnten trat daher in den Maßregeln eine Art von Unsicherheit ein, welche oft zu Widersprüchen führte.

Dem Schloß gegenüber war die Breite Straße vor dem Cöllnischen Rathhause durch eine Barrikade gesperrt, über der eine mächtige schwarz-roth-goldene Fahne wehte. Dies waren die Farben der Aufrührer. General v. Prittwitz ließ ein Bataillon dagegen vorgehen. Aber ein wirksames, mächtiges Feuer von der Barrikade, das unter Anderen den Kommandeur, unseren Kriegsspieldirektor Oberstlieutenant v. Falkenstein, verwundete, zeigte die Nothwendigkeit, erst mit Artillerie zu wirken. Eine Batterie Zwölfpfünder ging vor. Da kam ein Befehl des Königs, nicht zu feuern. Die Aufständischen hätten versprochen, die Barrikade selbst binnen einer Stunde wegzuräumen, wenn sie nicht angegriffen werde. Nach einer Stunde war die Barrikade doppelt so hoch und stark. Wer konnte dem Könige solche Anerbieten bringen? Wer unterfing sich, das

Recht hierzu sich anzumaßen? Man gab später dem genannten Oberstlieutenant v. Vincke und dem Fürsten Lichnowsky Schuld. Es gab Berliner Bürger, welche beschwören wollten, den Fürsten in blauer Bluse auf den Barrikaden gesehen zu haben, wie er dem Volke sprach von dem, was er beim Könige erreicht habe und erreichen werde. Auch in Civil, aber anständiger gekleidet, habe ich ihn an diesem Abende zweimal im Schloß gesehen.

Die bewußte Barrikade mußte nun doch beschossen und gestürmt werden. Dahinter war das dichtbesetzte Rathhaus. Die Aufrührer schossen mit allen Arten von Gewehren, aus Kellerfenstern und Dachfenstern, mit Projektilen der verschiedensten und grausamsten Art. Ein unglücklicher Soldat ward schwer verwundet durch einen Schuß Stahlfedern in den Unterleib. Unsere Leute wurden dadurch wüthend. Auch Falkensteins Verwundung hatte sie sehr erregt. Lange genug hatten sie mit Geduld die Beleidigungen des Pöbels ertragen müssen. Oefter hatten sie, ruhig dastehend, einen Hagel von Steinen ausgehalten. Die Disziplin war stark genug, um jede Vergeltung zu verhindern, solange der Gebrauch der Waffen nicht erlaubt wurde. War es doch in den letzten Tagen wiederholt vorgekommen, daß, wenn die Frechheiten des Pöbels unerträglich geworden waren, der kommandirende Offizier bei geladenen Gewehren schon „Legt — an" kommandirt hatte. Wenn dann der Pöbelhaufe fortlief, war statt des Kommandos „Feuer", das Kommando „Setzt — ab" erfolgt, und es war dann kein Schuß gefallen, eine Probe von Exerzirdisziplin, die selbst auf dem Exerzirplatz nicht immer gelingt.

Sowie aber der Befehl zur Wegnahme der Barrikade erfolgte, waren die Truppen losgelassen, und ihre Wuth machte sich Luft.

Die Barrikade selbst war nur schwach besetzt, denn die Vertheidiger hatten sie des vorangehenden Artilleriefeuers wegen größtentheils verlassen und sich in den angrenzenden Häusern festgesetzt.

Ein massenhaftes Infanteriefeuer hielt die Fenster und Luken in Furcht, die Barrikade wurde in einem Laufe erstürmt, den angrenzenden Häusern die Thüren eingeschlagen, und der Strom der Soldaten ergoß sich in die inneren Räume. Die meisten Vertheidiger befanden sich im Cöllnischen Rathhause. Im großen Rathhaussaale waren siebenundvierzig sogenannte Vaterlandsvertheidiger wohlbewaffnet versammelt. Als die Soldaten eindrangen und vom Bajonett und Kolben Gebrauch machten, scholl ihnen der Ruf entgegen: „Pitié! Vous êtes donc pire que les Russes." Kein einziger dieser „Berliner Helden" konnte Deutsch sprechen. Unsere Leute riefen: „Wat, die wollen wir mal zeigen, wie man Deutsch redet." Und binnen Kurzem waren es siebenundvierzig Leichen. Im Ganzen wurden aus dem Cöllnischen Rathhause siebenundneunzig Leichen hervorgezogen.

General v. Prittwitz hatte sich für den Abend des achtzehnten einen bestimmten Zweck vorgesetzt. Er wollte die Stadt vom Schloß aus so weit in seine Gewalt bringen, daß er bis zur Neuen Friedrichstraße, Leipziger Straße, Brandenburger Thor, Karlstraße Herr sei und eine gesicherte Kommunikation nach dem Potsdamer Bahnhofe habe. Den Rest der Stadt wollte er am Morgen des neunzehnten März erobern.

Während der Wegnahme des Cöllnischen Rathhauses gingen demgemäß andere Kolonnen strahlenförmig in den betreffenden Straßen vor. Ein heftiger Widerstand wurde in der engen Königstraße geleistet. Hier fand sich eine Barrikade hinter der anderen, an jeder Querstraße. Jede Barrikade ward erst mit Artillerie beschossen, dann gestürmt, und die angrenzenden Häuser, eins nach dem anderen, genommen.

Ein anderer erheblicher Widerstand fand in der Friedrichstraße statt. Es war namentlich ein großes Haus an einer mächtigen Barrikade, ich glaube an der Ecke der Mohrenstraße, das von vielen Aufrührern besetzt war. Dies Haus war uns Allen sehr wohl bekannt. Denn an einem der Fenster desselben stand immer, wenn wir zum Exerziren mit Musik vorbeimarschirten, die damals sowohl wegen ihrer Schönheit als wegen ihrer unübertroffenen künstlerischen Leistungen berühmte Schauspielerin Fräulein Viereck. Die Aufrührer hatten sich auch in ihrer Wohnung festgesetzt, und weil sie Gründe hatten, ihr eine Vorliebe für uniformirte Aristokraten vorzuwerfen, wollten sie sie ermorden. Der erschreckten Künstlerin blieb nichts Anderes übrig, als in sehr unvollständigem Anzug (Schlafrock) auf einer Hintertreppe zu entfliehen. Sie fand Rettung und Unterkommen für die Nacht in der Wohnung eines meiner Bekannten, der sie früher nie persönlich kennen gelernt hatte und seinerseits die Nacht kämpfend auf der Straße zubrachte.

In diesem Hause leisteten hauptsächlich Polen und Studenten den Widerstand. Füsiliere des zweiten Garde-Regiments drangen ein, der hünengleiche weißbärtige Oberstlieutenant v. Rauchhaupt an der Spitze. Er eilte auf das Dach, von wo ein Hagel von Steinen und Gewehrfeuer auf die Truppen herabgeregnet hatte. Als er das Dach des vierstöckigen Hauses betrat, feuerte ein Student sofort oben eine Pistole auf ihn ab. Rauchhaupt ergriff ihn mit der Faust beim Kragen und schleuderte das Bürschchen auf die Straße herab. Die nachdringenden Füsiliere thaten das Gleiche mit der übrigen Besatzung des Daches.

Unzählige andere Scenen ähnlicher Art haben sich zugetragen. Ich habe nur solche erzählt, die mir von verschiedenen Seiten gleichlautend berichtet worden sind. Ueberall nahmen die Soldaten augenblicklich die Straßen, Häuser und Barrikaden, dem Befehl gemäß. Nirgends hielt sie die geringe Entschiedenheit des Widerstandes auch nur im Geringsten auf,

obgleich manche Häuser schon lange planmäßig zur Vertheidigung eingerichtet waren. Man fand Fenster mit Rasenstücken zugesetzt und zu Schießscharten eingerichtet. Diese Rasenstücke waren mehrere Tage alt, waren also lange vorher dorthin geschafft. Und von alledem hatte unsere Polizei keine Ahnung gehabt. (?)

Der Widerstand der Aufständischen war nicht im Geringsten heldenhaft. Sie schossen, wie gesagt, meuchlings, dann aber im Kampfe Mann gegen Mann waren sie meist feige. Der größte Theil der Kämpfer bestand aus fremdem Gesindel und aus Arbeitern aus der Hefe des Volkes, in Lumpen gekleidet, nur Hemde, meist vorn offen, und leinene Hose, bis zur Raserei berauscht. Man fand Reste des Getränks, das man ihnen gegeben. Es war Branntwein mit einem Absud von Tabak vermischt. Letzteres macht rasend und blutdürstig im Rausch. Von Berliner Bürgern fand sich kein Mensch unter den Kämpfenden. Aus der Klasse der denkenden und gebildeten Berliner Menschen fanden sich darunter nur einige wenige Studenten und andere junge verführte Leute, welche eben thatendurstig waren. Und diese wie einige wohlgekleidete Polen und Franzosen zeigten Muth.

Der Lärm war an diesem Abend entsetzlich. Das heisere Geschrei der Kämpfenden, das ununterbrochene Rollen des Infanteriefeuers, dazu der Baß, den die Kanonen brummten, deren Erschütterung die Fenster der benachbarten Häuser zu Staub zertrümmerte, so daß der herunterstürzende Glasregen auf die Köpfe der Kanoniere fiel und sie wie mit Mehl bestreute, das fortwährende Sturmläuten mit allen Glocken der im Bereich der Aufständischen befindlichen Kirchen, die Dunkelheit und die daraus sich abhebenden großen Feuersbrünste machten den Abend zu einem grauenerregenden. Der Lärm in Schlachten ist zwar weit größer, die Dorf- und Stadtgefechte in den Schlachten sind gerade solche Straßenkämpfe in ihrem Lärm und in ihren Feuersbrünsten, die Lebensgefahr ist weit größer, aber der Straßenkampf im eigenen Lande, mitten im Frieden, hat etwas unbeschreiblich Unheimliches, wie etwa das Toben eines Erdbebens. Man weiß nicht, wer und wo der Feind ist. Die Tücken, das Mordähnliche des Verfahrens der Aufrührer ist entsetzlich widerlich und reizt zur Wuth und Grausamkeit. Es wäre gut gewesen, wenn das weiche eindrucksvolle Gemüth des Königs diesem Lärm und den unmittelbaren Eindrücken entrückt gewesen wäre. Aus seiner Wohnung an der Ecke des Schloßplatzes und der Spree hatte er aber den grauenvollen Lärm aus erster Hand; und dazu der Gedanke, daß er gegen seine Unterthanen kämpfe, deren Glück sein Lebenszweck war! Solche Nacht mußte ihn tief erschüttern.

Woher die Feuersbrünste kamen und was in Brand stand, wußten wir noch nicht am Schloß. Bald hieß es, einige Kasernen seien verbrannt,

bald Schloß Monbijou; den folgenden Tag erst erfuhr man, daß die Artillerie-Wagenhäuser vor dem Oranienburger Thor in Brand standen. Nachdem unsererseits der erste Kanonenschuß gefallen war, wollten sich die Aufrührer an der Artillerie rächen und steckten diese Wagenhäuser in Brand. Das gesammte Feldartilleriematerial des Gardekorps, Geschütze, Wagen, Geschirre, Sättel und Zaumzeug, wurde ein Raub der Flammen. Daß dies Material neu angeschafft und vom Lande durch Steuern bezahlt werden müsse, daß sie sich also selbst schädigten, bedachten diese Rasenden, welche das Feuer anlegten, dabei nicht. Auf dem Platze, wo diese Wagenhäuser standen, stehen jetzt die Kasernen der Garde-Füsiliere. Noch andere Feuersbrünste flammten auf, so die Oberfeuerwerker-Schule am Neuen Thor.

Für die erste Nacht hatte General v. Prittwitz sich auf einen bestimmten Raum beschränkt. Jene Gebäude lagen außerhalb desselben und wurden nicht geschützt. Ingleichen konnte man nichts zur Vertheidigung der Artilleriekaserne am Oranienburger Thor thun. Bis Mitternacht hielt dort der Schreck vor jenem Kartätschschuß vor. Aber als die Aufständischen merkten, daß alle Truppen abmarschirt waren, schlugen sie das Thor ein. Frauen und Kinder der Unteroffiziere flüchteten sich in den anstoßenden Garten des Französischen Waisenhauses, und der souveräne Pöbel nahm Besitz von der Kaserne.

Auch die Kaserne der Lehr-Eskadron ward sich selbst überlassen. Die Schwadron war zum Gebrauch auf dem Alarmplatz, die Remonten wurden mit zwei Offizieren und zwanzig Mann in der Kaserne gelassen. Der Pöbel stürmte gegen diese an. An Schußwaffen mit Munition hatten die Vertheidiger nur eine, nämlich die Büchse eines Offiziers, der ein sehr guter Jäger und Schütze war. Sobald er nun sah, daß ein Anführer (gewöhnlich stiegen sie dazu auf einen Wagen u. s. w.) den Pöbel durch Reden aufregte, schoß er ihn herunter. Bald fand sich Niemand zum Redenhalten, und die Versuche, das Thor einzuschlagen, hörten auf. Als aber die Dunkelheit voll hereinbrach und man die Anführer nicht mehr unterscheiden konnte, brach das Kasernenportal unter wuchtigen Schlägen zusammen. Die beiden Offiziere wären sicher, die zwanzig Mann vielleicht auch, ein Opfer der rasenden Menge geworden (denn der eine [v. Rauschenplatt] erhielt sofort einen betäubenden Beilhieb auf den Kopf), wenn nicht einer der Führer des Aufstandes, ein Herr Stieber, sich ins Mittel gelegt hätte. Er bewog die Tobenden, die Soldaten zu schonen, denn diese seien unschuldige Brüder. Die Offiziere aber bat er sich aus, um sie auf raffinirte Weise zu Hause zu Tode zu foltern. So führte er sie gefangen in seine Wohnung und übergab sie seiner Frau zur Pflege und Verpflegung.

Einige Stunden nach Mitternacht kam dieser Stieber aus dem Kampfe nach Hause, befahl seiner Frau, einzupacken, es sei Alles verloren, und er wolle sehen, mit dem frühesten Zuge zu entfliehen, denn die Leute seien überall den Truppen unterlegen und weigerten sich, weiter zu kämpfen. Die Führer wollten nur noch den Beschluß fassen, wo man sich dereinst zusammenfinden könne, sofern die Flucht gelinge. Die Offiziere aber bat er, sich dessen zu entsinnen, daß er sie gerettet, wenn er gefangen werden sollte, falls sie über ihn zu Gericht zu sitzen hätten. Hiermit ging er früh nach dem Cirkus der Charlottenstraße, dem Sitz des Aufstands-komitees. Nach einigen Stunden kam er zurück und sagte, jetzt sei wieder Hoffnung, der König habe die Fortsetzung des Kampfes verboten und finge an zu unterhandeln. Sobald unterhandelt werde, könne man noch etwas durchsetzen. — Ich habe, um den Zusammenhang dieses Abschnittes nicht zu unterbrechen, hierbei in der Zeit vorgegriffen.

In dem Kampfe wurde von unserer Waffe nur ein beschränkter Gebrauch gemacht. Vier Geschütze in der Breiten Straße, zwei in der Königstraße, zwei in der Friedrichstraße, das ist, glaube ich, Alles, was an Artillerie zur Thätigkeit beordert ward. Der Rest der sechsunddreißig Geschütze stand wartend auf dem Lustgarten.*)

Bald nachdem ich von meiner Aufstellung zurückgezogen war, ward es nach Einbruch der Dunkelheit empfindlich kühler, und die Truppe erhielt Befehl, Mäntel anzuziehen. Eine Batterie Fußartillerie hatte bei dem Alarm in der Hast keine Mäntel mitgenommen. Ich erhielt nun Befehl, mit den Reitern der zweiten reitenden Batterie nach der Kaserne am Kupfergraben zu marschiren und die Mäntel zu holen. Unter Schimpfen von meinem Hauptmann, daß, wer die Mäntel vergessen hätte, sie selbst holen könne,

*) Die genaue Verwendung der Artillerie und der Munitionsverbrauch sind folgende:

gegen die Königstraße:

8. Kompagnie: ein 6 Pfünder, eine 7pfündige Haubitze, Lieutenant v. Voigts-Rhetz, drei Kartätschschuß und fünf Granaten;

später: dieselben Geschütze unter Hauptmann Wallbaum, sechs Kugeln, einen Kartätschschuß und zwei Granaten;

gegen die Breite Straße:

9. Kompagnie: zwei 12 Pfünder, Hauptmann v. Gerschow, sechs Kugeln, vier Kartätschschuß;

12. Kompagnie: zwei 7pfündige Haubitzen, Hauptmann Wille, einundzwanzig Granaten;

gegen die Friedrichstraße:

6. Kompagnie: zwei 6 Pfünder, Hauptmann Komorowski, sechs Kugeln und fünf Kartätschschuß;

im Ganzen: 8 Geschütze, achtzehn Kugeln, dreizehn Kartätschschuß, dreiunddreißig Granaten = vierundsechzig Schuß.

zog ich ab und trabte mit den zweiunddreißig Mann nach der Kaserne. Ich kam unbelästigt an, obgleich übelwollende Gestalten genug unterwegs zu sehen waren. Die Kaserne am Kupfergraben war von den überschießenden Artilleristen besetzt. Deren gab es genug, denn damals hatte jede Kompagnie im Frieden nur die Bespannung für zwei Kanonen, aber wohl hundertunddreißig Mann. Diese Artilleristen waren mit Infanteriegewehren bewaffnet worden, die sie soeben aus dem Zeughause geholt hatten. Zwar wußten sie damit nicht umzugehen, denn sie waren nicht mit Gewehr ausgebildet; das hatte aber nicht viel auf sich, denn es waren noch alte Steinschloßgewehre, an denen die Steine fehlten. Munition dazu gab es selbstverständlich auch nicht. Die Gewehre waren nur mittelst Bajonnet oder Kolbe zu verwerthen.

In der Kaserne kommandirte Major v. Stern, ein Held aus 1813, aber jetzt hatte er den Kopf total verloren. Er trug mir Bestellungen an seine Frau und Kinder auf, obgleich ich ihm sagte, daß ich ja nach dem Schloß marschire, diese aber in entgegengesetzter Richtung wohnten. Unterdessen waren die Mäntel verausgabt, meinen Reitern je vier auf ein Pferd gehängt, und ich ließ durch das Mehlportal ausrücken. Kaum ward das Portal geöffnet, so hörte ich dicht davor Flintenschüsse und Geschrei. Ich ritt ans Portal, der wachhabende Offizier machte meine Leute unruhig durch das Geschrei: „Nehmt Euch in Acht, da draußen wird geschossen." Ich wurde zunächst sehr grob gegen ihn, denn die Leute fingen an, sich in Trab und Galopp zu setzen, und ich sah im Geiste schon, wie sie in der Karriere aufgelöst auf dem Schloßplatze ankommen und alle Mäntel verlieren würden, mir zur Schande. Als ich durch das enge Portal ins Freie kam, sah ich sie schon Alle fortbrausen. Ich schrie also „Kehrt! Weiter rufen!" Die in Unruhe versetzten Leute glaubten, ich wollte in die Kaserne zurück, parirten und kamen in der Karriere wieder. Ich ließ sie aber nicht hinein, sondern schalt sie, daß sie ohne Erlaubniß oder Kommando schnell geritten waren, und ordnete sie. Während ich so zankte, pfiff mir eine Kugel aus einem Hause durch die Haare. Mein Freund Grävenitz rückte mit einigen Kanonieren zu Fuß aus der Kaserne in das Haus, fand einen Kerl bei frisch abgeschossenem Gewehr, der gewaltig mit scharfen und flachen Hieben zugedeckt ward. Der wachhabende Offizier aber, der mir durch seine Aengstlichkeit meine Kanoniere verrückt gemacht hatte, nahm später bald seinen Abschied und wurde Lohgerber. Ich meine, dazu hatte er auch mehr Anlage und könnte sein Geschrei in dem Augenblick verwerthen, wenn ihm die Felle wegschwimmen sollten.

Ich kam glücklich, ohne einen Mantel verloren zu haben, nach dem Lustgarten und wurde von meinem Hauptmann freudig begrüßt, welcher das Feuern in den Straßen, die ich passirte, beobachtet und gefürchtet hatte wir würden nicht gut durchkommen.

Ich war kaum zurück, als mein Bruder Carl bei uns durchging und mich begrüßte. Er hatte Aufträge zwischen dem König und dem Prinzen Carl und ging aus dem Schloß nach dem Wilhelmsplatz. Ich begleitete ihn bis auf die Schloßbrücke mit Genehmigung meines Hauptmanns, dann ging ich zurück. Aus dem Eckhause an der Schloßfreiheit krachte ein Schuß, und ich knickte zusammen. Ein brennender Schmerz am Knöchel des rechten Fußes machte mir das Auftreten erst unmöglich, dann schwer. Schnell kam eine Infanterie-Patrouille, drang in das Haus ein, fand Niemand, nur ein frisch abgeschossenes Gewehr. So war die Fechtart dieser Feiglinge. Ich humpelte zu meiner Batterie und wurde noch von meinem Hauptmann ausgelacht, denn er meinte, es geschehe mir ganz Recht, weil ich den reglementsmäßigen Platz verlassen. Ich untersuchte meinen Fuß. Der Stiefel war nicht durchschlagen. Der Knöchel hatte einen blauen Fleck. Wahrscheinlich war ich mit einer Marmorkugel, mit der die Kinder spielen, getroffen. Die Aufrührer haben deren viele als Flintenkugeln benutzt.

Im Allgemeinen war es heute nicht langweilig für uns, da auf dem Lustgarten zu stehen. Alle Welt ging da ab und zu, ins Schloß hinein, kam wieder heraus, gesellte sich zu uns, schwatzte mit uns, und man erfuhr immer, wie es an allen Orten stand.

Aber unsere Soldaten langweilten sich sehr. Man konnte sie nicht immerzu stille stehen lassen in der ganzen Zeit, sondern sie standen bequem. Als es kühl wurde, trippelten sie hin und her, und als es dunkelte, konnte man nicht jeden Einzelnen beaufsichtigen, ob er auf seinem Posten stände.

Nun gab es aber auch für sie des Unterhaltenden genug, denn alle Gefangenen, die man im Barrikaden- und Häuserkampf gemacht hatte, wurden — unbegreiflicherweise! — auf Befehl nach dem Königlichen Schloß geschleppt und dort gesammelt. Im Anfange belustigte unsere Leute der Anblick dieses liederlichen, ganz betrunkenen Lumpengesindels, von denen Mancher noch unter den Soldaten lallend Reden hielt, in der Meinung, er sei in einer Volksversammlung. Aber es wurden auch die verwundeten Soldaten nach dem Schloß gebracht. Der Anblick derselben erfüllte unsere Kanoniere mit um so mehr Zorn, je weniger Aussicht sie hatten, durch eigene Thätigkeit das Blut der Kameraden zu rächen. Als aber ein Soldat vorbeigetragen war, dem das ganze Gesicht mit siedendem Oel verbrüht war, ein anderer, der einen Schuß Stahlfedern erhalten, als man erfuhr, daß der Posten vor der Bank überwältigt und von Hunderten gegen diesen Einen getödtet worden sei, da kannte ihre Wuth keine Grenzen, und sie begriffen nicht, daß man überhaupt Gefangene mache.

Die Fahrer mit Kantschu oder Peitsche, die Kanoniere mit Säbel oder Seitengewehr umkreisten jeden Transport Gefangener und lauerten der Begleitungsmannschaft jeden Augenblick ab, um durch einen geschickten Hieb den Gebundenen ihren Haß fühlbar zu machen. Es mag auch wohl hier und da einem Transporteur der Gefangene entrissen sein, um ihn mit Schlägen zuzudecken. Vergeblich bemühten wir Offiziere uns, diesem Unfug zu steuern. In der Dunkelheit erkannten wir unsere Leute nicht.

Es ist ganz unfaßlich, daß man die Gefangenen im Schlosse versammelte. Diese unkluge Maßregel war wie ausgesucht, um den Haß Aller aus dem niederen Volke gegen die Person des Königs zu lenken, denn was diese Leute im Schlosse erduldet, wurde natürlich dem Könige zugeschrieben. Außerdem wurde der Ort der Hauptentschlüsse mit den feindlichen Gefangenen überfüllt: das Unsinnigste, was man thun konnte. Zwar wurde ein schleuniges, vorläufiges Verhör angestellt, um Solche baldigst freizulassen, gegen die keine Verdachtsgründe vorlagen, denn in vielen Häusern, in denen gekämpft worden war, hatten die Truppen alle Lebenden zu Gefangenen gemacht. Aber dennoch schwoll die Zahl der verdächtigen Gefangenen und derjenigen, die erweislich mit den Waffen in der Hand gefangen waren, bald auf mehrere Hundert an. Sie wurden in einen leeren Keller des Schlosses vorläufig eingesperrt.

Ein Vorgang erbaulicherer Art ereignete sich am späten Abend. Es kam in der Dunkelheit eine große Abtheilung ganz kleiner Soldaten anmarschirt und hielt eine Zeit lang vor dem Schlosse auf dem Lustgarten. Wir gingen natürlich heran und erkannten — das Kadettenkorps! Bis die Stadt so weit wiedererobert war, daß man eine Verbindung nach dem Kadettenkorps hatte, blieb dies Korps auf sich selbst angewiesen. Die Offiziere hatten die Gewehre und Munition vertheilt, um sich im Nothfalle wehren zu können. Da sich aber die Kinder gar zu kampflustig zeigten, und man fürchtete, sie könnten unzeitig durch Eröffnung eines Tirailleurfeuers aus den Fenstern einen Kampf hervorrufen, so waren vorläufig keine Zündhütchen verausgabt worden. Dagegen hatte man die Anstalt abgeschlossen und regelmäßig durch die ältesten Jungen besetzt, welche unter Anführung der Offiziere sich gewiß wie die Löwen geschlagen haben würden. Aber dem Pöbel, der nicht übel Lust hatte, die so sehr verschrieene und verleumdete vortreffliche Anstalt zu vernichten, imponirte die Schlagfertigkeit, und er begnügte sich damit, auf der Straße zu toben und zu schimpfen. Sobald die Verbindung mit dem Kadettenkorps durch die Wiedereroberung der neuen Friedrichstraße hergestellt war, erhielt das Kadettenkorps den Befehl zum Abmarsch. Stolz und in militärischer Haltung marschirte das kleine Bataillon nach dem Schloß. Es erwartete bestimmt, im Kampfe mit verwendet zu werden. Wie ent-

täuscht aber waren die braven Knaben, als sie dort den Befehl erhielten, nach dem Potsdamer Bahnhofe zu marschiren und mit der Eisenbahn nach Potsdam zu fahren. Viele unter uns hatten Verwandte und Bekannte unter den Knaben. Da mußte man trösten und zureden, denn sie weinten vor Verzweiflung, daß sie ausreißen sollten, wo die Gelegenheit zum Kämpfen war. Man kann es aber doch nur billigen, daß diese Knaben dem Straßenkampfe entzogen wurden.

Spät abends wurde daran gedacht, den Truppen Lebensmittel zu geben. Ich erhielt den Befehl, im Marstallgebäude in der Breiten Straße zwei Leiterwagen zu bespannen und auf denselben Brot in der Kommißbäckerei und Branntwein bei Eulner in der Königstraße zu holen. Ein Intendanturbeamter sollte mich begleiten.*) Ich erhielt zwanzig Kanoniere zum Aufladen. Schon während ich in der Breiten Straße die Wagen bespannen ließ, knallte es rings um mich her. Der eigentliche Kampf war dort beendet, aber man untersuchte noch die gestürmten Häuser, fand in Kellern und Böden manche Barrikadenkämpfer versteckt und holte sie heraus. Da sich Viele wehrten, so dauerten die Einzelkämpfe noch fort.

Mein Marsch führte mich durch die Königstraße und dort sah ich noch mehr die Verwüstung, welche der Kampf angerichtet hatte. Manche Barrikaden waren noch nicht genügend beseitigt, um durchkommen zu können. Ich hatte dort Aufenthalt. An der Ecke der Neuen Friedrichstraße war die Barrikade von unseren Truppen besetzt. Ich überschritt hier den eroberten Raum. Die Neue Friedrichstraße war zwar einmal gesäubert worden, von da an aber nur durch Patrouillen beobachtet. Ich bog in dieselbe ein und ergriff das einzige Feuergewehr, das man mir mitgegeben hatte, nämlich meine Sattelpistole, um mich wehren zu können. Es fielen zwar aus den Fenstern hier und da einige Schüsse nach meiner kleinen Truppe, aber verletzt wurde Niemand. So erreichte ich das Kadettenkorps. Der Hof desselben war durch einen Spree-Arm von der Kommißbäckerei getrennt, und eine Laufbrücke führte hinüber. Durch die Straßen hatte ich die Bäckerei nicht erreichen können, denn die betreffenden Straßen waren noch barrikadirt und von Aufrührern besetzt. So mußte ich mit meinen Wagen bis an die Laufbrücke und von den Mannschaften das Brot über die Brücke tragen lassen. Ich ritt über die Brücke um zu sehen, aus welchem Gebäude ich Brot erhalten würde, da stürzten eine Menge Soldaten auf dem Hof der Kommißbäckerei auf mich zu und bestürmten mich mit Fragen: „Ist es wahr, daß die Garden zum Pöbel

*) Es war dies der Intendanturrath Nobiling, jetzt Geheimer Ober-Finanzrath im Finanzministerium.



übergegangen sind? Ist es wahr, daß der Prinz von Preußen todt ist? Na Sie sind wenigstens treu geblieben, Herr Lieutenant, ist denn die ganze Artillerie auch treu geblieben?" Ich sah mir die Leute, die mir durch ihre geringe Körpergröße auffielen, erstaunt an und konnte im Dunkeln die Uniform nicht erkennen. „Sagt mir erst, wer Ihr seid, daß Ihr solches Zeug fragt", sagte ich. Nun erfuhr ich, daß es Mannschaften vom achten Infanterie-Regiment waren. Dieses Regiment war zur Verstärkung der Berliner Garnison herangezogen worden und hatte zu Mittag am Frankfurter Thor Widerstand gefunden. Da es Befehl hatte, einzumarschiren, hatte es sich endlich entschließen müssen, sich seinen Weg mit Gewalt der Waffen zu erzwingen. So war es kämpfend eben bis hierher gedrungen. Die Aufständischen hatten den Soldaten alle diese Erzählungen zugerufen, um sie zur Untreue zu verleiten. Als ich ihnen nun sagte, kein einziger Soldat habe seine Pflicht verletzt, da wollten mich die Leute vor Freude vom Pferde reißen, jubelten, lachten, weinten, küßten mir Hände und Füße und erkundigten sich, ob wir viel verloren, ob ich auch nicht verletzt sei, und dergleichen. Ich war selbst gerührt von der Einfalt und Treue dieser braven Füsiliere.

Nachdem ich das Brot empfangen hatte, mußte ich eine Quittung im Geschäftslokal unterschreiben. Ich mußte nach der Uhr sehen, um ein richtiges Datum zu schreiben. Es war eine Minute nach Mitternacht, also schrieb ich den neunzehnten März.

Nun trat ich meinen Rückmarsch an und empfing in der Königstraße unweit der Ecke der Neuen Friedrichstraße Branntwein bei Eulner. Das Lokal war zwar außerhalb des von uns besetzten Stadttheils. Aber der Kampf war erloschen. Die Freiheitshelden waren theils entmuthigt, theils müde und schienen sich zurückgezogen zu haben, um ihren Rausch auszuschlafen. In demselben Lokal fiel am Morgen des neunzehnten der General v. Möllendorff in die Hände der Aufrührer.*) Er hatte sich durch eine Deputation verleiten lassen, dahin zu gehen, um mit den Aufständischen zu unterhandeln, welche vorgaben, den nächsten Stadttheil friedlich räumen zu wollen. Kaum hatte er aber das Lokal betreten und war somit den die Barrikaden besetzt haltenden Truppen außer Gesicht, so wurde er von einer Bande Mordbrenner umringt, die ihm Schießgewehre auf die Brust setzten, unter Androhung des Todes von ihm den Befehl zur Auslieferung der Waffen durch seine Truppen verlangend.

*) General v. Möllendorff ging gegen Morgen nach der Kaserne des Alexander-Regiments, um dort das Signal „Stopfen" zu geben, weil hier noch fortwährend gefeuert wurde. Als er um die Ecke war, von den Truppen nicht mehr gesehen werden konnte, wurde er vom Pöbel umringt und gefangen in einen Laden gebracht.

Der greise Herr mit seiner Riesenfigur entblößte sein Haupt und sagte: „Dies Haupt ist mit Ehren weiß geworden und wird sich nicht mit Schande bedecken.“ „Nun so stirb, Du Hund!“ schrie ein Rasender und drückte das auf die Brust des Generals gesetzte Gewehr ab. Es versagte, und ein Bewohner machte schnell den General zum Gefangenen und schleppte ihn durch die Hinterthür des Hauses heraus und verbarg ihn. Das Verschwinden des Generals erregte die Truppen gewaltig und sie schrieen nach Rache.

Nach dieser Abschweifung kehre ich zu meinen persönlichen Erlebnissen zurück. Ich marschirte nach dem Schloß und vertheilte Brot und Branntwein an die Batterien. Währenddessen wiederholten sich die bereits dargestellten Auftritte mit den fortwährend eingebrachten Gefangenen. Als ich den Branntwein aus den Fässern vertheilte, wollte sogar einer der dabei beschäftigten Kanoniere von mir Urlaub haben, nur auf eine halbe Minute, um einem Gefangenen, der so entsetzlich schrie, „eins mit dem Säbel aufs Maul zu geben, damit er stille sei“. General v. Rhaden sagt in seinen Denkwürdigkeiten, nach einem Jahre Krieg werde der Mensch zum Tiger. Ich erkannte aber, daß ein halber Tag Krieg genügt, um den Menschen zur Hyäne zu machen.

Der Kampf selbst ruhte. Die Truppen hatten die Stellungen inne, welche General v. Prittwitz am achtzehnten hatte sichern wollen. Die Aufrührer waren entmuthigt. Jetzt sollte einige Stunden geruht werden, um am Morgen des neunzehnten den Rest der Stadt zu erobern. Der Mensch ist Mensch, und nun fing mein Magen auch an, zu sprechen. Ich hatte die dampfende Suppe meines Mittagessens wegen des Alarms um drei Uhr stehen lassen müssen, ohne auch nur einen Löffel voll davon zu mir zu nehmen; also war ich sehr hungrig. Nach dem Wortlaut des Verpflegungs-Reglements haben sich die Offiziere im Frieden selbst zu verpflegen, also wurden die Lebensmittel nur für die Unteroffiziere und Mannschaften geliefert, die Offiziere hatten ihr Geld. Da wir nun unsere Truppe nicht verlassen durften, so schien uns die Intendantur zuzumuthen, unser Geld hinunterzuschlucken. Ich wurde dadurch an die Scene erinnert, die Louis Blanc in seiner Histoire de dix ans von der Juli-Revolution in Paris erzählt. Als die kämpfenden Truppen vierundzwanzig Stunden gehungert hatten, sollten sie verpflegt werden. Da gab man pro Mann fünf Francs, vertheilte dies Geld an die einzelnen Mannschaften, die aber ihre Plätze in der Straße nicht verlassen durften. Hier geschah es ähnlich, nur mit den Offizieren.

Ich bat um Erlaubniß, mich im Schloß umsehen zu dürfen; mein natürliches Gefühl führte mich in die Schloßküche, und ich erhielt durch

die Gnade eines Hausknechts eine Tasse Kaffee und etwas Semmel. Dann kehrte ich zur Batterie zurück, und Andere machten es ebenso.*)

Ich wurde nun müde. Die Kanoniere schnarchten auf dem Steinpflaster, an den abgeprotzten Kanonen. Sie sahen aus wie die Rattenkönige, mit den Köpfen auf der Laffete, die Beine nach allen Richtungen auseinander. Ich fand noch ein Plätzchen und lag auf dem Steinpflaster, Kopf auf dem Laffetenschwanz, wohl noch härter als Jakob, da er den Traum von der Himmelsleiter träumte. Dennoch schlief ich ganz fest ein. Die Jugend hat eben wenig Bedürfnisse.

Ich muß so einige Stunden geschlafen haben. Plötzlich wurde ich unsanft geweckt. Ich hörte schon im Halbschlaf einige Worte und etwas wie Schläge klatschen. Plötzlich flog mir etwas Weiches an den Kopf, und der Unteroffizier Kämmerer rief: „Da hat Er seinen Freßbeutel, steh' Er auf und füttere Er sein Pferd." Ich richtete mich auf und sagte lachend: „Meinen Sie mir, Herr Unteroffizier?" Der arme Mann war sehr verlegen. Er konnte nichts dafür, denn es war noch so dunkel, daß wir uns nur an der Stimme erkannten.

Nun wurden die Pferde versorgt, und als es hell wurde, standen wir fertig, des Befehls zum neuen Kampfe gewärtig.

Aber dieser Befehl erfolgte nicht.

Stunde auf Stunde verging. Die Gerüchte der sonderbarsten Art liefen unter den Truppen herum. Menschen kamen und gingen im Schloß ein und aus, Menschen in Uniform und in Civil. Die Sonne schien wieder warm. Es war Sonntag. Die Glocken läuteten zur Kirche. Menschen gingen mit Gebetbüchern in die Kirchen, und es wurde Befehl gegeben, sie durchzulassen. Es kamen aber auch Menschen, deren Gesichtern man ansah, daß sie nicht in die Kirche wollten. Es waren Gesichter mit demselben Ausdruck, wie der der Gefangenen von den Barrikaden, trotzig und frech. Ihre Kleidung war ebenso auffallend zerlumpt. Das Schloß wurde mit einer Postenkette umgeben, denn der Janhagel umstand die Truppen und das Schloß und machte Miene, sich einzeln hineinzustehlen.

Nun fingen solche Kerle Händel mit einzelnen Posten an. Das Spiel begann von Neuem, das seit einer Woche sich täglich wiederholt hatte.

Es machte mir einen unheimlichen Eindruck, daß plötzlich seitens der Vorgesetzten, im schroffen Gegensatze zu dem Kampfe vom Tage zuvor, wieder eine sogenannte milde Praxis, eine Schonung des Pöbels gehand-

*) In der Schloßküche wurde fortdauernd Kaffee und Suppe für die Mannschaften gekocht; in der Kommißbäckerei wurde das Backen nicht unterbrochen und aus Potsdam eine Sendung von 4000 Broten nach dem Schloß gebracht. In der Destillation von Eulner wurde Branntwein an die Truppen ausgetheilt.

habt wurde. Einer der Posten wurde von einem Arbeiter „Bluthund“ geschimpft. Er arretirte den Kerl. Die Anderen lärmten; da wurde der Posten durch einen anderen abgelöst, und der Arbeiter wurde freigegeben.

Dann kamen verschiedene Personen, die ich kannte. Mein Bruder Carl kam und hatte Thränen in den Augen; er sagte: „Ob das zum guten Ende führt, weiß ich nicht.“ Er hatte gehört, der König wolle nachgeben. Mein Vater kam. Ich begrüßte ihn. Er war blaß, einsilbig und küßte mich mit Thränen in den Augen. Es kamen Andere herzu und wollten ihn bereden, zum Magistrat zu gehen, um zum Guten zu reden. Mein Vater sagte, die Leute würden auf ihn, den sie nicht kannten, nicht hören. Dann ging er fort.

Zu meinem nicht geringen Erstaunen sah ich dann ein Bataillon vom 1. Garde-Regiment, das eine der vordersten Positionen in der Nacht innegehabt hatte, durchs Schloß marschiren. Es hielt an der Schloß-apotheke. Der Prinz von Preußen ging die Front entlang, bot ihm Guten Morgen und kam dann bei uns vorbei. Wir umringten ihn, der bis gestern*) unser kommandirender General gewesen war, und er war einsilbig und hatte Thränen in den Augen. Begleitet von dem Grafen Königsmark, wollte er nach dem Palais gehen. Da er aber durch die Menge der sogenannten „Spaziergänger“ gehen mußte, so umringten wir ihn. Auch Soldaten schlossen sich ihm an, und so erhielt er eine aus dem Stegreife gebildete Sicherheitswache, bis er uns am Opernhause befahl, auf unseren Posten zu gehen.

Es mag wohl zwölf Uhr mittags gewesen sein, da erfolgte das Kommando: „An die Pferde! — Aufgesessen! — Batterie halt! — Zum Zurückgehen protzt auf! — Batterie kehrt! — Marsch! — Halt!“

Während wir nun zu Pferde hielten und der weiteren Befehle harrten, drängten sich Massen des niedersten Janhagels zwischen den Truppen durch, und uns wurde Befehl gegeben, uns ruhig zu verhalten und von den Waffen keinen Gebrauch zu machen. Der Janhagel kam aus dem Schlosse. Es waren die Gefangenen, welche man freigelassen hatte. Bald kamen noch andere Scenen. Arbeiter in Lumpen trugen die Leichen der im Kampf gefallenen Arbeiter im Triumph zwischen uns hin-durch, uns beschimpfend und verhöhnend, in den Schloßhof, und uns wurde befohlen, still zu sitzen und nichts dagegen zu unternehmen. Es war das „souveraine Volk“ in seinem vollen Glanz. Es kam auch vor, daß solch eine blutbefleckte Leiche sich auf der Bahre erhob und eine Rede halten wollte, worauf einer der Träger ihr zurief: „Halt Du doch Dein Maul, Du bist ja eine Leiche“, worauf die Leiche „ja so“ sagte und sich still hinlegte.

*) Bis zum 10. März.

Endlich erhielten wir den Befehl, abzumarschiren.

Es wird mir heute noch außerordentlich schwer, mir eine Ansicht zu bilden, wie es möglich war, daß die Regierung nach dem so leichten Siege vom achtzehnten März urplötzlich den Rückzug antreten und alle Gewalt in die Hände der soeben niedergeworfenen Feinde geben konnte. Denn sehr leicht war der Sieg gewesen. Die Truppen zählten einundzwanzig Todte und einhundertdreißig Verwundete. Die Zahl der Todten und Verwundeten bei den Aufständischen ist schwer festzustellen. Bei dem nach einigen Tagen stattfindenden feierlichen Leichenbegängniß sollen zwischen zwei- und dreihundert Freiheitshelden begraben worden sein. Die Personen waren meist nicht festzustellen. Wären sie in Paris ausgestellt gewesen, man hätte die Namen der Meisten ausfindig machen können. Manche Berliner Familien aber schämten sich ihrer gefallenen Mitglieder und begruben sie in der Stille.

Es ist kein Wunder, daß der Sieg leicht war. Die Aufständischen waren schlecht bewaffnet, feige und in der Minderzahl. Die einzige Schwierigkeit, die den Truppen viel Aufenthalt bereitete, war der Mangel an Erkennungszeichen bei dem Feinde. Denn von den Berliner Bürgern war fast keiner am Aufstande betheiligt. Und Niemand wollte friedlichen Bürgern etwas thun. Sonst wurde jede Barrikade, jedes Haus, wie es befohlen wurde, im Fluge genommen, und die Offiziere, welche am heftigsten im Kampfe waren, sagten einstimmig, sie hätten eigentlich so gut wie gar keinen Feind gehabt.

Warum erhielten also plötzlich die Truppen Befehl zum Rückzuge? Warum befreite man nicht erst die Stadt Berlin von den Uebriggebliebenen des Janhagels, den man überwunden hatte, ehe man Zugeständnisse machte, die man für nöthig hielt?

Die durch die Ereignisse bis aufs Aeußerste erregten Leidenschaften verhinderten in der ersten Zeit einen Jeden, sich darüber ein unbefangenes Urtheil zu bilden. Der allgemeine Gnadenerlaß, der nach wenigen Tagen für Alles gewährt wurde, was in diesen Märztagen geschehen war, hat eine jede Untersuchung verhindert. Was ich selbst damals und später über die maßgebenden Einflüsse gehört habe, setzt mich bei den Widersprüchen zwischen den Aussagen der ehrliebendsten Männer nicht in den Stand, mir selbst eine bestimmte Ansicht darüber zu bilden.

Ein jeder militärische Kritiker wird zunächst dem General v. Prittwitz einen Vorwurf daraus machen, daß er die Truppen zurückziehen ließ, denn er war kommandirender General und hatte die Befugnisse des Gouverneurs und Kommandanten von Berlin und den Befehl, in Berlin Ruhe zu stiften.

Prittwitz hat mir erzählt, er habe des Morgens den übriggebliebenen Theil von Berlin erobern wollen, da habe er von Seiner Majestät den

können keine Zusage halten, denn sie haben keine ausgesprochenen Führer. Die Einen versprechen etwas, und wenn sie es halten wollen, werden sie von den Anderen bei Seite geschoben, welche sagen, die Versprechenden seien zu dem Versprechen nicht ermächtigt gewesen. Es fehlt ja die Vollmacht. Es fehlt der, der eine Vollmacht geben kann. Die Regierung, die aber ihre Zusagen hält, muß, da der Gegner seine Zusagen nicht hält, in den Unterhandlungen Alles verlieren, was sie im Kampfe gewonnen. Deshalb ist eine Regierung gegen Insurgenten schon verloren, sowie sie sich überhaupt auf Unterhandlungen einläßt."

Von vielen Seiten sind dem Grafen Arnim-Boitzenburg herbe Vorwürfe gemacht worden, daß er solche Unterhandlungen zugelassen habe. Mir erzählte der Graf einst, er sei mit der Leitung der Staatsgeschäfte um Mittag des achtzehnten März betraut worden und habe dem Könige gesagt, es könne nicht eher etwas geschehen, als bis der Aufstand niedergeschlagen sei. Darauf habe Prittwitz hierzu den Befehl erhalten. Dann sei er, Arnim, beruhigt in seine Wohnung gegangen, in der Ueberzeugung, die Truppen müßten mit dem Janhagel leicht fertig werden; auch sei er nicht befugt, sich bei den Truppen einzumischen, und habe sich am Abend des achtzehnten März mit den Einzelheiten der einzurichtenden ständischen Vertretung beschäftigt. Den anderen Mittag sei er, da er keinen Kampf mehr hörte, ins Schloß gegangen, in der Meinung, ganz Berlin müsse in den Händen der Truppen sein. Da habe er abmarschirende Truppen gesehen und den Schloßhof voll Janhagel gefunden. Das Unglück war bereits geschehen.

Es ist also als gewiß anzunehmen, daß Niemand von denen, die dazu berufen und befugt waren, den Befehl zum Zurückziehen der Truppen gegeben hat. Wenigstens hat Prittwitz sowohl seinen Kopf wie das Armeekorps behalten. Dieser Befehl ist aber an die in den vordersten Positionen stehenden Truppen gelangt. Einer der Offiziere, die ihn gebracht haben, war der Oberstlieutenant a. D. Freiherr v. Vincke, der frühere Generalstabsoffizier des Prinzen von Preußen, dem ganzen Korps sehr wohl bekannt; im Jahre 1848 außer Dienst. Er ist von einer Barrikade, die von den Truppen besetzt war, zur anderen geeilt und hat überall den Befehl überbracht: „Die Truppen zurück nach dem Schloß." Er hatte unbefugterweise eine Schärpe angelegt. Da ihm nun Niemand einen Auftrag gegeben haben konnte, so wurde er in der herrschenden Aufregung von allen Offizieren als Verräther bezeichnet. Ich traf ihn den folgenden Morgen im Hotel de Rome bei meinem Vater. Mein Bruder Carl und ich sagten ihm solche Insulten, daß ein jeder andere Offizier uns über das Schnupftuch gefordert haben würde, er aber weinte, versicherte uns seiner Liebe und ging zur Thür hinaus. Da sagte mein Vater:

„Laßt ihn doch, er muß wahnsinnig sein. Eben bringt er mir einen Brief von Eurer Mutter, an mich; er hat ihn dem Postboten abgenommen, aufgemacht, gelesen und erzählt mir, ich brauchte ihn nicht erst zu lesen, es stehe nichts Wichtiges darin.“ Mein Vater hatte Recht. Vincke hat nachher in Liegnitz versucht, das Kommando in der Stadt zu übernehmen, ist dann nach Breslau gefahren und hat dort bei einem großen Tumult, während der Pöbel auf den Straßen tobte und Truppen zusammengerufen wurden, sich mit Gewalt den Weg zum Oberpräsidenten gebahnt, ist zu ihm in das Zimmer gestürzt, hat sich in einen Sessel geworfen mit den Worten: „Hülfe! Rettung! Ich bin gewohnt, auf dem Parquet zu gebieten. Austern her!“ Auch wird behauptet, Fürst Lichnowsky habe den Befehl zum Zurückziehen der Truppen gebracht, zum Theil in Begleitung von Vincke. Mehrere Offiziere wollen ihn erkannt haben. Fürst Felix Lichnowsky hat allerdings unmittelbar darauf sehr laut mit seiner durchdringenden Stimme über die Nothwendigkeit des Zurückziehens der Truppen gesprochen. Auch er drang bei meinem Vater ein. Ich wußte noch nichts von dem, was man von ihm sprach. Mein Bruder Karl aber brachte ihn durch seine Grobheiten geradezu zur Thür hinaus.

Aber ein einziger toll gewordener Generalstabsoffizier außer Dienst und ein Civilist ohne militärischen Rang können doch eine Maßregel von solcher militärischen und politischen Tragweite nicht gegen den Willen der Befehlshaber herbeiführen. Der Befehl ist überall angekommen, und gesunde Offiziere der Preußischen Armee waren unfähig, einen derartigen Verrath an ihrem Könige zu begehen. Es bleibt nichts Anderes übrig, als das triviale Wort „Mißverständniß“ zu gebrauchen, ein Wort, mit dem man über Alles hinwegkommt, ein Wort, das, wie der Dichter sagt, sich überall, wo Begriffe fehlen, zur rechten Zeit einstellt.

Da sind von den Rebellen Vorschläge gemacht. Ich habe schon erzählt, wie Stieber Muth faßte, sobald er hörte, daß der König auf Unterhandlungen einginge. Da ist den Aufrührern der gesunkene Muth wieder gestiegen. Sie, die erst gegen Versprechen der Amnestie die Waffen ausliefern wollten, verlangten von halber Stunde zu halber Stunde mehr, zuletzt das Zurückziehen der Truppen. Der König, dem das Blutvergießen ein Greuel war, hatte erst früh die Wiederaufnahme des Kampfes verzögert, dann mag man ihm von dem Zurückziehen der Truppen gesprochen haben, und er hat vielleicht gesagt: „Ja, wenn die Aufrührer die Waffen niederlegen!“ und Uebereifrige, Leute, von falscher Humanität getrieben, haben, hiervon das erste Wort „Ja“ allein hörend, den Befehl eiligst gebracht, während der, der den Befehl allein zu geben befugt war, Prittwitz, mit dem Könige über die Fortsetzung des Kampfes berieth.

Einem Jeden muß sich die Frage aufdrängen: „Wie ist ein solches

Mißverständniß in einem so wohlgeordneten Heerwesen, wie es das damalige Gardekorps war, möglich?"

Die Antworten hierauf sind schwer und können nicht gegeben werden, ohne hochgestellten Personen Vorwürfe zu machen.

Eine Antwort hat General v. Gerlach schon gegeben, wie ich bereits erwähnt. Der Vorwurf trifft den König selbst. Warum ließ er sich auf Unterhandlungen mit Insurgenten ein? Sein weiches Gemüth, seine Abneigung gegen Blutvergießen, das Ueberraschende der von ihm nie für möglich gehaltenen Nothwendigkeit, gegen eigene Unterthanen kämpfen zu müssen, die Hoffnung, dem Unglück ohne ferneres Blutvergießen ein Ende machen zu können, die Nervenerschütterung infolge der Scenen in einer solchen schlaflosen Nacht, das Alles erklärt und entschuldigt.

Wie konnte Jemand an die Möglichkeit eines solchen Befehls glauben? Ich erzählte schon, wie mein Vater im Schlosse gegen die Zurückziehung der Truppen früh gesprochen hat. Also berathen worden war diese Maßregel früh morgens. Uebrigens hatten die Truppen so oft Befehle und Gegenbefehle erhalten, daß man bei ihnen Alles für möglich hielt. Ich erzählte schon, daß es wiederholt vorgekommen war, daß „Legt — an!" und statt „Feuer!" „Setzt — ab!" kommandirt wurde, und die Truppen hatten gehorcht, obgleich sie beschimpft, verhöhnt und mit Steinen geworfen waren. Ein dreiunddreißigjähriger Friede mit der Gewohnheit, zu gehorchen, verschaffte jedem Befehl augenblickliche Folge ohne weitere Prüfung.

Von einem Vorwurf kann ein unbefangener Beurtheiler den braven General v. Prittwitz nicht freisprechen, von dem des Mangels an Vorsicht. Er hatte unumschränkte Vollmacht als Gouverneur und kommandirender General. Wie konnte er es dulden, daß so viele Unbefugte im Schlosse ein- und ausgingen? Wie konnten die Vorschläge der Insurgenten in das leicht abzusperrende Schloß den Weg zu den Ohren des Königs finden? Was hatte ein Fürst Felix Lichnowsky in Civil im Schlosse zu thun? Warum wurde das Schloß nicht abgesperrt? Wenn doch Prittwitz den Befehl hatte, in Berlin die Ordnung mit Gewalt der Waffen wieder herzustellen, warum ließ er noch Unterfragen, deren Beantwortung seine Sache war und in sein Amt eingriff, bis zum König gelangen? Wie konnten sie ohne sein Wissen an den König kommen? Wie konnte ein Oberst a. D. v. Vincke in die Nähe des Königs gelangen? Ich habe aus meinen Erlebnissen erzählt, wie sich General v. Pfuel in die Einzelheiten mischte und dadurch fast Unheil anstiftete. Prittwitz erfuhr dies. Warum traf er nicht sofort Maßregeln, damit solche Unberufenen aus dem Schlosse entfernt wurden? Die Truppen wußten nicht genau, wer zu befehlen hatte. Es war Prittwitz' Sache, die Veränderungen in den höchsten Stellen durch Befehl mitzutheilen. Je kritischer und ernster die Zeiten

sind, desto peinlicher muß man sich an die Befehlsformen und an die Befehlshierarchie halten, an die die Truppe gewöhnt worden ist. Diese Regel habe ich mir gemerkt und in späteren bedenklichen Zeiten, in denen ich etwas zu sagen hatte, befolgt.

Aber auch in der nächsten Umgebung des Königs muß Mancher etwas versäumt haben. Denn wenn jene Unbefugten Eingang ins Schloß fanden, so muß es doch verwundern, daß so All und Jeder zum König selbst hereingelassen wurde. Der Brauch bei Hofe schreibt vor, wer dem Könige angemeldet werden darf. Und diese Sitte ist niemals wichtiger als in gefährlichen Zeiten. Sie ist aus der Nothwendigkeit entstanden, den Herrscher, von dem die Hauptsachen ausgehen, von Kleinlichkeiten zu entlasten, damit er ohne Ueberbürdung an Zeit, Arbeit und Entschlüssen die Hauptsachen mit Ruhe überlegen und bestimmen kann. Sobald der König dem General v. Prittwitz Vollmacht gegeben hatte, die Ordnung in Berlin herzustellen, durften die Flügeladjutanten vom Dienst Niemanden dem Könige mit Fragen anmelden, die in das neue Ressort des Generals v. Prittwitz schlugen. Wem da die Schuld beizumessen ist, kann ich nicht beurtheilen. Aber aus meinem späteren persönlichen Adjutantendienst kann ich folgern, daß, wenn damals Jeder aus dem persönlichen Dienst des Königs richtig verfahren wäre, solche Dinge nicht vorkommen konnten, wie sie vorgekommen sind. Hat doch ein Adjutant eines der Königlichen Prinzen plötzlich, ohne Befehl dazu erhalten zu haben, vom neunzehnten März ab den Dienst beim König übernommen und ist nicht mehr von seiner Schwelle gewichen. Das war unmöglich, wenn die Flügeladjutanten auf ihrem Posten waren. Sie hätten es nicht dulden können. Dieser Adjutant wurde nachher Flügeladjutant des Königs und ist der spätere Feldmarschall, Statthalter von Elsaß-Lothringen, Freiherr v. Manteuffel.

Kurz, Fehler wurden überall begangen. Ein dreiunddreißigjähriger Friedensrost klebte an den Degen Aller, vom Höchsten bis zum Letzten. Nur Wenigen war der Gedanke an eine Revolution in Berlin in den Sinn gekommen. Die mehr lächerlichen als bedenklichen Bewegungen in den Straßen von Berlin zur Zeit der Pariser Julirevolution hatten den Gedanken noch befestigt, daß in der vernünftigen Berliner Bevölkerung ein ernster Aufstand nie stattfinden könnte. Jetzt war der Aufstand da, und Alles verlor den Kopf.

Wir marschirten also ab; die Fußartillerie nach der Kaserne am Kupfergraben, wir, die Reitende Artillerie, an dieser vorbei in die Friedrichstraße über die Brücke nach der Kaserne am Oranienburger Thore zu. Die Straßen waren voll Menschen. Alles jubelte und rief Friede! Aus den Fenstern wehte man uns mit Tüchern zu. Ehe wir aber die Kaserne erreichten, sperrte eine Riesenbarrikade die Straße ab. Der Brigade-

adjutant ritt heran und sagte es sei Friede, man solle uns die Barrikade öffnen. Er wurde mit Flintenschüssen empfangen. Wir hatten Befehl, keine Gewalt zu gebrauchen, mußten also Kehrt machen und nach der Kaserne am Kupfergraben marschiren. Dort marschirten wir auf und warteten, bis das souveräne Volk uns erlauben würde in unsere eigene Kaserne wieder einzurücken.

Seit zwölf Uhr mittags hatte der Vollmond Wolken gebracht. Es fing an zu regnen. Jetzt goß es in Strömen. Da hielten wir im Freien!

Die Mannschaften wurden abwechselnd in der Kaserne gespeist, die Pferde gefüttert. Das souveräne Volk sammelte sich vor den Kasernenthoren und wollte die Kaserne stürmen, um für die Kanonenschüsse des vergangenen Tages Rechenschaft zu verlangen. Das war die Art, wie die Gegner den Frieden hielten. Der Oberst nahm die Offiziere zusammen und eröffnete uns, der König habe sich in die Hände des Volkes begeben. Jede Gegenwehr unsererseits gefährde das Leben des Königs, denn wenn die Wuth des Volkes wieder gereizt werde, dann werde es den König umbringen. Wenn daher das Volk das Kasernenthor wirklich einschlagen sollte, so würde er mit uns mit eingestecktem Degen dem Volk entgegengehen, und wir würden es bitten, sich an uns zu rächen, die wir die Mannschaft befehligt hätten, und die letztere zu schonen. — Wir waren Alle entschlossen, ihm zu folgen. Ein sicherer schmählicher Tod lag vor uns.

Aber der Sturm erfolgte nicht. Einige verständige Bürger auf der Straße gaben dem Tumult eine andere Richtung. Hätte der Janhagel die Absicht des Obersten gekannt, er hätte gestürmt. Aber die Bestie ist feige und fürchtete, wir könnten vielleicht doch wieder schießen.

Während wir auf dem Hofe standen, kamen zwei Adjutanten vom Schloß. Es waren Graf Münster und Albert v. Neumann. Sie brachten Befehle an unseren Obersten. Unterwegs waren sie vielfach insultirt und mit Steinen geworfen. Sie erzählten, wie der Pöbel die Leichen im Schloßhofe aufgestellt und verlangt habe, der König solle heraustreten, die Leichen sehen, wie der König erschienen sei, die Königin mit ihm, wie der Pöbel den König und die Königin mit wahrhaft echt pöbelhaften, zotigen Schimpfreden überhäuft, wie er verlangt hatte, der König solle vor den Leichen den Helm abnehmen. Da hatte das Bataillon*) Garde-Schützen, das im Schlosse in den unteren Räumen versteckt geblieben war, angelegt und hatte wollen drunterschießen. Der Pöbel hatte nun ver-

*) Im Schloß befanden sich zu dieser Zeit 3 Kompagnien Kaiser Franz Grenadier-Regiments, 4 Kompagnien Kaiser Alexander Grenadier-Regiments, 1 Unteroffizier, 25 Mann Garde-Schützen.

langt, die Schützen sollten auch vor den Leichen die Helme abnehmen. Der König ließ es befehlen, nahm selbst den Helm ab, und die Schützen gehorchten. Nie ist wohl die Disziplin einer Truppe auf eine härtere Probe gestellt worden.

Die beiden Offiziere gingen wieder fort. Wir wollten ihnen Begleitung mitgeben. Aber sie lehnten sie ab, denn es könne ihnen nach dem, was sie erlebt, nichts Angenehmeres passiren, als todtgeschlagen zu werden.

Unterdessen war auch für uns das Essen bereit. Ich hatte seit gestern früh nur nachts eine Tasse Kaffee getrunken und eine Semmel gegessen, aber es schmeckte mir doch nichts.

Während wir saßen und aßen, sagte einer aus der wilden Schule: „Meine Herren, es ist nun doch Alles aus. Ich schlage vor, wir saufen nun den Weinkeller auch aus, damit sich der Pöbel nicht unseres Weines bemächtigt.“ Ein allgemeiner Applaus erhob den Vorschlag zum Beschluß. Da sprang der Brigadeadjutant, Lieutenant v. Kameke, auf den Tisch, sagte, wir wüßten nicht, wie sehr wir in der nächsten Stunde vielleicht unseren Kopf klar erhalten müßten zum Wohle und im Dienste des Königs. Wer den Vorschlag befolge, mache sich zum Hoch- und Staatsverräther. Da schwieg Alles und Keiner trank.

Auch der Baron Eugen v. Reibnitz war in der Kaserne eingetroffen. Er war mit sechzig Mann Artilleristen, die Steinschloßgewehre ohne Steine und ohne Munition erhalten hatten, nach Monbijou am Abend des achtzehnten März gesandt, um das Schloß zu vertheidigen. Dies hatte er mit Glanz durchgeführt. Er hatte dem Andrange des Pöbels gegenüber wiederholt Ausfälle gemacht, laden lassen, d. h. mit dem Ladestock im Lauf klappern, denn er hatte nichts zum Laden, und so bis abends spät das Schloß und den Park unblutig vertheidigt. Dann waren aber blutdürstige wilde Kerle gekommen, und er sah, daß er das so nicht werde durchführen können. Da hatte er die Bürger vom Monbijou-Platz holen lassen, hatte ihnen die Gewehre gegeben und die Soldaten in die Kaserne geschickt. Nun erklärte er dem Volke, das stürmen wollte, es seien keine Soldaten mehr da, und die Berliner selbst hätten das Schloß im Besitz. Er hielt den Leuten Reden, selbst die Blusenmänner von Paris hätten Kunstsammlungen geschont, und brachte es dahin, daß der Janhagel in ein Hoch auf den König einstimmte. Es war eben Alles verrückt, und da gelang das unmöglich Scheinende leichter als das Einfache.

Jetzt kam Reibnitz, um von uns Abschied zu nehmen. Er hatte Urlaub auf drei Jahre nach der Türkei, um als türkischer Oberst dort die Artillerie gestalten zu helfen. Wir sahen ihn mit Neid scheiden.

Aber leider wurde anderen Tages, als er abreisen wollte, wegen der Unruhen bei uns der Urlaub ihm wieder entzogen, und er mußte bleiben, um nach drei Jahren bei uns unterzugehen. Vielleicht wäre er in der Türkei noch ein berühmter Mann geworden, wie Grach Pascha, ein früherer Sergeant meiner Batterie. In der Türkei wäre sein wildes Temperament am Platz gewesen.

In der sechsten Stunde abends kamen zwei Studenten von der Wache am Oranienburger Thor. Das bewaffnete Volk hatte nämlich vollständig organisirte Wachen gestellt. Die beiden Studenten eröffneten uns, das souveräne Volk wolle der Reitenden Garde-Artillerie zum Lohn für die an der Barrikade mittags gezeigte friedliche Mäßigung erlauben, in ihre Kaserne wieder einzuziehen.

Jetzt wurde unser Standpunkt uns vollkommen klar. Wir, die wir im Kampfe gesiegt hatten, wir hatten uns den Besiegten auf Gnade und Ungnade ergeben! Es blieb uns nichts Anderes übrig, als zu thun, was das Volk wollte. Das Damoklesschwert der Lebensgefahr, in der sich unser König befand, schwebte noch immer über unserem Haupte. Uebrigens war es für uns von Werth, daß Mann und Pferd nicht noch eine Märznacht im Freien verbrachten. Es ward also aufgesessen und abmarschirt.

Seine Excellenz der General v. Jenichen, Inspekteur der 2. Artillerie-Inspektion, damals der berühmteste Artillerist, ein Held von 1813, setzte sich an die Spitze und ritt mit uns, als ob er von einer Inspizirung zurückkehrte. Der alte Herr war verwachsen, schief, ich glaube, von einer im Kriege erhaltenen Verwundung her, und ebenso hoch geachtet als gefürchtet. Er ritt bis an das Kasernenthor und ließ die Truppe in die Kaserne hinein an sich vorbei. Hier erwartete uns die härteste Prüfung dieses Tages.

Eine Pöbelmasse aus der untersten Hefe der Arbeiter umgab schreiend und brüllend den General, während wir einmarschirten. Ein zerlumpter Kerl hatte auf eine Düngergabel ein in Blut getränktes Taschentuch befestigt und schwenkte es, und zwar jedem vorbeimarschirenden Offizier und gelegentlich auch einmal dem General um die Nase. Dieser saß stumm, wie ein steinerner Gast, auf seinem Pferde. Sein Beispiel bewog auch uns, Alles zu dulden, und lähmte die Fäuste der Soldaten, die am liebsten eingehauen hätten. Als der letzte Mann unter Toben, Schimpfen und Fluchen der Volksmenge in die Kaserne eingerückt war, ritt der General v. Jenichen ganz ruhig allein nach Hause und achtete des Höllenlärms um ihn herum nicht.

Wir marschirten im Kasernenhofe auf, spannten ab und zogen die Pferde in die Ställe; die Stuben waren vom souveränen Volk angefüllt,

das uns trotzig umstand, schlechte Cigarren rauchend, Alles begaffte und betastete. Unser hatte sich eine Art von Stumpfsinn bemächtigt. Um dieses Gesindel los zu werden, hatte Einer einen glücklichen Gedanken. Er ging zu der eben gebildeten Bürgerwehr, welche sich der Kasernenwache bemächtigt hatte, und sagte ihrem Führer, wir hielten es für unsere Pflicht, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß in den Protzen unserer Kanonen Pulver sei, das Volk stände da umher und rauchte. Jeden Augenblick könne die Kaserne in die Luft fliegen. Uns könne das sehr recht sein, denn wir verlangten nichts Besseres nach dem Schimpf, der uns soeben angethan sei. Aber es sei doch schade um so viel brave Männer aus dem Volke. Sofort fiel mit gesträubtem Haar die Bürgerwehr über den Pöbel her und trieb ihn mit Kolbenstößen zur Kaserne hinaus. Nun waren wir wieder in der verschlossenen Kaserne. Wir Offiziere umarmten uns heulend. Wir wußten nichts Anderes zu thun. Es war der Ausdruck der ohnmächtigen Verzweiflung. In den Kasernenstuben sah es bunt aus. Die Thüren waren eingetreten. Die Offizierquartiere waren besonders zerstört, die Möbel verdorben. Es wohnten drei Offiziere in der Kaserne. Wir anderen wurden, nachdem die Pferde versorgt waren, in unsere Wohnungen entlassen. Die Kameraden der Kaserne boten uns Civilkleider an. Ich dankte dafür, denn ich hoffte, unterwegs vom Pöbel erschlagen zu werden, und dies dünkte mich das Beste, was mir noch widerfahren könnte. Lieutenant Groschke dachte wie ich, und wir gingen zusammen. Er wohnte in der Georgenstraße, ich in der Dorotheenstraße, Charlottenstraßen-Ecke. Als wir die mit Menschen dicht angefüllten Straßen entlang gingen, hatten wir das Gefühl, durch ein Narrenhaus zu gehen. Bald umarmte uns Einer und küßte uns, bald schimpfte uns ein Anderer und warf Steine nach uns. Einer vertrat mir den Weg und sagte höhnisch: „Na, ist es Euer Durchlaucht einmal weidlich schlecht gegangen?“ Wir gingen stumm weiter, als ob uns das Alles nichts anginge. Auf der Brücke ging an der anderen Seite, uns begegnend, Hauptmann v. Gerschow aus der Kaserne am Kupfergraben in seine Wohnung in der Karlstraße. Ein Kerl schrie ihn an: „Hund! Da hast Du Deinen Lohn,“ und schoß à bout portant sein Gewehr auf ihn ab. Er fehlte ihn aber und tödtete eine arme alte Frau hinter ihm. Wir setzten unseren Weg fort, denn uns rührte nichts mehr aus unserem Stumpfsinn.

Die Stimmung, in der ich mich befand, als ich meine Wohnung betrat, läßt sich nicht beschreiben.

Abends ging ich noch zu meinem Vater ins Hotel de Rome. Dann begab ich mich in die Kaserne am Kupfergraben, um zu erfahren, was geschehen solle.

Es hatten sich bei den Soldaten die ersten Zeichen der Indiszipliu kundgegeben. Dieselben hatten nämlich, sobald sie in ihre Stuben entlassen waren, ihre Säbel geschliffen und unverhohlen geäußert, von jetzt ab sollten die Offiziere sie nicht mehr hindern, auf die Bummler dreinzuschlagen; wenn die Offiziere sich solche Beschimpfungen gefallen lassen wollten, sie selbst litten es nicht mehr. Gab sich hiermit auch ein gewisses Ehrgefühl kund, so konnten solche Eigenmächtigkeiten der bewaffneten Macht doch auch zu einem gräßlichen Gemetzel führen, dessen Folgen unberechenbar waren, und andererseits konnte der ungeleitete Eigenwille der Mannschaften auch eine andere Richtung annehmen.

Es kam zunächst Alles darauf an, einen Zusammenstoß zwischen den erbitterten Soldaten und dem Pöbel zu vermeiden, bis die Wuth der Ersteren sich gelegt haben würde. Dazu half uns die Bürgerwehr. Der König hatte nämlich Urwahlen, konstituirende Nationalversammlung und Volksbewaffnung bewilligt. Mit der Volksbewaffnung wurde der Anfang gemacht. Die Gewehre aus dem Zeughause wurden hierzu verausgabt. Aber der Vorstand des Artillerie-Depots, Major v. Podewils, ein Mann ohne besonderes Genie, aber voll Pflichtgefühl, Thatkraft und Muth, gab trotz des Tobens des Pöbels kein Gewehr anders heraus als auf Anweisung des Magistrats, der die zu bewaffnenden Bürger namentlich bezeichnete. Anfangs bestand Major v. Podewils hierbei die ernsteste Lebensgefahr. Aber als erst eine Anzahl verständiger Bürger Gewehre erhalten hatte, schützten sie ihn und das Zeughaus, und die Vertheilung ging nun regelmäßig ihren Gang. In den ersten Tagen wurden nahe an dreißigtausend Gewehre an ansässige Berliner Bürger vertheilt. So ging die Militärmacht an die friedliebenden Bürger und nicht an den tobenden Pöbel über. Der Major v. Podewils hat sich durch seine Entschiedenheit ein nie genug anerkanntes Verdienst erworben.

Die so bewaffnete Bürgerwehr bezog unter selbstgewählten Führern in einer aus dem Stegreif geschaffenen Verfassung die Wachen in der Stadt. Es wurde uns auch Befehl gegeben, dieser Bürgerwehr die Kasernenwachen zu übergeben. Wir befahlen denjenigen Einjährig-Freiwilligen, welche Studenten waren, sich Civil, am besten den Studentenrock u. s. w. anzuziehen und die Wachen besetzen zu helfen. Bald waren sie Kommandeure der Wachen, denn die braven Bürger waren froh, Jemanden zu haben, der ihnen sagen konnte, was man auf Wache zu thun habe.

Ich erhielt Befehl, mir Civilkleider anzulegen und als Ordonnanz in Civil die Befehle oder Meldungen u. s. w. durch die Straßen zu bringen. So geschah es mit allen Offizieren, welche im Besitz von Civilkleidern waren. Spät abends wurde ich entlassen und den anderen Morgen früh

wieder in die Kaserne bestellt. Ich erhielt einen Erlaubnißschein, denn die Bürgerwehr ließ auf unsere Bitte Keinen ohne Beglaubigung in die Kaserne ein und aus.

Ich verbrachte die Nacht in meiner Wohnung. Geschlafen habe ich wieder nicht viel. Die Aufregung, die Schmach, die Besorgniß um den König, um Alles, was mir lieb und theuer war, ließen mich nicht schlafen.

Am folgenden Morgen früh begab ich mich in die Kaserne und blieb den ganzen Morgen unterwegs. Zunächst wurde ich zum Obersten v. Hahn gesandt, der unter den Linden vierzehn wohnte und mir sagte, es sei Alles aus mit uns. Der König habe den Bürgern die Waffen gegeben und schiene den Versuch machen zu wollen, das Militär abzuschaffen. Dann würden wir wohl Alle entlassen werden. Zunächst wolle er in die Kaserne gehen und die scharfe Munition in Droschken ohne Aufsehen ins Laboratorium zurückschaffen lassen, denn der Pöbel werde wohl im wachsenden Uebermuthe die Kasernen anstecken, und da könnte durch die Explosion der scharfen Munition zu viel Unglück entstehen. Auf den Wegen, die mir aufgetragen wurden, sah ich Unter den Linden, nicht weit von der Ecke der Friedrichstraße, ein großes Feuer. Man verbrannte unter Jauchzen der Bevölkerung ein ganzes Mobiliar. Es war das des Handschuhmachers Wernicke, der das „Volk verrathen habe". Sein Verbrechen hatte darin bestanden, den Truppen, die in der Straße standen, Kaffee gekocht zu haben. Man hatte ihn und seine Familie auch gesucht, um sie zu hängen, aber sie waren rechtzeitig geflüchtet. Sie haben keinen Schaden davon gehabt. Als nach Jahr und Tag die Ordnung in Berlin wieder hergestellt war, gehörte es zum guten Ton unter anständigen Menschen, die Handschuhe von Wernicke zu beziehen. Er verkaufte schlechte Handschuhe zu hohen Preisen und wurde binnen sieben Jahren ein reicher Mann und „Rentier von seine Zinsen".

Aehnliche Volksjustiz wurde auf Hörensagen hin auch anderwärts geübt. Da sollte in der Königstraße auch ein Major a. D. Preuß umgebracht werden. Auch ihm gelang es, rechtzeitig zu flüchten. Sein Mobiliar wurde auf offener Straße verbrannt. Sein Verbrechen soll darin bestanden haben, daß er beim Kampf in der Königstraße den ins Haus eindringenden Soldaten gesagt habe: „Bei mir auf dem Boden stecken noch sechs Kerle." Folglich hatte er „das Volk verrathen".

Ueberhaupt beschäftigte sich der süße Pöbel am zwanzigsten März damit, Sündenböcke zu finden und zu richten. Derjenige, der an Allem Schuld war, der als Hauptsündenbock bezeichnet wurde, deshalb vornehmlich büßen sollte, das war der Prinz von Preußen. Er hatte das ganze Unglück angerichtet. Er hatte auf das Volk schießen lassen. — Daß er überhaupt gar nichts kommandirt hatte, daß er bei nichts zu Rathe gezogen war,

das Alles war dem Pöbel gleichgültig. — Der Prinz war der verkörperte Soldat, er war beim Korps beliebt, er hatte immer auf Ordnung gehalten, also war er ein Feind des souveränen Volks. Man suchte allerwärts nach ihm, um ihn umzubringen. Aus den Freimaurerlogen wurde sein Bild entfernt, und das ganze Palais war schon durchsucht worden, dann die Wohnungen seiner Adjutanten, im Speziellen des Grafen Königsmark in der Mauerstraße. Es ist keinem Zweifel unterworfen, man hätte ihn umgebracht, wenn man ihn gefunden hätte.

Aber man fand ihn nicht. Schon am neunzehnten März nachmittags, als der Name des Prinzen im Volke mit einer gewissen Wuth genannt war, hatte mein Vater ihn in einer Droschke aus der Stadt geschafft. Meines Vaters Leibjäger, der jetzige Koschentiner Forstinspektor, saß in Civil wohlbewaffnet auf dem Bock und brachte ihn zu einem Obersten a. D. nach der Vorstadt — Carlsbad —, wo der Prinz die Nacht zubrachte, um den anderen Morgen nach Spandau zu fahren, in dessen Citadelle er vorläufig sichere Unterkunft fand.

Als der Pöbel den Prinzen nicht finden konnte, wollte er wenigstens sein Palais in Brand stecken. Ich ging gerade vom Obersten zurück daran vorbei, da sah ich auf dem Balkon des Palais Arbeiter. Es waren Studenten, die mit ungeheuren schwarzen Buchstaben an das Palais schrieben: „National-Eigenthum“, und dann dem Pöbel auseinandersetzten, jetzt gehöre dies Palais der Nation und dürfe nicht verbrannt werden. Der Pöbel zog mit dem Bewußtsein ab, sich ums Vaterland wohlverdient gemacht zu haben. Ich wußte zur Zeit noch nicht, daß der Prinz von Preußen gerettet war und was diese Ueberschrift bedeutete, also war ich gewaltig entrüstet.

Am Zeughause fand ich viel Gedränge. Der brave Podewils vertheilte Waffen an Bürger und verweigerte sie dem Pöbel, wie ich schon erzählte. Ich hörte (ich war in Civil), wie zwei sehr anständig gekleidete Herren sich darüber unterhielten. „Il fallait avoir ceci deux jours plus tôt“, sagte der eine, „à présent c'est trop tard“ — „Malheur pour nous“. Es waren also ein paar richtige Sendboten der Aktionspartei. Man sieht, die Kommune, welche 1871 ihr tolles Wesen in Paris trieb, existirte 1848 schon. Es war ihnen jetzt mißlungen, das Zeughaus in die Hände des raubenden und mordenden Pöbels zu bringen.

Ich ging einen Augenblick nach meiner Wohnung. Ich war matt und nahm etwas zu mir. Da kam mein Bruder Karl zu mir, um sich nach den Verhältnissen bei der Truppe zu erkundigen. Er sagte mir, der Prinz von Preußen sei in Sicherheit. In der nächsten Nacht würden auch der König und die Königin Berlin verlassen, dann würden die Truppen Befehl erhalten, auszumarschiren, Berlin einzuschließen und auszuhungern.

Ob man sich werde auf alle Artillerietruppen verlassen können nach dem, was man ihnen zugemuthet? Ich sagte ihm, wenn es zum Kampfe gegen den Pöbel käme, könne man sich auf die Kanoniere verlassen, aber nicht wieder, wenn man sie wieder dem Pöbel mit gebundenen Händen überliefern wolle. Da — mit einem Male fiel mir die Absicht des Obersten ein, die Munition fortzuschaffen. Ich schrie in Verzweiflung auf, und mein Bruder trieb mich an, Alles zu thun, um diese Maßregel zu hindern. „Wenn es nur nicht zu spät ist" — mit diesem Gedanken rannte ich nach der Kaserne. Es war zwischen 11 und 12 Uhr. Unterwegs hörte ich schon auf der Straße Worte, die mich trösteten. „Sie haben wollen das Pulver von der Artillerie in Droschken ins Laboratorium schaffen, aber das Volk hat es nicht gelitten."

Das Heranziehen von so viel Droschken nach der Kaserne war natürlich aufgefallen, und der verschmitzte Plan war noch nicht zur Ausführung gekommen.

Ich fand unseren Obersten, wie er Anordnungen traf, auf dem Kasernenhofe. Ich beschwor ihn, nicht seine Ehre und die der Truppe bloßzustellen, indem er die Artillerie der Munition entblöße. Meine Worte waren, da der eigensinnige Mann nicht darauf eingehen wollte, sehr deutlich. Ich begreife heute noch nicht, wie ich als einundzwanzigjähriger Lieutenant die Frechheit haben konnte, so zu dem fünfundfünzigjährigen Obersten zu sprechen. Er ließ sich eine Zeit lang in Streit mit mir ein, aber endlich dachte er an den Rangunterschied und fragte mich, mit welchem Recht ich mich unterfinge, in diesem Ton mit ihm zu sprechen. Nun mußte ich ihm wohl mein Geheimniß mittheilen, und der Oberst gab Gegenbefehl, so daß wir die Munition behielten.

Den Rest des Tages brachte ich in Gängen zwischen den Kasernen zu, je nachdem sie mir aufgetragen wurden. Bei dieser Gelegenheit sah ich überall in den Straßen, wie nichts versäumt wurde, was das Volk erregen konnte. Da hatte man unter Anderem von der Proklamation „An meine lieben Berliner", die der König am neunzehnten März erlassen, die Ueberschrift über, die Unterschrift unter ein Granatstück geklebt, das in einem Brunnen der Breiten Straße stak. Wenn ich Zeit erübrigen konnte, sah ich nach meinem Vater im Hotel de Rome. Ich beschwor ihn, wenn es irgend möglich sei, noch denselben Abend Berlin zu verlassen, denn ich glaubte sicher, daß in den nächsten Tagen eine allgemeine Plünderung aller Besitzenden versucht werden würde. Was ich auf den Straßen vom Pöbel gehört hatte, deutete auf eine solche Absicht hin. Ich war sehr froh, als mein Vater den Entschluß faßte, noch denselben Abend abzureisen, und trennte mich um acht Uhr abends von ihm, um wieder nach der Kaserne zu gehen.

Dort war im Offizier-Speiselokal der provisorische Sitz des Brigadekommandos. Es war bekannt geworden, daß einige Regimenter Zeichen der Indisziplin gegeben hatten. In einem Infanterie-Regiment hatten die Leute den Kampf mit dem Pöbel von Neuem beginnen wollen. Man hatte sie nur mit Mühe beredet, noch nicht aus den Fenstern zu feuern, während auf den Straßen auf sie geschimpft wurde. Da hatte der Oberst befohlen, den Mannschaften die Zündhütchen abzunehmen, aber die Mannschaften hatten sich einstimmig geweigert, sie herzugeben. Der Oberst hatte nun um Erlaubniß gebeten, in der nächsten Nacht aus Berlin auszumarschiren, um sein Regiment einer der Disziplin so gefährlichen Lage zu entziehen. Er erhielt die Erlaubniß hierzu, zugleich befahl der König, daß alle Truppen, welche es der Disziplin und des Friedens mit den Einwohnern von Berlin wegen für nöthig hielten, die Stadt verlassen dürften. Unser Oberst hatte mit dem Kommandeur des zweiten Garde-Regiments, Grafen v. Schlieffen, verabredet, daß sie nicht ohne einander abmarschiren würden. Ich wurde nun nach dem zweiten Garde-Regiment gesendet, um von dem Grafen Schlieffen die Stunde des Abmarsches zu erfahren. Dort fand ich das ganze Offizierkorps im Speiselokal der Offiziere. Der Oberst wartete noch auf eine Nachricht aus dem Schlosse, ob das Leben des Königs gesichert sei, und ob der König seines Regiments nicht bedürfe.

In der zwölften Stunde traf die Nachricht ein, daß das Regiment abmarschiren könne. Er beschloß nun, noch in der Dunkelheit zu marschiren und um fünf Uhr früh mit der Artillerie im Thiergarten unter den Zelten zusammenzukommen. Diese Nachricht brachte ich nach der Kaserne und bat zugleich um die Erlaubniß, denselben Befehl an die Reitende Artillerie bringen zu können. Aber dies wurde mir auf das Bestimmteste verboten, obgleich ich vorstellte, daß nur eine einzige Batterie zu einem Ausmarsch gerüstet sei, die anderen nothwendig vier Stunden Zeit brauchten, um sich marschfähig zu machen, da alle dazu nöthigen Sachen auf den Kammern lägen und noch im Dunkeln an die Mannschaften ausgegeben werden müßten. Ich wurde hart angelassen, ich sei zu aufgeregt, solle schlafen gehen, der Befehl werde schon rechtzeitig gegeben werden, man wolle aber die Kaserne am Oranienburger Thor wegen der Nähe der Fabrikarbeiter nicht zu früh bereitstellen.

Ich ging also fort, begab mich nach meinem Stall, ließ meine Pferde in die Kaserne schaffen, ging beim zweiten Garde-Regiment heran und berichtete, daß die Artillerie nach dem Sammelplatz kommen werde, und wollte nun nach der Kaserne am Oranienburger Thor gehen, Uniform anlegen.

Da sah ich Punkt Mitternacht vor der Kaserne des zweiten Garde-

Regiments einen eigenthümlichen Auftritt. Als es zwölf Uhr schlug, läuteten die Kirchenglocken Sturm und die Nachtwächter bliesen Feuerlärm. Ein solcher Nachtwächter ging blasend an der Kaserne vorbei. Da stürzte die Bürgerwehr der Kasernenwache auf ihn los und drohte, ihn zu erstechen, wenn er weiter bliese. Ich erfuhr vom Wachthabenden Folgendes:

Das Revolutionskomitee, unzufrieden damit, daß die Waffen an die Bürger und nicht an die Hefe des Volks vertheilt waren, wollte noch einen Schlag versuchen, um die Macht in seine Hände zu bringen, ehe die Bürgerwehr ordentlich zusammengefügt sei. Da sollte um Mitternacht Feuer geblasen und Sturm geläutet werden. Wenn das Volk auf den Straßen wäre, wollte man unter Vorwänden und entsetzlichen Erzählungen eine Plünderung Berlins veranlassen und den Bürgern in ihren Wohnungen Waffen und Hab und Gut nehmen. Der Plan war den Studenten bekannt geworden. Diese befehligten alle Wachen und machten einen Plan dagegen. Sobald das Sturmläuten begann, wurden alle Kirchen von den Studenten und den unter ihnen stehenden Bürgern besetzt, die Kerle, welche Sturm läuteten, niedergeschlagen, alle Nachtwächter mit Gewalt zum Schweigen gebracht, und Patrouillen der Bürgerwehr in ansehnlicher Stärke durchzogen die Straßen.

Am Oranienburger Thor war eine ungeheure Volksmasse. Der Prinz von Preußen, hieß es, stehe mit vierzehn Millionen Russen vor den Thoren von Berlin, man müsse eine Schlacht liefern. Hätte Jemand die Frage gewagt, wie denn die vierzehn Millionen Russen so plötzlich nach Berlin kommen konnten, er wäre als Vaterlandsfeind gesteinigt worden. Solchem Unsinn konnte nicht durch Vernunft, sondern nur durch einen gleichen Unsinn entgegengetreten werden.

Binnen Kurzem wurde eine Barrikade am Oranienburger Thor erbaut, welche bis zum zweiten Stock der Häuser reichte, und die Barrikade wurde gegen die anrückenden Russen besetzt.

Es lag nicht in unserem Interesse, die Volksmassen auf den Beinen zu erhalten, bis wir abmarschiren sollten. Also mußte etwas zur Beruhigung der verrückt gemachten Masse geschehen. Wir beriethen mit den gutgesinnten Studenten unter dem Volke. Sie erbaten sich Reitpferde aus, die sie aus der Kaserne erhielten, und vier Studenten erschienen nun hoch zu Roß, dem Volke erklärend, daß sie eine Patrouille gegen die Russen reiten wollten, um deren Stellung auszukundschaften. Diese strategische Maßregel machte dem kriegerischen Volke Eindruck, das nun geduldig auf die Rückkehr der Patrouille wartete. Nach einer Stunde Wartens, als das Volk müde und schläfrig geworden war, kehrte die berittene Patrouille zurück und meldete, daß bis Reinickendorf und Tegel kein Russe

zu sehen, also die Gefahr beseitigt sei. Man hielt also einen Kampf für gegenstandslos. Da sagte ein Student: „Was nun mit der Barrikade? Wie soll früh die Milch zum Kaffee in die Stadt kommen?" Sofort ging es an die Arbeit, um die Barrikade wegzuräumen, und zwar mit solchem Eifer, daß man auf der Straße in Gefahr war, umgefahren zu werden, denn die Wagen, welche den Grundbau der Barrikade bildeten, wurden mit ebenso viel Wuth auseinandergerissen wie vorher zusammengeschoben. Dann trennten sich die Herren mit dem erneuten Gefühl, sich ums Vaterland wohlverdient gemacht zu haben, und begaben sich zu Bette. Um drei Uhr früh war die Straße wieder menschenleer. Es war Zeit, denn wenn wir um fünf Uhr im Thiergarten sein sollten, dann mußten die Kanoniere nun bald lebendig werden, Pferde füttern, packen, schirren, satteln.

Ich war wenigstens seelenfroh, daß der Alarm des Volkes erst um zwölf Uhr erfolgt war. So hatte mein Vater doch gewiß vor elf Uhr mit Ruhe abreisen können.

Meinen Hauptmann, v. Jaski, hatte ich in der Kaserne gefunden. Er war abends dorthin gegangen und verbrachte die Nacht in der Stube des Wachtmeisters. Wir ließen die erreichbaren Offiziere, die außerhalb wohnten, holen und warteten des Befehls, der mir rechtzeitig versprochen war. Der Hauptmann v. Jaski war der älteste der drei Batteriechefs, hatte also in Abwesenheit des Majors das Kommando in der Kaserne. Ich sagte ihm, was verabredet sei. Er hielt sich darauf hin nicht für befugt, die Kaserne zu den Waffen zu rufen, denn es konnte inzwischen Gegenbefehl erfolgt sein. Endlich, als um drei Uhr früh noch kein Befehl kam, sagte ich dem Hauptmann, er möge meine Mittheilung als Befehl annehmen, und wenn er daraufhin die Kaserne vergeblich bereit gestellt hätte, so wolle ich mich mit meinem Ehrenwort verpflichten, auszusagen, ich hätte ihm dazu den Befehl überbracht. Darauf weckten wir in aller Stille die Kanoniere, von Stube zu Stube gehend, gaben die Sachen von der Kammer, ließen füttern, dann packen, satteln, schirren und anspannen.

Ich zog mir Uniform an, die ich zu diesem Zweck schon zwei Tage vorher zu einem Kameraden (v. Rheinbaben) in die Kaserne geschafft hatte, und während im Dunkeln im Stall die Kanoniere ein Jeder mit seinem Pferde beschäftigt waren, ich also da doch nichts nutzen konnte, ging ich, vom Hauptmann hierzu aufgefordert, in die Wachstube, um die uns bewachende Bürgerwehr zu erforschen, wie sie im Allgemeinen und Einzelnen gesinnt sei, und ob sie uns wohl friedlich abmarschiren lassen werde, oder ob wir unseren Auszug würden erkämpfen müssen.

Die Wachstube roch stark nach Grog und Tabak. Als ich die Thür

öffnete, schnarchten mir an die zwanzig Kehlen entgegen. Die an sich schon schwache Beleuchtung wurde durch einen unbeschreiblichen Dunst und Qualm umnebelt, solch einen Qualm, von dem man in den wüsten Kneipen sagt, man könne ihn mit einem Rasirmesser nicht leicht durchschneiden. Zwei Führer, mit Säbeln bewaffnet, waren munter. Die Anderen hatten Gewehre mit Bajonetten, die aus dem Zeughaus ausgegeben waren, und schliefen Gewehr im Arm. Ich fing mit den Führern an zu schwatzen und bemerkte zu meiner Ueberraschung, daß die beiden Führer bereits unsere Absicht kannten, abzumarschiren.

„Ja", sagten sie, „es ist eigentlich recht dumm von uns, daß wir Sie abmarschiren lassen. Heute früh ziehen Sie friedlich ab, heute Abend schießen Sie vielleicht auf uns. Wir sollten Sie eigentlich hier festhalten, damit Sie unter allen Umständen an unserer Seite kämpfen."

Der Gedanke des guten Mannes war so dumm nicht. Ich sagte ihm: „Ich glaube nicht, daß wir gegeneinander kämpfen werden. Sie haben die Waffen vom Könige, wir haben sie vom Könige. Wie sollen wir gegeneinander kämpfen, wenn wir Alle die Befehle des Königs befolgen?" „So", lautete die Antwort, „Sie glauben also nicht, daß Sie auf uns schießen werden?" „Wie ich Ihnen sagte", erwiderte ich. „Nun gut!" schrie er plötzlich, „dann geben Sie uns hier Ihr feierliches Ehrenwort, daß Sie nicht auf uns schießen." Da sprangen die Schläfer auf, ergriffen ihre Gewehre, setzten mir die Bajonette auf die Brust und schrieen: „Das Ehrenwort, das Ehrenwort!"

Ich muß gestehen, daß mir etwas unheimlich zu Muthe wurde. Ein Blick nach der Thür belehrte mich, daß zwei mächtige Kerle davor standen. Es war kein Ausweg. Ich stand mit dem Rücken gegen die Mauer und glaubte sicher, mein letztes Stündlein habe geschlagen. Das wollte ich denn doch mit Ehren beenden, wenn es mir nicht gelingen sollte, zu entweichen.

Ich hatte einen Reitermantel um, zog unbemerkt unter demselben meinen Säbel heraus und sagte: „Ich kann nur sagen, was ich glaube, wie es kommen wird. Ich glaube, wir werden heute nicht aufeinander schießen. Wenn es aber befohlen wird, dann schieße ich Euch nieder, daß Ihr die Beine in die Luft streckt." Die letzten Worte schrie ich laut und schlug zunächst mit dem Säbel die Bajonette fort, die allzu bereit waren, mich zu kitzeln.

Nun stand ich da, bereit, meinerseits zuzustechen.

Da trat der Sprecher aus der Menge, die etwas zurückgetreten war, vor und sagte: „Sie haben Recht, Sie können Ihren Eid nicht brechen. Bitte, geben Sie mir die Hand."

Die bewaffneten Berliner Spießbürger setzten ihre Gewehrkolben mit den Worten an die Erde: „Des is ooch wahr!" Ich kann nicht leugnen,

zu sehen, also die Gefahr beseitigt sei. Man hielt also einen Kampf für gegenstandslos. Da sagte ein Student: „Was nun mit der Barrikade? Wie soll früh die Milch zum Kaffee in die Stadt kommen?“ Sofort ging es an die Arbeit, um die Barrikade wegzuräumen, und zwar mit solchem Eifer, daß man auf der Straße in Gefahr war, umgefahren zu werden, denn die Wagen, welche den Grundbau der Barrikade bildeten, wurden mit ebenso viel Wuth auseinandergerissen wie vorher zusammengeschoben. Dann trennten sich die Herren mit dem erneuten Gefühl, sich ums Vaterland wohlverdient gemacht zu haben, und begaben sich zu Bette. Um drei Uhr früh war die Straße wieder menschenleer. Es war Zeit, denn wenn wir um fünf Uhr im Thiergarten sein sollten, dann mußten die Kanoniere nun bald lebendig werden, Pferde füttern, packen, schirren, satteln.

Ich war wenigstens seelenfroh, daß der Alarm des Volkes erst um zwölf Uhr erfolgt war. So hatte mein Vater doch gewiß vor elf Uhr mit Ruhe abreisen können.

Meinen Hauptmann, v. Jaski, hatte ich in der Kaserne gefunden. Er war abends dorthin gegangen und verbrachte die Nacht in der Stube des Wachtmeisters. Wir ließen die erreichbaren Offiziere, die außerhalb wohnten, holen und warteten des Befehls, der mir rechtzeitig versprochen war. Der Hauptmann v. Jaski war der älteste der drei Batteriechefs, hatte also in Abwesenheit des Majors das Kommando in der Kaserne. Ich sagte ihm, was verabredet sei. Er hielt sich darauf hin nicht für befugt, die Kaserne zu den Waffen zu rufen, denn es konnte inzwischen Gegenbefehl erfolgt sein. Endlich, als um drei Uhr früh noch kein Befehl kam, sagte ich dem Hauptmann, er möge meine Mittheilung als Befehl annehmen, und wenn er daraufhin die Kaserne vergeblich bereit gestellt hätte, so wolle ich mich mit meinem Ehrenwort verpflichten, auszusagen, ich hätte ihm dazu den Befehl überbracht. Darauf weckten wir in aller Stille die Kanoniere, von Stube zu Stube gehend, gaben die Sachen von der Kammer, ließen füttern, dann packen, satteln, schirren und anspannen.

Ich zog mir Uniform an, die ich zu diesem Zweck schon zwei Tage vorher zu einem Kameraden (v. Rheinbaben) in die Kaserne geschafft hatte, und während im Dunkeln im Stall die Kanoniere ein Jeder mit seinem Pferde beschäftigt waren, ich also da doch nichts nutzen konnte, ging ich, vom Hauptmann hierzu aufgefordert, in die Wachstube, um die uns bewachende Bürgerwehr zu erforschen, wie sie im Allgemeinen und Einzelnen gesinnt sei, und ob sie uns wohl friedlich abmarschiren lassen werde, oder ob wir unseren Auszug würden erkämpfen müssen.

Die Wachstube roch stark nach Grog und Tabak. Als ich die Thür



öffnete, schnarchten mir an die zwanzig Kehlen entgegen. Die an sich schon schwache Beleuchtung wurde durch einen unbeschreiblichen Dunst und Qualm umnebelt, solch einen Qualm, von dem man in den wüsten Kneipen sagt, man könne ihn mit einem Rasirmesser nicht leicht durchschneiden. Zwei Führer, mit Säbeln bewaffnet, waren munter. Die Anderen hatten Gewehre mit Bajonetten, die aus dem Zeughaus ausgegeben waren, und schliefen Gewehr im Arm. Ich fing mit den Führern an zu schwatzen und bemerkte zu meiner Ueberraschung, daß die beiden Führer bereits unsere Absicht kannten, abzumarschiren.

„Ja", sagten sie, „es ist eigentlich recht dumm von uns, daß wir Sie abmarschiren lassen. Heute früh ziehen Sie friedlich ab, heute Abend schießen Sie vielleicht auf uns. Wir sollten Sie eigentlich hier behalten, damit Sie unter allen Umständen an unserer Seite kämpfen."

Der Gedanke des guten Mannes war so dumm nicht. Ich sagte ihm: „Ich glaube nicht, daß wir gegeneinander kämpfen werden. Sie haben die Waffen vom Könige, wir haben sie vom Könige. Wie sollen wir gegeneinander kämpfen, wenn wir Alle die Befehle des Königs befolgen?" „So", lautete die Antwort, „Sie glauben also nicht, daß Sie auf uns schießen werden?" „Wie ich Ihnen sagte", erwiderte ich. „Nun gut!" schrie er plötzlich, „dann geben Sie uns hier Ihr feierliches Ehrenwort, daß Sie nicht auf uns schießen." Da sprangen die Schläfer auf, ergriffen ihre Gewehre, setzten mir die Bajonette auf die Brust und schrieen: „Das Ehrenwort, das Ehrenwort!"

Ich muß gestehen, daß mir etwas unheimlich zu Muthe wurde. Ein Blick nach der Thür belehrte mich, daß zwei mächtige Kerle davor [illegible]. Es war kein Ausweg. Ich stand mit dem Rücken gegen die [illegible] glaubte sicher, mein letztes Stündlein habe geschlagen. Das [illegible] doch mit Ehren beenden, wenn es mir nicht gelingen sollte, [illegible]

Ich hatte einen Reitermantel um, zog unbemerkt unter [illegible] meinen Säbel heraus und sagte: „Ich kann nur sagen, [illegible] wie es kommen wird. Ich glaube, wir werden heute nicht [illegible] schießen. Wenn es aber befohlen wird, dann schieße ich [illegible] Ihr die Beine in die Luft streckt." Die letzten Worte [illegible] schlug zunächst mit dem Säbel die Bajonette von die [illegible] mich zu kitzeln.

Nun stand ich da, bereit, meinerseits [illegible]

Da trat der Sprecher aus der Menge [illegible] vor und sagte: „Sie haben Recht, Sie können [illegible] Bitte, geben Sie [illegible]."

Die bewaf[illegible] Spießbürger [illegible] den Worten [illegible] is ooch [illegible]

daß ich über diese Lösung der Frage recht froh war. Ich ergriff die mir dargebotene Hand, und indem ich erläuternd hinzufügte: „Wie könnten Sie auch einem Ehrenwort trauen, mit dem ich meinen Eid bräche“, verließ ich das Wachlokal.

Wir standen eine geraume Zeit auf dem Hof, angespannt und marschfertig, als uns auf einem Zettel ein mit Blei geschriebener Befehl zuging, um dreiviertel fünf Uhr mit der Tete den Unterbaum zu passiren. Es war aber schon fünf Uhr! Der Befehl wurde uns durch zwei in Studentenkostüm gekleidete Einjährig-Freiwillige überbracht. So weit hatten die Ereignisse sogar im Brigadekommando alle militärische Hierarchie zerstört!

Wir marschirten durch die menschenleeren Straßen, Friedrich- und Karlstraße, nach dem Unterbaum und in den Thiergarten. Bis dahin gab uns die Kasernenwache, Bürgerwehr, das Geleite. Im Thiergarten vereinigten wir uns mit dem zweiten Garde-Regiment und der Fußartillerie und setzten den Marsch fort, nachdem uns die Bürgerwehr verlassen hatte, indem sie seitwärts aufmarschirte und uns, das Gewehr präsentirend, abziehen ließ. Komisch war das.

Durch Charlottenburg marschirten wir schon bei Tageslicht. Diese Stadt war von der revolutionären Bewegung bereits ergriffen. Auf den Balkons standen Kerle im Arbeiteranzuge mit riesenhaften schwarzrothgoldenen Fahnen in der Hand. Vor Spandau mußten wir halten, die Mäntel ausziehen und wickeln, um in schönem Anzuge durch die Stadt zu marschiren. Was wurde da unter uns über diesen Friedenszopf gespottet. Es war noch ein Geheimniß für uns, daß der Prinz von Preußen in Spandau war und uns von der Citadelle aus vorbeimarschiren sah. Hätten wir das gewußt, wir hätten mit Passion Mäntel gewickelt und unseren Anzug in Ordnung gebracht. Denn je mehr der Prinz zum Gegenstand des Pöbelhasses gemacht war, desto größer wurde unsere Verehrung für ihn. Sie stieg im Laufe des Sommers bis zur Abgötterei.

Nach dem Durchmarsch durch Spandau marschirten wir auf dem Exerzirplatze der Garnison auf und warteten, was über uns befohlen werden würde.

Ich war entsetzlich müde. Nach drei fast ganz durchwachten Nächten, nach den Aufregungen dreier entsetzlicher Tage, nach der fortwährenden Bewegung, in der ich mich dabei befunden, hatte ich noch einen sehr ermüdenden Marsch gehabt. Ich hatte eine schwere englische Vollblutstute. Diese wollte sich beim Abmarsch durchaus nicht an der Hand führen lassen und schlug um sich. Also ritt ich sie und sie war bis hierher in Bocksprüngen gegangen, statt im Schritt. Als wir auf dem Exerzirplatz absaßen, war ich daher dem Umsinken nahe. Ich sah einen großen Haufen Stroh, ich

weiß nicht mehr wozu er dort lag, und da die Sonne warm schien, legte ich mich auf die Sonnenseite, kroch halb ins Stroh und schlief fest ein.

Ich weiß nicht, wie lange ich da gelegen habe, bis mich mein Hauptmann an den Beinen aus dem Stroh zog. Er weckte mich mit Mühe und sagte: „Sie sollen nach Potsdam reiten, Quartier machen."

Der Brigadeadjutant, Lieutenant v. Kameke, ritt ebenfalls mit, und ich erhielt Quartiermacher und Instruktionen und trabte fort. Allein, ohne Truppen vor sich, ging meine Stute um so ruhiger, als sie noch nichts zu fressen erhalten hatte, wie ja auch ich „ungefrühstückt" war, wie Schiller klassisch in Turandot sagt.

So kam ich schneller und mit weniger Ermüdung von Spandau nach Potsdam, die drei Meilen, als vorher die zwei Meilen von Berlin nach Spandau.

In Potsdam war das Generalkommando des Korps in der Kommandantur provisorisch untergebracht. Ich meldete mich beim kommandirenden General und wurde von diesem an einen Generalstabsoffizier, Hauptmann v. Gotsch, gewiesen, der an einem anderen Tisch arbeitete.

Hier sah ich mit Schrecken, wie unpraktisch die Herren von der Feder durch den dreiunddreißigjährigen Frieden geworden waren. Der Hauptmann nahm eine Karte heraus und sagte: „Hier, sehen Sie, werden Sie die zwölf reitenden Geschütze, also die drei Batterien in Kaput und in Bornstädt unterbringen. Kaput sieht nach der Karte größer aus als Bornstädt. Also bringen Sie zwei Batterien nach Kaput und eine nach Bornstädt. Sollten aber zwei Batterien in Kaput nicht Platz finden, dann müssen Sie eine halbe Batterie nach Bornstädt abgeben."

Ich machte dem Hauptmann bemerklich, daß die Truppen früh ohne Essen und Fütterung aus Berlin ausmarschirt seien, daß sie über Spandau fünf Meilen nach Potsdam hätten, daß die nach Kaput bestimmten Batterien dann noch ein und eine viertel Meile weiter marschiren müßten, und wenn davon eine halbe Batterie keinen Platz hätte, müßte diese eine und eine viertel Meile nach Bornstädt zurückgehen, also an einem Tage sieben eine halbe Meile machen, davon der größte Theil Sandweg, für Artillerie eine vernichtende Anforderung. Ich bat, zwei Batterien nach Bornstädt legen zu dürfen, welcher Ort unterwegs zu erreichen sei, und wenn davon ein Theil nicht Platz habe, könne er nach Kaput weiter marschiren. Der Hauptmann aber sagte Nein, Kaput sieht auf der Karte größer aus, also bleibt es, wie ich gesagt habe.

Da brüllte der alte Prittwitz, der unser Gespräch verfolgt hatte, wüthend auf: „Machen Sie nicht solchen Unsinn, Hauptmann v. Gotsch. Wenn man so Quartier macht, ruinirt man die Truppe. Sechs Ge-

schütze nach Bornstädt, sechs nach Kaput. Was nicht Platz findet, biwakirt. Das Weitere wird morgen geregelt."

Mir wurde ordentlich wohl ums Herz, so einen echten Soldatenbefehl zu hören; ich verließ das Lokal, unterrichtete die Quartiermacher und ritt nach Bornstädt, die Quartiere dort selbst zu bestellen, worauf ich den Truppen entgegenritt. Ich mußte noch über eine Meile zurückreiten, bis ich die Truppen traf.

Sie waren in einem wenig erbaulichen Zustande. Menschen und Pferde hatten leeren Magen. Die Hitze war drückend. Eine für den einundzwanzigsten März in der Gegend von Berlin ungewohnte Witterungserscheinung. Die zu Fuß marschirenden Kanoniere der Fußartillerie fingen an umzufallen. Der Oberst hatte deshalb die Fußmannschaften aller Batterien an die Spitze genommen, damit die Pferde kein zu schnelles Tempo angeben sollten, und um die Leute zu ermuntern, war der alte kleine dicke Mann abgestiegen und marschirte zu Fuß an der Spitze. Er ließ Lieder beginnen. Aber der Gesang erstarb.

Wir meldeten uns. Die Aussicht auf Quartiere und Verpflegung erfrischte die erlöschenden Lebensgeister, und der Marsch wurde nach einer Ruhepause fortgesetzt.

Daß ich der Batterie, zu der ich gehörte, den kürzesten Marsch, d. h. den nach Bornstädt, ausgesucht hatte, das war natürlich. Ich motivirte dies damit, daß doch der älteste Hauptmann, der in Abwesenheit des in Berlin gebliebenen Majors die ganze Abtheilung befehligte, am nächsten an Potsdam liegen müsse, wo der Brigadestab unterkam. Dann nahm ich meinen Platz bei der Batterie ein und marschirte mit ihr nach Bornstädt. Dort fanden wir Offiziere auf dem Königlichen Dominium Unterkommen, beim Amtmann Groß.

Nachdem ich meine Pflichten als Offizier du jour erfüllt und das letzte Pferd und den letzten Kanonier untergebracht hatte, begab ich mich aufs Dominium. Es war drei Uhr, und die Offiziere sollten eben gespeist werden. Ich setzte mich mit an den Tisch. Seit gestern Abend hatte ich nichts zu mir genommen, aber auch mit Ausnahme der Ruhe im Stroh auf dem Spandauer Exerzirplatz nicht geruht. Die dampfende Suppe widerte mich an. Ich sagte, ich wollte lieber schlafen als essen und wankte in eins der Schlafzimmer. Aber dort wurden die Betten erst bereitet, und ich taumelte ins Eßzimmer zurück, brach mit Schärpe und Kartusche bekleidet auf dem Sofa zusammen und schlief ein.

Mein Hauptmann rüttelte mich auf. Ich glaubte, ich hätte mich eben erst hingelegt, und fragte, was ich denn schon wieder sollte. „Essen", sagte er lachend. „Ich kann nicht Mittag essen." — „Sie sollen aber Abend essen." Es war richtig ganz dunkel. Ich brummte ärgerlich,

taumelte in ein anderes Zimmer, fand ein Bett, entkleidete mich und kroch hinein.

Mein Hauptmann war kein bequemer Vorgesetzter. Er hatte in der Batterie das in der ganzen Truppe damals Unerhörte angeordnet, daß der Offizier du jour den Anfang jedes Putzens der Pferde kontroliren sollte.

Den folgenden Morgen früh sechs Uhr blies der Trompeter das Signal zum Putzen. Mein Hauptmann schlief in demselben Zimmer wie ich. Er langte nach mir, rüttelte mich und sagte: „Putzstunde auf!" Ich erwiderte: „Herr Hauptmann, ich kann nicht!" Da stand er auf und that meinen Dienst, ich aber schlief weiter, bis am anderen Morgen früh das Signal zum Stalldienst wieder ertönte. Nun konnte ich aufstehen und meinen Dienst thun. Ich war nach einem Schlaf von achtunddreißig Stunden wieder vollständig gestärkt und erholt.

---

3. Die ferneren Erlebnisse im Jahre 1848.

Kantonnement bei Potsdam.

Jetzt hörte ich, was in den beiden Tagen in Berlin vorgefallen war. Der Umritt des Königs in den Straßen von Berlin unter dem Schutz der Bürgerwehr, die Kränkungen, denen er dabei ausgesetzt war, erfüllten mich mit Abscheu. Der König hätte können mit uns Berlin verlassen. Als wir abmarschirten, glaubten wir ihn selbstverständlich unterwegs. Die Straßen waren früh menschenleer. Niemand hätte ihn gehindert, abzureisen. Alle Welt drängte ihn dazu. Dreimal ist er nachgebend mit der Königin bis zur Thür gegangen, dreimal ist er an der Thür umgedreht und hat sich nicht dazu entschließen können. Denn er blieb dabei, ein König, der aus seiner Residenz fliehe, verwirke seinen Thron. Er wollte lieber auf seinem Throne sterben, als fliehen. Wenn der König sich entschließe, sein Leben für seine Ausdauer einzusetzen, befestige er das Königthum.

Daß sich in den Kreisen der Offiziere die fabelhaftesten Gerüchte bildeten, ist natürlich. Der König sei gefangen, handle nur gezwungen, sagte man selbstverständlich. An solche Gerüchte knüpften sich Reden und Gegenreden, ob die Befehle eines gefangenen Königs Gültigkeit hätten, ob man sie befolgen müsse, und wer denn nun zu befehlen habe.

Es ist keiner Frage unterworfen, daß das Pflichtgefühl, das die sämmtlichen Mitglieder der Königsfamilie beherrschte, das Vaterland vor

großem Elend bewahrt hat. Denn wenn der Prinz von Preußen aufgetreten wäre mit der Behauptung, der König sei unfrei, die Truppe hätte seinen Befehlen gehorcht. Die Bauern in der Umgegend von Berlin rotteten sich bereits zusammen, um die Berliner zu züchtigen. Der Prinz von Preußen konnte die Rolle einer Katharina II. von Rußland spielen. Ein entsetzliches Gemetzel in Berlin wäre die Folge davon gewesen. Aber die Gesetzmäßigkeit in unserer Thronbesetzung wäre verletzt worden, und neuen gewaltsamen Umwälzungen Thür und Thor geöffnet.

Es wurde viel politisirt. Am meisten ärgerte uns die Nachricht, der König habe die schwarzrothgoldene Kokarde, das Kampfzeichen der Feinde, angelegt, gegen die er uns hatte kämpfen lassen. Aber das hinderte uns nicht, den durch Parolebefehl angesetzten Dienst zu thun.

Wir rückten auf den Exerzirplatz aus, um zu exerziren. Noch hatten wir nicht lange exerzirt, da kam ein Befehl, der König sei aus Berlin im Schlosse zu Potsdam eingetroffen und wolle die sämmtlichen Offiziere im großen Saale daselbst sprechen. Die Zeit war so kurz bemessen, daß wir im schnellsten Tempo nach Potsdam hineinreiten, absteigen und uns im Exerziranzug an Ort und Stelle begeben mußten.

Wir erwarteten nichts Anderes, als daß der König, frei von der Knechtschaft des Berliner Pöbels, uns aufzufordern und zu beordern käme, durch planmäßigen Angriff auf die aufrührerische Hauptstadt daselbst die Ordnung wieder herzustellen.

Aber wir wurden durch die Rede, die der König uns hielt, eines ganz Anderen belehrt.

Unsere Erwartungen waren unsinnig gewesen, das ist richtig, denn wie konnten wir glauben, der König könne einen Kampf gegen die Berliner Bürger befehlen, die er eben erst freiwillig mit Waffen aus dem Zeughause versehen hatte? Aber was wir hörten, war doch sehr hart für uns.

Der König war von der Meinung der Offiziere unterrichtet worden, er sei in Berlin gefangen, und seine Befehle und Anordnungen würden erzwungen. Er kam nun aus Berlin, um uns zu zeigen, daß er nicht gefangen sei, und um wieder nach Berlin zurückzukehren.

Er sprach lange und ausführlich. Er sagte zwar, das Verhalten der Truppen sei über alles Lob erhaben, deshalb könne er weiter kein Lob aussprechen. Aber dann setzte er auch hinzu:

„Jetzt sagt man aber, ich sei gefangen, und ich handle nur gezwungen. Meine Herren! ich bin frei, vollkommen frei. Ich habe Alles aus freiem Entschluß gethan. Ich bin in Berlin weder gefangen noch bedroht. Im Gegentheil, ich bin unter meinen lieben Berlinern ebenso sicher wie hier in Ihrer Mitte.“

Das war hart für uns. Warum hatten wir also für ihn gekämpft?

Warum hatten wir denn auf die Nachricht, daß sein Leben bedroht sei, wenn wir weiter kämpften, stumm Schmach und Schimpf ertragen? Fünfundsechzig Offiziere des Gardekorps waren vom Pöbel thätlich insultirt worden und hatten, da nach damaliger Auffassung ein Offizier nicht weiter dienen konnte, der eine thätliche Beleidigung nicht durch das Blut des Gegners sühnte, und da sie die Thätlichkeit aus Rücksicht für den Befehl des Königs ruhig hingenommen hatten, ihre Abschiedsgesuche eingereicht. In der Mitte dieser lieben Berliner, die uns geprügelt hatten, fühlte sich der König ebenso sicher wie in der unsern? In der Mitte jener Berliner, die ihn beschimpft, gehöhnt, ihn und die Königin mit den zotigsten Reden überhäuft hatten, ebenso wie in der unsern? Nun, war er denn bei uns nicht sicherer, wenigstens nicht sicherer vor Kränkungen und Beleidigungen?

So war der Eindruck, den die Rede machte, er war tief betrübend und erniedrigender als Alles, was wir bis dahin erduldet hatten.

Wir wußten nicht, wie sehr der König selbst litt infolge seiner unzeitigen Nachgiebigkeit vom neunzehnten März. Es war uns verborgen geblieben, daß er unmittelbar nach der Rede, als er uns verlassen hatte, weinend im Nebenzimmer zusammengebrochen ist und geschluchzt hatte: „O, mein Gott, mein Gott, das mußte ich meinen braven Offizieren sagen, die für mich so brav gekämpft haben!"

Wir hatten nur die einzige Empfindung, daß wir, nachdem wir Alles auf Befehl gethan, gelitten, geduldet hatten, was ein Mensch thun kann, bis ans Ende unserer Kräfte, von dem verleugnet wurden, für den wir Alles gethan hatten. Eine Art von Stumpfsinn bemächtigte sich wieder unser, und ein Jeder machte sich mit dem Gedanken vertraut, einen anderen Lebensberuf zu suchen. Denn daß in richtiger Konsequenz die Zeit nicht mehr fern sei, in der jeder Berufsoffizier für unnütz erklärt werde, das glaubten wir Alle. Ich meinestheils dachte daran, Landwirthschaft zu lernen.

Aber diese Erfahrung legte den Grund zu einer Wandelung in meinem Innern, die sich bald vollzog und einen bis heute unerschütterten Boden gewann. Meine Eltern, in der liebevollen Fürsorge, meine Zukunft möglichst angenehm zu gestalten, hatten an mir Alles gelobt, was darauf hinzielte, „etwas Rechtes zu werden". Alles, was ich that, wurde gelobt, sofern es meiner Karriere günstig war. Dazu kam die autokratische Regierung, die bei meinem Diensteintritt bestand, und die große Hochachtung vor dem Königthum überhaupt.

Die natürliche Folge davon war, daß man ein Zeichen der Zufriedenheit seitens des Königs als das höchste Ziel des menschlichen Strebens ansah.

Dort war im Offizier-Speiselokal der provisorische Sitz des Brigade-kommandos. Es war bekannt geworden, daß einige Regimenter Zeichen der Indisziplin gegeben hatten. In einem Infanterie-Regiment hatten die Leute den Kampf mit dem Pöbel von Neuem beginnen wollen. Man hatte sie nur mit Mühe beredet, noch nicht aus den Fenstern zu feuern, während auf den Straßen auf sie geschimpft wurde. Da hatte der Oberst befohlen, den Mannschaften die Zündhütchen abzunehmen, aber die Mannschaften hatten sich einstimmig geweigert, sie herzugeben. Der Oberst hatte nun um Erlaubniß gebeten, in der nächsten Nacht aus Berlin auszumarschiren, um sein Regiment einer der Disziplin so gefährlichen Lage zu entziehen. Er erhielt die Erlaubniß hierzu, zugleich befahl der König, daß alle Truppen, welche es der Disziplin und des Friedens mit den Einwohnern von Berlin wegen für nöthig hielten, die Stadt verlassen dürften. Unser Oberst hatte mit dem Kommandeur des zweiten Garde-Regiments, Grafen v. Schlieffen, verabredet, daß sie nicht ohne einander abmarschiren würden. Ich wurde nun nach dem zweiten Garde-Regiment gesendet, um von dem Grafen Schlieffen die Stunde des Abmarsches zu erfahren. Dort fand ich das ganze Offizierkorps im Speiselokal der Offiziere. Der Oberst wartete noch auf eine Nachricht aus dem Schlosse, ob das Leben des Königs gesichert sei, und ob der König seines Regiments nicht bedürfe.

In der zwölften Stunde traf die Nachricht ein, daß das Regiment abmarschiren könne. Er beschloß nun, noch in der Dunkelheit zu marschiren und um fünf Uhr früh mit der Artillerie im Thiergarten unter den Zelten zusammenzukommen. Diese Nachricht brachte ich nach der Kaserne und bat zugleich um die Erlaubniß, denselben Befehl an die Reitende Artillerie bringen zu können. Aber dies wurde mir auf das Bestimmteste verboten, obgleich ich vorstellte, daß nur eine einzige Batterie zu einem Ausmarsch gerüstet sei, die anderen nothwendig vier Stunden Zeit brauchten, um sich marschfähig zu machen, da alle dazu nöthigen Sachen auf den Kammern lägen und noch im Dunkeln an die Mannschaften ausgegeben werden müßten. Ich wurde hart angelassen, ich sei zu aufgeregt, solle schlafen gehen, der Befehl werde schon rechtzeitig gegeben werden, man wolle aber die Kaserne am Oranienburger Thor wegen der Nähe der Fabrikarbeiter nicht zu früh bereitstellen.

Ich ging also fort, begab mich nach meinem Stall, ließ meine Pferde in die Kaserne schaffen, ging beim zweiten Garde-Regiment heran und berichtete, daß die Artillerie nach dem Sammelplatz kommen werde, und wollte nun nach der Kaserne am Oranienburger Thor gehen, Uniform anlegen.

Da sah ich Punkt Mitternacht vor der Kaserne des zweiten Garde-

Regiments einen eigenthümlichen Auftritt. Als es zwölf Uhr schlug, läuteten die Kirchenglocken Sturm und die Nachtwächter bliesen Feuerlärm. Ein solcher Nachtwächter ging blasend an der Kaserne vorbei. Da stürzte die Bürgerwehr der Kasernenwache auf ihn los und drohte, ihn zu erstechen, wenn er weiter bliese. Ich erfuhr vom Wachthabenden Folgendes:

Das Revolutionskomitee, unzufrieden damit, daß die Waffen an die Bürger und nicht an die Hefe des Volks vertheilt waren, wollte noch einen Schlag versuchen, um die Macht in seine Hände zu bringen, ehe die Bürgerwehr ordentlich zusammengefügt sei. Da sollte um Mitternacht Feuer geblasen und Sturm geläutet werden. Wenn das Volk auf den Straßen wäre, wollte man unter Vorwänden und entsetzlichen Erzählungen eine Plünderung Berlins veranlassen und den Bürgern in ihren Wohnungen Waffen und Hab und Gut nehmen. Der Plan war den Studenten bekannt geworden. Diese befehligten alle Wachen und machten einen Plan dagegen. Sobald das Sturmläuten begann, wurden alle Kirchen von den Studenten und den unter ihnen stehenden Bürgern besetzt, die Kerle, welche Sturm läuteten, niedergeschlagen, alle Nachtwächter mit Gewalt zum Schweigen gebracht, und Patrouillen der Bürgerwehr in ansehnlicher Stärke durchzogen die Straßen.

Am Oranienburger Thor war eine ungeheure Volksmasse. Der Prinz von Preußen, hieß es, stehe mit vierzehn Millionen Russen vor den Thoren von Berlin, man müsse eine Schlacht liefern. Hätte Jemand die Frage gewagt, wie denn die vierzehn Millionen Russen so plötzlich nach Berlin kommen konnten, er wäre als Vaterlandsfeind gesteinigt worden. Solchem Unsinn konnte nicht durch Vernunft, sondern nur durch einen gleichen Unsinn entgegengetreten werden.

Binnen Kurzem wurde eine Barrikade am Oranienburger Thor erbaut, welche bis zum zweiten Stock der Häuser reichte, und die Barrikade wurde gegen die anrückenden Russen besetzt.

Es lag nicht in unserem Interesse, die Volksmassen auf den Beinen zu erhalten, bis wir abmarschiren sollten. Also mußte etwas zur Beruhigung der verrückt gemachten Masse geschehen. Wir beriethen mit den gutgesinnten Studenten unter dem Volke. Sie erbaten sich Reitpferde aus, die sie aus der Kaserne erhielten, und vier Studenten erschienen nun hoch zu Roß, dem Volke erklärend, daß sie eine Patrouille gegen die Russen reiten wollten, um deren Stellung auszukundschaften. Diese strategische Maßregel machte dem kriegerischen Volke Eindruck, das nun geduldig auf die Rückkehr der Patrouille wartete. Nach einer Stunde Wartens, als das Volk müde und schläfrig geworden war, kehrte die berittene Patrouille zurück und meldete, daß bis Reinickendorf und Tegel kein Russe

zu sehen, also die Gefahr beseitigt sei. Man hielt also einen Kampf für gegenstandslos. Da sagte ein Student: „Was nun mit der Barrikade? Wie soll früh die Milch zum Kaffee in die Stadt kommen?“ Sofort ging es an die Arbeit, um die Barrikade wegzuräumen, und zwar mit solchem Eifer, daß man auf der Straße in Gefahr war, umgefahren zu werden, denn die Wagen, welche den Grundbau der Barrikade bildeten, wurden mit ebenso viel Wuth auseinandergerissen wie vorher zusammengeschoben. Dann trennten sich die Herren mit dem erneuten Gefühl, sich ums Vaterland wohlverdient gemacht zu haben, und begaben sich zu Bette. Um drei Uhr früh war die Straße wieder menschenleer. Es war Zeit, denn wenn wir um fünf Uhr im Thiergarten sein sollten, dann mußten die Kanoniere nun bald lebendig werden, Pferde füttern, packen, schirren, satteln.

Ich war wenigstens seelenfroh, daß der Alarm des Volkes erst um zwölf Uhr erfolgt war. So hatte mein Vater doch gewiß vor elf Uhr mit Ruhe abreisen können.

Meinen Hauptmann, v. Jaski, hatte ich in der Kaserne gefunden. Er war abends dorthin gegangen und verbrachte die Nacht in der Stube des Wachtmeisters. Wir ließen die erreichbaren Offiziere, die außerhalb wohnten, holen und warteten des Befehls, der mir rechtzeitig versprochen war. Der Hauptmann v. Jaski war der älteste der drei Batteriechefs, hatte also in Abwesenheit des Majors das Kommando in der Kaserne. Ich sagte ihm, was verabredet sei. Er hielt sich darauf hin nicht für befugt, die Kaserne zu den Waffen zu rufen, denn es konnte inzwischen Gegenbefehl erfolgt sein. Endlich, als um drei Uhr früh noch kein Befehl kam, sagte ich dem Hauptmann, er möge meine Mittheilung als Befehl annehmen, und wenn er daraufhin die Kaserne vergeblich bereit gestellt hätte, so wolle ich mich mit meinem Ehrenwort verpflichten, auszusagen, ich hätte ihm dazu den Befehl überbracht. Darauf weckten wir in aller Stille die Kanoniere, von Stube zu Stube gehend, gaben die Sachen von der Kammer, ließen füttern, dann packen, satteln, schirren und anspannen.

Ich zog mir Uniform an, die ich zu diesem Zweck schon zwei Tage vorher zu einem Kameraden (v. Rheinbaben) in die Kaserne geschafft hatte, und während im Dunkeln im Stall die Kanoniere ein Jeder mit seinem Pferde beschäftigt waren, ich also da doch nichts nutzen konnte, ging ich, vom Hauptmann hierzu aufgefordert, in die Wachstube, um die uns bewachende Bürgerwehr zu erforschen, wie sie im Allgemeinen und Einzelnen gesinnt sei, und ob sie uns wohl friedlich abmarschiren lassen werde, oder ob wir unseren Auszug würden erkämpfen müssen.

Die Wachstube roch stark nach Grog und Tabak. Als ich die Thür

öffnete, schnarchten mir an die zwanzig Kehlen entgegen. Die an sich schon schwache Beleuchtung wurde durch einen unbeschreiblichen Dunst und Qualm umnebelt, solch einen Qualm, von dem man in den wüsten Kneipen sagt, man könne ihn mit einem Rasirmesser nicht leicht durchschneiden. Zwei Führer, mit Säbeln bewaffnet, waren munter. Die Anderen hatten Gewehre mit Bajonetten, die aus dem Zeughaus ausgegeben waren, und schliefen Gewehr im Arm. Ich fing mit den Führern an zu schwatzen und bemerkte zu meiner Ueberraschung, daß die beiden Führer bereits unsere Absicht kannten, abzumarschiren.

„Ja", sagten sie, „es ist eigentlich recht dumm von uns, daß wir Sie abmarschiren lassen. Heute früh ziehen Sie friedlich ab, heute Abend schießen Sie vielleicht auf uns. Wir sollten Sie eigentlich hier festhalten, damit Sie unter allen Umständen an unserer Seite kämpfen."

Der Gedanke des guten Mannes war so dumm nicht. Ich sagte ihm: „Ich glaube nicht, daß wir gegeneinander kämpfen werden. Sie haben die Waffen vom Könige, wir haben sie vom Könige. Wie sollen wir gegeneinander kämpfen, wenn wir Alle die Befehle des Königs befolgen?" „So", lautete die Antwort, „Sie glauben also nicht, daß Sie auf uns schießen werden?" „Wie ich Ihnen sagte", erwiderte ich. „Nun gut!" schrie er plötzlich, „dann geben Sie uns hier Ihr feierliches Ehrenwort, daß Sie nicht auf uns schießen." Da sprangen die Schläfer auf, ergriffen ihre Gewehre, setzten mir die Bajonette auf die Brust und schrieen: „Das Ehrenwort, das Ehrenwort!"

Ich muß gestehen, daß mir etwas unheimlich zu Muthe wurde. Ein Blick nach der Thür belehrte mich, daß zwei mächtige Kerle davor standen. Es war kein Ausweg. Ich stand mit dem Rücken gegen die Mauer und glaubte sicher, mein letztes Stündlein habe geschlagen. Das wollte ich denn doch mit Ehren beenden, wenn es mir nicht gelingen sollte, zu entweichen.

Ich hatte einen Reitermantel um, zog unbemerkt unter demselben meinen Säbel heraus und sagte: „Ich kann nur sagen, was ich glaube, wie es kommen wird. Ich glaube, wir werden heute nicht aufeinander schießen. Wenn es aber befohlen wird, dann schieße ich Euch nieder, daß Ihr die Beine in die Luft streckt." Die letzten Worte schrie ich laut und schlug zunächst mit dem Säbel die Bajonette fort, die allzu bereit waren, mich zu kitzeln.

Nun stand ich da, bereit, meinerseits zuzustechen.

Da trat der Sprecher aus der Menge, die etwas zurückgetreten war, vor und sagte: „Sie haben Recht, Sie können Ihren Eid nicht brechen. Bitte, geben Sie mir die Hand."

Die bewaffneten Berliner Spießbürger setzten ihre Gewehrkolben mit den Worten an die Erde: „Des is och wahr!" Ich kann nicht leugnen,

daß ich über diese Lösung der Frage recht froh war. Ich ergriff die mir dargebotene Hand, und indem ich erläuternd hinzufügte: „Wie könnten Sie auch einem Ehrenwort trauen, mit dem ich meinen Eid bräche", verließ ich das Wachlokal.

Wir standen eine geraume Zeit auf dem Hof, angespannt und marschfertig, als uns auf einem Zettel ein mit Blei geschriebener Befehl zuging, um dreiviertel fünf Uhr mit der Tete den Unterbaum zu passiren. Es war aber schon fünf Uhr! Der Befehl wurde uns durch zwei in Studentenkostüm gekleidete Einjährig-Freiwillige überbracht. So weit hatten die Ereignisse sogar im Brigadekommando alle militärische Hierarchie zerstört!

Wir marschirten durch die menschenleeren Straßen, Friedrich- und Karlstraße, nach dem Unterbaum und in den Thiergarten. Bis dahin gab uns die Kasernenwache, Bürgerwehr, das Geleite. Im Thiergarten vereinigten wir uns mit dem zweiten Garde-Regiment und der Fußartillerie und setzten den Marsch fort, nachdem uns die Bürgerwehr verlassen hatte, indem sie seitwärts aufmarschirte und uns, das Gewehr präsentirend, abziehen ließ. Komisch war das.

Durch Charlottenburg marschirten wir schon bei Tageslicht. Diese Stadt war von der revolutionären Bewegung bereits ergriffen. Auf den Balkons standen Kerle im Arbeiteranzuge mit riesenhaften schwarzrothgoldenen Fahnen in der Hand. Vor Spandau mußten wir halten, die Mäntel ausziehen und wickeln, um in schönem Anzuge durch die Stadt zu marschiren. Was wurde da unter uns über diesen Friedenszopf gespottet. Es war noch ein Geheimniß für uns, daß der Prinz von Preußen in Spandau war und uns von der Citadelle aus vorbeimarschiren sah. Hätten wir das gewußt, wir hätten mit Passion Mäntel gewickelt und unseren Anzug in Ordnung gebracht. Denn je mehr der Prinz zum Gegenstand des Pöbelhasses gemacht war, desto größer wurde unsere Verehrung für ihn. Sie stieg im Laufe des Sommers bis zur Abgötterei.

Nach dem Durchmarsch durch Spandau marschirten wir auf dem Exerzirplatze der Garnison auf und warteten, was über uns befohlen werden würde.

Ich war entsetzlich müde. Nach drei fast ganz durchwachten Nächten, nach den Aufregungen dreier entsetzlicher Tage, nach der fortwährenden Bewegung, in der ich mich dabei befunden, hatte ich noch einen sehr ermüdenden Marsch gehabt. Ich hatte eine schwere englische Vollblutstute. Diese wollte sich beim Abmarsch durchaus nicht an der Hand führen lassen und schlug um sich. Also ritt ich sie und sie war bis hierher in Bocksprüngen gegangen, statt im Schritt. Als wir auf dem Exerzirplatz absaßen, war ich daher dem Umsinken nahe. Ich sah einen großen Haufen Stroh, ich

weiß nicht mehr wozu er dort lag, und da die Sonne warm schien, legte ich mich auf die Sonnenseite, kroch halb ins Stroh und schlief fest ein.

Ich weiß nicht, wie lange ich da gelegen habe, bis mich mein Hauptmann an den Beinen aus dem Stroh zog. Er weckte mich mit Mühe und sagte: „Sie sollen nach Potsdam reiten, Quartier machen."

Der Brigadeadjutant, Lieutenant v. Kameke, ritt ebenfalls mit, und ich erhielt Quartiermacher und Instruktionen und trabte fort. Allein, ohne Truppen vor sich, ging meine Stute um so ruhiger, als sie noch nichts zu fressen erhalten hatte, wie ja auch ich „ungefrühstückt" war, wie Schiller klassisch in Turandot sagt.

So kam ich schneller und mit weniger Ermüdung von Spandau nach Potsdam, die drei Meilen, als vorher die zwei Meilen von Berlin nach Spandau.

In Potsdam war das Generalkommando des Korps in der Kommandantur provisorisch untergebracht. Ich meldete mich beim kommandirenden General und wurde von diesem an einen Generalstabsoffizier, Hauptmann v. Gotsch, gewiesen, der an einem anderen Tisch arbeitete.

Hier sah ich mit Schrecken, wie unpraktisch die Herren von der Feder durch den dreiunddreißigjährigen Frieden geworden waren. Der Hauptmann nahm eine Karte heraus und sagte: „Hier, sehen Sie, werden Sie die zwölf reitenden Geschütze, also die drei Batterien in Kaput und in Bornstädt unterbringen. Kaput sieht nach der Karte größer aus als Bornstädt. Also bringen Sie zwei Batterien nach Kaput und eine nach Bornstädt. Sollten aber zwei Batterien in Kaput nicht Platz finden, dann müssen Sie eine halbe Batterie nach Bornstädt abgeben."

Ich machte dem Hauptmann bemerklich, daß die Truppen früh ohne Essen und Fütterung aus Berlin ausmarschirt seien, daß sie über Spandau fünf Meilen nach Potsdam hätten, daß die nach Kaput bestimmten Batterien dann noch ein und eine viertel Meile weiter marschiren müßten, und wenn davon eine halbe Batterie keinen Platz hätte, müßte diese eine und eine viertel Meile nach Bornstädt zurückgehen, also an einem Tage sieben eine halbe Meile machen, davon der größte Theil Sandweg, für Artillerie eine vernichtende Anforderung. Ich bat, zwei Batterien nach Bornstädt legen zu dürfen, welcher Ort unterwegs zu erreichen sei, und wenn davon ein Theil nicht Platz habe, könne er nach Kaput weiter marschiren. Der Hauptmann aber sagte Nein, Kaput sieht auf der Karte größer aus, also bleibt es, wie ich gesagt habe.

Da brüllte der alte Prittwitz, der unser Gespräch verfolgt hatte, wüthend auf: „Machen Sie nicht solchen Unsinn, Hauptmann v. Gotsch. Wenn man so Quartier macht, ruinirt man die Truppe. Sechs Ge-

schütze nach Bornstädt, sechs nach Kaput. Was nicht Platz findet, biwakirt. Das Weitere wird morgen geregelt."

Mir wurde ordentlich wohl ums Herz, so einen echten Soldatenbefehl zu hören; ich verließ das Lokal, unterrichtete die Quartiermacher und ritt nach Bornstädt, die Quartiere dort selbst zu bestellen, worauf ich den Truppen entgegenritt. Ich mußte noch über eine Meile zurückreiten, bis ich die Truppen traf.

Sie waren in einem wenig erbaulichen Zustande. Menschen und Pferde hatten leeren Magen. Die Hitze war drückend. Eine für den einundzwanzigsten März in der Gegend von Berlin ungewohnte Witterungserscheinung. Die zu Fuß marschirenden Kanoniere der Fußartillerie fingen an umzufallen. Der Oberst hatte deshalb die Fußmannschaften aller Batterien an die Spitze genommen, damit die Pferde kein zu schnelles Tempo angeben sollten, und um die Leute zu ermuntern, war der alte kleine dicke Mann abgestiegen und marschirte zu Fuß an der Spitze. Er ließ Lieder beginnen. Aber der Gesang erstarb.

Wir meldeten uns. Die Aussicht auf Quartiere und Verpflegung erfrischte die erlöschenden Lebensgeister, und der Marsch wurde nach einer Ruhepause fortgesetzt.

Daß ich der Batterie, zu der ich gehörte, den kürzesten Marsch, d. h. den nach Bornstädt, ausgesucht hatte, das war natürlich. Ich motivirte dies damit, daß doch der älteste Hauptmann, der in Abwesenheit des in Berlin gebliebenen Majors die ganze Abtheilung befehligte, am nächsten an Potsdam liegen müsse, wo der Brigadestab unterkam. Dann nahm ich meinen Platz bei der Batterie ein und marschirte mit ihr nach Bornstädt. Dort fanden wir Offiziere auf dem Königlichen Dominium Unterkommen, beim Amtmann Groß.

Nachdem ich meine Pflichten als Offizier du jour erfüllt und das letzte Pferd und den letzten Kanonier untergebracht hatte, begab ich mich aufs Dominium. Es war drei Uhr, und die Offiziere sollten eben gespeist werden. Ich setzte mich mit an den Tisch. Seit gestern Abend hatte ich nichts zu mir genommen, aber auch mit Ausnahme der Ruhe im Stroh auf dem Spandauer Exerzirplatz nicht geruht. Die dampfende Suppe widerte mich an. Ich sagte, ich wollte lieber schlafen als essen und wankte in eins der Schlafzimmer. Aber dort wurden die Betten erst bereitet, und ich taumelte ins Eßzimmer zurück, brach mit Schärpe und Kartusche bekleidet auf dem Sofa zusammen und schlief ein.

Mein Hauptmann rüttelte mich auf. Ich glaubte, ich hätte mich eben erst hingelegt, und fragte, was ich denn schon wieder sollte. „Essen", sagte er lachend. „Ich kann nicht Mittag essen." — „Sie sollen aber Abend essen." Es war richtig ganz dunkel. Ich brummte ärgerlich,

taumelte in ein anderes Zimmer, fand ein Bett, entkleidete mich und kroch hinein.

Mein Hauptmann war kein bequemer Vorgesetzter. Er hatte in der Batterie das in der ganzen Truppe damals Unerhörte angeordnet, daß der Offizier du jour den Anfang jedes Putzens der Pferde kontroliren sollte.

Den folgenden Morgen früh sechs Uhr blies der Trompeter das Signal zum Putzen. Mein Hauptmann schlief in demselben Zimmer wie ich. Er langte nach mir, rüttelte mich und sagte: „Putzstunde auf!“ Ich erwiderte: „Herr Hauptmann, ich kann nicht!“ Da stand er auf und that meinen Dienst, ich aber schlief weiter, bis am anderen Morgen früh das Signal zum Stalldienst wieder ertönte. Nun konnte ich aufstehen und meinen Dienst thun. Ich war nach einem Schlaf von achtunddreißig Stunden wieder vollständig gestärkt und erholt.

---

3. Die ferneren Erlebnisse im Jahre 1848.

Kantonnement bei Potsdam.

Jetzt hörte ich, was in den beiden Tagen in Berlin vorgefallen war. Der Umritt des Königs in den Straßen von Berlin unter dem Schutz der Bürgerwehr, die Kränkungen, denen er dabei ausgesetzt war, erfüllten mich mit Abscheu. Der König hätte können mit uns Berlin verlassen. Als wir abmarschirten, glaubten wir ihn selbstverständlich unterwegs. Die Straßen waren früh menschenleer. Niemand hätte ihn gehindert, abzureisen. Alle Welt drängte ihn dazu. Dreimal ist er nachgebend mit der Königin bis zur Thür gegangen, dreimal ist er an der Thür umgedreht und hat sich nicht dazu entschließen können. Denn er blieb dabei, ein König, der aus seiner Residenz fliehe, verwirke seinen Thron. Er wollte lieber auf seinem Throne sterben, als fliehen. Wenn der König sich entschließe, sein Leben für seine Ausdauer einzusetzen, befestige er das Königthum.

Daß sich in den Kreisen der Offiziere die fabelhaftesten Gerüchte bildeten, ist natürlich. Der König sei gefangen, handle nur gezwungen, sagte man selbstverständlich. An solche Gerüchte knüpften sich Reden und Gegenreden, ob die Befehle eines gefangenen Königs Gültigkeit hätten, ob man sie befolgen müsse, und wer denn nun zu befehlen habe.

Es ist keiner Frage unterworfen, daß das Pflichtgefühl, das die sämmtlichen Mitglieder der Königsfamilie beherrschte, das Vaterland vor

großem Elend bewahrt hat. Denn wenn der Prinz von Preußen aufgetreten wäre mit der Behauptung, der König sei unfrei, die Truppe hätte seinen Befehlen gehorcht. Die Bauern in der Umgegend von Berlin rotteten sich bereits zusammen, um die Berliner zu züchtigen. Der Prinz von Preußen konnte die Rolle einer Katharina II. von Rußland spielen. Ein entsetzliches Gemetzel in Berlin wäre die Folge davon gewesen. Aber die Gesetzmäßigkeit in unserer Thronbesetzung wäre verletzt worden, und neuen gewaltsamen Umwälzungen Thür und Thor geöffnet.

Es wurde viel politisirt. Am meisten ärgerte uns die Nachricht, der König habe die schwarzrothgoldene Kokarde, das Kampfzeichen der Feinde, angelegt, gegen die er uns hatte kämpfen lassen. Aber das hinderte uns nicht, den durch Parolebefehl angesetzten Dienst zu thun.

Wir rückten auf den Exerzirplatz aus, um zu exerziren. Noch hatten wir nicht lange exerzirt, da kam ein Befehl, der König sei aus Berlin im Schlosse zu Potsdam eingetroffen und wolle die sämmtlichen Offiziere im großen Saale daselbst sprechen. Die Zeit war so kurz bemessen, daß wir im schnellsten Tempo nach Potsdam hineinreiten, absteigen und uns im Exerziranzug an Ort und Stelle begeben mußten.

Wir erwarteten nichts Anderes, als daß der König, frei von der Knechtschaft des Berliner Pöbels, uns aufzufordern und zu beordern käme, durch planmäßigen Angriff auf die aufrührerische Hauptstadt daselbst die Ordnung wieder herzustellen.

Aber wir wurden durch die Rede, die der König uns hielt, eines ganz Anderen belehrt.

Unsere Erwartungen waren unsinnig gewesen, das ist richtig, denn wie konnten wir glauben, der König könne einen Kampf gegen die Berliner Bürger befehlen, die er eben erst freiwillig mit Waffen aus dem Zeughause versehen hatte? Aber was wir hörten, war doch sehr hart für uns.

Der König war von der Meinung der Offiziere unterrichtet worden, er sei in Berlin gefangen, und seine Befehle und Anordnungen würden erzwungen. Er kam nun aus Berlin, um uns zu zeigen, daß er nicht gefangen sei, und um wieder nach Berlin zurückzukehren.

Er sprach lange und ausführlich. Er sagte zwar, das Verhalten der Truppen sei über alles Lob erhaben, deshalb könne er weiter kein Lob aussprechen. Aber dann setzte er auch hinzu:

„Jetzt sagt man aber, ich sei gefangen, und ich handle nur gezwungen. Meine Herren! ich bin frei, vollkommen frei. Ich habe Alles aus freiem Entschluß gethan. Ich bin in Berlin weder gefangen noch bedroht. Im Gegentheil, ich bin unter meinen lieben Berlinern ebenso sicher wie hier in Ihrer Mitte.“

Das war hart für uns. Warum hatten wir also für ihn gekämpft?

Warum hatten wir denn auf die Nachricht, daß sein Leben bedroht sei, wenn wir weiter kämpften, stumm Schmach und Schimpf ertragen? Fünfundsechzig Offiziere des Gardekorps waren vom Pöbel thätlich insultirt worden und hatten, da nach damaliger Auffassung ein Offizier nicht weiter dienen konnte, der eine thätliche Beleidigung nicht durch das Blut des Gegners sühnte, und da sie die Thätlichkeit aus Rücksicht für den Befehl des Königs ruhig hingenommen hatten, ihre Abschiedsgesuche eingereicht. In der Mitte dieser lieben Berliner, die uns geprügelt hatten, fühlte sich der König ebenso sicher wie in der unsern? In der Mitte jener Berliner, die ihn beschimpft, gehöhnt, ihn und die Königin mit den zotigsten Reden überhäuft hatten, ebenso wie in der unsern? Nun, war er denn bei uns nicht sicherer, wenigstens nicht sicherer vor Kränkungen und Beleidigungen?

So war der Eindruck, den die Rede machte, er war tief betrübend und erniedrigender als Alles, was wir bis dahin erduldet hatten.

Wir wußten nicht, wie sehr der König selbst litt infolge seiner unzeitigen Nachgiebigkeit vom neunzehnten März. Es war uns verborgen geblieben, daß er unmittelbar nach der Rede, als er uns verlassen hatte, weinend im Nebenzimmer zusammengebrochen ist und geschluchzt hatte: „O, mein Gott, mein Gott, das mußte ich meinen braven Offizieren sagen, die für mich so brav gekämpft haben!"

Wir hatten nur die einzige Empfindung, daß wir, nachdem wir Alles auf Befehl gethan, gelitten, geduldet hatten, was ein Mensch thun kann, bis ans Ende unserer Kräfte, von dem verleugnet wurden, für den wir Alles gethan hatten. Eine Art von Stumpfsinn bemächtigte sich wieder unser, und ein Jeder machte sich mit dem Gedanken vertraut, einen anderen Lebensberuf zu suchen. Denn daß in richtiger Konsequenz die Zeit nicht mehr fern sei, in der jeder Berufsoffizier für unnütz erklärt werde, das glaubten wir Alle. Ich meinestheils dachte daran, Landwirthschaft zu lernen.

Aber diese Erfahrung legte den Grund zu einer Wandelung in meinem Innern, die sich bald vollzog und einen bis heute unerschütterten Boden gewann. Meine Eltern, in der liebevollen Fürsorge, meine Zukunft möglichst angenehm zu gestalten, hatten an mir Alles gelobt, was darauf hinzielte, „etwas Rechtes zu werden". Alles, was ich that, wurde gelobt, sofern es meiner Karriere günstig war. Dazu kam die autokratische Regierung, die bei meinem Diensteintritt bestand, und die große Hochachtung vor dem Königthum überhaupt.

Die natürliche Folge davon war, daß man ein Zeichen der Zufriedenheit seitens des Königs als das höchste Ziel des menschlichen Strebens ansah.

Diese Täuschung war mit einem Schlage durch die Rede des Königs vernichtet. Wir hatten gethan, was er befahl, für ihn gekämpft und gelitten, und nun hörten wir, daß er vollkommen frei gehandelt habe, als er uns unseren Feinden, gegen die wir auf seinen Befehl gekämpft hatten, auf Gnade und Ungnade hingab. Ich war fern davon, Mißmuth gegen meinen König zu verspüren. Ich dachte mir, er könne wohl nicht anders sprechen, sonst hätte er das nicht gesagt. Aber ich wußte doch, daß wir unsere Pflicht gethan und nicht verdient hatten, Solches zu hören. Also konnte die Anerkennung auch nicht das Ziel des Strebens eines edlen Menschen sein, ob diese Anerkennung nun von der Krone oder vom Publikum ausgehe, gleichviel. Den einzigen Lebenszweck sah ich von jetzt ab in dem Bewußtsein, nach besten Kräften meine Pflicht und Schuldigkeit und nach bestem Wissen und Gewissen das gethan zu haben, was ich für Recht erkannte.

Auch auf das Offizierkorps im Großen und Ganzen übte die Anrede des Königs einen heilsamen Einfluß aus. Man hörte wohl viel Mißstimmung, Verzweiflung; Alle fühlten sich äußerst unglücklich; aber zu unrechten Handlungen war Keiner fähig, und so brave Menschen wie die Offiziere des Gardekorps können durch das Unglück nur geläutert werden.

Es war viel Biederkeit, Pflichtgefühl und Berufstreue unter den Offizieren vorhanden, in solchem Maße, daß dasselbe wohl nie übertroffen ist. Aber eigenes Streben gab es wenig. Ja, wer solches zeigte, ward als „Streber“ verhöhnt und verpönt und ließ es lieber.

Ein dreiunddreißigjähriger Friede mit seinem alljährigen Einerlei, mit „des Dienstes ewig gleich gestellter Uhr“, mit äußerst langsamem Avancement (Sekondlieutenants, die achtzehn Jahre lang diese Charge bekleideten, gab es im Gardekorps genug, in anderen Truppen feierten Sekondlieutenants sogar ihr fünfundzwanzigjähriges Dienstjubiläum) hatte es dahin gebracht, daß man mechanisch das Befohlene that, nie über den Zweck desselben nachdachte und in einer guten Herbstparade die Krone seiner Thätigkeit sah. — Daß der Dienst langweilig war, verstand sich von selbst, dazu war es Dienst, seine Freuden suchte man nach dem Dienst. — Gedanken im Dienst, Anregung des Geistes, Freudigkeit an der Thätigkeit, das kannte der Lieutenant damals nicht. Die Potsdamer Garnisonuhr schlug und läutete das Lied:

„Ueb' immer den Parademarsch
Bis an Dein kühles Grab
Und weiche keinen Finger breit
Von Deiner Richtung ab.“

Jetzt aber, wo das Lob für eine Parade der Bürgerwehr zufiel, die sich nicht jahrelang gequält hatte, wo nach vollbrachter Pflicht harter Tadel

erfolgt war, kam in das Offizierkorps das Bewußtsein, daß es noch eine andere Thätigkeit geben müsse, welche das Heer groß mache, als das ewige Einerlei des Exerzirens. Man räsonnirte erst gewaltig, das ist wahr. Aber das abfällige Mäkeln milderte sich allmählich zur Gewohnheit des ruhigen Besprechens der Gründe für Alles, was geschah, es wurden fast Alle zum Nachdenken gebracht, und Mancher ist dadurch zur Arbeit und ernstem Studium angeregt worden.

Die Armee, wie sie vor 1848 war, hätte sich gewiß ebenso brav, vielleicht noch tapferer geschlagen als die Armee von 1866 und 1870. Sie würde im Parademarsch, genau gerichtet, in den Tod gegangen sein, mit klingendem Spiel, wie die Garden von 1814 beim Sturm auf den Montmartre, aber ob sie auf diese Art von Selbstmord einer kriegsgewohnten Armee, wie die Französische, gegenüber den Sieg davongetragen haben würde, das muß mit vollem Recht bezweifelt werden.

So hatte diese schwere Zeit ihr Gutes für uns und trug ihre Früchte.

Anders steht es allerdings mit der Frage, ob unsere inneren Verhältnisse durch die revolutionäre Ueberstürzung gewonnen haben, mit der seit 1848 in dem inneren Staatsorganismus Alles geändert worden ist, und ob die ruhige Entwickelung, wie sie der König vorher angestrebt hatte, nicht zu einem besseren Ziele geführt haben würde. Jedenfalls haben die allerunterstem Volksklassen, der Janhagel, der gekämpft hat, am allerwenigsten gewonnen. Ich will mich aber in diese Frage nicht weiter vertiefen. Sie zu ergründen, würde ebenso schwierig wie unfruchtbar sein.

Der König hatte Urwahlen und eine aus denselben hervorgehende konstituirende Nationalversammlung versprochen. Nun bestand aber zu dieser Zeit eine Landesvertretung, die Vereinigung der sämmtlichen Provinziallandtage. Es kam also zur Sprache, daß die Urwahlen und die Beschlüsse der aus denselben hervorgehenden Versammlung der gesetzlichen Grundlage entbehren mußten, wenn der vereinigte Landtag zu den Urwahlen seine Genehmigung nicht gegeben habe. Auch mußte festgestellt werden, in welcher Art und Weise die Urwahlen abzuhalten seien. Was sind Urwahlen? Wer wählt? Weiber, Kinder auch? Alle diese Fragen harrten der Antwort.

Die Regierung berief alsbald zur Erledigung dieser Fragen den vereinigten Landtag noch einmal. Derselbe sollte Anfang April zusammentreten.

Unterdessen war, noch im März, die Nachricht verbreitet, der Prinz von Preußen sei nach England gereist. Uns war damals die Bedeutung dieser Reise nicht klar. Einige bedauerten sie als eine Art von Flucht. Andere beklagten die Abwesenheit des Abgottes des Heeres. Ich habe

erst viele Jahre nachher die Weisheit des Königs erfahren, mit der er diese Reise angeordnet hatte. Der Prinz war noch immer in Berlin die Verkörperung alles Straßenkampfes, der Sündenbock, wenn man so sagen darf, für alles Ueble, was geschehen war. Er mußte den erhitzten Gemüthern verborgen bleiben, wollte man sein Leben nicht täglich aufs Spiel setzen. Andererseits hielt der König es mit der Würde des Thronfolgers unvereinbar, dauernd versteckt gehalten zu werden. Er befahl ihm daher, nach England zu reisen und der Königin von England wie der Englischen Regierung über die Veränderung in dem Berliner Regierungssystem die nöthigen Aufklärungen zu geben. Bei dem innigen Verhältniß des Königs mit der Königin von England (es war schon damals die Verbindung des jetzigen [1880] Kronprinzen mit der Prinzeß Victoria eine Lieblingsidee beider Häuser) war es natürlich, daß ein solcher diplomatischer Auftrag durch den Thronfolger ausgerichtet wurde. Man hätte ihn auch können nach Rußland schicken. Aber das hätte den Haß des Publikums gegen den Prinzen noch vermehrt.

In den ersten Tagen unseres Aufenthalts in Bornstädt hatte ich eines Morgens eine unangenehme Ueberraschung. Es war der 24. März. Ich hatte noch du jour und trat um fünf Uhr früh aus dem Hause heraus, um den Stalldienst zu beaufsichtigen. Da sah ich auf allen den vielen Königlichen Schlössern: Sanssouci, dem Stadtschloß in Potsdam, dem Ruinenberg u. s. w., die schwarz-roth-goldene Fahne flattern, dieselbe Fahne, gegen welche wir noch nicht acht Tage zuvor hatten kämpfen müssen! — Hätte es in der Nacht einen Kampf gegeben, ich hätte geglaubt, der Pöbel habe diese Schlösser erstürmt. Aber nein! Es war Alles friedlich, auf Befehl des Königs geschehen.

Mit Kummer im Herzen ging ich in den großen Bornstädter Schafstall, in welchem die Pferde der Batterie standen. Den Stall gegenüber hatte die erste Reitende Batterie inne. Die Unteroffiziere und die Wachtmeister machten mich auf die schwarz-roth-goldenen Fahnen aufmerksam. Ich zuckte mit den Achseln und sagte, was Seine Majestät befohlen, müsse seinen Grund haben. Als ich nach Kontrole des Dienstes den Stall verließ, sah ich denselben mit einer schwarz-weißen Fahne geschmückt. Ich schalt gewaltig, denn ich konnte eine Demonstration gegen die bei den Königlichen Schlössern sichtbare Maßregel des Königs nicht dulden. Ich bedeutete der Mannschaft, Niemand dürfe sich erfrechen, Fahnen auf den Stall der Batterie zu stecken, als allein der Batteriechef. Dieser habe zu befehlen, und ehe er nicht befohlen habe, dürfe keine Fahne auf dem Stall flattern. Ich ließ also die schwarz-weiße Fahne herunternehmen und machte dem Hauptmann Meldung. Derselbe billigte meinen Befehl.

Folgenden Morgen ging ich wieder zum Dienst. Da flatterte auf

derselben Stelle eine schwarz-roth-goldene Fahne, von der ich tags zuvor die schwarz-weiße hatte herunternehmen lassen. Ich ließ den Unteroffizier von der Stallwache hart an; derselbe versicherte mich aber, er habe sie schon einmal heruntergenommen und wisse nicht, wer sie aufgesteckt, während er im Stall beschäftigt war. Ich befahl ihm nun, die Fahne wieder abzunehmen. Während er hinaufkroch, versteckte ich mich und sah, wie Kanoniere von der anderen Batterie herüberkamen, die Leiter wegreißen wollten, wobei sie schrieen: „Die Fahne bleibt oben!“ Ich schoß mit gezogenem Säbel auf sie zu, sie liefen fort, aber die Rädelsführer wurden festgestellt und konnten dann nach abgehaltenem Kriegsgericht in einem dreijährigen Festungsaufenthalt über die Farben der Fahnen nachdenken.

So fingen die politischen Ereignisse schnell an, an der Disziplin der Truppe zu nagen. Wenn aber die Offiziere auf dem Posten sind, dann kann man Derartiges im Keim ersticken. Bei der anderen Batterie beaufsichtigte kein Offizier den Stalldienst. Wäre einer dort gewesen, dann wäre so etwas gar nicht vorgekommen.

Wie aber die Kopflosigkeit mancher unserer höheren Offiziere die Disziplin auch in den Kreisen der Offiziere lockerte, davon mögen einige Thatsachen den Beleg liefern. Nach dem eiligen Ausmarsch aus Berlin, bei dem die meisten unserer Stabsoffiziere fehlten, kamen diese Letzteren nachgereist. Mehrere derselben waren nicht wiederzuerkennen. Die Einen hatten sich den Bart ganz abgeschnitten, damit der Pöbel sie in Berlin nicht erkenne, wenn sie in Civil auf der Straße gingen, Andere hatten sich den Bart schief gestutzt, in derselben Absicht. Der Anblick dieser hohen Vorgesetzten erregte nicht unsere Hochachtung.

Ich erzählte, wie seitens des Brigadekommandos der Reitenden Artillerie trotz meiner dringenden Bitten der Befehl zum Ausmarsch gar nicht zugegangen war. Wenige Tage nach dem Ausmarsch erfolgte ein Brigadebefehl: „Zu meinem größten Erstaunen habe ich gehört, daß die Reitenden Batterien bei ihrem Ausmarsch aus Berlin einen zweiten Waffenrock mitgenommen und einzelne kleine Montirungsstücke zurückgelassen haben . . .“ Und nun folgte das Strafdekret. — So sprach nun derselbe Oberst v. Hahn, der am zwanzigsten März den Kopf total verloren hatte, nun, da er sich in keiner kritischen Lage befand. Und es war bei dem nächtlichen übereilten Ausmarsche zu verzeihlich, daß einzelne kleine Montirungsstücke vergessen waren.

Mein Hauptmann begab sich sofort zum Oberst und beantragte kriegsgerichtliche Untersuchung, weshalb die Reitende Artillerie trotz meiner Bitten keinen Befehl zum Ausmarsch erhalten habe. Jetzt wurde der Oberst etwas kleiner, denn er war der einzige Schuldige. Es wurde verhandelt, gehandelt, und endlich nahm der Oberst sein Strafdekret, der

Hauptmann seinen Antrag auf Kriegsgericht zurück. So etwas trug auch nicht viel zur Erhöhung der Disziplin bei.

Bald wurde Oberst v. Hahn abkommandirt, und der älteste Stabsoffizier, ein Major v. Wedell, der Schwächste von Allen, der nie einen Entschluß oder einen Willen hatte, vor Altersschwäche mit dem Kopfe wackelte, führte die Brigade weiter. Es gehörte der ganze anerzogene gute Wille des Offizierkorps dazu, damit die Truppe unter solcher Führung nicht auseinanderlief. Es wären aber bei alledem sehr unangenehme Streitigkeiten und Ausschreitungen vorgekommen, denn es gab manche schwierige Charaktere in dem aus ganz verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzten Offizierkorps, wenn nicht ein thatkräftiger Mann die Leitung der Brigade in die Hand genommen hätte. Dies war der jetzige Generallieutenant v. Kameke, damals Brigadeadjutant. Er befehligte an Stelle des Majors v. Wedell, der ihm nie zu widersprechen wagte, und hat uns vor Unfug, Ausschreitungen und Schande bewahrt. Seine Verdienste um die Garde-Artillerie sind nicht hoch genug anzuschlagen und zwar um so höher, als sie negativ Unheil verhindernd waren und nie bekannt wurden, denn man kann davon nicht reden, ohne das ganze Korps zu tadeln.

Unser damaliger Inspekteur der zweiten Artillerie-Inspektion, Generallieutenant v. Jenichen, war mir sehr gewogen und hatte mich zur Dienstleistung bei der Artillerie-Prüfungskommission kommandirt, um mich näher kennen zu lernen und Veranlassung zu nehmen, mich bald zur Beförderung vorzuschlagen, so hatte er mir gesagt. Dies Kommando war vor den Märzereignissen befohlen worden, und ich sollte es am ersten April antreten. Ich blieb aber nunmehr ruhig bei der Truppe und hatte keine Lust, nach Berlin zu gehen und dort unter dem Straßenpöbel in Civil herumzulaufen, nachdem ich mit den Gelehrten am grünen Tisch berathen hatte. Einige Tage nachher erfolgte auch der Befehl, daß das Kommando rückgängig gemacht sei.

In den ersten Tagen des April trat nun auch der vereinigte Landtag in Berlin zusammen, um die vom Könige am neunzehnten März gemachten Zugeständnisse zu bestätigen und das Ausführungsgesetz zu den Urwahlen zu berathen.

Mir war recht unheimlich zu Muthe, daß mein Vater mitten in der demokratisirten Stadt im weißen Saale tagen sollte. Ich begab mich daher in Civil nach Berlin und sah mich um, wie ich für alle Fälle etwas zu seiner Sicherheit thun könnte. Ich traf meine Maßregeln, natürlich ohne sein Wissen. Mein Hauswirth, Hofrath Hofzahnarzt Wahlländer, ein aufrichtiger Vaterlandsfreund, berühmter aber schlechter Zahnarzt, befehligte zwanzig zuverlässige Kerle der Bürgerwehr und hielt sich bei den Sitzungen

in der Nähe des Schlosses auf, um im Falle eines Sturmes auf die unbeliebte Versammlung mit einzudringen und meinen Vater zu retten. Mein Bruder Karl und ich waren abwechselnd auf der Tribüne, um rechtzeitig die Mannschaft zu benachrichtigen. Aber es war nicht nöthig. Die Berliner Bürgerwehr, mit dreißigtausend Gewehren aus dem Zeughause versehen, hielt kräftig Ordnung. Sie verfuhr aber auch nicht so milde wie die so sehr verschrieene rohe Soldateska. Wer den Anordnungen der Bürgerwehr nicht augenblicklich Folge leistete, wurde sofort niedergeschlagen oder -gestochen. Es wurde ein wahres Schreckensregiment ausgeübt. Die besitzenden Bürger von Berlin konnten die Angst der Nacht vom zwanzigsten zum einundzwanzigsten März nicht vergessen, in der der Berliner Pöbel unter dem Läuten der Sturmglocke hatte plündern wollen.

Ich sah zwei Bassermannsche Gestalten, riesenhafte Kerle, Erdarbeiter, mit offener Brust, verwegenem, verbrecherischem Gesicht auf das Schloß zugehen. Sie wollten, sagten sie, zusehen, ob ihre erkämpfte Freiheit da oben auch richtig berathen würde. Die Bürgerwehr verweigerte ihnen den Eintritt. Sie wollten mit Gewalt hinein und wurden auf der Treppe des Portals Nr. IV niedergemacht.

Der letzte vereinigte Landtag verlief übrigens ziemlich ruhig und schnell. Der Schrecken über die allseitig stattgehabten Umwälzungen ließ fast gar keinen konservativen Gedanken aufkommen. Nachdem in dem bis dahin autokratischen Lande der König nachgegeben hatte, glaubten die besten Vaterlandsfreunde, es sei gegen den König gefehlt, wenn man gegen dessen Zugeständnisse protestire. Diese Zugeständnisse gingen nun zwar viel weiter, als die Stürmischsten unter der Opposition von 1847 für gut hielten, aber die Liberalen wollten doch erst recht nicht für „reaktionär" gelten und jubelten über das, was sie selbst im Stillen für ein Unglück hielten. So wurde das fast einstimmig gebilligt, was sich der König in einem Augenblick der Schwäche vom tobenden niedrigsten Pöbel hatte abringen lassen, nämlich Urwahlen und eine darauf gegründete konstituirende Nationalversammlung. Im ganzen vereinigten Landtage fanden sich nur drei Männer, welche den Muth hatten, zu erklären, daß diese Urwahlen ein Unglück für das Vaterland seien. Sie schlugen vor, der Landtag solle diese Wahlen nicht genehmigen, solle dagegen Verwahrung einlegen und unter dem Einspruch, daß Alles, was diese aus Urwahlen hervorgehende Nationalversammlung beschließen werde, ohne Genehmigung des Landtages gesetzwidrig sei, auseinandergehen. Diese drei muthigen Männer blieben bei der Abstimmung allein. Der ganze Landtag stimmte gegen sie. Der eine dieser Drei, Herr v. Thadden-Triglaff, war durch seine scheinbaren Widersprüche und Wunderlichkeiten bekannt. Der andere war eins der jüngsten Mitglieder des vereinigten Landtages. Er hatte erst vor drei

Jahren das nöthige dreißigste Jahr erreicht und hieß v. Bismarck-Schönhausen. Achtzehn Jahre später hat er als Ministerpräsident selbst nicht nur Urwahlen, sondern, noch viel demokratischer, die direkten Urwahlen zur Grundlage der neuen deutschen Reichsverfassung gemacht. Der dritte war der Graf v. Gneisenau-Sommerschenburg.

Zu derselben Zeit sollten die Wahlen zum deutschen Parlament in Frankfurt a. M. abgehalten werden. Es hatte sich dort ein Vorparlament versammelt, eine Art provisorischer Regierung, zusammengesetzt aus Männern von höchsteigener Machtvollkommenheit, Schreiern, die ohne irgend einen Auftrag oder irgend ein Ansehen die Einigkeit Deutschlands in ihre höchsteigene weise Hand nahmen. Die Regierungen ließen sich von diesem Geschwätz einschüchtern und Gesetze vorschreiben und ließen Abgeordnete für Frankfurt wählen. Unser König hatte die Hoffnung, in diesem Frankfurter Parlament ein Gegengewicht gegen die revolutionären Bestrebungen der Berliner Nationalversammlung zu finden, und ließ deshalb den vereinigten Landtag aus seiner Mitte die Abgeordneten zum Frankfurter Parlament wählen. Mein Vater wurde gewählt, nahm aber die Wahl nicht an, denn er wollte an dem ganzen revolutionären Schwindel keinen Theil haben. Darüber fiel er in die ärgste Ungnade beim Könige.

Bald nachher erklärten die Schreier in Frankfurt die Wahlen des Preußischen vereinigten Landtages für ungültig, und es mußten auch für Frankfurt Urwahlen angeordnet werden. Trotzdem blieb die Ungnade des Königs gegen meinen Vater bestehen und erstreckte sich auch auf dessen Kinder, wie ich bald merken sollte. Auch später, als mein Vater wieder mehr in Beziehungen zum Könige trat, blieb ein Etwas im Sinne des Monarchen zurück. Er hat es ihm nie verziehen. Mich bestärkte das immer mehr in der Ueberzeugung, daß man, wolle man ein ehrlicher Mensch bleiben, keine Billigung und Anerkennung, sie möge kommen, von welcher Seite sie wolle, über das Bewußtsein stellen dürfe, nach seinem besten Wissen und Gewissen recht gehandelt zu haben.

Berlin bot damals einen sonderbaren Anblick dar. Es war minder belebt als früher. Starke Patrouillen Bürgerwehr durchzogen die Straßen. Die politische Ordnung wurde sehr streng gehandhabt. Die Bürgerwehr war in Civil mit rundem Cylinder gekleidet, und es nahm sich dazu das Kommißgewehr mit Bajonett possirlich aus. Statt des gewohnten Doppelpostens in Helm stand vor dem Brandenburger Thor einmal ein dicker Fleischermeister mit rundem Hut Posten. Ich beobachtete ihn. Er langweilte sich sehr. Es war Mittag. Seine ebenso dicke Frau brachte ihm das Essen. Während er im Schilderhause dinirte, nahm die Gemahlin

das Gewehr und spazierte an seiner Stelle mit Gewehr über auf und ab. Dann sang ein Gassenjunge nach der bekannten Polka:

„Komme doch, komme doch, stolze Garde,
Komme doch, komme doch nach Berlin,
Denn die edle Bürgergarde
Will nicht mehr auf Wache ziehn."

Die Gendarmen, die frühere Straßenpolizei, waren als unzeitgemäß abgeschafft. Statt derselben handhabten Konstabler die polizeiliche Ordnung. Sie hatten Civil und Civilhüte mit großen Nummern. Unter diesen Hüten staken aber dieselben Gesichter wie früher unter den Gendarmenhelmen. Es war eben Alles nur Schwindel und Komödie.

Die wahre Polizei wurde aber recht schlecht gehandhabt. Ich fand, daß in meiner Wohnung eingebrochen war; man hatte sogar die Betten, auch einzelne Möbel fortgetragen. Ich ging zur Polizei und wurde beschieden, daß es nicht zeitgemäß sei, so etwas zu verfolgen. — Ein Offizier war eben damals in Berlin mit seinem Hab und Gut vogelfrei.

Mittlerweile war gegen Schleswig Krieg ausgebrochen. Von unserer Brigade wurde eine Batterie unter Hauptmann v. Gerschow mobil gemacht und marschirte ab. Das ganze Offizierkorps gab ihr das Geleite bis zur Nedlitzer Fähre, und wir sahen die wenigen Kameraden mit Neid scheiden. Wie beneidenswerth war ihr Schicksal im Vergleich mit dem unsrigen. Sie gingen in einen rechtschaffenen Krieg, und wir blieben zu Hause, ähnlichen Unbilden und Katastrophen entgegensehend, wie wir sie erlebt hatten. Denn daß der Berliner Schwindel ein erträgliches Ende nehmen könnte, das wagte Keiner von uns zu hoffen.

In Berlin jagte bald ein Ministerium das andere, und die liberalen Elemente verlangten stürmisch die Vereidigung der Armee auf die Verfassung. Es war ein Glück, daß noch keine Verfassung bestand, sonst wäre dieses Zugeständniß auch noch gemacht worden, das viel dazu beigetragen hätte, die Ordnung unter der bewaffneten Macht zu untergraben, die Soldaten zum Politisiren zu zwingen, ihnen die Beurtheilung ihrer Vorgesetzten zur Pflicht zu machen und somit die Anarchie dauernd einzuführen. — Die Nationalversammlungen in der Singakademie von Berlin und in der Paulskirche von Frankfurt a. M. waren zusammengetreten, und die politische Grabesruhe, welche die Bürgerwehr in Berlin aufrecht erhalten hatte, wurde wieder unterbrochen. Die aufregenden Reden von Waldeck, Kirchmann, Temme, und wie die Wortführer der Linken alle hießen, fanden Wiederhall in aufrührerischen Versammlungen in Berlin.

Der erste Freudenrausch der Bürgerwehr, ihr Vergnügen am Soldatenspielen, hörte auf, und sie betrieb ihre freiwillige Pflicht bald unlustig und lau, besonders bei schlechtem Wetter, oder wenn Gefahr drohte, so daß einmal der Posten am Brandenburger Thor vor dem revidirenden Vorgesetzten nicht „Heraus“ rief, denn er meinte, es nütze nichts, es sei Niemand drin in der Wache, den er rufen könne. Es half nichts, daß eine große Parade der Bürgerwehr vor dem Könige abgehalten wurde, um sie zu ermuntern. Der von ihr erwählte Bürgerwehr-General, General a. D. v. Aschoff, erhielt nach der Parade von Seiner Majestät eine Umarmung als Zeichen der Zufriedenheit vor versammelter Mannschaft. Aber der Berliner machte seine Witze darüber und sang ein Lied vom langen Kuß, welches schilderte, wie der König den General, der General die Obersten, die Obersten die Majors, diese die Offiziere, Letztere die Mannschaften und endlich jeder Bürger seine Olle geküßt habe, die Olle küßte darauf ihr Kind, das Kind die Amme und die Amme den Liebsten, und das war der lange Kuß, den also der König allen Bürgerweibern gegeben. Es stellte sich die Nothwendigkeit heraus, und die Bürgerwehr bat selbst darum, reguläre Truppen nach Berlin hineinzulegen, um ihr einen Rückhalt gegen die wieder zunehmende Frechheit des niederen Pöbels zu gewähren. Die gefahrdrohenden Elemente nahmen durch Zuzug von Tag zu Tag zu, und dieser Zuzug war augenscheinlich von der Aktionspartei nach Berlin beordert. — Es wurden denn auch Truppen nach Berlin hineingezogen, aber es wurde dem souveränen Pöbel die Konzession gemacht, keine von den Truppen nach Berlin zu schicken, welche im März daselbst gekämpft hatten. Was alles für Truppen nun nach Berlin marschirten, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, daß ich das neunte Infanterie-Regiment, das vierundzwanzigste Infanterie-Regiment und die dritten Ulanen dort gesehen habe. Diese Truppen durften aber nur dann einschreiten, wenn sie von der Bürgerwehr gerufen wurden. Gewiß keine sehr ehrenvolle Instruktion. Die Truppen besetzten aber die wichtigsten Gebäude und die Kasernen.

Wenn es auch zunächst zu keinem Einschreiten kam, so fehlte es doch nicht an Reibereien, nachdem die ersten Versuche der Volksbeglücker, die Soldaten gegen ihre Offiziere aufzuhetzen, mißlungen waren. Da ist es auch vorgekommen, daß die Soldaten sich unter sich verabredeten, in Drillichanzügen ohne andere Waffen als ihre Ladestöcke planmäßig über die Politiker herzufallen. Ein solcher Ausfall und Ueberfall traf eine Volksversammlung Ecke der Linden und Friedrichstraße, wo der „Lindenmüller“ seine Reden hielt und einmal tüchtig zerbläut wurde. Daß solche Dinge die Disziplin nicht förderten, wird mir Jeder glauben.

Die sich täglich durch Zuzug mehrenden Arbeitermassen, die Abnahme

des allgemeinen Vertrauens, des Geschäfts und der Arbeit trugen dazu bei, die Zahl der Brotlosen schnell zu steigern. An allen Straßenecken lungerten Tagediebe und bildeten eine stets bereite Macht, um bei jedem Unfug zu helfen. Diesen arbeitslosen Menschen predigte nun ein Lindenmüller, ein Thierarzt Urban, und wie die Volksredner alle hießen, die Theorie vom Recht auf Arbeit. Eines Tages zog eine solche Masse vor das Finanzministerium und verlangte Arbeit. Der Minister ließ Jedem zehn Groschen zahlen und sie gingen ab. Ein andermal sammelte sich wieder eine Schaar Vaterlandsretter beim Finanzministerium und faulenzte und politisirte. Ein dicker Rath mit kahlem Kopf sah zum Fenster hinaus, nachdem ihn der Lärm in seiner Arbeit gestört hatte. Er rauchte gemüthlich seine Cigarre. Ein Witzbold rief: „Seht, da ist der Minister Hansemann!" „Tag", rief Alles, „Excellenz Hansemann" und zog den Hut, in Erinnerung der zehn Groschen, sehr höflich. Der dicke Rath blickte geschmeichelt und gnädig auf das höfliche Volk und freute sich der Ovation. Da rief der Witzbold wieder: „Hansemann hat aufs Volk gespuckt." — „Wat!" schrie Alles, „wie kann er aufs Volk spucken", und sofort flogen Steine und alle Arten von Projektilen nach dem falschen Hansemann, der sich schleunigst versteckte, um nicht ein Opfer der Wuth zu werden.

Die Truppen erhielten, bald nachdem die schwarz-roth-goldene Fahne auf allen Schlössern aufgezogen war, Befehl, auch die schwarz-roth-goldene Kokarde außer der Preußischen zu tragen, und zwar an der Mütze über der Preußischen, am Helm links, während die Preußische rechts zu tragen war. Mein Bruder Karl, einmal vom Prinzen Karl von Preußen mit einem Auftrage nach Berlin ins Palais geschickt, gerieth in einen solchen Pöbelhaufen, der, wüthend über den Gardeoffizier, ihn zu zerreißen meinte, weil er wage, Berlin zu betreten. Schnell gefaßt rief mein Bruder: „Was wollt Ihr denn von mir, ich bin ja Nationaleigenthum", und zeigte nach seiner schwarz-roth-goldenen Kokarde. Da lachte die Gesellschaft und brachte ihm ein Hoch! Ganz Berlin hatte den Anschein eines Narrenhauses. Es gab keine Dummheit, die da nicht möglich war.. Dabei war das Volk aber doch bis zu einem gewissen Grade gutmüthig und konnte im Handumdrehen zur Wuth oder zum Lachen gereizt werden.

Allmählich fing aber die Gutmüthigkeit des Volkes immer mehr an, abzunehmen, weil der Zuzug des Proletariats aus der Hefe des Volkes, aus dem Auswurf der Menschheit von allen Gegenden Deutschlands und wohl auch anderer Länder bestand. Man dachte daran, diese Volksmassen vorläufig durch Arbeit zu beschäftigen. Großartige Erdarbeiten in der Nähe von Berlin wurden in Angriff genommen. So entstand der sehr nothwendige große Kanal vom Hamburger Bahnhofe bis nach Spandau.

Man machte den Anfang mit Abtragung der Sandhügel, welche Rehberge genannt waren. Die Arbeiter waren aber zuweilen der Meinung, das Recht auf Arbeit bestehe darin, daß sie nicht zu arbeiten brauchten und dafür Bezahlung verlangen könnten. Da kam es wohl hier und da vor, daß sie die Aufseher mißhandelten oder gar erschlugen und nun vaterlandsrettend nach Berlin zogen.

Nicht selten fielen solche Unruhen „zufällig“ zusammen mit der Abstimmung in der Nationalversammlung über irgend einen revolutionären Antrag, und die nach Berlin hereinziehenden „Rehberger“ gaben solchem Antrage den gebührenden Nachdruck. Sie waren überhaupt die stets kampfbereite Armee in den Händen der äußersten Linken der Nationalversammlung.

All dieses Treiben sahen wir uns dann und wann in Civil an. Wenn der Dienst es erlaubte und der Eine oder der Andere ein Privatgeschäft in Berlin hatte, dann wurde nachmittags in Begleitung mehrerer Kameraden nach Berlin gefahren und der Unfug auf den Straßen wie eine Theatervorstellung behandelt. Sonst gaben wir uns fleißig den gewöhnlichen Frühjahrsübungen hin, die aber unsere Zeit weniger als sonst in Anspruch nahmen, weil die größeren Uebungen ganz ausfielen. Da man nun kein Theater und keinen Nachmittagsumgang hatte, so blieb Zeit genug, um nach Berlin zu fahren.

Um so mehr kümmerte man sich aber auch um den inneren Dienst. Denn es war nöthig, schon um den revolutionären Ideen keinen Zugang zur Truppe zu gestatten, die Soldaten nie ohne Aufsicht durch Offiziere zu lassen. Noch einmal hatte ich Gelegenheit, als du jour habender Offizier eine grobe Ausschreitung beim Appell im Keime zu ersticken, indem ich einen Kanonier, der sich dem Unteroffizier zu widersetzen versuchte, auf der Stelle in die Wache abführen ließ.

Unser Kantonnement blieb ein ganzes Vierteljahr, genau das Frühjahr, vom einundzwanzigsten März bis einundzwanzigsten Juni, Bornstädt. Es ist ganz in der Nähe von Sanssouci. Dorthin hatte der König, da das Frühjahr sehr zeitig und warm war, schon zu Anfang April sein Hoflager verlegt. Es kam oft vor, daß Gerüchte umliefen, man wolle den König auf Sanssouci überfallen und entführen. Da mußten wir zuweilen tage- oder wochenlang auf Befehl das Zimmer hüten, Tag und Nacht bereit, auf ein verabredetes Zeichen zur Unterstützung der Sanssouci-Wache dorthin zu rücken.

Eines Tages war ich als du jour-Offizier bei den Geschützen damit beschäftigt, die Munition nachzusehen und etwa schadhaft gewordene Munition an der Sonne zu trocknen oder auszubessern. Die Geschütze standen an einer Höhe nach Sanssouci zu auf einem von Hecken umgebenen

Brachfelde in der Nähe einer alten unbenutzten Windmühle, die als Wachtlokal diente. Während ich beschäftigt war, bemerkte ich mit einem Male einen Offizier, der durch die Hecke kroch, dann kam noch einer und zwei Civilisten. Ich war nicht wenig erstaunt, den König zu erkennen. Ich ging an ihn heran und machte meine Meldung. Er fragte mich nach meinem Namen, und als ich ihn genannt hatte, drehte mir der König den Rücken und ging weiter. Wie kontrastirte dies mit der Zärtlichkeit, mit welcher er mich noch vor weniger als einem Jahre umfaßt und gestreichelt hatte! Ich war ganz verblüfft und meine Unteroffiziere und Leute sahen mich auch mit großen Augen an. So ist Glück und Gunst oft wandelbar ohne unser Zuthun. Ich erhielt eben einen Theil der Ungnade ab, in die mein Vater gefallen war. Es sollte nicht das letzte Mal in meinem Leben sein, daß ich solche Erfahrung machte.

Viele Jahre später erfuhr ich, zu welchem Zwecke der König damals durch die Büsche und Hecken gekrochen war, welche auf der Höhe zwischen Bornstädt und Sanssouci lagen. Er hatte dabei nämlich visirt und Alignements genommen. Als ich Flügeladjutant wurde, entstanden auf diesem Hügel die Prachtbauten, welche als die Orangerie von Sanssouci jetzt genug bekannt sind. Ich sagte ihm, daß ich ihn damals dort gesehen hatte, er erinnerte sich dessen und bestätigte meine Vermuthung, daß er die Räume und Höhen ausgemessen und darauf angesehen habe, ob seine Absicht dort ausführbar sei. Ein gewiß wunderbarer Geist, der trotz der traurigen, ihn mit Kummer erfüllenden Zeit noch Muße fand, solche Kunstentwürfe ins Leben zu rufen.

Die Monate April und Mai vergingen ohne bemerkenswerthe persönliche Erlebnisse für uns. Die Nachricht von der Schlacht von Schleswig am dreiundzwanzigsten April erfüllte uns mit Neid gegen die dabei betheiligten Kameraden, am meisten gegen diejenigen, die das Glück hatten, für ihren König zu fallen, denn wir sahen nur einem Leben voll Wirren und Unehre entgegen.

Der Anfang des Monats Juni aber brachte große Aufregung in die Truppe. Es wurde bekannt, daß der Prinz von Preußen aus England zurückkehren werde, um am siebenten Juni in Charlottenburg am Grabe seines Vaters dessen Todestag zu begehen.

Ich glaube, es war der siebente Juni selbst, an dem wir Offiziere Alle nach dem Schlosse zu Potsdam beschieden wurden, weil uns der Prinz von Preußen zu sprechen wünsche. Wir versammelten uns in demselben Saale, in welchem der König nach den Märzkämpfen zu uns gesprochen hatte. Wir harrten seiner aufs Höchste gespannt. Die ärgsten Heißsporne unter uns erwarteten, von ihm zum Kampfe gegen Berlin aufgerufen zu werden. Wenn auch Niemand bei ruhiger Ueberlegung so

etwas für möglich halten konnte, so war doch Alles begeistert, den geliebten und so sehr geschmähten und ungerecht verunglimpften kommandirenden General und Thronfolger nach jenen schmerzlichen Ereignissen und nach dreimonatiger Trennung endlich einmal wieder sehen zu können. Die Thüren gingen auf, die Riesengestalt des Prinzen trat herein. Es donnerte ihm ein Hurrah entgegen, welches, so unmilitärisch eine solche Kundgebung ohne Erlaubniß auch war, ihn doch sichtlich nicht unangenehm überraschte. Erst trat er betroffen einen Schritt zurück. Aber als das Hurrah nicht enden wollte, da sah man ihm die Rührung an. Er machte ein Zeichen, daß er sprechen wollte, und alsbald herrschte lautlose Stille, und wir lauschten. Waren auch die Worte des Prinzen ganz die eines Generals, der zu seinen Truppen sprach, die mit ihm, für ihn wie er für sie, Unbill erlitten hatten, so entsprachen sie doch auch nicht ganz den Erwartungen, welche die Heißsporne gehegt hatten. Am Schluß sagte er, er werde sich immer als der erste und als der gehorsamste Unterthan des Königs betrachten, und das Vertrauen zu ihm, welches in unserer Begrüßung seiner Person seinen Ausdruck gefunden habe, berechtige ihn zu dem Vertrauen zu uns, daß wir, ohne weiter zu fragen, mit ihm dem Könige auf allen Wegen blind folgen würden, welche dieser zum Heile des Vaterlandes einzuschlagen für gut befinden werde. Ein unbestimmtes Gefühl, daß nur Einigkeit in dem Königlichen Hause und Einigkeit der Armee mit demselben zu einem guten Ziele führen, und daß der Prinz uns nur zum Gehorsam gegen den König ermahnen könne, überzeugte auch die Hitzköpfe davon, daß sie sich thörichten Täuschungen hingegeben hatten, und als der Prinz geschlossen hatte, war das Hurrah noch donnernder als vorher. Tief bewegt verließ uns der Prinz. Tief bewegt begaben wir uns die große Treppe hinab auf den Lustgarten. Da fuhr eine zweispännige Kalesche an der kleinen Pforte bei den Kolonnaden vor, der Prinz stieg mit dem Adjutanten schnell ein, und sausend jagte die Kalesche nach dem Bahnhof.

„Wo fährt er hin?“ — „Nach Berlin!“ — „Was, nach Berlin? Man wird ihn ermorden!“ — „Er fährt doch wohl nur nach Charlottenburg?“ — „Nein, er fährt in die Nationalversammlung nach Berlin!“

Bei den Wahlen zur Nationalversammlung nach Berlin waren die verschiedensten Elemente aus der Wahlurne hervorgegangen. In den meisten Gegenden hatten sich die guten Elemente ganz von den Wahlen ferngehalten, und die übelsten Vorkämpfer alles Umsturzes waren gewählt worden. In manchen Gegenden aber hatte die alte Vaterlandsliebe die Oberhand behalten; der Wahlkreis Wirsitz hatte derselben dadurch Ausdruck gegeben, daß er den Prinzen von Preußen zum Abgeordneten gewählt. Er fuhr nun nach Berlin, um seinen Sitz in der Nationalversammlung einzunehmen und dadurch dem Vertrauen der Wähler zu entsprechen.

Schon war wieder die Gärung in Berlin im Zunehmen, und es bereiteten sich die Kämpfe vor, die Mitte Juni ausgetragen wurden. Als wir daher sahen, daß der Prinz wirklich nach Berlin fuhr, als wir hörten, daß er sich jeden Schutz seiner Person verbeten habe und in die ihm feindlich gesinnte Stadt, in die ihm feindlich gesinnte, wenigstens in der Majorität feindlich gesinnte Nationalversammlung fahren wollte, da hielten wir es nicht für möglich, daß er lebendig wieder herauskommen werde. Wir weinten bittere Thränen um ihn.

Es gehörte wirklich ein Löwenmuth dazu, in diejenige Stadt ohne irgend eine Begleitung oder irgend einen Schutz zu fahren, welche ihn vor drei Monaten überall gesucht hatte, um ihn aufzuhängen, und die noch immer von demselben Geiste beseelt, von denselben Elementen beherrscht war, wo es von Neuem gärte, und wo täglich Morde ungesühnt vorfielen. Wir kannten ihn nämlich noch nicht von dieser Seite, diesen außergewöhnlichen Mann, der, wie er später oft genug gezeigt hat, keinen Platz für Furcht in seinen Nerven hat, den aber die Gefahr reizt, und dem sie Spaß macht. Uebrigens muß man dem Berliner und dem ganzen Preußenvolk, selbst wenn es irregeleitet ist, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es Sympathie für den Muth hat, wo er sich zeigt.

Der Prinz ist vom Bahnhof direkt in einem offenen Wagen mit königlicher Livree in die Nationalversammlung gefahren. Als er eintrat, erhob sich der größte Theil von den Sitzen. Auf der äußersten Linken riefen Einige, aber wirkungslos: „Sitzen bleiben!" Der Präsident sagte, die Debatte unterbrechend: „Der Abgeordnete für Wirsitz hat das Wort." Darauf sagte der Prinz, er sei nur erschienen, um in dankbarer Anerkennung der durch seine Wahl seitens des Wahlkreises bezeugten Vaterlandsliebe einmal seinen Sitz einzunehmen. Da ihm aber seine übrigen Pflichten nicht erlaubten, den Sitzungen stets beizuwohnen, so bäte er, seinen Stellvertreter einzuberufen. Er verließ darauf den Saal. Von der Rechten ertönten einige „Hochs". Selbst die wüthendsten Republikaner waren starr vor Erstaunen und konnten nicht umhin, einen solchen Muth zu bewundern. Unbehindert fuhr der Prinz im offenen Wagen wieder aus Berlin heraus.

Wer allerdings jetzt weiß, daß derselbe Prinz dreiundzwanzig Jahre später als deutscher Kaiser am zweiten März ohne Bedeckung durch von unseren Truppen nicht besetzte Straßen des eben beschossenen Paris in voller Preußischer Uniform, im königlichen Wagen mit der königlich Preußischen Livree gefahren ist, nachdem er die Eskorte am Thor hatte halten lassen, der findet in dieser Fahrt in die eigene Stadt Berlin nichts Besonderes. Und doch ist es die Frage, ob sein Leben in Berlin im Jahre 1848 nicht mehr bedroht war als in Paris im Jahre 1871.

Als wir in Potsdam erfuhren, daß der Prinz unangefochten aus Berlin herausgekommen war, kannte unser Jubel keine Grenzen und sofort wurde allseitig der Wunsch laut, ihm eine glänzende Huldigung zu bereiten. Der siebente Juni, als ein Trauertag des Landes, erschien dazu nicht geeignet. Aber am achten Juni begaben sich des Morgens zwei Offiziere nach dem Babelsberg, um ihn zu fragen, ob er am Abend zu Hause sein werde; die Frage wurde bejaht und es wurde ein Wasser-Fackelzug in Scene gesetzt, wie es wohl selten wieder einen geben wird.

Nach Sonnenuntergang sammelten sich zahllose Kähne auf der Schwimmanstalt des ersten Garde-Regiments. Der Offizier, der die größte Stimme hatte, Baron Eugen v. Reibnitz, mußte den Befehl übernehmen. Die Boote wurden, von Offizieren dicht besetzt, in vier Theile getheilt und setzten sich, jede Abtheilung in sich gerichtet und jede vor sich ein großes Lastboot mit einem Militär-Musikkorps, in gleichen Abständen in Bewegung. In der Nähe des Babelsberges angekommen, begannen die Musiken die Nationalhymne, das Preußenlied und das Lied „Prinz Eugen der edle Ritter“. Auf die Melodie des letzten Liedes war nämlich in den Militärkreisen ein Gedicht gemacht worden, das, mit den Worten: „Prinz von Preußen, tapfer, bieder“ beginnend, wegen seines patriotischen Inhalts das Lied des Tages geworden war, obgleich die poetische Leistung dieses Liedes an Rhythmus, Metrik, Sinn und Ausdrucksweise viel zu wünschen übrig ließ. Alle Welt in der Truppe sang dies Lied mit Begeisterung. Die Texte der Lieder wurden zu den Musiken von allen Insassen der Boote gesungen. Zugleich wurden die Fackeln angesteckt.

Vor dem Babelsberge schwenkten die vier feurigen Linien, deren Flammen sich in den Wellen des aufgeregten Havel-Sees viele Ellen lang spiegelten, ein und lagerten sich im Halbkreise vor dem Schlosse. Auf einen Kanonenschlag flammten auf jedem Boot einige bengalische Lichter in verschiedenen Farben auf und endlose Hurrahs erfüllten die Lüfte, von Tuschs der vier Musikkorps begleitet.

Plötzlich fuhr ein dreimastiges Boot ohne Fackeln mitten zwischen die versammelten Boote. An dem mittelsten Mast stand hoch aufgerichtet die Achtung gebietende Gestalt des Prinzen von Preußen. Sofort löste sich die bis dahin musterhaft bewahrte Ordnung auf. Alles ruderte auf ihn zu, Hoch und Hurrah schreiend, die Fackeln schwenkend. Einer stieß an den Anderen. Manches Boot gerieth in Gefahr, im Dunkeln umgekippt zu werden; Manchem, der eben aus vollem Halse Hoch rief, fuhr die patriotisch geschwenkte Fackel eines Nachbarbootes brennend in den weitgeöffneten Mund. Bald war des Prinzen Boot festgekeilt unter lauter sich andrängenden Ruderbooten und es gab kein Vor- und kein Rückwärts mehr. Der Prinz machte ein Zeichen, daß er sprechen wolle, und alsbald

herrschte lautlose Stille in der von Tausenden von Fackeln zum Tag erleuchteten Nacht.

In kurzen kernigen Worten dankte er für die ihm bereitete Ueberraschung und wiederholte nochmals die Ermahnung, vertrauensvoll dem Könige auf seinen Wegen zu folgen. Er mochte wohl die Nothwendigkeit fühlen, jeden Gegensatz zwischen sich und dem Könige von der Hand zu weisen. Denn der Unterschied des Wiedersehens des Königs und der Offiziere von dem des Prinzen mit denselben war gar zu groß. Sobald der Prinz schwieg, antworteten ihm wieder donnernde Hochs und Hurrahs, und nun setzte er sich langsam in Bewegung und man machte seinem Boot, so gut es ging, Platz. Er suchte alle Boote und deren Insassen zu begrüßen. Er kannte ja jeden Einzelnen beim Namen. Jedes Boot brachte ihm von Neuem drei Hurrahs, in die alle anderen einfielen. So hörte der Lärm nicht auf. Endlich zog sich der Prinz zurück und die Boote fuhren nach Hause.

Ich, meinestheils, war vom Prinzen Friedrich Karl in sein Boot eingeladen worden. Dies ermöglichte es mir, mich an dem Fackelzug zu betheiligen, denn sonst hätte mich der Dienst als du jour Habenden an das Kantonnement gefesselt, ein Dienst, den infolge Einladung durch einen Königlichen Prinzen ein Anderer übernehmen mußte. Ich landete nun in Glienicke, und da ich keinen Wagen fand, kehrte ich zu Fuß von Glienicke nach Bornstädt zurück, wo ich nach Mitternacht stockheiser vom Hurrahschreien und todmüde angeschlichen kam.

Zwischen fünf und sechs blies die Trompete zum Stalldienst. Ich konnte mich kaum erheben, fuhr schnell in die vor wenigen Stunden abgelegten Kleider und eilte, um nachzusehen, ob alle Mannschaften pünktlich zum Stalldienst erschienen. Daß der Wachtmeister und die Unteroffiziere mich ganz verblüfft ansahen, fiel mir auf. Ich kürzte meinen Dienst ab und ging in mein Haus, um mich nun von Neuem anzuziehen. Aber wie erstaunte ich, als ich mich im Spiegel sah. Der Qualm der Fackeln hatte mein Gesicht so mit Ruß überzogen, daß ich wie ein Mohr aussah. In meinen Rock waren große Löcher gebrannt. Kein Wunder, daß die Unteroffiziere erstaunten.

An einem der folgenden Tage ließ der Hauptmann zur Feier der Rückkehr des Prinzen die sämmtlichen Mannschaften der Batterie im Gasthof zu Bornstädt tanzen und zahlte die Zeche. Der alte Wachtmeister Scharnhorst, ein rechter Neffe des berühmten Generals, eines jener Originale unter den Wachtmeistern aus alter Zeit, verlas beim Appell den Befehl: „Heute Abend 7 Uhr ist im Kruge Tanz auf Kosten des Herrn Hauptmann. Ein jeder Kanonier bringt ein Frauenzimmer mit. Wo er sie herkriegt, ist mir egal.“ Und abends leitete er den Tanz selbst, mitten

im Kreise stehend, hatte seine lange Pfeife und einen Stock zusammengebunden, schlug damit den Takt und rief, in der Meinung, er stehe in der Reitbahn: „Distanzen halten, die Ecken ausreiten u. s. w.“

In Berlin ging es aber in der zweiten Woche des Monats Juni, wenn auch lebhaft, so doch minder heiter zu. Poetische Leute meinten, der Zeitgeist werde wieder unruhig. Nüchterne Menschen aber glaubten, die Partei der That halte den Augenblick für gekommen, um einen neuen Schlag zu führen und die vollkommene Anarchie zur Geltung zu bringen. Durch Sympathie edler Seelen nach Ansicht der Einen, auf Verabredung der Verschwörer nach Ansicht der Anderen, begannen fast gleichzeitig in Paris und Berlin Mitte Juni neue Straßenunruhen ernsterer Natur.

In Berlin schienen die Verschwörer die für sie günstigste Zeit erwählt zu haben. Die Bürgerwehr, des Soldatenspielens müde, bewachte Berlin nur lässig. Von der Hefe des Volkes waren genügende Massen in Berlin versammelt und ihre Zusammenziehung bei den Arbeiten auf den Rehbergen erleichterte ihre Aufreizung.

In Paris dauerte der Kampf vier volle Tage. Cavaignac bewältigte die Anarchisten im blutigen Kampfe. In Berlin bestürmte man das Zeughaus. Es ward dem dort befehlenden Offizier ein gefälschter Befehl überbracht, dasselbe zu räumen, und er rückte mit seiner Kompagnie ab, und die Volksmassen stürmten hinein, um sich der Waffen zu bemächtigen. Aber bald erschien ein Bataillon aus der nahen Kaserne am Kupfergraben, um das Zeughaus wieder zu nehmen. Die überraschten Volkshelden und Rehberger knieten nieder und schrieen „Gnade“. Da fand kein eigentlicher Kampf statt, als das Zeughaus wieder in Besitz genommen wurde. Das Bataillon hat nur entsetzlich viel Ohrfeigen ausgetheilt. Ich erzähle hier, was mir der zuerst eindringende Offizier des Bataillons des 24. Infanterie-Regiments mitgetheilt hat.*)

Im Uebrigen wurde in Berlin noch viel Unfug getrieben, aber da der Versuch, die Waffen des Zeughauses in die Hände der Aufrührer zu bringen, fehlgeschlagen war, so bezwang die Bürgerwehr noch einmal die unbewaffneten Rehberger, denn die besitzenden Bürger sahen die drohende

*) Bei diesem Zeughaussturm kam das Zündnadelgewehr zuerst zum Vorschein; es wurde in Massen herausgebracht, aber sehr bald erkannt, daß damit nichts anzufangen sei, weil die mechanische Einrichtung den Stürmenden ganz unbekannt und Munition dazu nicht vorhanden war. Zahlreiche Patrouillen der Bürgerwehr sammelten daher ohne besondere Mühe einen großen Theil dieser Gewehre in den Straßen wieder auf, indem sie Allen abgenommen wurden, denen man mit diesem Gewehr begegnete. Außerdem waren Bürger, Polizei, Offiziere u. s. w. sehr eifrig, überall diese Gewehre aufzukaufen, deren Preis auf zwei und einen halben Silbergroschen rasch sank, so daß im Ganzen wenig Gewehre dauernd abhanden gekommen waren Das Geheimniß war aber verrathen.

Gefahr und schöpften Muth an dem Rückhalt, den ihnen die Truppen gewährten. Mit drakonischer Strenge wurden die Aufrührer zur Ruhe gebracht. Die Führer der äußersten Linken sahen ihren Plan scheitern. Ja es ermannten sich sogar Mitglieder der Rechten dazu, jene der Urheberschaft all dieses Unfugs zu zeihen. Mit Schonung aber nannten die Angegriffenen ihren fehlgeschlagenen Versuch zur allgemeinen Anarchie „die schaumspritzenden Wellen des wildbewegten Meeres, die man eben in so großen Zeiten mit in den Kauf nehmen müsse".

Die Aufrührer versuchten auch, ihre Verbindungen in Potsdam anzuknüpfen. Es hatte dies für sie besondere Wichtigkeit, denn die Treue des Gardekorps war ihnen der übelste Dorn im Auge, und sie hofften, mittelst Volksversammlungen, zu denen sie gemeine Soldaten zuziehen wollten, die Truppen allmählich zu bearbeiten und zur Untreue zu verleiten. Da war namentlich ein Dr. Tropus in Potsdam, der zum Hauptagitator ausersehen war. Soldaten wurden mit zu den Volksversammlungen herangezogen, es ward ihnen geschmeichelt und ihnen vorgeredet, ihre Offiziere seien Bluthunde, die man erschlagen müsse.

Die Soldaten ließen sich das nicht zweimal sagen. Zu der nächsten Volksversammlung erschienen sie in Masse, umstellten die Freiheitshelden, und es entspann sich ein Kampf, in dem diese entsetzlich zugerichtet wurden. Der Dr. Tropus wurde an seinem mächtigen Vollbarte buchstäblich herumgeschleift, nachdem er tüchtige Prügel erhalten hatte, bis von dem Barte nichts mehr übrig blieb. Auch von den Soldaten wurden manche schwer verwundet, so daß man an ihrem Aufkommen zweifelte. Ein Regimentskommandeur, Graf F., der wie fast alle älteren Offiziere der damaligen Zeit, eine große Scheu vor Dingen hatte, die in die Oeffentlichkeit kommen könnten, ging in das Lazareth und hatte die Schwäche, einem so schwer zugerichteten Mann Vorwürfe darüber zu machen, daß er sich in solche Schlägerei eingelassen. Da richtete sich der schwer kranke Mann in seinem Bett in die Höhe und sagte: „Herr Oberst, und wenn Galgen und Rad mir drohen, ich schlage doch Jeden nieder, der auf meine Offiziere schimpft." Der Mann wurde wieder gesund, dann kriegsgerichtlich verurtheilt. Die Strafe wurde wegen öffentlichen Unfugs auf drei Tage Arrest festgesetzt, und die Begnadigung durch den König mit der Strafe zugleich veröffentlicht.

Am einundzwanzigsten Juni verließen wir unser Kantonnement Bornstädt. Dieser Ort, fast eine Vorstadt von Potsdam, gestattete uns den täglichen Verkehr mit der Stadt Potsdam und somit mit fast allen Offizieren des Korps. Um die Gemeinden zu erleichtern und die Einquartierungslast nicht zu drückend zu machen, wurden die Kantonnements weiter verlegt. Unsere Batterie kam, getheilt, nach Deetz und Schmergow,

an der Havel, halbwegs zwischen Brandenburg und Potsdam, ein und eine halbe Meile seitwärts der Eisenbahn, also mit sehr umständlicher Verbindung zu allen gebildeten Menschen. Ich kam nach Deetz mit dem Hauptmann, der Premierlieutenant nach Schmergow allein. Von den anderen beiden Offizieren war der eine erkrankt, der andere auf Remontekommando. Ich wohnte und schlief mit Hauptmann Köhn v. Jaski in einer Stube.

Das war nicht sehr ergötzlich. Dieser brave Mann kannte kein anderes Interesse als den Dienst, war dabei entsetzlich heftig, polternd und grob, wenn auch im Grunde sehr gutmüthig. Da aber seine Grobheit oft die Grenzen weit überschritt, so mußte man sich dagegen wehren, und ich kam mit ihm dahin, daß ich nur das dienstlich Nöthige mit ihm sprach. So lebten wir volle sechs Wochen in einer Stube und aßen zu Zweien täglich jede Mahlzeit miteinander, stumm, ohne ein Wort zu wechseln. Daß ich unter solchen Beziehungen zu meinem Vorgesetzten niemals Urlaub erbat, um einmal einen anderen Menschen zu sehen, war natürlich, denn ich wollte nichts erbitten. Mein Zeitvertreib blieb der Dienst, einsame Spazierritte und etwas Jagd auf Enten und Raubthiere.

Die gebildetsten Menschen im Dorfe waren die Bauern. Es gab deren zehn Familien im Ganzen. Diese Bauern der Havel-Niederung sind sehr wohlhabend. Der Schulze, bei dem wir wohnten, hatte sechs Kornpferde (solche, die mit Hafer genährt wurden), etwa zwanzig Graspferde (solche, die sich nur auf der Weide nährten) und wohl vierzig Stück Hornvieh. Sein Vermögen ward auf hundertfünfzig- bis zweihunderttausend Thaler geschätzt. Aehnlich wohlhabend waren die anderen Bauernfamilien. Außer den Bauern gab es Kossäthen; diese hatten kein Recht an der Gemeindeverwaltung, keinen Antheil an der gemeinschaftlichen Weide und dem Gemeindeacker und wenigen eigenen Grund und Boden. Die meisten Kossäthen schätzte man auf ein Vermögen von dreißigtausend Thalern. Ferner gab es im Dorfe Büdner oder Häusler, auch Einhäusler genannt. Sie hatten nur ein kleines Haus (Bude) mit etwas Garten und gingen auf Arbeit, um ihren Unterhalt zu gewinnen. Dann gab es Einlieger, d. h. Leute, die sich bei Bauern, Kossäthen oder Büdnern Wohnungen (Stuben) mietheten und entweder durch Tagelohn oder als Handwerker etwas verdienten. Endlich gab es Knechte und Mägde im Dienst der Bauern, Kossäthen oder Büdner.

Alle diese Gesellschaftsklassen waren durch einen weit strenger festgehaltenen Brauch voneinander geschieden, als er je in den gebildeten Ständen erhört ist. Wenn eine Tochter eines Bauern einen Kossäthen geheirathet hätte, dann hätte Keiner aus den Bauernfamilien sie je wieder angeredet. Ein Sohn eines Bauern aber hätte seinem Vater eine

Kossäthentochter als Schwiegertochter nie ins Haus bringen dürfen, und wenn sie noch so reich gewesen wäre. Ich sah, daß die Standesunterschiede in der menschlichen Natur tief begründet sein müssen, wenn sie selbst in einer von der gebildeten Welt so entfernten Idylle sich so scharf ausprägen konnten, und kam zu dem Schluß, daß der Traum Rousseaus, contrat social genannt, wie alle Phantasien der neueren Volksbeglücker der menschlichen Natur so sehr zuwiderlaufen, daß sie niemals zur Wirklichkeit werden können.

Mit dieser Bevölkerung konnte der Umgang nur ein sehr beschränkter sein. Trotz ihrer Wohlhabenheit hatten die Bauern nur eine sehr dürftige Bildung. Es war nichts Anderes mit ihnen zu besprechen als ihre Einrichtungen, Ackerbau und Viehzucht. Daß die Ernte eine vorzügliche war, beklagten sie sehr, denn sie gewannen mehr zur Zeit einer Mißernte, in der ihre Felder verhältnißmäßig so viel mehr trugen, daß sie einen größeren Vortheil zogen. Ich konnte also wohl hier und da einmal auf der Dorfstraße ein Gespräch von einer halben Stunde haben.

Am Abend saß ich vor der Thür und sah das Vieh langsam, die Graspferde in wilder Karriere heimkehren. Ein idyllischer Anblick, in manchem Roman köstlich beschrieben, aber von Tag zu Tag an Reiz abnehmend, besonders wenn man nicht im geringsten dafür Neigung hat. Zuletzt kannte ich jede Kuh und jedes Pferd des Dorfes mit Namen.

Von meinen Kanonieren allen kannte ich die Lebensgeschichte und den Charakter auswendig. Dennoch hatten die Tage für mich unendliche Längen, besonders die Regentage. Da setzte ich eifrig fort, was ich in Bornstädt begonnen. Ich füllte die Lücken aus, welche meine Elementarerziehung in der Kenntniß unserer Klassiker noch gelassen hatte. Insbesondere studirte ich Schiller und Goethe. Mein Gedächtniß war noch durch nichts getrübt. Ich konnte fast den ganzen Faust aus dem Kopfe hersagen.

Mit meinem Hauptmann blieb ich die ganze Zeit über auf demselben Fuß. Es hat sich später herausgestellt, daß wir uns Beide gegenseitig sehr achteten, und sobald ich nicht mehr ganz allein auf ihn angewiesen war, kam ich später sehr gut mit ihm aus. Aber dort wollte Keiner von uns den ersten Schritt thun. Wir waren Beide gleich eigensinnig.

Er war ein origineller Mensch. Heftig, polternd und gutmüthig, wie ich schon gesagt. Anders als mit entsetzlichem Geschrei verkehrte er mit den Untergebenen gar nicht. Und wehe dem, der ihn etwa hätte für gutmüthig halten können! Erhielt der Kanonier Otto einen Geldbrief von seinen Eltern aus Ostpreußen, enthaltend zehn Silbergroschen. Der Hauptmann gab die Geldbriefe selbst aus. „Kanonier Otto“, sagte er,

„hier ist ein Brief an Sie“ (das „Sie“ war eben durch Befehl eingeführt), „sehen Sie nach, ob das Geld richtig ist.“ — Kanonier Otto sieht nach und bestätigt: „Zu Befehl, Herr Hauptmann, ist richtig.“ — „Warum schicken Dir Deine Eltern aus Ostpreußen nicht mehr?“ — „Sie haben alleene nischt.“ — „So! Gieb mal her das Geld, da hast Du zwei Thaler dafür.“ Verblüfft besieht sich Otto das Geld, schleicht, halb im Traum vor Erstaunen, mit einem „Ich-dank-noch-schön“ davon. „Was ist das für ein Kerl!“ brüllt der Hauptmann, „will Er gleich herkommen. Er hat ja rechtsum Kehrt gemacht. Will Er wohl vorschriftsmäßig beim Vorgesetzten stramm stehen und linksum Kehrt machen. Hierher! Stillgestanden! Linksum Kehrt! Nu scheer Er sich zum Teufel!“ So ging es den ganzen Tag. So wurde aber auch ich angebrüllt, und ich konnte das nur vermeiden, indem ich mich auf die nothwendigen Worte beschränkte, die der Dienst gebot, und mich stets ihm gegenüber als im Dienst befindlich betrachtete.

Diese ganze Zeit, in der die politischen Wogen so hoch gingen, hatte daher ihre Längen für mich. Die Zeiten der großen Ereignisse sind für die Betheiligten nicht immer die amüsantesten. Besonders die Militärs müssen selbst in Gefechten oft lange warten und ihre Geduld üben, die aufregenden Momente, die Zeiten des Handelns sind kurz, die Zwischenzeiten sind lang. So geht es auch im Kriege.

Für mich war diese Zeit, besonders durch die unerfreulichen Beziehungen zu meinem Hauptmann, sehr lehrreich. Ich lernte mich bescheiden, mich beherrschen, mich gedulden. Ich lernte mich auf mich selbst verlassen. Ich hatte nach zwei Seiten hin Front zu machen. Denn das Wesen des Batteriechefs verletzte auch viele von den Unteroffizieren und von der Mannschaft. Dort ward die Mißstimmung zwischen mir und dem Hauptmann bemerkt. Um so mehr bemühte ich mich, das Ansehen des Batteriechefs aufrecht zu erhalten und kein Zeichen der übelen Stimmung bei der Mannschaft aufkommen zu lassen. Der Premierlieutenant Hufeland in Schmergow, ein verhältnißmäßig sehr alter Offizier, konnte sich mit dem Hauptmann noch weniger vertragen als ich, war also nicht geeignet, bessere Beziehungen zu vermitteln. Er hatte sogar ein sehr übles Element in seiner Nähe, das war sein Privatdiener Lederstrohm (Lederstrumpf genannt), der Ueberrest aus einer Zeit, in der Hufeland einmal reich gewesen war. Ich habe nie erfahren, wodurch er arm geworden, aber ich glaube, daß die Ereignisse von 1848 ihn um sein Vermögen brachten. Dieser Lederstrumpf, ein Civildiener, der nicht unter militärischer Zucht stand, galt viel bei seinem Herrn, wollte anderwärts auch gelten und hetzte die Mannschaften gegen den Batteriechef auf. Da galt es häufig, rechtzeitig und kräftig einzutreten.

Es gab wohl einige Gutsbesitzer in der Nähe von meinem Kantonnement. Da war Herr v. Rochow auf Plessow, der mir erlaubte, auf seine Jagd zu gehen, da war der tolle v. Arnstädt auf Groß-Kreuz, der noch den Uebergang über die Beresina als Offizier mitgemacht hatte. Ich machte Jedem eine Visite. Oefter konnte ich diese Häuser nicht besuchen, weil ich durch die genannten Umstände gefesselt war, die ich Niemandem erzählen konnte, denn es schickt sich nicht, aus der Schule zu plaudern. Da mußte ich es denn über mich ergehen lassen, wenn man es mir übel nahm, daß ich so selten kam.

Wir waren etwa sechs Wochen in diesen Dörfern, als wir Marschbefehl erhielten. Wir sollten uns in die Nähe des Artillerieschießplatzes von Tegel begeben, um eine abgekürzte Schießübung abzuhalten. Wir erreichten unser Kantonnement Lübars, nördlich von Berlin, mit einigen Märschen, blieben dort vierzehn Tage, schossen unser Pensum ab und erhielten dann, die ganze Reitende Abtheilung zusammen, Burg, vier Meilen von Magdeburg, als vorläufige Garnison zugetheilt, mit der Weisung, uns dort auf den Winter einzurichten.

Auf allen diesen Märschen verfolgte mich das eigenthümliche Geschick, daß ich nur in ganz elende Bauernhütten einquartiert wurde. Der Bauer kochte mir dann immer ein besonderes Mittagessen, das ich nicht essen konnte. Ich hätte lieber gesehen, wenn er mich an seinem naturwüchsigen Tische hätte theilnehmen lassen. Aber das wollte er immer nicht leiden. Es ward für mich etwas Besonderes gekocht. Und das bestand immer in einer Taube, die frisch geschlachtet war. Nachdem aus dieser Taube eine Fleischbrühe ausgekocht war, die ich erst als Reissuppe erhielt, ward das Vögelchen derart gebraten, daß man es mehr gebrannt oder verbrannt nennen konnte, denn es war schwarz und nicht zu kauen. Ich bekam in dieser Zeit einen solchen Ekel vor den Tauben, daß ich lange Jahre den Taubenbraten nicht riechen konnte. Meistens sättigte ich mich mit Kartoffeln, Brot und frischer Butter.

Während der Schießübung kam ich doch wieder täglich mit Kameraden der anderen Batterien zusammen, und das Leben verlor etwas von seiner bisherigen fürchterlichen Eintönigkeit. Eines Tages bemerkte auch mein Hauptmann, daß ich sein Ansehen stützte. Seitdem war er anders gegen mich und that den ersten Schritt zu einem anderen Verhältniß mit mir. Ich wies das nicht von der Hand. Noch über zwei Jahre habe ich unter seinen Befehlen gestanden und seitdem immer sehr gut mit ihm harmonirt. Seine Heftigkeiten brachen wohl noch los, aber er richtete sie nie wieder gegen mich. Mit Anderen suchte ich sie dann wieder auszugleichen, und er war mir dafür dankbar. Dabei konnte er sehr komisch werden, wenn ihn die Wuth erfaßte, denn er war dann der Sprache gar

nicht Herr und verwechselte die Worte wie ein Apoplektischer, besonders wenn er schimpfte. „Fällt der platte Kerl auf den schlappen Boden hin!“ schrie er einmal, als ein Mann mit dem Pferd aus Nachlässigkeit auf ebenem Rasen stürzte. Dann wiederholte er „platter Kerl“ und „schlapper Boden“ und korrigirte sich endlich und schrie: „Auf dem platten Kerl ist der schlappe Boden hingefallen.“ In der Heftigkeit konnte der Hauptmann aber auch gegen die Mannschaften sogenannte „unvorschriftsmäßige Hülfen“ anwenden, und dann war er immer in Gefahr, wenn ein Mann klagte, sich die unangenehmsten Folgen zuzuziehen. Ich mußte manchmal meinen ganzen Witz anstrengen, um auszugleichen.

In Burg rückten wir in der zweiten Hälfte des Monats August ein und begannen uns für den Winter einzurichten, vollständig garnisonmäßig. Ein Manöver sollte nicht stattfinden.

Bis dahin hatte in Burg eine Reitende Batterie der vierten Artillerie-Brigade gestanden. Außerdem war ein Landwehrstamm daselbst vorhanden. Die Reitende Batterie war nach Schleswig abmarschirt. Vor ihrem Abmarsche hatten die Offiziere dieser Batterie mit der Bürgerschaft von Burg infolge eines Zwistes ein Jahr lang außer Verkehr gestanden. Die beiden Offiziere vom Stamm des Landwehr-Bataillons theilten uns dies mit dem Bemerken mit, daß beiderseits ein Wunsch nach Ausgleich vorhanden sei, daß aber Keines den ersten Schritt hätte thun wollen. Wir seien ganz geeignet, die Brücke der Versöhnung zu bilden. Nachrichten seitens der Reitenden Batterie besagten dasselbe, und wir gingen darauf ein. Die Bürgerschaft empfing uns sehr zuvorkommend, es fand ein großes Schützenfest statt, bei dem wir außerordentlich geehrt wurden. Wir waren ebenfalls freundlich, und es bahnten sich die besten Beziehungen an. Die Bürger hatten ihren guten Grund, mit dem Militär bald Frieden zu schließen. Burg ist eine Fabrikstadt. Die Bürger sind reiche Fabrikherren und sahen sich in dem politisch aufgeregten Jahre durch die große Zahl von Arbeitern an Leben und Eigenthum bedroht. Es war ihnen daher die Anwesenheit der bewaffneten Macht sehr angenehm.

In den dienstlichen Verhältnissen richteten wir uns in kurzer Zeit gut ein. Das ganze Offizierkorps veranstaltete auch einen gemeinschaftlichen Mittagstisch auf dem Bahnhofe, und wir waren zahlreich genug, um uns die Abende nicht lang werden zu lassen. Soeben so weit eingerichtet, daß wir dem kommenden Herbst und Winter mit Gemüthsruhe entgegensehen konnten, erhielten wir Marschbefehl nach und gegen Berlin, Ende August, nach einem nur vierzehntägigen Aufenthalte in der Garnison Burg.

Der Grund war folgender:

Die Beschlüsse der Berliner Nationalversammlung hatten, nachdem sich die leitende Partei von dem Mißlingen ihrer Juniversuche erholt hatte, einen immer revolutionäreren Charakter angenommen. Die umstürzenden Elemente in Frankfurt und Berlin gingen dabei Hand in Hand, und die Regierung sah voraus, daß es zu einem neuen Entscheidungskampfe kommen werde. In diesem Entscheidungskampfe konnte es sich aber nicht mehr um diese oder jene Regierungsform handeln, sondern es mußte dabei die Frage entschieden werden, ob überhaupt irgend eine Ordnung oder die Anarchie zur Herrschaft zu erheben sei. Es wurden seitens der Regierung daher ausreichende Truppenmassen in der Umgegend von Berlin zusammengezogen und so in den nächsten Dörfern vertheilt, daß ein einziger Befehl genügt haben würde, um Berlin vollständig einzuschließen.

Ein Theil der Truppen, die in Schleswig gekämpft hatten, kehrte, nachdem mit Dänemark ein Waffenstillstand geschlossen war, ebenfalls nach der Umgegend von Berlin zurück, und der General v. Wrangel erhielt das Oberkommando.

Wir trafen nach einem längeren Marsch in dem uns zugewiesenen Kantonnement Blankenburg im Norden von Berlin ein, wo wir mit Truppen des zweiten Infanterie-Regiments zusammenlagen. Das zweite Regiment hatte im Krieg in Schleswig sich mit Ruhm bedeckt und war begierig, nun in Berlin Ordnung zu schaffen. Es hatte am achtzehnten März bereits in Berlin gefochten und dort seinen sehr verehrten Obersten, einen Grafen v. der Schulenburg, verloren, der durch eine Kopfwunde gefechtsunfähig wurde. Es erhielt dann einen Führer an dem Major v. Steinmetz (vom Garde-Reserve-Regiment), einen sehr harten Mann, der sich im Kriege so unbeliebt gemacht hatte, daß jetzt in der Nähe von Berlin die unerquicklichsten an Aufruhr streifenden Auftritte bei den Mannschaften vorkamen. Ich bin nicht dabei gewesen, aber die Offiziere erzählten, daß der Major v. Steinmetz im kritischsten Augenblicke sich nachgiebig gezeigt habe. Er ist später als General-Feldmarschall bekannter geworden.

Die Freiheitshelden in Berlin erfuhren natürlich die Ansammlung der Truppen und die Ernennung Wrangels zum Oberkommandirenden. Wrangel wurde nun in den Volksversammlungen für einen Hochverräther erklärt und diese Erklärung an allen Straßenecken Berlins angeschlagen.

In den ersten Tagen unseres Einrückens in diese Kantonnements traf dort der General v. Wrangel ein. Es wurden einige Bataillone und Eskadrons und zwei Batterien zusammengezogen und von ihm besichtigt. Es beschränkte sich die Besichtigung auf eine Paradeaufstellung und einen Vorbeimarsch und eine Versammlung der Offiziere, um eine Rede zu hören.

Es war dies das erste Mal, daß ich mit Wrangel in irgend eine Berührung kam. Bis dahin hatte ich nur von ihm gehört und ihn von Weitem gesehen. Sein erstes Auftreten enttäuschte mich gewaltig, denn ich hatte nach Allem, was ich von ihm gehört hatte, erwartet, einen bedeutenden Feldherrn zu sehen. Er leistete an Grobheit das Unglaubliche, besonders gegen ganz alte, ehrwürdige Offiziere, wegen eines falschen Trittes ihres scheu gewordenen oder unruhigen Pferdes. Er sagte ihnen seine Grobheiten im Kreise sämmtlicher Offiziere. Dann hielt er eine Rede über die politische Situation, der reine Wortschwall mit Ausdrücken, die in ihrem theatralischen Charakter den Eindruck verfehlten, weil man die Absicht merkte. Er weinte sogar die heißesten Krokodilsthränen, weil ihn der Berliner Straßenpöbel für einen Hochverräther erklärt habe. Wir würden das für eine Ehre gehalten haben. Sehr verstimmt rückten wir wieder in unser Kantonnement ein.

Dort führten wir ein recht langweiliges Leben. Wir durften uns nicht vom Fleck rühren. Kaum konnten wir den Pferden die für sie nöthige Bewegung in der Nähe des Dorfes verschaffen. Wir sollten Tag und Nacht bereit sein, unmittelbar nach erhaltenem Befehl zum Kampf gegen Berlin zu rücken. Da saßen wir denn am Tage stundenlang bei schönem Wetter in der Dorfstraße und plauderten und rauchten, und bei schlechtem Wetter spielten wir Karten. Ich lernte dabei L'Hombre.

Unterdessen wurde Berlin immer unruhiger und die Bürgerwehr versuchte, der Unruhen Herr zu werden, um das Einschreiten der Truppen unnöthig zu machen. Es kam zu Barrikaden und Barrikadenkämpfen. Ein Major Benda (Kaufmann) von der Bürgerwehr wurde verwundet. Das machte Aufsehen, und die Bürger räumten in der Angst und in dem Muth der Ueberzahl entsetzlich unter den Rehbergern auf. Von diesem Janhagel floh nun ein großer Theil zu allen Thoren von Berlin heraus. Bei uns kam dies Gesindel truppweise durch und bettelte. „Es ist in Berlin nischt mehr", sagte mir einer, als ich ihm einen Sechser gegeben hatte. „Die Bürger sind Bluthunde. Ich sage Ihnen, meine Herren, rücken Sie ein und schlagen Sie die Bürger todt. Solange in Berlin noch ein Bürger am Leben ist, wird keine Ordnung dort."

Fast zu gleicher Zeit fanden die Kämpfe in Frankfurt a. M. statt, bei denen der Fürst Lichnowsky und der Herr v. Auerswald auf so grausame Weise ermordet wurden.

Felix Lichnowsky hatte zu spät eingesehen, welche Geister er sowohl 1847 als auch im März 1848 hatte entfesseln helfen. Von der Umsturzpartei nach Frankfurt gewählt, hatte er dort versucht, im konservativen Sinne zu wirken. Dies wurde ihm von den Revolutionären als Verrath ausgelegt, und sie ermordeten ihn bei Gelegenheit eines Straßenkrawalles.

In Berlin gingen die Forderungen der Nationalversammlung Hand in Hand mit dem Geschrei des Pöbels auf der Straße. Aber auch die Bürgerwehr, wenn sie auch ihr Eigenthum vertheidigen wollte, zeigte sich täglich mehr geneigt, die Ansichten der äußersten Linken der Nationalversammlung zu stützen und zu verfechten. Diese Versammlung hatte eigentlich keine andere Befugniß, als die neue Verfassung zu entwerfen, welche Waldeck an der Spitze einer Kommission ausarbeitete. Aber sie befaßte sich auch mit allen möglichen Dingen, die sie gar nicht angingen, faßte Beschlüsse und verlangte von der Regierung deren Ausführung. Unter Anderem wurde verlangt, nachdem man sich in Frankfurt in der Person des Erzherzogs Johann von Oesterreich einen Reichsverweser gewählt hatte, die Preußische Regierung solle die Preußischen Truppen auf den Erzherzog Johann vereidigen lassen.

Der König wechselte das Ministerium. General v. Pfuel wurde Ministerpräsident. Man hat mir später am Hofe erzählt, der König habe mit Pfuel verabredet, er solle dazu Ministerpräsident sein, um auf Grund dieses die Befugnisse überschreitenden Beschlusses der Nationalversammlung dieselbe aufzulösen und habe dem General v. Pfuel dazu die sämmtlichen Truppen Wrangels zur Disposition gestellt. Pfuel habe aber bei seinem Erscheinen in der Nationalversammlung (die jetzt im Schauspielhaussaale tagte) den Muth verloren und habe erklärt, die Regierung schließe sich dem Beschluß der Nationalversammlung an. Thatsache ist, daß er die letztere Erklärung gegeben. — Wir schworen aber dem Reichsverweser doch nicht. Es wurde ein Mittelweg gefunden. Es wurde den Truppen beim Appell die Ernennung eines Reichsverwesers bekannt gemacht und dabei ein Hoch auf den König ausgebracht, der allein zu befehlen habe. Auch ein Ausweg!

Für die nächste Zeit stand nun keine Krisis in Aussicht. Die Dörfer waren aber zu dicht belegt, als daß dies auf die Dauer angängig war. Sowohl die Dörfer waren dadurch übermäßig belästigt, als auch die Truppen, die zu schlecht lagen. Beispielsweise war ich in einem Stübchen des Windmüllers untergebracht, das nebenbei als Milchkeller diente, weil es so hübsch kellerig war. Ich wurde auch krank darin.

Mit dem ersten Oktober bezogen wir daher weitläufigere Quartiere. Unsere Batterie kam eine Meile weiter von Berlin in einen Ort Namens Lindenberg. Ein Zug Infanterie unter einem Lieutenant v. Meerheimb kam ebendahin. Lieutenant v. Rheinbaben kam aus Ostpreußen mit seiner Remonte zurück, und so waren wir fünf Offiziere in dem Dorfe vereint und vertrieben uns die Zeit außer dem Dienst mit Spazierenreiten, Whist- und Schachspielen. Wir durften uns aber immer noch nicht viel von unseren Kantonnements entfernen, und der Dienst beschränkte sich auf so

viel Reitunterricht an die Mannschaft und etwas Exerziren, als eben nöthig war, um den Pferden und Menschen die für die Gesundheit nöthige Beschäftigung zu geben.

In diesem Monat Oktober habe ich das faulste Dasein in meinem ganzen Leben geführt. Wenn ich nicht du jour hatte, so stand ich so spät als möglich auf, um gerade noch zum Ausrücken behufs Reitdienstes zurecht zu kommen. Das war meist nach acht Uhr, denn wir rückten um neun Uhr aus. Nach dem Einrücken spielte ich mit Hufeland, mit dem ich in einer Stube lag, eine Partie Schach und Punkt zwölf Uhr stellte uns die Bäuerin unser Essen in einem großen Trog auf den Tisch und lud uns mit den zierlichen Worten ein: „Da, nu können Se essen." Nach dem Essen rauchten wir und hielten ein Mittagsschläfchen. Nachmittags wurde etwas spazieren geritten, und zwar gar nicht lange und weit, denn wir durften uns nicht weit entfernen. Dann wurde Kaffee getrunken, Whist gespielt, zu Abend gegessen, eine Partie Schach gemacht, und ehe der Trompeter abends neun Uhr die Retraite blies, lagen wir schon zu Bette. Ich habe es auch fast in der ganzen Zeit durchgesetzt, in diesem ganzen Monat Oktober von neun Uhr abends bis acht Uhr früh wirklich zu schlafen. Der Mensch kann entsetzlich faul werden und entsetzlich verbauern!

Unterdessen wurde die Nationalversammlung in Berlin immer unverschämter in ihren Anforderungen und Beschlüssen. Sie erklärte das Jagdrecht für aufgehoben und zwar unentgeltlich, und Jeder solle auf seinem Grund und Boden jagen können. Welch schreiender Eingriff in das Eigenthumsrecht dies war, zeigte sich recht deutlich bei Solchen, die ein Jagdrecht vielleicht vor einem Jahre erst für schweres Geld gekauft hatten. Sie sollten das Gekaufte mit einem Federstrich verlieren. Der König sträubte sich lange, den Beschluß zu bestätigen. Endlich beredeten ihn die eingeschüchterten Minister und auch noch andere Leute, und er vollzog diesen unglücklichen Beschluß.

In Wien war wieder offener Aufruhr. Die Oesterreichische Regierung sammelte Truppen unter dem Fürsten Windischgrätz, der Wien belagerte und später mit den Waffen in der Hand nahm. Die Berliner Nationalversammlung beschloß, die Preußische Regierung solle die Armee zur Hülfe der bedrängten Wiener Aufrührer marschiren lassen, und fast zugleich oder bald darauf beschloß die Nationalversammlung die Aufhebung des Adels. Das war dem König doch zu arg. Er leistete dem ersten Beschluß keine Folge und bestätigte den zweiten nicht.

Dieser Widerstreit der Grundsätze mußte zu Thaten führen. Die Bürgerwehr von Berlin neigte von Tag zu Tag mehr zu der äußersten Linken der Nationalversammlung. Der General v. Aschoff legte sein Kommando nieder, weil er solchen Richtungen nicht folgen wollte, und

die Bürgerwehr wählte zu ihrem General einen verabschiedeten Artillerie-hauptmann, Namens Rimpler, der seiner Zeit im beleidigten Ehrgeiz den Abschied genommen hatte, weil ein Jüngerer als er den Rothen Adler-Orden vierter Klasse erhalten hatte. Das Gewicht, das er in früheren Jahren auf Orden des Königs gelegt hatte, hinderte ihn nicht, sich jetzt ganz mit den Absichten des Königs in Gegensatz zu setzen und an die Spitze der republikanischen Tendenzen der Bürgerwehr zu stellen. Wenn dies auch nun nicht der Ausdruck der Bestrebungen des Volkes war, und wenn auch Frau „Generalin Rimpler", als sie auf dem Gendarmen-markt Fische kaufen wollte, von den Fischweibern mit Steinwürfen ver-trieben wurde, unter dem Geschrei: „Seht mal, das is die Rimpleeern, deren Mann des Königs Pension frißt un nu gegen den König befehlen will", so stellte er doch die thatsächliche Macht von dreißigtausend Ba-jonetten dar.

Der König sah sich nach einem anderen Ministerium um. Graf Brandenburg wurde Ministerpräsident und dieser wählte sich Freiherrn v. Manteuffel zum Minister des Innern und Strotha zum Kriegs-minister. Die übrigen Minister waren von geringerer augenblicklicher Be-deutung. Charakteristisch für jene Zeit ist es, daß der König in dem bis-herigen Ministerium nur einen einzigen Minister fand, v. Eichmann, der die Ernennung des neuen Ministeriums gegenzuzeichnen bereit war, und ohne Gegenzeichnung durch einen verantwortlichen Minister wäre die Er-nennung des Ministeriums Brandenburg nicht gültig gewesen.

Neben dem Ministerpräsidenten waren natürlich für den inneren Konflikt der Minister des Innern und der Kriegsminister die wichtigsten Persönlichkeiten. Die Hülfe v. Manteuffels hatte Brandenburg zur Be-dingung gemacht, unter der allein er das Ministerium übernehmen wolle. Im General v. Strotha hatte er den gröbsten und formlosesten General gewählt, den sogar die Artillerie damals besaß. Es war ein kluger, sehr unterrichteter und unerschrockener Mann, aber von derartigen Formen, daß selbst die Unteroffiziere davor schauderten. Unser alter Wachtmeister Scharnhorst hatte noch unter Strotha gedient, als dieser Chef der zweiten Reitenden Batterie war, und sagte: „Strotha als Kriegsminister, das paßt für diese Nationalversammlung. Der schnaubt" (er brauchte hier einen derberen Ausdruck, der zu widerlich ist, um ihn schriftlich wiederzugeben) „sie an, denn ein Schnupftuch führt er nie." In der That hatte Strotha derartige Gewohnheiten, auch im Salon, wie sie nur in Abwesenheit von Damen in der Reitbahn gesehen werden, wenn ein Reiter sein Taschentuch vergessen hat.

Am neunten November begab sich das neue Ministerium in die Nationalversammlung, die im voraus von der Ernennung Kenntniß er-

halten hatte. Es wurde mit entsetzlichem Gebrüll empfangen. Als es endlich zu Worte kam, wurde die Kabinets-Ordre verlesen, welche das Ministerium ernannte. Sofort entstand das Geschrei: „Von wem gegengezeichnet?“ Antwort: „Von Eichmann“, dann wurde eine Königliche Botschaft verlesen, daß die Nationalversammlung durch die letzten Beschlüsse ihre Befugnisse überschritten habe, deshalb vertagt werde, ich glaube auf vierzehn Tage, und sich demnächst in Brandenburg a. H. wieder zu versammeln habe.

Die meisten Mitglieder brüllten vor Wuth. Manteuffel erinnerte den Grafen Brandenburg daran, daß es nun Sache des Ministeriums sei, eine Versammlung so schnell als möglich zu verlassen, die kein Recht mehr habe, hier zu tagen, denn es wurde ihm in dieser Gesellschaft etwas bange. Aber der brave alte Brandenburg wollte nicht gleich fortgehen und sagte: „Ich möchte mir die Kerle noch ein bißchen ansehen, die sind ja gar zu amüsant.“ Endlich gelang es den anderen Ministern, denen es gar nicht lustig schien, ihn herauszuführen, und die Minister gelangten noch glücklich in die bereit gehaltenen Wagen, ehe das versammelte Volk genau erfuhr, was vorgefallen, und ehe es unterrichtet und aufgehetzt war.

Die Nationalversammlung aber beschloß, ihre Sitzungen in Berlin im Schauspielhause fortzusetzen. Die Bürgerwehr erklärte sich bereit, sie zu beschützen. Jetzt war der Streit ausgebrochen. Ein Kampf auf Leben und Tod zwischen der Regierung und der Berliner Bürgerwehr schien unvermeidlich.

Wrangel erhielt den Befehl, in Berlin einzurücken und die gesetzwidrigen (denn es war das Recht des Königs, den Ort zu bestimmen, wo die Nationalversammlung zu tagen habe) Sitzungen der Nationalversammlung in Berlin zu verhindern. Allen Widerstand sollte er mit der Gewalt der Waffen beseitigen.

Wrangel kündigte dem Berliner Magistrat seinen Einmarsch einige Tage darauf zu nachmittags zwei Uhr an und verlangte Quartierbillets für zwanzig oder dreißig Tausend Mann, oder eine andere Zahl, kurz, soviel er hatte. Als der Magistrat die Quartiere verweigerte, erklärte Wrangel, das schade nichts, dann würden die Truppen sich selbst einquartieren, aber mit Gewalt. Nun erklärte der Magistrat, er werde der Gewalt weichen und die Truppen friedlich aufnehmen, wenn er die Bürgerwehr zu bewegen im Stande sei, sie in die Thore von Berlin hineinzulassen.

Es erfolgte der Befehl zum Einmarsch, zu allen Thoren Berlins zugleich, Punkt zwei Uhr nachmittags.

Ich kehre nach diesem Ueberblick über die allgemeine Lage zu meinen persönlichen Erlebnissen zurück.

Den ersten November schien der Winter einkehren zu wollen. Wir wechselten unsere Quartiere und uns wurde das Städtchen Werneuchen für den Winter angewiesen. Das war das zweite Winterquartier, in dem wir uns einrichteten.

Es wurde in Werneuchen eine Montirungskammer eingerichtet, es wurden Bekleidungen für den Winter geholt, die Munition wurde in einer Art von Depot, die Feldausrüstungsstücke besonders untergebracht, die Truppe wurde in Reitklassen getheilt und der Winterdienst begann wie im tiefen Frieden. Wir Offiziere erhielten menschenwürdigere Wohnungen. Ich wohnte bei einem Apotheker, wo sogar jeden Morgen geheizt wurde, so daß ich, weil der dienstbare Geist jedesmal vergaß, die Klappe zu öffnen, jeden Tag in Erstickungsgefahr kam. Eines Morgens rückten wir auf das Feld aus, das uns als Reitplatz angewiesen war, die Reiter auf Decken, Trense, in Mütze. Da erreichte uns ein Reiter auf schweißtriefendem Pferde. Signal Alarm! Die Batterie hat um zwei Uhr an dem Thore von Berlin zu stehen! Es war neun Uhr und Werneuchen ist vier Meilen von Berlin.

Es war noch entsetzlich viel zu thun, ehe wir uns in Bewegung setzen konnten. Da war noch die im Depot niedergelegte Feldausrüstung auszugeben, da war noch die Munition zu verausgaben und zu verpacken, da mußte noch Alles zusammengestellt, verpackt und dann erst gesattelt und angespannt werden. Dann aber durften die Friedensgegenstände doch nicht verloren gehen. Sie mußten ordnungsmäßig an den Quartiermeister abgegeben werden, der sie der Batterie nachzuführen hatte.

Wie ein Bienenschwarm ging die Batterie an die Arbeit. Was sonst einige Tage gedauert haben würde, mußte in einigen Stunden beendet sein. Und wirklich! Es war noch nicht Mittag, als die Batterie sich in Bewegung setzte. Jetzt galt es, die Entfernung von vier Meilen in zwei Stunden zurückzulegen. Es war bitter kalt, die Straße zeigte viele Eisplatten. Aber fort ging's im schärfsten Trabe. Nach einer halben Stunde wurde ein Halt gemacht und Alles revidirt. Dann ging es weiter, in sausender Eile. Mein Hauptmann, der sonst so sehr auf die gute Ernährung der Pferde hielt, mag Thränen vergossen haben über diesen Gewaltmarsch. Aber er führte ihn aus, und Punkt zwei Uhr meldete er sich am Thor (ich glaube, es war das Schönhauser Thor) bei dem Infanterieobersten, der ihm bezeichnet war. Trotz der herrschenden Kälte dampften unsere Pferde und wir Reiter wußten uns vor Erhitzung nicht zu lassen.

Während des scharfen Rittes erscholl aus den Reihen der Kanoniere ein Hurrah nach dem anderen. Denn kein Mensch unter uns glaubte anders, als zum Kampf gerufen zu sein, und die Kanoniere freuten sich

darauf, die Schmach zu rächen, welche uns am neunzehnten März angethan worden war. Hatten wir doch nur in den Zeitungen gelesen, daß das Ministerium Brandenburg ernannt war, und daß dasselbe die Nationalversammlung vertagt hatte. Von dem Zusammenhang der Dinge, wie ich ihn eben erzählt, hatten wir noch keine Ahnung.

Auf dem Sammelplatz, auf dem wir uns mit zwei Bataillonen des zweiten Infanterie-Regiments zu der Truppenabtheilung vereinigten, welche zum Schönhauser Thor einrücken sollten, wurde uns Wrangels Befehl verlesen. Er lautete am Schluß der Detailbefehle ungefähr so:

„Die Stadt Berlin hat uns eine friedliche Aufnahme versprochen. Die Truppen haben sich also jeder Feindseligkeit zu enthalten, wenn sie nicht angegriffen werden. Ein Angriff ist aber mit aller Entschiedenheit mit den Waffen zurückzuweisen, ebenso ist jeder thätliche Widerstand gegen die Ausführung der Befehle mit Gewalt der Waffen zu überwinden."

Wir konnten uns nicht denken, daß die Bürgerwehr uns friedlich einziehen lassen würde. Indessen war der Wortlaut dieses Befehls schon die erste Enttäuschung und Abkühlung unserer Kampflust.

Die zweite folgte bald. Wir setzten uns in Bewegung. Die Batterie marschirte zwischen beiden Bataillonen. Plötzlich Halt! Aha! Jetzt kommt der Angriffsbefehl. Richtig, da jagt ein Adjutant heran! „Soll die Batterie vor?" — „Nein, die Musik an die Tete." Der Schellenbaum der Janitscharenmusik der Königs-Grenadiere war also der Sturmbock des Schönhauser Thores.

An jedem Thore hatte sich dieselbe Komödie abgespielt. Mehrere Bataillone Bürgerwehr standen an jedem Thor, bereit, es zu vertheidigen. Der Führer dieser imposanten Masse war unseren Truppen entgegengeeilt und hatte erklärt, er könne den Einmarsch der Truppen nicht dulden und stehe mit seinen Bataillonen bereit, um das Thor zu vertheidigen. Die Musik des Pariser Einzugsmarsches übertönte seine Worte. „Um Gotteswillen, lassen Sie Ihre Truppen halten!" schrie er. Fürchterlicher Lärm von Trommeln, Pfeifen, Pauken u. s. w. antwortete. „Lassen Sie halten, Herr Oberst!" — Kopfschütteln und Musik antwortete. „Sie werden doch nicht ein entsetzliches Blutbad verursachen wollen?" — Wieder Kopfschütteln und Musik. „Ich werde mich widersetzen." — „Ach machen Sie sich doch nicht lächerlich!" — „Ich erhebe Einspruch gegen Ihren Einmarsch." — „Meinetwegen." — „Wenn ich nun Gewalt gebrauche, werden Sie dann wieder Gewalt gebrauchen?" — „Na, das sehen Sie ja!" — „Nun gut, so weiche ich der Gewalt!" schrie er mit Schwung und eilte schleunigst voraus, um seiner Bürgerwehr den Befehl zu geben, uns ungehindert durchzulassen.

Es war recht unnütz, daß die guten Berliner Bürger zu diesem

Protest auf die Beine gebracht worden waren. Die armen Leute hatten gar keine Lust, sich zu schlagen. Den Einspruch konnte man, wenn man durchaus einen solchen für nöthig hielt, schriftlich dem General v. Wrangel zusenden.

Vom Thore ab marschirten wir zwischen zwei endlosen Reihen Berliner Bürgerwehr hindurch. Sie standen da, Gewehr bei Fuß, sahen sehr komisch aus, der eine dick, der andere dünn, der eine alt, der andere jung, der eine schief, der andere krumm, aber einen Ausdruck hatten sie Alle: sie waren mißvergnügt, gelangweilt, machten sauere Gesichter, mit etwas Furcht und etwas Freude im Ausdruck, daß sie nicht zu kämpfen brauchten. Wir ritten die Reihen unserer Truppen auf und ab, um unsere Leute zu verhindern, über die guten Berliner Bürger schlechte Witze zu machen, denn schon hörte man die Worte „Krähwinkel" in den Reihen der Soldaten.

Die eingerückten Truppen marschirten auf den Plätzen der Hauptstadt auf und empfingen daselbst ihre Quartierbillets.

Ich habe sehr bedauert, daß mich das Geschick nicht traf, mit zu den Truppen zu gehören, welche auf dem Gendarmenmarkt aufmarschirten. Ich hätte den Vorgang gern mit angesehen, wie Wrangel das Schauspielhaus umstellen und die Nationalversammlung auffordern ließ, auseinanderzugehen. Es erfolgte die Antwort, sie leiste der Aufforderung keine Folge. Nur die Mitglieder der Rechten verließen den Saal. Wrangel erklärte nun, es dürfe Jeder den Saal verlassen, aber hinein ließe er Keinen mehr, er habe Geduld und bleibe so lange mit den Truppen da, bis der Letzte fortgegangen sein werde. Dann ließ er sich einen Stuhl bringen und setzte sich darauf mitten auf dem Markt. Als die Abgeordneten sahen, daß sie würden im Schauspielhaussaale verhungern müssen, gingen sie fort, und die Sitzung war aus. Wrangel ließ den Saal abschließen, legte Truppen ins Schauspielhaus, in welches keine Nationalversammlung mehr hineingelassen wurde.

Unsere Reitende Artillerie wurde in die Kaserne am Oranienburger Thor dirigirt, in der sie früher gewesen war. Wir bezogen, durch die Linienstraße marschirend, unsere alte Kaserne. Für die Offiziere, welche in der Kaserne keinen Platz hatten, waren beim Magistrat Quartierbillets in der Nähe verlangt. Meine Pferde waren in der Kaserne untergebracht. Das Quartier für meine Person wurde mir in der Luisenstraße, Ecke der Philippstraße, angewiesen. Es verlief Alles friedlich. Der Dienst war beendigt, und ich ging in mein Quartier, mir dasselbe anzusehen.

Wie erstaunte ich, daß ich mit der ausnehmendsten Liebenswürdigkeit aufgenommen wurde. Eine ältere Dame, Wittwe, wie sie sagte, mit pechschwarzen falschen Haaren und Locken an den Schläfen, empfing mich,

wies mir einen prächtig möblirten Salon und ein sehr schönes geräumiges Schlafzimmer an und wußte gar nicht genug zu fragen, was ich Alles befehlen würde. Ich zog mich um und ging dann wieder nach der Kaserne, um zu sehen, wo ich etwas zu essen erhalten könnte.

Wir erhielten abends den Befehl, von neun Uhr ab in den Kasernen zu bleiben. Die Pferde mußten angeschirrt und gesattelt werden. Ich schlief unter meinem Pferde, wie auch die Kanoniere. Wir blieben die ganze Nacht gefechtsbereit. Den folgenden Mittag wurden wir gefechtsbereit gemacht und nach der im Laufe des Sommers erst vollendeten und vom Garde-Husaren-Regiment belegten Kaserne in Moabit gesendet, die jetzt die Kaserne des zweiten Garde-Ulanen-Regiments ist. Unsere Pferde wurden dort nothdürftig untergebracht, ebenso Leute und Offiziere, bis die Garde-Husaren anderen Tags abmarschirten und eine andere Bestimmung erhielten. Da blieben wir vorläufig mit einem Theil des Garde-Reserve-Regiments in der Kaserne.

Nun erfuhren wir erst, was der Grund zu den genannten Maßregeln gewesen war. Es war die seiner Zeit viel besprochene Majorsnacht der Berliner Bürgerwehr.

Sämmtliche Bataillonskommandeure der Berliner Bürgerwehr vereinigten sich nämlich nach dem Einmarsch der Truppen, um zu berathen, was zu thun sei. Zuvörderst war man nicht gewillt, so ohne Weiteres nachzugeben. Im Gegentheil, es wurden die tollhäuslerischsten Beschlüsse gefaßt. Die Mehrzahl der Bataillonskommandeure stimmten für den Kampf. Um denselben siegreich durchzuführen, sollten die Truppen in den Kasernen überfallen werden. Vorher aber beschloß man, sie ihrer Führer zu berauben, indem man die Offiziere in den Quartieren in der Stadt nächtlich überfiele und tödtete. Solche Beschlüsse einer aufgeregten zahlreichen Versammlung bleiben aber nicht geheim. Noch am Abend hatte Wrangel davon Kenntniß gehabt, und deshalb wurden wir Alle zu den Truppen berufen, und die Truppen blieben in der Nacht gefechtsbereit.

Noch hatten die versammelten Majors nichts gethan, um ihren Beschluß auszuführen, noch beriethen sie zusammen in der Nacht, wie der Gefechtsplan festzustellen sei, denn Rimpler wollte nicht überfallen helfen und hatte sein Kommando niedergelegt, so daß sie ohne Führer waren und in stürmischer Debatte ohne Leitung zu keinem Beschluß kommen konnten, als sie ihrerseits wieder erfuhren, daß die Offiziere ihre Wohnungen verlassen hätten und die Nacht bei den Truppen zubrachten, sowie daß die Truppen gefechtsbereit blieben. So war die Strategie der Spießbürger zunichte, und die Majors saßen, sprachen und tobten die ganze Nacht und kamen zu keinem Entschluß als dem Willen, nicht nachzugeben, und trennten sich früh mit viel Katzenjammer und der Ueberzeugung, sich ums

Vaterland wohlverdient gemacht zu haben. Die Bürgerwehrmänner aber schliefen ruhig in ihren Betten und waren froh, nicht mehr auf Wache ziehen zu müssen. Ich glaube nicht, daß sich darunter Leute gefunden hätten, uns nächtlich meuchlings zu tödten. Die Berliner Bürgerwehr hatte aber einstimmig durch den Mund der Majors erklärt, daß sie den Einmarsch Wrangels in Berlin für gesetzwidrig halte.

Wrangel schlug sein Quartier im Berliner Schlosse auf, besetzte Wachen, Thore, öffentliche Gebäude und Bahnhöfe und befahl die Auflösung der Bürgerwehr, verordnete, sie solle die verliehenen Waffen ausliefern, und verhängte den Belagerungszustand über Berlin und den zweimeiligen Umkreis.

Dieser Belagerungszustand klang fürchterlich und that Niemand etwas zu Leide. Mehr als zwanzig Menschen durften nicht zusammen auf der Straße stehen, bewaffnet durfte kein Nichtmilitär auf der Straße erscheinen, auf den Bahnhöfen wurden Ankommende und Abreisende einer Prüfung unterworfen, sonst ging Alles ruhig seinen Gang. Dennoch wurde Wrangel damals als der entsetzlichste Tyrann und Unterdrücker, als der Geßler, Tilly und Teufel Berlins verschrieen, aus welcher entsetzlichen Gestalt sich bald der volksthümlichste alte Herr entpuppte, der je in dieser Stadt gelebt hat. Zunächst erhielt er noch Droh- und Brandbriefe anonym. Eines Tages wurde ihm angekündigt, wenn er bis zu dem und dem Datum Berlin nicht mit allen Truppen verlassen habe, werde seine Gemahlin Punkt drei Uhr in Stettin aufgehängt werden. Es war dies seine Essenstunde. Am bestimmten Tage setzte er sich zu Tische, sah nach der Uhr und sagte: „Es ist drei Uhr. Ob sie ihr wohl gehängt haben? Ich glaube kaum.“*)

Die Bürgerwehr verweigerte die Auslieferung der Waffen und erklärte, nur der Gewalt nachgeben zu wollen.

Es wurde also die Gewalt in Scene gesetzt. Diese Gewalt war von all den vielen Komödien des Jahres 1848 eine der komischsten.

Man entnahm vom Magistrat die schriftliche Liste der Personen, denen die Waffen anvertraut waren. Dann wurde ein Straßenviertel nach dem anderen in Berlin und in den Vierteln eine Straße nach der anderen durch Truppen abgesperrt. In der abgesperrten Straße wurde getrommelt, ein durch Anschlag verkündetes Signal, nach welchem die Bürger ihre Waffen an die in der Straße stehende Truppe abzugeben hatten. Es kamen auf dies Signal nur sehr wenige Bürger, ihre Waffen abzuliefern, denn sie fürchteten, unpopulär zu werden. Dann gingen aus-

*) Nach den genauesten Quellen fiel dieser kleine Zwischenfall beim Einzuge auf dem Gendarmenmarkt vor, als die Nationalversammlung verhindert wurde, im Schauspielhause zu tagen. Die Bedrohung hatte sich bloß auf den Einzug bezogen.



gesuchte Offiziere von recht ruhigem Temperament und ausgesuchte ältere Unteroffiziere von gewiegtem Charakter mit der nöthigen Begleitung von Haus zu Haus und von Quartier zu Quartier und forderten von dem guten Bürger die ihm geborgte Waffe zurück, nach der namentlichen Liste folgend und den Inhabern bedeutend, sie möchten sich doch jetzt der Gewalt fügen. Die Meisten waren froh, die Waffe los zu sein, und gaben sie unbeobachtet in ihrer Wohnung mit Freuden her. Hier und da mußte Ueberredung angewendet werden, denn in der Nähe des zu entwaffnenden Straßenviertels standen immer Infanteriemassen, Artillerie mit geladenen Kanonen, Kavallerie bereit, bei jedem Widerstande den ergangenen Aufforderungen den allergründlichsten Nachdruck zu geben. Der Hinweis auf solche Macht genügte, die Widerstrebendsten zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Für uns Artilleristen war diese Zeit in hohem Grade langweilig. Wir rückten jeden Morgen mit Tagesanbruch aus, hielten dann auf irgend einem recht windigen Platz bei Frost, Schnee und allem möglichen Berliner Novemberwetter bis zum Einbruch der Dunkelheit, marschirten nach Vollendung des Tagewerks in die Kaserne zurück, um den folgenden Tag früh wieder auszurücken und von Neuem zu frieren. Zur Thätigkeit kamen wir zu unserem Leidwesen und (jetzt muß ich es einsehen) zum Segen des Vaterlandes nicht.

So ward die Entwaffnung der ganzen Bürgerwehr binnen zehn bis vierzehn Tagen durchgeführt. Ein wirklicher Widerstand erfolgte nicht. Seitens der Vorstadt, die man das Vogtland nennt, wurde er bestimmt erwartet, aber auch da fand keine Widersetzlichkeit statt. Ich hörte, daß von den im März verausgabten Gewehren, dreißigtausend an der Zahl, nur hundertundfünfzig bei der Abnahme im November gefehlt haben sollen. Soviel ich weiß, war bei der ganzen Prozedur keine Gewaltsamkeit nöthig und ist keine Tödtung oder Verwundung vorgefallen. Nur ein kleiner schwächlicher Schneidermeister soll sich, trotz aller Ermahnungen und Zureden des eintretenden Offiziers und der Unteroffiziere wie ein Verrückter gebärdet haben, indem er schrie: „Nur über meine Leiche!“ Seine auffallend kräftige Ehehälfte hörte sich das, auf dem Sofa sitzend, erst ruhig mit an. Aber durch die allzu häufige schreiende Wiederholung dieser vier Worte ungeduldig gemacht, erhob sie sich endlich würdevoll, schlug dem Herrn Gemahl eine derbe Ohrfeige, daß er in eine Ecke des Zimmers fiel, und sagte zum Offizier: „Da ist die Leiche und dort steht das Gewehr.“ Ich war leider nicht zugegen, aber es wurde mir erzählt.

Man sieht, wieviel Menschenleben bei inneren Unruhen geschont werden können, wenn die Regierung gleich mit ausreichender Truppenmacht auftritt und mit unbeugsamer Thatkraft vorgeht.

Während der Entwaffnung spielte sich noch eine andere Komödie ab.

Die Linke der Nationalversammlung war nicht willens, die von der Regierung angeordnete Vertagung als zu Recht bestehend anzuerkennen und sich zu dem bestimmten Tage in Brandenburg zu versammeln. Sie setzte jeden Tag ein anderes Lokal in Berlin als Sitz der Nationalversammlung an, um dort die nöthigen Beschlüsse zu fassen. So geheim dies auch betrieben wurde, so kam es doch immer zur Kenntniß der Regierung, und mit den Mitgliedern zugleich erschien dann eine Kompagnie Infanterie und säuberte das Lokal durch ihre bloße Erscheinung. Endlich, als die Bürgerwehr sich auf das Erheben von Einspruch beschränkte und zur Vertheidigung des Rumpfsparlaments keine Hand rührte, gaben die Mitglieder weitere Versuche auf.

Als nun die Versammlung in Brandenburg an der Havel wieder zusammentrat, wurde ihr die von der Regierung erlassene Verfassung vom fünften Dezember 1848 vorgelegt, und sie, die Nationalversammlung, war somit ihres Berufs ledig und aufgelöst.

Daß diese aufgezwungene Verfassung im Wesentlichen, namentlich im Wahlmodus, einfach eine Abschrift des von Waldeck, also dem Führer der äußersten Linken, ausgearbeiteten Entwurfs war, erschien allen konservativen Elementen als ein großes Unglück. Nach einem solchen Siege brauchte sich, meinte man, das Ministerium Brandenburg-Manteuffel nicht die revolutionärste Verfassung zu eigen zu machen, sondern hätte können zum vereinigten Landtage zurückkehren. Ich mag das Für und Wider hierzu nicht auseinandersetzen, denn es würde zu ganzen Werken politischen und staatsrechtlichen Inhalts führen. Zu dem unerschrockenen Ministerpräsidenten Grafen Brandenburg, der sich um die Einzelheiten der Verfassung und staatsrechtliche Fragen nie gekümmert hat, sondern stets nur Soldat gewesen ist, kam ein aufgeregter Konservativer und sagte: „Excellenz, es wird nicht gehen mit einer so demokratischen Verfassung.“ „Ich glaube auch nicht“, war die Antwort. „Ja aber um Gotteswillen, wenn es nun nicht geht, was dann?“ „Dann probiren wir was Anderes.“ „Dann fallen aber die Provinzen ab!“ „Schön, dann erobern wir sie wieder.“

Es wurde mir später eine poetisch klingende Lesart mitgetheilt, wie König Friedrich Wilhelm IV. den Grafen Brandenburg, der damals in Breslau kommandirender General war, zum Ministerpräsidenten genommen habe. Die Erzählung stimmt so sehr mit der Natur des Königs, daß ich sie für wahr zu halten geneigt bin.

Danach soll der König in der zweiten Hälfte des Oktobers, tief bekümmert durch die steigenden Uebergriffe der Nationalversammlung, sehr verzweifelt und mit trüben Ahnungen in die Zukunft geblickt haben. Besonders die Nachgiebigkeit des Ministeriums Pfuel, das er zu energischer Thätigkeit gegen die Nationalversammlung beauftragt habe, soll ihn haben

daran zweifeln lassen, einen geeigneten Staatsmann finden zu können, der der schwierigen Lage gewachsen sei. Da habe die Königin ihm vorgestellt, er brauche nur einen energischen Mann, und einen werde er doch in seinem weiten Reiche finden. Wer das sei, wisse sie nicht, aber er müsse ihn finden. Nach einer schlaflosen Nacht hat der König Brandenburg gewählt, der in Breslau durch Thatkraft und Strenge ohne Blutvergießen die Ordnung bewahrt hatte, obgleich dort auch Unruhen genug vorgefallen waren. Brandenburg erhielt die Berufung. Der alte Herr aber, der in der Begleitung des Marschalls York schon den Freiheitskrieg mitgemacht, antwortete, er sei nur Soldat, verstehe nichts von Staatsverwaltung und könne die Stellung als Ministerpräsident unmöglich ausfüllen. Im Gegentheil fühle er sich alt und invalide und bitte Seine Majestät auch als General um seinen Abschied. Da habe der König ihm folgenden Brief geschrieben:

I.

„Euer Excellenz bewillige ich hiermit den erbetenen Abschied."

II.

„Als Chef Deines Hauses befehle ich Dir, augenblicklich, todt oder lebendig, zu mir zu kommen und das Präsidium des Ministeriums zu übernehmen."

(Graf Brandenburg war bekanntlich der Halbbruder Friedrich Wilhelms III., also der Oheim des Königs.)

Hierauf folgte Graf Brandenburg und sagte dem Könige, derselbe habe das einzige Mittel angewendet, welches ihn habe bewegen können, einen Posten anzunehmen, dem er sich nicht gewachsen fühle. Der König verstehe Alles besser als er, er werde thun, wie der König befehle, und wenn er Fehler mache, möge ihn der König wieder fortjagen, aber ihm die Fehler nicht übel nehmen, denn er fühle, daß er nichts verstehe von Allem, was zu dieser Stellung nöthig.

Wir blieben so lange in der Kaserne in Moabit, bis die Entwaffnung von Berlin beendigt war. In dieser Zeit hatte ich wieder einmal Veranlassung, einer groben Indisziplin entgegenzutreten. Das tägliche Ausrücken und Müßigstehen bei der Entwaffnung hatte den Thatendurst unserer Soldaten erregt und nicht gelöscht. Abends, wenn sie sich einmal in irgend einem Laden etwas kauften, nachdem der Dienst zu Ende war, kamen sie wohl mit aufwiegelnden Schwindlern zusammen. Die Mannschaften, welche am ersten Oktober drei Jahre gedient hatten und entlassen zu werden hofften, aber noch bei der Truppe behalten wurden, bis die Ruhe in Berlin vollkommen gesichert sei, waren der Einflüsterung zugänglich, dies sei rechtswidrig. Dazu kam das heftige, aufbrausende,

stets in Schimpfreden sich bewegende Wesen unseres Hauptmanns und das hetzende Element in dem Privatdiener des Premierlieutenants Hufeland.

Eines Morgens kehrte ich eben nach sechs Uhr aus dem Stall zurück, da kam mir der Quartiermeister Jacobs, ein schüchterner Mann, der an des erkrankten energischen Wachtmeisters Scharnhorst Stelle den Wachtmeisterdienst versah, erschreckt nachgelaufen und sagte, ein Theil der Mannschaften weigere sich, die Pferde zu putzen, von dem Augenblick an, wo ich den Stall verlassen. Dem Jacobs schien ein Komplot vorzuliegen, in meiner Abwesenheit den Hauptmann durch solche Widersetzlichkeit in den Stall zu locken und dort zu überfallen. In meiner Anwesenheit wollten sie das nicht wagen, denn sie wußten, daß der größte Theil der Batterie an mir hinge, aber dem Hauptmann allein würde Keiner helfen. Ich eilte sofort in den Stall, nahm mir, da ich jeden einzelnen Kanonier so gut kannte, daß ich wußte, wie Jeder dachte, fünf bis sechs der Stärksten und Zuverlässigsten gleich mit, ließ zwei der Rädelsführer fassen und gleich auf die Wache schleppen, und während die Uebrigen ihren Dienst nun weiter thaten, blieb ich im Stall und sandte den Quartiermeister zum Hauptmann, ihm den Vorfall zu melden. Als derselbe kam, war Alles in Ordnung, ich ging dicht neben ihm im Stall auf und ab, bereit, zu seiner Vertheidigung die Waffe zu gebrauchen.

Bei der Untersuchung kam nicht viel heraus. Es gelang den Leuten, sich vor Gericht durchzulügen. Da mir aber Hufeland sagte, er wisse von seinem Privatdiener Leberstrohm, daß solche Dinge sich wiederholen würden, so bewog ich Hufeland, als ältester Offizier zum Hauptmann zu gehen und ihm Alles zu sagen, was er wisse.

Der Hauptmann v. Jaski fragte nur, ob der Mißmuth der Mannschaft politischer Natur sei oder nur persönlich gegen ihn gerichtet, und als Hufeland ihm erklärte, daß nur des Hauptmanns häufige Schimpfreden der Grund der Mißstimmung seien, antwortete Jaski: „Dann bin ich beruhigt. Ich werde die Folgen tragen, aber an meiner Art und Weise nichts ändern. Ich werde mich meiner Haut schon wehren, und die Untergebenen haben sich nach den Vorgesetzten zu richten."

Diese muthige Antwort nöthigte mir eine große Hochachtung vor dem Manne ab. Ich fing an ihn zu lieben. Auch er gewann Zuneigung zu mir, seitdem er sah, daß ich für ihn eingetreten war. Zuletzt wurden wir ganz gute Freunde, soweit Unterschied an Alter (sechsundvierzig und zweiundzwanzig) und Rang es zuließen. Zuvörderst aber ließ ich ihn nicht allein in den Dienst gehen, sondern begleitete ihn wie ein Schatten. Und wenn auch Hufeland der Ansicht war, daß der Mißmuth der Mannschaften nicht politischer Natur gewesen sei, so war ich doch froh, als die Zeiten minder politisch wurden, und die mißvergnügten ausgedienten

Mannschaften in die Heimath entlassen werden konnten, ebenso, als Hufeland seinem Privatdiener eine andere Anstellung verschaffte.

In der Kaserne von Moabit lernte ich einen interessanten, geistreichen, blassen Premierlieutenant von der Garde-Reserve kennen. Er hieß v. Blumenthal. Als er Chef des Generalstabes der Armee des Kronprinzen 1866 und 1870/71 wurde, hatten wir noch mehr Berührungspunkte.

Im Laufe des Monats Dezember bezogen wir unsere Kaserne wieder. Die Truppe nahm den Winterdienst wieder auf, wie im vorigen Winter und wie alle Winter, als sei nichts vorgefallen.

Nur wir Offiziere wurden in eine sehr veränderte Lage gebracht. Eingedenk der Majorsnacht und der einmal aufgetauchten Idee, die Offiziere in den Stadtwohnungen zu überfallen, ordnete das Gouvernement an, daß alle unverheiratheten Offiziere in den Kasernen wohnen sollten. Ob darin Platz war oder nicht, das war gleichgültig. Es wurden eben mehrere Offiziere da hineingesteckt, wo bisher nur einer Platz hatte. So kamen Lieutenant v. Rheinbaben, v. Helden und ich in eine kleine Wohnung, die aus einem einfenstrigen Schlafzimmer und einem einfenstrigen Wohnzimmer bestand. Unser Aufenthalt darin war recht bescheiden. Kaum hatten drei Betten in dem kleinen Kämmerchen Platz. Höchst ergötzliche kleine Vorfälle folgten daraus. Wenn der Eine, bei der Verschiedenheit des Dienstes, noch schlafen wollte, während der Andere sich schon anzog, kam es wohl vor, daß Letzterer beim Waschen das nasse Handtuch aus der Hand und aus Mangel an Raum dem Schlafenden aufs Gesicht legte, der dann, unangenehm erweckt, entsetzlich schrie. Das weckte nun wieder den Dritten, und so ging es alle Tage unter gegenseitigem Necken und Gelächter.

Die Bescheidenheit der Lebensführung stimmte mit der augenblicklichen Ebbe in meiner Kasse.

Als der politische Wendepunkt im März 1848 erfolgte, hatte ich durch den geselligen Verkehr in Berlin mannigfache Ausgaben gehabt, und wenn ich auch nicht gerade Schulden gemacht hatte, so war doch manche Rechnung noch zu bezahlen, und die Geschäftsleute brauchten alle Geld. Das Leben auf den Dörfern im Laufe des Jahres hatte mir so gut wie gar keine Ausgaben verursacht, und ich hatte die dringendsten Forderungen befriedigen können. Nun beschloß ich, auch ferner so lange lediglich von meinem Lieutenantsgehalt zu leben, bis ich durch die von meinem Vater mir gesandte Zulage den letzten Pfennig bezahlt haben würde. Das habe ich auch durchgeführt und dabei kennen gelernt, daß es möglich ist, und gelernt, wie man den letzten Pfennig verwerthet. Dabei ging ich in alle Gesellschaften, auch zu Hofe, wohin ich bei meiner ausgedehnten Bekanntschaft geladen wurde. Aber ich ging hübsch zu Fuß hin und zurück. Zu

einer Droschke hatte ich nie Geld. Ein Theater betrat ich damals nie, auch sonst war von kostspieligen Vergnügungen nicht die Rede.

Ich kann nicht behaupten, daß ich mich in dieser Zeit minder glücklich gefühlt hätte, als da ich mir keine Entbehrungen auferlegte. Im Gegentheil, da wir alle Drei in derselben Lage waren, so waren wir auch recht vergnügt dabei und belustigten uns über den Erfindungsgeist, der uns Sparsamkeit lehrte.

So wurde uns allen Dreien von der Garnisonverwaltung das jedem Offizier zustehende Holz und Licht gewährt. Da wir es aber nicht verbrennen konnten, sondern eine Portion genügte, um die kleine Wohnung über und über zu heizen, so stimmten die Anderen dem Vorschlage bei, den ich machte, für Zwei das Holz und Licht in Gelde zu empfangen. Diese Summe, für Jeden zwei und einen halben Thaler monatlich, verwaltete ich und beschaffte dafür das Frühstück für alle Drei. Drohte das Geld am Ende des Monats nicht zu reichen, dann wurde der Kaffee dünner und ich vertröstete die Tadler auf den Beginn des nächsten Monats.

Unser Mittagessen erhielten wir damals im Offizierkasino für den unglaublich geringen Preis von fünf und einem halben Thaler monatlich, und da wir uns aus Mangel an baarer Münze das zweite Frühstück abgewöhnten, abends aber fast täglich in geladenen Gesellschaften bewegten, so betrug die Ausgabe für die Nahrung nur fünf und einen halben Thaler vom Gehalt. Als Getränk diente meistens Wasser, selten Bier und nur ausnahmsweise Wein. Es reichte somit das Lieutenantsgehalt von fünfundzwanzig Thalern, zweiundzwanzig Silbergroschen und sechs Pfennigen mit der an Stelle des Servises uns gewährten halben Kommandozulage von vier Thalern monatlich so eben hin, um die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu befriedigen, nämlich:

Kleiderabzug monatlich	10	Thaler,
Mittag	$5^1/_2$	"
Burschenzulage	2	"
Leibwäsche	3	"
Summa Abzüge	$20^1/_2$	Thaler.

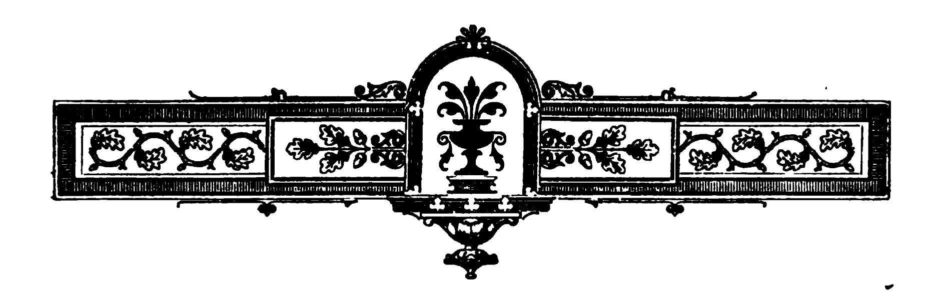
Es blieben somit monatlich neun Thaler, sieben Silbergroschen und sechs Pfennige für Handschuhe, Halsbinden, Abendbrot (ausnahmsweise), Wein, Bier, Tabak, Sattelreparatur und andere außergewöhnliche Ausgaben.

So endete dem Lieutenant das Jahr 1848 recht bescheiden.

Zweites Buch.

Praktischer Dienst bis zur Rückkehr von der Kriegsschule 1853.





1. Im Regiment.

1849.

Das neue Jahr brachte uns einen neuen Obersten. Das Interregnum des schwachen Majors v. Wedell hörte endlich auf. Der Oberst v. Hahn war Kommandant von Mainz und Infanterie-Brigadekommandeur geworden, ein ungeheueres Ereigniß für die Artillerie der damaligen Zeit.

Unser neuer Oberst war ein kleines Männchen mit geziertem und zierlichem Betragen, der auch immer das Eigenschaftswort „offizierlich" im Munde führte, was wir natürlich in „o wie zierlich" übersetzten. Er sprach sehr gewählt, hüstelte zwischen allen sechs Worten einmal, und wenn er Jemandem etwas Unangenehmes gesagt hatte, pfiff er sich ein Liedchen. Er hieß v. Knobloch und hatte früher schon in der Garde-Artillerie gestanden. Das Offizierkorps wurde ihm im Offizier-Speisesaal vorgestellt. Hierbei war meine erste Begegnung mit ihm von keinen günstigen Vorzeichen begleitet. Ich fiel ihm mit meinem bartlosen Gymnasiastengesicht natürlich auf, noch mehr mit meinem Johanniter-Orden. Er stellte sich vor mich hin, hüstelte zweimal und sagte: „Ihr Name, Herr Lieutenant?" Ich sagte: „Prinz zu Hohenlohe." Er trat drei Schritt zurück, machte ein tiefes Kompliment, ich ein noch tieferes, darauf machte er ein zweites, ich ebenfalls, er leistete ein drittes, ich blieb auch das nicht schuldig. Dann hob er sich auf die Spitzen, um ebenso groß zu sein wie ich, obgleich ich nicht sieben Zoll maß, und sagte, indem er meine Fußspitzen von oben herab verächtlich ansah: „Hm, hm, haben Sie, hm, hm, das Artillerie-Offiziersexamen auch gemacht?" Ich antwortete kurz: „Vor drei Jahren." Wir tauschten noch zwei Komplimente aus, und er wendete sich weiter. Wer ein Preußisches Offizierkorps kennt, wird sich das Kichern in demselben während dieser grotesken Scene ohne Beschreibung denken. Mir war anfangs auch sehr lächerlich zu Muthe, aber ich bezwang mich. Daß mich das Männchen aber danach fragte, ob ich überhaupt jenes Examen gemacht habe, welches als das beste je bestandene mir einen Orden gebracht

hatte, den ich trug, das hatte mich geärgert. Die Kameraden neckten mich nachher damit, welch griesgrämiges Gesicht ich ihm gemacht hätte. Er aber ärgerte sich, daß er sich falsch benommen hatte, und verzieh mir das nie. Solange er mein Vorgesetzter war, fühlte ich es.

Im Laufe des Winters hatte ich nicht allzu viel Dienst. Wir waren vier Offiziere bei der Batterie, außer dem Hauptmann. Ich besuchte daher die Gesellschaften und Bälle, welche trotz der revolutionären, unruhigen Zeit immer noch stattfanden, fleißig und hatte außerdem noch Zeit, Privatunterricht in der Englischen Sprache zu nehmen.

Mein Lehrer, Mr. Donald Style, war eine eigenthümliche Erscheinung. Er war von seinem Vater behufs Studirens nach Berlin geschickt und gehörte der besten Gesellschaft an. Sein Vater gab ihm ebenso viel Geld wie der meinige mir. Mr. Style studirte fleißig auf der Universität, aber außerdem gab er englischen Sprachunterricht, so daß er sich in Berlin seinen Unterhalt u. s. w. selbst erwarb und das väterliche Geld für die drei Sommermonate sparte, um dann interessante Reisen durch Europa zu machen. Er sprach das Englisch der guten Gesellschaft, war deshalb ein sehr gesuchter Lehrer und verkehrte in der vornehmen Welt. Daß er wie ein Deutscher ohne Accent Deutsch sprach, erleichterte ihm den Verkehr. In Hofkreisen, z. B. auf einem Ball beim Englischen Gesandten, Graf Westmoreland, tanzte er mit, und es kam vor, daß ich in der Française mit meinem Englischen Sprachlehrer vis-à-vis tanzte. Ich trieb diesen Sprachunterricht mit viel Eifer, und nach einigen Jahren, auf der Kriegsakademie, war ich im Stande, die Deutschen Geschichtsvorträge auf Englisch nachzuschreiben. Schade, daß ich nie Gelegenheit gehabt habe, rechten Nutzen von diesem Studium zu ziehen, da ich nie nach England gerathen bin.

Von den Bällen dieses Winters ist mir der sehr schöne Ball bei der Gräfin Rossi besonders im Gedächtniß geblieben, den sie zu ihrem Abschied von Berlin gab. Diese merkwürdige Frau, vormals als Sängerin Sontag durch ganz Europa berühmt, hatte den Sardinischen Gesandten Grafen Rossi geheirathet. Das Ehepaar lebte auf einem großen Fuß und gab mehr Geld aus, als es einnahm. Es hatte mehrere Kinder. Das Vermögen, das sich die Gräfin durch ihre Stimme verdient hatte, schmolz sichtlich. Da war ihnen vor einem Jahre eine Geldspekulation vorgeschlagen worden, die sehr gewagt war. Sie redete ihrem Manne zu, die Spekulation zu wagen, mit dem Versprechen, im Fall des Mißlingens das Vermögen durch Singen wieder zu erobern. Darüber kam die Katastrophe von 1848, die Spekulation mißlang also, 1849 sollte gezahlt werden, und die Familie Rossi ward bankerott. Vorher aber gab sie noch einen großen Ball und verließ dann Berlin, wanderte auf den

Bühnen Frankreichs, Englands und Amerikas umher, bis jedes ihrer Kinder ein Vermögen von 200 000 Thalern hatte. Als sie dieses ihr angestrebtes Ziel erreicht hatte, auf der Höhe ihrer zweiten künstlerischen Ruhmeslaufbahn, ereilte sie der Tod plötzlich 1854 in Mexiko nach einem Cholerakrankenlager von wenigen Stunden.

Mein geringer Dienst ward vier Wochen vor der Detailbesichtigung, die der gefürchtete General v. Jenichen abhielt, in etwas dadurch vermehrt, daß mir die Reiterabtheilung des Lieutenants Braun übergeben wurde, welcher Letztere an einer langwierigen Krankheit daniederlag. Braun hatte nur mit der Hetzpeitsche in der Bahn gestanden und alle Pferde verdreht gemacht. Dazu kam, daß mir die Stunde von sechs bis dreiviertel sieben Uhr morgens zufiel, als es noch dunkel war. Nach acht Tagen meldete ich dem Hauptmann, ich hätte meine Reiterabtheilung zum ersten Male gesehen und dabei entdeckt, daß kein Reiter etwas könne und kein Pferd einen regelmäßigen Tritt gehe. Der Hauptmann fuhr zornig auf: „Wie kommt es, daß Sie die Reiter heute zum ersten Mal gesehen?“ — Antwort: „Weil heute Mondschein war.“ — Ich gab mir in den folgenden Wochen alle erdenkliche Mühe, aber selbst ein Hexenmeister hätte unter diesen Verhältnissen nichts leisten können. Ich war sehr betrübt und sah es kommen, daß ich mich vor meinem Gönner, dem General v. Jenichen, blamiren würde. Aber der alte Wachtmeister Scharnhorst tröstete mich mit den Worten: „Lassen Sie das nur gut sein, es wird schon gemacht, es wird ganz gut gehen.“

Der gefürchtete Tag der Besichtigung kam heran. Jenichen besichtigte die Rekruten zuerst in der Bahn in zwei Abtheilungen. Ich revidirte meine traurige Abtheilung „alter Reiter“ vor der Thüre, wischte jedes Stäubchen von jedem Bügel, als die zweite Rekrutenabtheilung einrückte, und sah kummervoll der nächsten halben Stunde entgegen, da kam die erste Rekrutenabtheilung schweißbedeckt aus der Bahn, die zwölf besten, ruhigsten, frommsten Pferde der Batterie. Der alte Wachtmeister schrie zu fünf Reitern meiner Abtheilung, welche die unrittigsten Pferde hatten: „Schnell runter!“ In großer Hast wurden die eben vorgestellten Pferde trocken gerieben, glatt gestriegelt, meine Reiter draufgesetzt, die Bügel verpaßt, die Gesellschaft rangirt, von Neuem abgebürstet, und als wir eben fertig waren, flogen die Thüren auf und ich mußte einrücken. Ich war sprachlos vor Erstaunen über diesen wohlgeleiteten Betrug und gab mein Kommando mechanisch. Die Pferde gingen wie die Lämmer. Der General lobte mich sehr. Ich schämte mich innerlich wie ein begossener Pudel ob dieses Schwindels, ob dieses Lobes, aber ich wagte auch nicht die Wahrheit zu sagen und damit meinen Hauptmann und den alten braven Wachtmeister Scharnhorst an den Pranger zu stellen, ihnen

gar eine kriegsgerichtliche Untersuchung zuzuziehen. Schon als der alte Jenichen sagte: „Merkwürdig, wie ähnlich der Fuchs hier an der Tete dem Fuchs ist, der bei der ersten Rekrutenabtheilung an der Queue ging“, da waren der Hauptmann und der Wachtmeister erbleicht. — Ich sah aber, an welchen Fäden Renommee, Ruhm, Ehre und Lob hängen. Ich glaubte damals, das käme nur im Frieden vor. Später lernte ich kennen, daß es damit im Kriege noch viel schlimmer zugeht.

Bald darauf nahm der alte General v. Jenichen den Abschied. Wir gaben ihm zum Abschied ein Fest in der Kaserne, bei dem er unter den Kameraden sehr gemüthlich war und es uns gelang, ihn sehr zu erheitern. So gefürchtet er war, so sehr ward er auch verehrt und geliebt. Ich hatte allen Grund, über seinen Abgang sehr betrübt zu sein, denn ich hatte nun noch einen Gönner weniger unter den Vorgesetzten. Zunächst wurde die Stelle nicht besetzt, und unser Oberst v. Knobloch verwaltete die Geschäfte der zweiten Artillerieinspektion nebenher. Ich sollte bald empfinden, daß er es mir nachtrug, wie er sich mir gegenüber bei der Vorstellung des Offizierkorps bloßgestellt hatte.

Eines Tages im Frühjahr, während ich mich auf den Sommer freute mit seiner vielverheißenden Thätigkeit, kam der Adjutant zu mir und sagte, der Oberst habe mich zur Dienstleistung zur Artillerie-Prüfungskommission (derjenigen Kommission, welche alle neuen Erfindungen prüfen muß) vorgeschlagen. Ich war außer mir. War mir ein solches Kommando schon vor einem Jahre, obgleich mein Gönner Jenichen mich dadurch in seiner Nähe haben wollte, an sich sehr zuwider, um so mehr widerstrebte es mir jetzt, wo es an allen Grenzen der Monarchie nach Krieg drängte und ich, wenn erst zu den Gelehrten abkommandirt, gewiß nicht zur praktischen Thätigkeit kommen konnte. Ich fragte also den Adjutanten, ob nichts dagegen zu machen sei. Er antwortete mir, ich könne gar nichts thun. Der Oberst sei außer sich vor Zorn, daß er überhaupt einen Offizier dorthin schicken müsse, und habe mich ausdrücklich bestimmt, denn ich sei aggregirt, und einen Aggregirten könne er doch zu nichts Gescheitem gebrauchen, übrigens hätte ich kein Vorrecht vor den Anderen und müsse hingehen, wohin er mich sende. Ich könne zum Obersten gehen, aber ich müsse darauf rechnen, daß er mich zur Treppe hinunterwerfen werde, wenn ich Gegenvorstellungen machte. Ich ging also nicht zu ihm.

Die Generalinspektion genehmigte das Kommando, und ich meldete mich beim Obersten. Derselbe sagte mir, er habe mit Vergnügen meinem Wunsche willfahrt, zu diesem Kommando auserwählt zu werden. Ich war fast sprachlos vor Erstaunen über diesen Hohn und antwortete ihm, ich sei nach meinen Wünschen nicht gefragt worden, dieselben seien aber

auf das Gegentheil gerichtet. Er that sehr erstaunt und sagte: „Da bin ich ja ganz falsch berichtet", worauf ich ihm trocken entgegnete: „Ich kenne Ihre Berichterstatter nicht."

Die Erbärmlichkeit des Obersten erreichte ihren Höhepunkt, als ich ihn verließ, der Adjutant mir aber auf der Treppe nachlief und mich fragte, ob ich mich beim Generalinspekteur, Prinzen Adalbert, melden würde. Ich sagte, das sei mein Recht wie meine Pflicht, denn das Kommando sei von der Generalinspektion befohlen. In diesem Falle, meinte der Adjutant, ließe der Oberst mich ersuchen, ihm nicht Unannehmlichkeiten zu machen, denn er habe in der Eingabe gemeldet, daß ich das Kommando gewünscht, und ich würde doch das nicht bestreiten. Ich schäumte vor Wuth über diese Treulosigkeit und sagte nur dem Adjutanten: „Ich, meinestheils, verschmähe es, dienstlich zu lügen." — Damit ging ich zum Prinzen Adalbert. — Leider war er nicht im Palais und ich mußte meine Meldung aufschreiben. Sein damaliger Chef des Generalstabes, Oberst Encke, Bruder des berühmten Astronomen, war mir zwar auch nicht hold, denn er haßte jeden Adligen bei der Artillerie, um wie viel mehr einen Prinzen, aber er liebte auch meinen Obersten nicht, mit dem er von altersher auf gespanntem Fuße stand. — Ich meldete mich also auch bei Encke. Derselbe fragte mich höhnisch: „Na, Sie haben sich zu diesem Kommando gemeldet?" Ich antwortete ihm, daß ich nicht gefragt sei, und meine Wünsche auf baldige Ablösung gerichtet seien. Wie ich gehört habe, ist infolgedessen der Oberst v. Knobloch durch den Prinzen Adalbert bei der nächsten Gelegenheit auf das Empfindlichste getadelt worden, mit dem Befehl, wenn ich einige Monate bei dem Kommando sei, baldigst meine Ablösung zu beantragen.

Aber einige Monate lang mußte ich immer bei dem langweiligsten aller Kommandos verbleiben. Während der interessanten historischen Zeit, in der unserem Könige aus Frankfurt die Deutsche Kaiserkrone angeboten wurde und Brandenburg das historische „Niemals, niemals, niemals!" rief, während der Krieg in Schleswig von Neuem entbrannte, während Preußische Truppen in Dresden den Aufstand niederschlugen, während die Ueberreste der Frankfurter Nationalversammlung in Baden einen Aufstand organisirten und unser Prinz von Preußen, eine Armee kommandirend, diesen Aufstand im schnellen glänzenden Siegeslauf niederschlug, mußte ich über unpraktische Erfindungen Proben anstellen und die Reinschriften von dicken Akten vergleichen, die mit gebührender zopfmäßiger Länge und Breite als Beilagen zum Bericht bewiesen, daß diese Erfindungen nichts taugten. Da mußte ich ein Dutzend Entfernungsmesser auf Unbrauchbarkeit untersuchen, ich mußte unzählige Rotationsberechnungen machen und abschreiben, ich mußte auf dem Schießplatze bei glühender Hitze tagelang

aushalten und jede Stunde einen Schuß abfeuern lassen und Abscissen und Ordinaten messen und eintragen, ich mußte acht Vormittage hintereinander den Bericht über die Granaten mit ellipsoidaler Höhlung und exzentrischem Schwerpunkt mit der Urschrift vergleichen, daß mir schwindlig wurde. Denn die Prüfungskommission bestand damals aus drei Arten von Offizieren: erstens Mitgliedern, die vornehmlich in der Sitzung am Mittwoch von früh neun bis nachmittags vier Uhr schwatzten, zweitens Assistenten, welche in der Sitzung bei den Abstimmungen über die Beschlüsse keine Stimme hatten, denen aber die schriftlichen Gutachten übertragen wurden, und drittens zur Dienstleistung kommandirten jungen Offizieren (wie ich), denen von den Mitgliedern und Assistenten alle Arbeit übertragen wurde, die diese eigentlich machen sollten.

Wenn noch wenigstens die Mitglieder der Kommission militärisch und geistig bedeutende Männer gewesen wären, dann hätte man von ihnen etwas lernen können. Das war aber nicht der Fall. Im Allgemeinen kommandirte man damals als Mitglieder zu dieser Kommission Offiziere, die im praktischen Dienst nicht zu brauchen waren. Die Beschlüsse der Kommission fielen daher damals auch immer so aus, daß sie von der Generalinspektion und vom Kriegsministerium verworfen wurden, und die Königliche Artillerie-Prüfungskommission war die verlachteste Behörde der damaligen Zeit.

Den Vorsitz führte eigentlich der Inspekteur der zweiten Artillerieinspektion. Nach Jenichens Abschied war diese Stelle aber noch nicht besetzt, und der Vorsitz ging auf das älteste Mitglied, den Direktor der Artillerieschule, Oberst Wittich, über. Dieser war mir schon von der Schule bekannt. Ein ganz unfähiger, unentschlossener, gedächtnißschwacher, tauber und halbblinder Mann, der nie wußte, wovon die Rede war. Da war noch als Mitglied der alte Oberst Grapow. Man gab ihm selten ein Referat, weil er nichts konnte. Hier und da aber mußte er über Dinge von unerheblicher Wichtigkeit einen Bericht machen. Da kam es denn vor, daß er einen schönen Bericht im Plenum zur Unterschrift vorlas. Auf die Bemerkung eines Mitgliedes, daß, soviel er sich erinnere, bei den Schießversuchen sich das Gegentheil herausgestellt habe, sagte er gemüthlich: „So? Na das schadet nichts. Da setze ich überall noch ein »nicht« vor das, was ich geschrieben, und dann wird's stimmen." Das große Wort führte der Hauptmann Hartmann, der später als General den Abschied nahm und geadelt wurde, Vater des Philosophen Eduard v. Hartmann, dem er sein Geld und seinen Grad von Bescheidenheit vererbt hat. Vater Hartmann bewegte sich immer in bombastischer Breite und gab jedem Ding ein so langes, bezopftes wissenschaftliches Kleid, daß man von dem Ding selbst nichts mehr sah. Er erfand später die Turbin-

geschosse, welche nie zur Anwendung gekommen sind, weil sie den Schützen ebenso gefährdeten wie den Feind. Er hatte wesentlichen Antheil an der Konstruktion der Bombenkanonen, die nie gebraucht worden sind, sondern bald wieder abgeschafft werden mußten. Er stieß mit der Zunge an und lispelte im Anfang seiner Rede leise, denn er verlangte und erwartete, daß ihm Alles lausche, aber im Eifer konnte er brüllen wie ein Stier. Sein oft wiederholter Wahlspruch war: „Nur die Schufte sind bescheiden." — Der Feuerwerksmeister Busch (später Oberst, damals Hauptmann) hatte einen Bart zum Fürchten, zuckte mit den Augenbrauen wie der General Kantschukowski in der Operette Fatinitza; er war sehr stolz auf seine Raketen, und als man auf dem Schießplatz bemerkte, daß die Raketen zweitausend Schritt rechts und links vom Ziele abwichen, das sie treffen sollten, schrieb er dies triumphirend in seinen Bericht und folgerte, daß er somit durch einen einzigen Schuß einen Raum von viertausend Schritt Breite unsicher mache. Auch mein erster Batteriechef, der nunmehrige Major Kehl, war Mitglied der Kommission. Er hatte sich den Ruf angemaßt, viele Sprachen sprechen zu können. Englisch und Französisch sollten auch dazu gehören. Als ich einmal eine Konversation darin mit ihm begann, gerieth er in arge Verlegenheit. Ich mußte später oft an diese Gesellschaft denken, wenn Helmerding im Theater sagte: „Herr Gott, wie groß ist dein Thiergarten!"

Einen bedeutenden Kopf hatte die Kommission damals doch. Es war der kurz vorher zum Hauptmann beförderte Neumann. Er war der Sohn des Gärtners meines Onkels Eugen, Herzogs von Württemberg, aus Carlsruhe in Oberschlesien, hatte sich ohne Mittel zum Offizier hinaufgearbeitet, war ein mathematisches Genie und unendlich fleißiger Arbeiter. Nur war er so gründlich, daß er nie eine Frage zum Abschluß brachte. Er hat später die größte Arbeit bei der Konstruktion unserer gezogenen Geschütze geleistet und hat um diese Erfindung das meiste Verdienst. Aber er würde damit heute noch nicht aus dem Versuchsstadium herausgekommen sein, hätte ihn der nachherige General Encke nicht an zu großer Gründlichkeit gehindert. Er gerieth oft in Streit mit Hartmann, dem er an Geist und Kenntnissen überlegen war, der ihn aber an Witz und Sprachgewandtheit überflügelte, so daß Neumann meist unterlag. Er war eigensinnig und schwer zu behandeln. Seiner Verdienste wegen wurde er General, geadelt und später Präses dieser Kommission in einer Zeit, wo dieselbe in hohem Ansehen stand. Aber sein Eigensinn verleitete ihn zu respektwidrigem Auftreten gegen die höchsten Behörden und machte ihn schließlich unmöglich. Mich interessirte der bedeutende Mann noch aus einem anderen Grunde. Er war bei einigen Versuchen als Referent mein Vorgesetzter. Der Sohn des Gärtners meines Onkels kommandirte mich,

und zu dieser Zeit schrieen die Freiheitshelden, unsere Armee sei zu aristokratisch und müsse demokratischer werden!

Auch Oberst v. Kunowsky (später General) war von scharfem Verstand und einer auf langer Erfahrung gegründeten Kenntniß des Materials. Aber er war entsetzlich trocken und ebenso pedantisch wie seine Kollegen der Kommission.

Diese Herren waren von einer merkwürdigen Eitelkeit beseelt. Sie setzten ihren höchsten Stolz darin, sich dadurch ein ewiges Denkmal zu setzen, daß ihr Name bei irgend einer Erfindung dienstlich genannt wurde. Da gab es „Hartmannsche Geschosse", „Richtersche Zeitzünder", „Breithauptsche Zünder", „Thonetsche Räder", ja sogar „Oberst v. Kunowsky verbesserte Reibeschlagröhren".

Mich interessirte von Allem, was ich in den wenigen Monaten dort erlebte, nur Eins, und an diesem Einen entstand das Interesse doch erst später. Ich führte den ersten Versuch mit einem aus Gußstahl gefertigten, von dem damals noch recht unbekannten Krupp gelieferten 3pfündigen Rohre aus, welcher Versuch die Grundlage der Konstruktion unserer gezogenen Geschütze bildete. Nachdem das Rohr die nöthige Haltbarkeit gezeigt hatte, sollte es gesprengt werden, damit man sehen konnte, wie sich das neuerfundene Material beim Sprengen verhielt. Bei diesem Sprengversuch fehlte wenig, daß wir ums Leben gekommen wären. Mit jedem Schuß wurde die Pulverladung vermehrt. Zur Sicherung wurde das Rohr in eine Grube gelegt und, nachdem alle Anwesenden in einen bombenfesten Schutzraum getreten waren, der Schuß mittelst eines langsamen Leitfeuers abgeschossen. Schon hatte das Rohr einen Schuß ausgehalten, bei dem das Pulver fast bis zur Mündung reichte. Das Rohr war durch den Rückstoß aus der Grube heraus rückwärts bis zwanzig Schritt weit in den Wald geschleudert. Die Gelehrten waren der Meinung, nun könne das Rohr nicht gesprengt werden, denn ein Mehr von Pulver würde eher herausgeschossen, als es in Brand gerathe, könne also die Gewalt des Schusses nicht vermehren. Dennoch wurde auch dieser letzte Schuß abgefeuert, um dem vorher für den Versuch aufgestellten Schema zu genügen. Wir traten in den Sicherheitsstand, die Explosion erfolgte und wir traten wieder heraus, sicher, keine Veränderung zu finden, denn der Knall unterschied sich in nichts von dem Vorhergehenden. Wir kamen an die Sprenggrube, aber unser Kanonenrohr war spurlos verschwunden. Auch rückwärts lag es nicht, wo es vorher gelegen hatte. Mit einem Male hörten wir ein Geräusch in der Luft. Der Major Teichert faßte mich krankhaft am Arm und sagte: „Horchen Sie." Ich sagte: „Das sind wilde Enten." — „Bewahre!" sagte er. Das Sausen wurde stärker und bald fiel ein Regen von Eisenstücken um uns herum aus der Luft

herab. Ein Stück von dreißig bis vierzig Pfund Schwere fuhr zwei Schritt von Major Teichert und mir zwei bis drei Fuß tief in die Erde. Von den Kanonieren und Offizieren wurde aber wunderbarerweise Niemand verletzt. Das Geschützrohr war gesprungen. Es hatte vierhundertfünfzig Pfund gewogen. Die wiedergefundenen Stücke wogen aber zusammen nicht viel über hundertfünfzig Pfund. — Später hat es mir viel Spaß gemacht, sagen zu können, daß ich das erste Gußstahlrohr von Krupp probirt und gesprengt habe.

Damals aber waren mir das ganze Treiben und der Dienst bei dieser pedantischen Kommission in hohem Grade zuwider, und ich sehnte mich nach der Ablösung, um so mehr, als ich gehofft hatte, wenn ich im Dienst der Truppe gewesen wäre, als Ordonnanzoffizier mit in dem Gefolge des Prinzen von Preußen dem Badischen Feldzuge beiwohnen zu können. Daraus wurde nun nichts. Ich mußte mich bei den Pedanten langweilen und holte mir in der Glühhitze des Schießplatzes durch das Liegen auf dem ausgedörrten Erdboden bei langwierigen Versuchen das kalte Fieber.

Wer diese Krankheit nicht durchgemacht hat, kann sich auch keinen Begriff von der Qual machen, die sie bereitet. Dazu hat die auf die Sekunde pünktliche Wiederkehr der Anfälle etwas Unheimliches. Bei mir kam der Frost einen um den anderen Tag Punkt zwölf Uhr mittags; ich klapperte bis abends sechs bis acht Stunden lang, nachts erfolgte Hitze und Delirium, den anderen Tag große Mattigkeit. So ging es fort, bis gewaltige Dosen von Chinin das Fieber vertrieben. Aber nach einundzwanzig Tagen Punkt zwölf Uhr mittags war es wieder da. Nun drängte der Arzt auf Luftveränderung und verlangte, ich solle auf Urlaub gehen, sobald er mir wieder durch Chinin das Fieber vertrieben haben würde.

Das Fieber blieb aus, und ich ging, es war ein Sonntag, auf Parole, beging in einem Anflug von Vertrauensseligkeit den politischen Fehler, mich persönlich beim Obersten gesund zu melden (ich war inzwischen von der Prüfungskommission abgelöst und zur Truppe zurückgekehrt), und sagte dem Obersten das Urtheil des Arztes, indem ich um Urlaub zu meinen Eltern bat. Der Oberst maß mich von Kopf bis zu Fuß und sagte: „Sie haben sich gesund gemeldet, ich gebe Ihnen keinen Urlaub, Sie werden Dienst thun.“

Es war Juli. Den folgenden Morgen früh 4 Uhr marschirten wir auf den Schießplatz. Es fand eine Uebung statt, welche „Belehrungsschießen“ hieß, und es sollte zur Belehrung mit exzentrischen Granaten geschossen werden, eine Neuheit, die ich soeben bei der Prüfungskommission gründlich durchgemacht hatte. Früh war der Premierlieutenant eben abkommandirt, und ich mußte in seiner Vertretung die Unteroffiziere der

Batterie hinausführen. Während ich mit ihnen ritt, kam der Hauptmann und sagte mir, der Premierlieutenant habe die letzten Tage bei seiner Braut die Zeit versäumt, um die Unteroffiziere über das zu unterrichten, was heute geschähe, ich solle schnell die Unteroffiziere auf dem Schießplatz in Kenntniß setzen. Ich sagte, ich wisse zufällig genau Bescheid, und eilte auf den Schießplatz, die nöthige Zeit zu gewinnen, ehe das Schießen begänne. Kaum hatte ich aber absitzen lassen und mich geräuspert, um meine Weisheit auszukramen, da kam auch unser kleiner Oberst in der Karriere auf mich losgeritten, sprang vom Pferde, that den ersten drei Unteroffizieren Fragen über die Uebung, und da er nur Unwissende fand, fuhr er mich in Gegenwart der Unteroffiziere mit den härtesten Worten an, die man einem Offizier sagen kann, sprang aufs Pferd, ohne mir Zeit oder die Möglichkeit zu lassen, etwas zur Aufklärung zu sagen, pfiff ein Lied aus der „weißen Dame“ von Boieldieu und ritt fort. — Mir war in meiner ganzen Dienstzeit eine solche Behandlung nicht vorgekommen. Matt, wie ich von den Fieberanfällen war, konnte ich mich erst nicht recht besinnen, was zu thun sei, ohnedies verbot die Disziplin jeden Schritt der Beschwerde, ehe der Dienst beendet war. Ich unterrichtete also meine Unteroffiziere. Ehe aber das Schießen vorüber war, brach ich vor Mattigkeit und Erregung zusammen, wurde auf dem Schießplatz in ärztliche Behandlung gegeben und in den heftigsten Fieberphantasien bewußtlos nach der Stadt zurückgefahren. Der Arzt glaubte schon, er habe es mit einem Nervenfieber zu thun. — Nach neuen drei Fieberanfällen hatte ich Zeit, zu überlegen, was zu thun. Meine schwere Erkrankung hatte mich der Frist von drei Tagen beraubt, in der ich meine Beschwerde anbringen durfte. Ich schrieb also ein Urlaubsgesuch und bat gleich um einen Urlaub von drei Monaten. Die Bewilligung eines solchen Gesuchs hing nicht vom Obersten, sondern vom Prinzen Adalbert ab, der Oberst mußte das Gesuch also weiter geben. In dem Gesuch aber gab ich genau an, wie ich zu so schwerer Erkrankung gekommen, wie mir der Urlaub verweigert sei, und belegte alle Angaben durch Atteste. Dies Gesuch sandte ich mittags an den Obersten. Denselben Tag, abends fünf Uhr, kam der Adjutant zu mir in die Wohnung und sagte mir: „Sie haben drei Monate Urlaub, können noch heute abreisen. Jede Meldung ist Ihnen zu Ihrer Schonung erlassen.“

Der Instanzenzug der Eingabe geht sonst nicht so schnell. Ich erfuhr, was der Oberst gemacht hatte. Mein so abgefaßtes Urlaubsgesuch wollte er um keinen Preis zu den höheren Vorgesetzten gelangen lassen, damit dort nicht bekannt würde, wie er mit den Offizieren umging. Verklagt war er ohnedies schon mehrere Male. Er nahm also mein Urlaubsgesuch in die Hand, eilte damit zum Prinzen Adalbert, erzählte ihm, ich

hätte durch übertriebenen Diensteifer nicht genug für meine Gesundheit gesorgt, mich, statt auf Urlaub zu gehen, gesund gemeldet, mir dadurch Rückfälle zugezogen und sei nun gefährlich krank, so daß eine schleunige Luftveränderung für die Rettung meines Lebens nöthig sei. Der Prinz war sehr erbaut davon, daß der Oberst so für seine Offiziere sorge, genehmigte den Urlaub unter Verzicht auf die schriftliche Eingabe, und ohne das Gesuch weiter genau zu lesen, bestimmte er auf Bitten des Obersten, daß ich mich zu meiner Schonung nicht abzumelden brauche, denn dem Obersten lag viel daran, daß ich jetzt nicht persönlich vor den Generalinspekteur gelange. Meine Zuneigung zu diesem Obersten wurde dadurch nicht vermehrt.

Meine Beziehungen zu ihm waren und blieben ganz eigenthümlicher Natur. Bald nachdem er das Kommando der Brigade übernommen hatte, eröffnete er sein Haus alltäglich für alle Offiziere derselben; diejenigen Offiziere, welche überhaupt in Gesellschaften verkehrten, gingen also zuweilen abends in seine Familie. Selbstverständlich gehörte ich dazu. Nun hatte er eine Frau, die recht lebendig und liebenswürdig, gescheit und unterhaltend war, dazu drei erwachsene Töchter, von denen die älteste, Selma, klug, fein, fast zu gelehrt, die zweite, Thekla, äußerst lieblich und angenehm, die jüngste, Ida, zwar stumm wie ein Fisch, aber klug und beobachtend und, wenn sie etwas sagte, stets witzig war. Eigentlich schön war keine von ihnen, aber gesellig-angenehm waren sie alle, und die Mutter bildete mit diesen drei Töchtern ein harmonisches Ganzes, was den Verkehr mit ihnen höchst angenehm gestaltete. Dazu kam die große Ungezwungenheit in materieller Beziehung. Die Familie gab sichtlich nicht mehr aus, als sie hatte, und man hatte das Gefühl, sie nicht zu belästigen, wenn man bei ihr verkehrte. Auch war man damals noch nicht so anspruchsvoll oder verwöhnt wie jetzt, wenn man irgendwo einen Abend zubringt. Man erhielt eine Tasse Thee, etwas Butterbrot und Schinken, und wenn es sehr hoch herging, wurde „noch ein Eichen“ spendirt, wie die Frau v. Knobloch sagte. An Wein dachte Niemand, nicht einmal Bier wurde vorgesetzt. Um so häufiger verbrachte man dort seinen Abend, wo man wußte, daß man gern gesehen war, ohne zur Last zu fallen. Es war merkwürdig, daß sich aus dem damaligen Verkehr keine Ehe entwickelte. Mein Freund Ribbentrop (später Inspekteur in Mainz) war zwar sterblich in Selma verliebt und geigte sich die schlaflosen Nächte die Liebeslieder auf dem Kontrabaß vor, den er aus Verzweiflung lernte, aber er hatte nicht den Muth, anzuhalten, weil er nicht von Adel war, und zu stolz, um sich einer abschlägigen Antwort auszusetzen (die er übrigens nie erhalten hätte). Sie heirathete später einen G. v. Behr, der im Kriege blieb, und starb 1880 als Wittwe.

Mein Freund Reuter war dem Fräulein Thekla zugethan, aber die beiderseitigen Kapitalien hätten noch keinem Konsens die richtige Grundlage gegeben. Daher blieb es ohne Aussprache, und Jedes heirathete jemand Anderes. Reuter fiel bei Weißenburg. Und Ida, die kleine bescheidene Ida, war wohl immer zu stumm und ist noch heute ledig und pflegt jetzt ihre achtzigjährige Mutter, von der ich noch immer dann und wann einen Brief erhalte. So kam es, daß die Familie des Obersten mich anzog, der Herr Oberst selbst mir aber in hohem Grade zuwider war. Es machte mir nun eine Art von teuflischem Vergnügen, ihn in seinem eigenen Hause so schlecht zu behandeln, wie es bei meiner Stellung als Lieutenant möglich war. Ich machte ihm meine Verbeugung, wenn ich kam, und wenn ich ging, redete ihn nie an und sagte, wenn er mit mir sprach, mit so trockenem Gesicht: „Zu Befehl", daß ihm selbst jede weitere Konversation bald versiegte. Mit den vier Damen aber war ich stets ungezwungen und heiter. Nur wenn ich Gelegenheit hatte, ihm eine verblümte Bosheit zu sagen, sprach ich ihn recht heiter an. Diese Beziehungen steigerten sich, solange er mein Kommandeur war. Er vergalt es mir immer wieder im Dienst und hätte mich gern einmal bestraft, aber er konnte mir nichts anhaben. Vorgreifend erzähle ich hier im Zusammenhange, daß ein Jahr später, 1850, bei einem Nachtbatteriebau der eine Flügel, den ich gebaut hatte, dadurch schief ausgefallen war, daß die Maße von meinem Vorgesetzten falsch angegeben waren. Ich hatte dies gleich beim Beginn gesehen und gemeldet, war aber zur Ruhe verwiesen. Der Oberst kam am Tage hinzu, sah den Fehler, und ich, der Unschuldige, mußte in der nächsten Nacht dieselbe Arbeit zur Strafe noch einmal machen, obgleich er wußte, daß ich die richtigen Maße verlangt hatte. Als meine Arbeit beendet war, war es Morgen geworden, und der Oberst ritt auf dem Schießplatz spazieren, aber nicht mehr als unser Vorgesetzter. Er war den Abend vorher Direktor der Artilleriewerkstatt von Berlin geworden. Nun verfehlte ich nicht, baldigst einen Abend in seine Familie zu gehen, und fragte ihn, ob er bei seinem Spazierritt sich überzeugt habe, wie schön ich die Batterie ausgeflickt. „Nein", sagte er und erheuchelte eine vornehme Gleichgültigkeit, „mit dem Augenblick meiner Versetzung hörte auch merkwürdigerweise alles Interesse für den Schießplatz auf. Ich habe mir nichts, gar nichts mehr angesehen." — „Ach wie schade", sagte ich, „daß Sie nicht vierundzwanzig Stunden früher versetzt wurden, dann hätte ich nicht so unnütze Arbeit nächtlich zu verrichten brauchen!"

Mitte Juli 1849 trat ich also, halb todt vor Mattigkeit, meine Reise nach Koschentin an und hoffte Genesung von der Luftveränderung, nachdem mich der Regimentsarzt Dr. Döring in Berlin eine halbe Apotheke vergeblich hatte verzehren lassen.

Aber ich fand in Koschentin keine Genesung. Mein ältester Bruder Carl, der im Herbst 1848 seinen Abschied genommen hatte, war in Auseinandersetzungen mit meinem Vater begriffen, weil er Schulden kontrahirt hatte. Diese Auseinandersetzungen führten schließlich zu einem Verzicht meines Bruders auf die Nachfolge im Fideikommiß Koschentin. Mein Vater, der bis zum Jahre 1847 an die Gläubiger seines Vaters unter den größten Einschränkungen abgezahlt und nun gehofft hatte, nicht mehr nöthig zu haben, noch Schulden zu bezahlen, war in hohem Grade erregt gegen meinen Bruder und behandelte ihn mit der möglichsten Härte. Es gab da entsetzliche Scenen zwischen Vater und Sohn, denen ich beiwohnen mußte, und nach jeder solchen Scene lag ich in Fieberphantasien. Unser alter Hausarzt Dr. Denninger filtrirte mir dann seine ganze Apotheke in den Magen, die Eltern gaben auch noch einige Mittel, und nach einigen Monaten wußte ich gar nicht mehr, wo mir der Kopf stand.

Eins aber wußte ich ganz genau: Hier konnte ich nicht gesund werden. Es kam noch ein anderer Umstand hinzu, der es nothwendig machte, daß ich nicht noch länger in Koschentin blieb. Das war die Angst meiner guten Mutter um mich, die, wenn ich einen Fieberanfall hatte, nicht von meinem Bett fort wollte, und wenn ich sie sich ängstigen sah, dann wurde ich besorgt um sie und dadurch noch kränker. Allmählich, mit der Abnahme der Sommerhitze, wurden meine Anfälle minder heftig, und sie verschoben sich auf die Nacht, statt daß sie am Tage eintraten. So konnte ich sie verheimlichen. Mitte Oktober reiste ich ab. Der Winter trat früh ein. Den Tag vor meiner Abreise, am vierzehnten Oktober, hätte man in Koschentin schon Schlitten fahren können. Ich kam den sechzehnten in Berlin an, früh fünf Uhr, und sah auf den Straßen noch die trunkenen Theilnehmer der Feier des königlichen Geburtstages.

Ich meldete mich bei meinem Obersten. Derselbe empfing mich sehr förmlich, räusperte sich sehr viel und sagte mir, er hoffe, daß ich gesund sei und durch meine längeren Leiden nicht die Lust am Dienst verloren und nicht etwa den Entschluß gefaßt habe, den Abschied zu nehmen. Ich sagte ihm, solange ich könnte, bliebe ich Soldat. „Auch Artillerist?" fragte er mich bedeutungsvoll. „Nein", sagte ich, „denn um von Ihrem Kommando loszukommen, lasse ich mich versetzen, wohin es auch ist." Er machte eine tiefe Verbeugung und entließ mich. Der Krieg ging weiter zwischen uns.

Mein kaltes Fieber wurde ich auf eine eigenthümliche Weise los. Ein Kamerad (Lieutenant v. Rheinbaben) gab mir das Rezept aus Gräfenberg gegen das kalte Fieber. Ich wickelte mich täglich in nasse Tücher, badete, rieb mich ab, trug fortwährend nasse Umschläge um den Leib, trank weder Wein noch Kaffee, sondern Milch und aß Alles, was die Doktoren beim kalten Fieber verbieten, und das Alles beim Eintritt des Winters.

Ich war sehr gespannt auf den einundzwanzigsten Tag, an dem das Fieber wieder beginnen sollte. Es stellte sich nicht ein. Statt dessen bildeten sich so formidabele Blutgeschwüre bei mir, daß ich manchmal das Zimmer nicht verlassen konnte, weil die Kleidungsstücke nicht über die angeschwollenen Gliedmaßen anzuziehen waren. Ein solcher Abszeß (Krisis nennt es der Hydropath) löste den anderen ab während des ganzen Winters, aber das kalte Fieber war vertrieben. Eines Tages sah ich Herrn Dr. Döring. Er sagte mir, das wisse er längst, daß kalte Abreibungen ein sicheres Mittel gegen das kalte Fieber seien. Auf meine Frage, warum er sie mir nicht verordnet, meinte er, er hätte erst noch viele andere Mittel probiren wollen, deren Erfolg er beim kalten Fieber noch nie zu beobachten Gelegenheit gehabt! Ich fragte ihn nie wieder um Rath. Ich glaube, viele Aerzte stellen ebenso an uns Versuche an; aber dieser war der einzige, dem ich begegnet und der so rücksichtslos war, es geradezu zu sagen. Daß ich meine kleine Gesundheit ihm nicht wieder anvertraute, kann mir Niemand verargen.

1850.

Zu Neujahr 1850 verfinsterte sich einmal wieder der politische Horizont. Wir waren im Gardekorps daran nachgerade gewöhnt. Diese Redensart machte uns daher weiter keinen Eindruck. Jedenfalls konnte uns der politische Himmel nichts Unangenehmeres bringen als die letzten beiden Jahre. Daher sahen wir Lieutenants sehr vergnügt ins neue Jahr hinein.

Die Geselligkeiten wurden im Winter wieder lebhaft und ich tanzte sehr viel. Dabei war mein Dienst in diesem Winter zufälligerweise schwerer als im vergangenen. Es ist aber unglaublich, was für Anstrengungen ein dreiundzwanzigjähriger Mensch aushalten kann, ohne darunter zu leiden. Gewöhnlich stand ich um sieben Uhr früh in der Bahn. Der Winter war sehr kalt, wir hatten längere Zeit bis zu siebzehn Grad Kälte. Von sieben bis drei Uhr nachmittags ließ ich Rekruten reiten, am Geschütz oder zu Fuß exerziren, und während die Rekruten aßen, ritt ich in der Offizier-Reitstunde. Ich hatte nur eine halbe Stunde Pause, um ein zweites Frühstück zu mir zu nehmen. Vor halb vier Uhr konnte ich wochentags nie zum Mittagstisch erscheinen und von fünf bis sechs Uhr unterrichtete ich die Unteroffiziere der Batterie, um sieben Uhr hatte ich Englischen Privatunterricht und um acht Uhr machte ich Toilette für die Gesellschaften, die gewöhnlich um neun Uhr begannen. Da wurde bis ein oder drei, auch vier Uhr getanzt. Manchen Morgen, wenn ich nach Hause kam (ich hatte mir inzwischen in der Friedrichstraße

unweit der Kaserne eine Privatwohnung nehmen dürfen), sah ich in der mir gegenüberliegenden Wohnung meines Hauptmanns v. Jaski schon Licht. Er war schon aufgestanden zu dem Dienst, zu dem auch ich noch rechtzeitig erscheinen mußte, mich aber erst noch durch einen Schlaf von ein bis zwei Stunden stärken wollte. So ging es bis Fastnacht. Als der letzte Geigenstrich verklungen war, bat ich um drei Tage Urlaub, um auszuschlafen, und war dann wieder ganz frisch und munter.

Im Frühjahr wurde es in der That wieder politisch lebendig. General v. Radowitz war an die Spitze des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten getreten und leitete unsere auswärtige Politik. Nachdem im Jahre 1849 das Frankfurter Parlament aufgelöst, die sich daran anschließenden Aufstände niedergeschlagen waren, mußte doch irgend etwas geschehen, um Deutschland zusammenzuhalten. Der König berief im Mai einen Kongreß Deutscher Fürsten nach Berlin und, gemäß den Beschlüssen desselben, ein Deutsches Parlament nach Erfurt. Ich weiß nicht, ob sich der geistreiche Monarch der Hoffnung hingegeben hatte, Preußen könne sich durch bloße Parlamentsbeschlüsse die Hegemonie in Deutschland verschaffen und Oesterreich könne sie ohne Kampf mit den Waffen an Preußen abtreten. Jedenfalls kam bei Beiden, sowohl beim Fürstenkongreß wie Parlament, nicht viel Praktisches heraus. Nur der Konflikt mit Oesterreich bereitete sich vor.

Von der Fürstin von Waldeck, welche für den unmündigen Sohn die Regentschaft führte, wurde erzählt, sie bringe zu den Kongreßsitzungen immer einen Strickstrumpf mit. Der stocktaube, wenn auch sehr kluge Großherzog von Mecklenburg-Strelitz sowie sein ganz erblindeter Sohn gewährten keine Aussicht auf eine wachsame Regierung, so klug der alte Herr auch war.

Unter allen komischen Figuren die allerkomischste aber war der Fürst von Reuß, der eine Proklamation an seine Unterthanen mit den Worten begonnen hatte: „Seit fünfundzwanzig Jahren reite ich auf einem Prinzipe." Alles war begierig, diesen Prinzipienreiter kennen zu lernen.

Kaum vier und einen halben Fuß hoch, mager und dürftig, mit dickem Kopf, der von einer üppigen Masse grauer Haare umgeben war, konnte er keinen überwältigenden Eindruck durch seine Erscheinung allein hervorrufen. Dazu kam aber noch eine ganz entsetzliche Blödigkeit. Er erschien andächtig in der Garnisonkirche in der Offiziersloge am Sonntage. Alle Offiziere standen natürlich auf. Das brachte ihn außer Fassung und er begab sich seitwärts schleichend und fortwährend Bücklinge machend auf seinen Platz, so daß die vorschriftsmäßige Andacht sich fast in ein schallendes Gelächter der Offiziere verwandelt hätte.

Unter den sämmtlichen nach Berlin gekommenen Deutschen Monarchen waren wohl nur der Großherzog von Oldenburg und der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, die nicht irgend etwas Komisches an sich hatten. Abstoßend aber sah der Kurfürst von Hessen aus. — Wie stachen diese Gestalten in Gegenwart der Hohenzollern ab! Unser König, der doch unter der ganzen Familie die am wenigsten Eindruck machende Gestalt hatte, war doch unter den hier versammelten Monarchen der Stattlichste. Allgemein hörte man das Urtheil, daß es dem Deutschen Volke nicht verdacht werden könnte, wenn es sich angesichts dieser Menge solcher Herrscher nach einer Veränderung sehnte.

Für die Zeit der Anwesenheit der Deutschen Fürsten drängte sich Fest auf Fest bei Hofe. Die Gäste mußten doch unterhalten werden. Da wollte man auch die neue Oper von Meyerbeer „Der Prophet" geben. Unser Königliches Theater war aber (mit Ausnahme des Ballets) damals in einer kläglichen Verfassung. Der Generalintendant v. Küstner betrieb die Leitung der Bühne mit solcher Sparsamkeit, daß am Schauspiel wie an der Oper ausreichende Kräfte ersten Ranges nicht aushielten. Die Folge war, daß die Theater täglich leerer wurden, die Inventarien herunterkamen und demnach der König alljährlich mehr Geld zuschießen mußte. Dabei war Herr v. Küstner widerspenstig und boshaft sogar gegen den König selbst. Trotzdem hatte der König sich nicht entschließen können, diesen Intendanten zu entlassen.

Jetzt sollte „Der Prophet" gegeben werden. Die Oper hatte aber keinen Sänger, der den Propheten, keine Sängerin, die die Fides singen konnte, und Herr v. Küstner meldete, der Sänger Tichatschek aus Dresden und die Sängerin Johanna Wagner aus Hamburg seien nicht abkömmlich. Der Befehl des Königs, den „Propheten" aufzuführen, sei also unausführbar. Das war dem Grafen Redern doch zu arg. Er gab den Abend zuvor für die Monarchen eine Soiree mit Konzert, bei der Tichatschek und die Wagner sangen, und meldete, Beide seien bereit, bis morgen in Berlin zu bleiben und mitzuwirken. Die Aufführung des „Propheten" fand also statt und der obenbeschriebene Struwelpeter meinte, es sei das erste Mal in seinem Leben, daß er die Sonne aufgehen sehe. Herr v. Küstner war aber endlich beseitigt und ging nach Dresden, um, wie der Kladderadatsch berichtete, Konversationsstunden in Sächsischer Sprache zu geben (er sprach nämlich so Sächsisch wie in Sachsen der Straßenpöbel). An seiner Stelle wurde der Lieutenant v. Hülsen vom Alexander-Regiment Generalintendant der Königlichen Schauspiele. Es war die Zeit, wo Alles, was der König that, bekrittelt wurde. Alle Zeitungen fielen darüber her, daß ein Lieutenant Theaterintendant geworden. Der Kladderadatsch ließ die Gelegenheit nicht vorübergehen,

die beißendsten Witze zu machen. Herr v. Hülsen ist noch mehr als dreißig Jahre auf demselben Platz geblieben. Bald waren die Theater überfüllt, die besten Kräfte wurden engagirt, und der Glanz und die Blüthe, deren sich dies Kunstinstitut nach zehn Jahren erfreute, sowie der Umstand, daß die Theater Geld brachten, statt Zuschuß zu brauchen, bewiesen, wie richtig die Wahl des Königs war und wie wenig auf Zeitungsgeschrei und auf die vox populi zu geben ist.

Während die Anwesenheit der Deutschen Fürsten die Deutsche Einigkeit fördern sollte, legten die Preußischen Soldaten die Deutsche (schwarz-roth-goldene) Kokarde ab. Es war gerade kein glückliches Zusammentreffen der Umstände. Diese Kokarde, die uns vor zwei Jahren unmittelbar darauf aufgenöthigt worden war, nachdem wir gegen diese Farben hatten kämpfen müssen, war bei der Truppe natürlich nie beliebt gewesen. Alle Augenblicke wurde sie „verloren“. Im Biwak 1849 hatten ganze Truppentheile diese Kokarden verloren, wogegen von der schwarz-weißen nie eine abhanden kam. Bei den Frühjahrsbesichtigungen wurde dies bemerkt und die Truppen baten um Fonds behufs Beschaffung neuer Kokarden. Das Kriegsministerium entschied, da kein Etat für diese Kokarde vorhanden sei, so brauche sie nicht weiter getragen zu werden. Es war ein schöner Maisonntag, als dieser Befehl beim Appell bekannt gemacht wurde. Mit Jubel wurden nun alle schwarz-roth-goldenen Kokarden entfernt. Soldaten, die, wie es Sonntags häufig geschieht, vom Appell beurlaubt waren und Unter den Linden beim Spazierengehen von Kameraden den neuen Befehl erfuhren, beeilten sich, die Kokarde von der Kopfbedeckung zu reißen und mit Füßen zu treten. Sofort erzählten dies alle regierungsfeindlichen Blätter und wiesen auf den Widerspruch dieser Scenen mit der angestrebten Deutschen Einigkeit hin.

Zu dem Erfurter Parlament ward mein Vater gewählt. Dieser Umstand zog ihm fast ein Duell zu. Er war nämlich seit dem zweiten vereinigten Landtage dem politischen Leben fern geblieben. Ein Oberforstmeister a. D., Herr v. Pannwitz, ließ in eine Zeitung einen Artikel einrücken, solange Gefahr vorhanden, habe sich mein Vater versteckt, aber jetzt, wo Alles wieder sicher sei, käme er aus seinem Mauseloch heraus. Mir war die Zeitung gar nicht zu Gesicht gekommen. Ich war daher nicht wenig erschrocken, als ich nachträglich erfuhr, daß mein Vater den Herrn v. Pannwitz zum Zweikampf hatte fordern lassen. Darauf hatte sich aber Herr v. Pannwitz in das Mauseloch verkrochen und eine schriftliche Abbitte und Widerruf geleistet, welcher in alle Zeitungen kam.

Als mein Vater durch Berlin kam, um sich nach Erfurt zu begeben, sah er sehr schwarz in die Zukunft. Er sah den heftigsten Konflikt mit Oesterreich voraus, das sich an diesem Parlament nicht betheiligte. Ein

Bruderkrieg gegen Oesterreich war aber gar nicht nach seinem Geschmack, denn er war zu der Zeit Soldat geworden, in der die heilige Allianz ihre größten Siege erfocht. Ein Krieg gegen Oesterreich erschütterte die Grundideen der Politik, in der er aufgewachsen war, und schien ihm daher für Preußen mit dem Anfange des Endes gleichbedeutend. In dieser Zeit hatte ich die Absicht, im Herbst 1850 die allgemeine Kriegsschule (jetzt Kriegsakademie genannt) zu besuchen. Ich sprach meinem Vater davon. „Im nächsten Herbst“, sagte er, „wo denkst Du hin? Wer weiß, ob wir dann noch leben! Aber wenn wir dann noch leben, habe ich nichts dagegen.“

Mich trieb es zu der Kriegsschule, denn ich hatte das Gefühl, daß ich meine schönste Lebenszeit „verbummelte“. Der Dienst in der Front ist zwar recht lebendig, bietet aber doch im Frieden ein häufig wiederkehrendes Einerlei. Ich konnte für den Lieutenantsberuf zwar noch mehr Gewandtheit erlangen, aber für meine weitere Ausbildung konnte ich in dem Frontdienst des Lieutenants, den ich nun seit dem Verlassen der Artillerieschule vier Jahre lang betrieb, nicht viel mehr lernen. Außerdem sehnte ich mich danach, von meinem Obersten fortzukommen, der mich täglich mehr plagte, wo er nur konnte. Ueberdies wurde die Kriegsschule ja bei jeder kriegerischen Verwickelung aufgelöst, also versäumte ich keine Kriegsaktion, wie mir dies bei der Prüfungskommission widerfahren war. Als daher der Befehl kam, daß im Oktober 1850 die seit dem März 1848 aufgelöste Kriegsschule wieder zusammentreten sollte, und daß noch Plätze vorhanden, also Aspiranten zu einem nachträglichen Examen zugelassen werden sollten, meldete ich mich zu dem Examen. Der Oberst wollte mir Schwierigkeiten machen. Ich entkräftete aber seine Einwendungen, indem ich darauf hinwies, daß er nur dann etwas dagegen haben könne, wenn ich im praktischen Dienst nicht genügend ausgebildet sei, in welchem Falle er mich aber auch nach den Bestimmungen nicht zur Artillerie-Prüfungskommission hätte kommandiren dürfen. Als er aber sagte, er könne nicht so viel abkommandirte Offiziere entbehren, da sagte ich ihm, ich sei ja aggregirt, über den Etat, und er habe ja bei meiner Kommandirung zur Prüfungskommission gesagt, die Aggregirten könne er zu nichts Gescheitem gebrauchen. Ich wurde also zu dem Examen zugelassen. Es war nicht viel Konkurrenz. Ich machte das Examen mit noch einem Offizier des 2. Infanterie-Regiments, der nichts wußte. Wir arbeiteten unter Klausur in der Wohnung und unter Aufsicht eines Majors Erich vom Generalstabe. Die Arbeiten, die wir zu liefern hatten, bewegten sich in sehr elementaren Sphären. Dennoch brauchte mein Kamerad immer viele Stunden zu jeder Aufgabe. Wenn ich meine Arbeit abgegeben hatte, mußte ich dasitzen und auf ihn warten, denn eher verrieth die Pythia nicht das neue Räthsel.

In dieser Zeit besuchte ich viel Gesellschaften, also fertigte ich, während ich warten mußte, Pasquille auf die letzten Bälle während des Fürstenkongresses, welche poetischen Ergüsse in Form von Knüttelversen den nächsten Abend erheitern sollten. Major Erich sah, daß ich schrieb, nachdem ich meine Arbeit vollendet, und dachte, ich arbeitete für den neben mir schwitzenden Kameraden. Er kam daher zu mir und fragte spitz: „Was schreiben Sie denn noch?“ — „Befehlen Herr Major zu lesen?“ sagte ich und reichte ihm, was fertig war. Da las er, lachte fürchterlich und meinte, ich müßte eigentlich für die Keckheit, während eines Examens Spottgedichte zu machen, durchfallen. Ich stellte ihm anheim, die Gedichte zu den Examenarbeiten zu rechnen, aber er hielt das nicht für nöthig.

Im Laufe des Monats Mai fand noch eine andere große Feierlichkeit bei Hofe statt. Die Prinzessin Charlotte, älteste Tochter des Prinzen Albrecht, des Bruders des Königs, heirathete den Erbprinzen von Meiningen. Die Festlichkeiten fanden in Charlottenburg statt. Diese Ceremonien erfolgen nach einer alten, noch jetzt genau befolgten Vorschrift, und Jeder konnte noch heute dasselbe erleben oder in den Zeitungen lesen, als die spätere Generation heirathete. Bei dem Trauungsakt hatte natürlich nicht die ganze kourfähige Welt in der wenig geräumigen Schloßkapelle Platz. Die Offizierkorps und viele andere Kategorien blieben in den Sälen, in denen sie aufgestellt gewesen waren, als der feierliche Zug an ihnen vorbei in die Kapelle gegangen war, und hatten dessen Rückkehr zu erwarten. Dicht an der Kapelle waren die unverheiratheten Damen aufgestellt. Das Wetter war wunderschön, die Luft sehr warm, also die Temperatur in den mit Menschen angefüllten Räumen zum Ersticken. Deshalb wurden alle Fenster geöffnet. Dieselben bestehen aber in den zur ebenen Erde gelegenen Räumen aus bis an die Erde reichenden, mit dem Garten eben ausgehenden großen Thüren. Von den nicht in der Kapelle Raum findenden Geladenen traten manche ins Freie, andere begaben sich zu den jungen Damen, um sich zu dem nächsten großen Hofball zu engagiren u. s. w. Plötzlich sprang ein schwarzer Kater aus dem Garten in den Salon, in dem die jungen Damen standen, huschte unter deren lange Kourschleppen, verwickelte sich bald unter dem Rock der Einen, bald unter dem der Anderen. Die weiten Krinolinen, welche damals Mode waren, gewährten ihm um so behaglichere Verstecke, als Keiner von uns, die wir mit dem besten Willen zu helfen herbeikamen, wagen konnte, dort nach ihm zu langen. Manchmal kam er zum Vorschein. Dann wurde auf ihn losgeschlagen, deshalb näherte er sich um so weniger dem Freien, sondern suchte immer wieder ähnlichen Schutz, wo die Kleider am dichtesten waren. Die Damen schrieen, und schon begann man in der Kapelle gestört zu werden. In

den Thüren standen die Gäste Kopf an Kopf, der Versuch, die Thüren der Kapelle zuzumachen, mißlang, endlich, nirgends Sicherheit findend, schlüpfte der Kater in die Kapelle, setzte sich einen Augenblick zwischen den Geistlichen und das Brautpaar und verbarg sich dann unter der Altardecke.

Als der kirchliche Akt vorüber war, ging der feierliche Zug aus der Kapelle zurück, und als der Letzte diese verlassen hatte, fühlte sich der Kater einsam und folgte. Er gerieth wieder unter die jungen Mädchen, welche sich dem Zuge anschließen wollten, und veranlaßte von Neuem einen großen Lärm, bis es gelang, den unter einer Schleppe hervorragenden schwarzen Schwanz zu erfassen, ihn daran vorzuziehen und zum Fenster hinauszuwerfen.

Abergläubische Menschen sahen darin eine üble Vorbedeutung. Als nun in der That die geistreiche Prinzeß nach einer Ehe von wenigen Jahren starb, wurde der Glaube an solche Vorbedeutungen befestigt.

Nach der Trauung folgten die Kour, die Abendtafel und dann der Fackeltanz. Das Büffet war auf Befehl des Königs für die große Menge der Geladenen in den untersten Sälen auf das Reichlichste ausgestattet, denn der König war in der besten Laune von der Welt und hatte gesagt, heute sei Hochzeit und da solle Jeder sich nach Herzenslust freuen. Leider hielt nicht Jeder Maß bei diesem Büffet.

Eines Mittags kehrte ich zwischen zwei und drei Uhr in der Sommerhitze in sehr nachdenklicher Stimmung in meine Wohnung zurück, um dann zu Tische zu gehen. Ich war von einem kleinen Unfalle etwas kreuzlahm. Als ich meine Quartierthür mit dem Drücker öffnete, fand ich einen Besuch von zwei jungen Männern, die schleunigst, mich beiseite schiebend, das Weite suchten. Die Ueberraschung und mein kreuzlahmer Zustand hinderten mich, mehr als einen dieser freundlichen Besucher zur Haft zu bringen. Er wurde den Gerichten überliefert, nachdem ihn eine Volksmenge halbtodt geschlagen hatte, und wurde dann zu zwei Jahren Gefängniß oder Zuchthaus verurtheilt. Alle meine Schränke u. s. w. waren bereits geöffnet und ausgeräumt.

Es war überhaupt noch recht unsicher in Berlin damals. In den Wohnungen nebenan fielen mehrere Morde oder Mordversuche vor. Die Bevölkerung war sehr in Angst vor diesen Ueberresten des Gesindels von 1848. Da ein solcher Einbruch bei mir am hellen lichten Tag schrägüber der Kaserne möglich war, so machte ich mich noch auf anderweitigen Besuch in der Nacht gefaßt. Also lud ich meine Pistolen und hing sie über mein Bett.

Die Thür meines Schlafzimmers ließ ich so weit aufstehen, daß ich aus dem Bett die Eingangsthür zum Quartier sehen konnte. Wenige

Nächte hatte ich in diesem Vertheidigungszustande zugebracht, als ich eines Nachts nach Mitternacht über ein Geräusch an meiner Thür aufwachte. Ich horchte und hörte leise Stimmen flüstern, dann wurde am Schloß probirt. Ein Schlüssel oder Dietrich wurde wiederholt leise hineingesteckt. Ich holte eine Pistole herunter und spannte den Hahn. Da gab die Thür nach, ich stach den Stecher und legte an. Ueber dem Korn der gestochenen Pistole erschien eine weiße Stirn. Ehe ich schoß, wollte ich rufen, ehe ich rief, sehen. Ich blickte besser über die Pistole und erkannte den Grafen Louis Perponcher, der, von einer Landpartie mit der Familie des Grafen Bülow aus Tegel zurückkehrend, bei mir abstieg, um mich zu einer ähnlichen Unternehmung für den folgenden Tag aufzufordern, denn er wollte jeden Tag mit der schönen Comtesse Adelheid zusammen sein, die er auch bald seine Braut und Frau nannte. Mit Blitzesschnelle versteckte ich meine Pistole unter der Bettdecke. Nach zwölf Jahren habe ich dem Grafen erzählt, in welche Gefahr er sich dadurch begeben, daß er nächtlich leise bei mir einschlich (er hatte mit mir einen Scherz machen wollen), ohne zu klingeln. Bei der Erzählung wurde er nach zwölf Jahren noch bleich. — Am ersten Juli mußte ich dann eine Wohnung in der Kaserne beziehen.

Bei der Hochzeit der Prinzeß Charlotte hatte Seine Majestät der König ausdrücklich befohlen, daß Alles recht reichlich bewirthet werden sollte. Eine große Freude hatte er immer mit den Pagen. Diese Kadetten des ältesten Jahrgangs, nach Fleiß und Führung die besten, bedienen bei großen Hoffesten die Mitglieder der Königlichen Familie. Das kommt drei- bis viermal im Jahre vor, und ist für sie immer ein großes Fest, denn die Herrschaften stecken ihnen immer die Taschen voll Bonbons. Die Lakaien und Kammerdiener aber sind die natürlichen Feinde der Pagen, denn für sie bleiben dann keine Bonbons übrig. Auch müssen die Kammerdiener und Lakaien den Pagen Alles zutragen, also den Befehlen dieser sechzehn- oder siebzehnjährigen jungen Herren gehorchen, und das paßt ihnen nicht. Bis dahin hatten die Pagen einen zugeknöpften Uniformsfrack, enge weiße Hosen und Schuhe getragen, und mit den dürftigen Waden so unglücklich wie möglich ausgesehen. Der König hatte nun eine neue sehr kleidsame Pagenuniform gezeichnet, nach dem Muster der Zeit Ludwigs XIV., und diese Pagenuniform wurde jetzt zum ersten Male angelegt. Es ist dieselbe Uniform, die sie jetzt noch tragen. Der König war sehr erfreut, daß sein Gedanke so geschmackvoll ausgeführt war, und rief wiederholt: „Meine Jungen machen mir heute gar zu viel Freude.“ Abends, als der Fackeltanz beendet war, sollten endlich auch die Pagen etwas zu essen erhalten. Sie hatten den ganzen Tag in der entsetzlichen Hitze gestanden, und Mancher unter ihnen war

ohnmächtig geworden. Hungrig und durstig waren sie Alle. Als sie sich zu ihrem Souper gesetzt hatten, erschien der König, ehe er zu Bett ging, noch bei ihnen und unterhielt sich mit ihnen, scherzte und freute sich und befahl schließlich: „Heute war Hochzeit, heute erhalten die Jungen doppelte Portion Champagner." Als diese doppelte Portion vertilgt war (der König schlief schon lange), da hatte sie sich auch schon durch manche Ausschreitung bemerklich gemacht. Der Pagengouverneur erzählte mir nachher, er sei froh gewesen, als er wenigstens alle Pagen ohne Schaden ins Kadettenkorps zurückgebracht habe, von den neuen Hüten und Degen habe Vieles gefehlt. Gläser und Teller seien genug beim König zerschlagen worden. Die Königliche Dienerschaft beeilte sich am anderen Morgen, beim Könige Klage zu führen, wie sich die hochmüthigen Pagen aufgeführt hätten. Der König, welcher wohl beurtheilen mochte, daß die doppelte Portion Champagner keine andere Wirkung haben konnte, fuhr sehr zornig auf und sagte: „Jetzt sehe ich deutlich, daß Alles Verleumdung ist, was man immer gegen die Pagen vorbringt. Ich war gestern Abend selbst dabei, es ging Alles sehr ruhig zu. Wer weiß, wer von Euch Alles zerschlagen hat und es jetzt meinen guten Jungen in die Schuhe schieben will."

Unser kleiner Oberst v. Knobloch hatte kein Glück, solange er uns kommandirte. Ein Mann in der Uniform eines Unteroffiziers der Garde-Artillerie trat auf dem Potsdamer Bahnhofe an den König heran, als dieser eben im Begriff war, in seinen Salonwagen zu steigen, und feuerte aus nächster Nähe eine Pistole auf ihn ab. Der König hatte den Arm zur Abwehr gehoben und die Kugel drang ihm tief schräg in den Arm hinein. Der Thäter wurde von den Umstehenden gleich niedergeschlagen, wobei er rief: „Rührt mich nicht an, ich bin ein Souverän."

Selbstverständlich war die Aufregung über diese That eine allgemeine und sehr große und ließ vorerst eine ruhige Beurtheilung nicht aufkommen.

Mich erreichte die wie ein Lauffeuer durch die Stadt verbreitete Kunde von dem Ereigniß bei Gelegenheit einer Visite Unter den Linden. Es wurde hinzugefügt, der König liege verwundet auf dem Bahnhofe. Ich stürzte, ohne zu wissen, was ich dort sollte, nach dem Bahnhofe. Dort fand ich zunächst unter einer zahllosen Volksmenge einen Kameraden, Lieutenant v. Voigts-Rhetz, den späteren Generallieutenant und General-Inspekteur der Artillerie, der eben in ein Zimmer gerufen wurde, in dem sich der Verbrecher befand, um zu konstatiren, ob er wirklich ein Unteroffizier der Garde-Artillerie sei. Zufällig hatte der Unteroffizier Sefeloge vor seiner Entlassung mit dem Lieutenant v. Voigts-Rhetz bei derselben Batterie gestanden. Als er aus der Thür heraustrat, sagte er zu mir: „Sollte man es wohl glauben, es ist der verrückte Sefeloge gewesen, der

nach dem Könige geschossen hat!" Zufällig trat der Prinz von Preußen aus einer anderen Thür aus dem Zimmer heraus, in dem der König verbunden wurde, und hörte diese Worte. Er stürzte in höchstem Zorn auf uns zu mit den Worten: „Den Teufel wird der Kerl verrückt sein. Eine Verschwörung ist es, gegen Thron und Vaterland, und noch dazu in den Reihen der Armee. Solche Verbrecher will man bloß straflos ausgehen lassen, indem man sie für verrückt erklärt."

Nach den Ereignissen von 1848, nachdem der König 1849 die deutsche Kaiserkrone von Frankfurter Parlamentsgnaden ausgeschlagen hatte, war der Gedanke an eine Verschwörung gegen sein Leben wohl ein natürlicher. Wir Beide, v. Voigts-Rhetz und ich, begriffen, daß wir ganz stillschweigen mußten, wollten wir nicht in diesem Augenblick der allgemeinen Entrüstung gar den Verdacht der Mitschuld auf uns laden. Die Volkswuth hätte uns ohne Urtheil und Recht gelyncht. Als wir daher erfuhren, daß die Wunde des Königs nicht lebensgefährlich sei, und der Monarch, der seine Reise nicht fortsetzte, sondern mit der Königin ins Charlottenburger Schloß zurückkehrte, unter dem donnernden Jubel des Volkes den Bahnhof verlassen hatte, drückten wir uns, in dem durchbohrenden Gefühl, mit einem Königsmörder dieselbe Uniform zu tragen.

Dieser Mensch war ein vortrefflicher Unteroffizier gewesen. Seit einigen Jahren hatte er dann und wann komische Seiten gezeigt. Gewöhnlich meldete er sich dann bei seinen Vorgesetzten, er habe Befehl erhalten, zum König zu gehen, oder er habe den König um etwas zu bitten, oder er wolle sich beim König bedanken. Er hatte bei seinen Wahnvorstellungen immer die Richtung nach dem Könige, aber in voller Treue und Ergebenheit. Er wurde das erste Mal für trunken gehalten, bei der Wiederkehr solchen Unsinns vom Arzt behandelt und erhielt später immer den Befehl, sich zu Bett zu legen. Am Tage nachher war er immer vollkommen verständig und sagte, er habe den Tag vorher Kopfschmerzen gehabt und müsse viel dummes Zeug geschwatzt haben. Im Laufe des Sommers 1849 häuften sich aber die Anfälle derart, daß er im Herbst 1849 entlassen wurde. Seine Pension war sehr gering. Er konnte davon nicht leben. Er bat deshalb den Obersten v. Knobloch um die Erlaubniß, im Laufe des Winters noch in der Kaserne wohnen zu dürfen, wo zur Zeit Platz übrig war, bis er sich ein Verdienst eröffnet habe. Der Oberst beschied den Lieutenant v. Tilly, der die Kaserne verwaltete, auf den Vortrag dieser Bitte: „Na meinetwegen, ich will aber nichts davon wissen." Er beförderte aber ein Gesuch um Unterstützung für den mittellosen Sefeloge und der König bewilligte ihm im Herbst neunundvierzig die Summe von fünfzig Thalern. Von diesem Gelde kaufte sich Sefeloge eine Uniform, die er zu tragen nicht mehr berechtigt

war, und eine Pistole. Daß er in der Kaserne wie früher in Uniform ein- und ausging, fiel nicht besonders auf. Er verschwand unter den zwei Tausend uniformirten Bewohnern des großen Gebäudes. Er hatte auch viele Freunde unter den Unteroffizieren, die sich seiner annahmen, wenn es „nicht richtig" mit ihm schien. Als er sich die Pistole kaufte, antwortete er auf die Frage, was er damit wolle, der König habe befohlen, daß er im Frühjahr sich einer Expedition nach dem Nordpol anschließen solle, wo die Walfische mit der Pistole geschossen werden sollten, er müsse sich üben. Da ging er im Winter bei Schnee und Eis zu Fuß auf den Tegeler Schießplatz und schoß dort mit der Pistole nach der Scheibe. Einige Freunde begleiteten ihn und bewachten ihn dabei. Er wurde auch leidlich vernünftig, nur die fixe Idee von der Nordpolfahrt verließ ihn nicht.

Plötzlich begab er sich auf den Potsdamer Bahnhof und beging das Verbrechen. Niemand hat je gesehen, daß er mit verdächtigen Personen verkehrt habe oder von Verschwörern beredet sei, sonst könnte man glauben, daß Verschwörer den geistigen Zustand dieses Mannes zu ihren Zwecken benutzt und seinem patriotischen Zuge nach dem Könige eine entgegengesetzte Richtung gegeben hätten.

Wenn nun auch hiernach der Verdacht auf Mitschuldige ganz ungegründet war, so wollte man dennoch an maßgebender Stelle gar nichts davon wissen, daß Sefeloge wahnsinnig sei. Selbst die Aerzte waren sehr vorsichtig und fürchteten, sich zu kompromittiren. Der Arzt, der dem König den ersten Verband anlegte, weil er gerade in der Nähe war, sagte mir auf Befragen: „Ueber Sefeloge spreche ich nicht. Ich danke Gott, daß ich kein Gutachten abzugeben und eidlich zu erhärten brauche." Schließlich ist der Mann doch ins Irrenhaus gekommen und daselbst an seiner Gehirnkrankheit gestorben.*)

) Anmerkung des Verfassers: Die Artillerie stellt überhaupt ein nicht unerhebliches Kontingent zu den Irrenhäusern.) Ich glaube, das kommt daher, weil man bei der Artillerie die einfachsten Dinge mit einem Nimbus der Wissenschaftlichkeit umgiebt, der den Köpfen der Halbgebildeten die verdrehtesten Ideen beibringt. Ungefähr in derselben Zeit wurde auch ein Bombardier unter sehr komischen Nebenumständen wahnsinnig. Er war sehr tüchtig und fleißig. Mit einem Male zog er sich den Dienstanzug an und ließ sich beim Major melden. Derselbe nahm ihn an, und da er ihn kannte und schätzte, fragte er ihn freundlich: „Was wünschen Sie, lieber Mach?" „Ich melde, Herr Major, daß, wenn ich Sie heute auf der großen Assemblée beim Könige treffe, ich Ihnen eine Knallschote gebe, wie Sie noch nie eine gesehen haben." (Es war an diesem Tage gar keine Gesellschaft beim König.) Der Major, von Natur ein vorsichtiger Mann, denn er hatte sich 1848 auch den Bart abrasirt, voltigirte hinter einen Tisch und sagte: „Wie meinen Sie, lieber Mach?" Der Bombardier wiederholte seine Meldung und setzte hinzu: „Haben der Herr Major sonst noch was zu befehlen?" „Ich danke", sagte dieser und war froh, als der Bombardier stramm Kehrt machte und hinausging.

*) Es ist nicht gelungen, diesen Satz durch statistisches Material zu erhärten.
Anmerkung des Herausgebers.



Es dauerte aber lange, bis der Wahnsinn Sefeloges konstatirt werden durfte; denn es lag im Interesse Vieler, eine Verschwörung anzunehmen. Im Speziellen gründete auf diesen Vorfall der Polizeipräsident v. Hinckeldey die Nothwendigkeit seiner Macht und seines Einflusses. Systematisch entdeckte er Mordversuche auf den König, von denen er demselben meldete, er habe sie vereitelt. Da er Jedem, der ihm einen Mordversuch denunzirte, als ersten Anfang ohne Untersuchung fünfzig Thaler auszahlte, so holten sich viele Leute diese fünfzig Thaler, und Hinckeldey rettete den König alle Augenblicke. Dadurch gewann er täglich an Einfluß und handhabte in seiner Ueberhebung ein Polizeiregiment, das schließlich sechs Jahre später seinen Untergang herbeiführte.

Mit vollem Rechte aber machte man bei Gelegenheit des Attentats der Truppe den Vorwurf, daß ein Unberechtigter über ein halbes Jahr in der Kaserne gewohnt und ungehindert die Uniform der Truppe getragen habe. Bei der Untersuchung hierüber sagte der Oberst, er habe nichts davon gewußt, daß Sefeloge in der Kaserne gewohnt, und der Lieutenant v. Tilly erlitt schweigend, ohne seinen Obersten bloßzustellen, die Strafe von vierzehn Tagen Arrest. Wenn das Offizierkorps auch erst volle Theilnahme für den Obersten hatte, der in so ernste Unannehmlichkeiten kam, weil er aus Mitleid die Vorschriften überschritten hatte, so war die Entrüstung doch allgemein, daß er einen Lieutenant dafür büßen ließ und sich herausredete.

Die Artillerie in ihrer Gesammtheit gewann aber durch diese Angelegenheit nicht. Die Waffe wurde seit ihrem Entstehen als solche, also seit dem Beginn des Jahrhunderts, als ein Emporkömmling behandelt, und erst in den letzten Jahren war es ausnahmsweise einzelnen Persönlichkeiten derselben gelungen, sich durchzuarbeiten und auch in Gegenwart von Offizieren der Infanterie und Kavallerie für voll angesehen zu werden. Es schwebten jetzt gerade die umfassendsten Anträge, um ihr auch eine dem Kriegszustande besser angepaßte Organisation zu geben, die damals so jämmerlich war, daß bei den meisten Batterien von den acht Kriegsgeschützen und elf Wagen (neunzehn Fahrzeugen) im Frieden nur zwei bespannt waren. Dabei existirten so wenig Reitpferde, daß für die Berittenmachung der nöthigen Offiziere bei einer großen Parade Pferde gemiethet werden mußten! Die organisatorischen Anträge hätten natürlich, wenn genehmigt, ein bedeutendes Avancement für die Offiziere herbeigeführt. Nun war von einer Genehmigung solcher Vorschläge keine Rede. An Allerhöchster Stelle wurden sie alle zurückgewiesen, und als Antwort erfolgte die Kabinets-Ordre: „Um die Stellung besser zu bezeichnen, welche die Artillerie in der Armee einnimmt, sollen die Brigaden von jetzt ab Regimenter heißen.“ Die Artillerie wurde eine verachtete Waffe!

Es traf sich auch unglücklich für die Artillerie, daß, als das Projekt der Neuorganisation von ihr ausging, der Kriegsminister eben gewechselt hatte. Strotha, der alte Artillerist, hatte die Entstehung dieses Projekts angeregt und ihm seine Befürwortung zugesagt. Aber die Artillerie berieth sehr lange, und als sie fertig war mit ihren Berathungen, da war an Strothas Stelle Stockhausen getreten, ein Mann, der gegen die Artillerie eine große Abneigung hegte. Strotha hatte sich während seiner einundeinhalbjährigen Amtsführung als Kriegsminister durch seine Grobheit und seine abstoßenden Manieren beim Könige ganz unmöglich gemacht. Wenn der König auch lachend darüber hinwegsah, daß Strotha bei einem Diner alle geselligen Formen vermissen ließ, nach dem Diner einen Kammerherrn fragte: „Wer ist denn das alte Frauenzimmer neben der Königin?" und die Antwort: „Das ist meine Schwester" noch übelnahm, so konnte sich der König auf die Dauer nicht gefallen lassen, daß Strotha ihm im Ministerrath immer grob antwortete. Als dem Könige endlich die Geduld gerissen war, hatte er ihm gesagt, er werde ihm zeigen, daß er der Kriegsherr sei und nicht der Herr v. Strotha, und hatte sich einen anderen Kriegsminister genommen. Strotha aber wurde unser Inspekteur, erhielt also die seit Jenichens Abgang vakant gewordene Stelle.

Der Unwille des Offizierkorps gegen den Obersten hatte keine Gelegenheit, sich zu äußern. Er verlor das Kommando und wurde Direktor der Artilleriewerkstatt. Sein Nachfolger war der Oberst v. Puttkamer. Dieser Herr hat mich persönlich deshalb immer sehr begünstigt, weil ich ein Prinz war, und dennoch kann ich ihm das Zeugniß nicht versagen, daß er nichts war als ein uniformirter Schauspieler ersten Ranges. Er konnte Niemandem gerade ins Gesicht sehen. Ich erlebte auch später noch einige Beweise davon. Vorläufig hielt er uns wunderschöne Reden bei Tische, Reden, die zu Zeiten des Cicero bestanden haben würden.

Er war dabei sehr schlau, das mußte ihm der Neid lassen. Seine erste Handlung war ein Beweis davon. Unter dem Obersten v. Knobloch hatte sich die Sitte herausgebildet, daß die Hauptleute der Garde-Artillerie allmonatlich einmal abgeschlossen in einer Restauration Unter den Linden aßen. Wenn auch an und für sich nichts dabei gefunden werden kann, daß eine besondere Kategorie von Offizieren in annähernd gleichem Alter ungenirt ohne Gegenwart der jüngsten Lieutenants dann und wann miteinander plaudern wollen, so gewann die Sache hier doch einen anderen Charakter durch den § 1 der Statuten dieser Dinergesellschaft, welcher lautete: „Es darf kein Stabsoffizier zugegen sein." Hiermit war die Neigung zum Widerstand in einem Grade ausgesprochen, wie er nur unter einem Obersten v. Knobloch denkbar war. Gewiß ist eine solche Beziehung zwischen Untergebenen und Vorgesetzten in der Preußischen

Armee sonst unerhört. Der Oberst v. Puttkamer hörte von diesem Hauptmannsdiner. Er nahm die Hauptleute zusammen, sprach ihnen seine Freude darüber aus, daß sie sich zuweilen kameradschaftlich vereinigten, und bat sie, ihn das nächste Mal in ihrer Mitte aufzunehmen, da er gern unter Kameraden heiter sei. Die Hauptleute traten zusammen, waren sehr in Verlegenheit, denn gegen den Obersten v. Puttkamer lag kein Grund zu einer Gegnerschaft vor; also strichen sie den § 1 von den Statuten, der Oberst kam, hielt schöne Reden, und das Hauptmannsdiner fand nicht wieder statt.

Gesellig machte ich in diesem Sommer eine interessante Bekanntschaft. Es war dies Bettina v. Arnim, geb. Brentano, in der Belletristik durch ihre extravaganten Schriften bekannt. Ihre beiden ältesten Töchter Maxe, die jetzt verwittwete Gräfin Oriolla, und Armgard, nachher Gräfin Flemming, jetzt schon todt, hatte ich in den Hofgesellschaften kennen gelernt, in denen die Mutter nicht verkehrte. Dieselbe lebte still, schrieb Bücher, und wie sie früher Goethe angebetet und die „Briefe eines Kindes an Goethe" geschrieben hatte, so kokettirte sie jetzt geistig mit dem König in ihrem Buch: „Dies Buch gehört dem König." Sie that immer so, als ob sie einst täglich mit dem König verkehrt habe. In der That aber hat er sie nur ein einziges Mal gesehen. Eines Tages sagte mir eine der Töchter, die Mutter wünsche mich kennen zu lernen. Sie empfinge jeden Mittwoch Abend zum Thee und bäte mich, zuweilen hinzukommen. Es reizte mich, die seltsame Frau zu sehen, von der ich so viel gehört hatte. Ich ging also hin. Ich fand eine kleine vertrocknete alte Frau, mit wild und ungeordnet ins Gesicht herunterhängenden grauen Haaren, die nur selten zu Locken zusammengedreht zu werden schienen, mit schelmischem klugen Gesichtsausdruck. Wohlwollende, aber böse aussehende Hexen aus den Kindermärchen habe ich mir immer so gedacht. Als ich ihr vorgestellt wurde, sagte sie in ihrem wohlerhaltenen Frankfurter Dialekt: „Lasse Se sich amal anschaue. Meine Mädel sagen mir, Se hätte a Sokrates-Gesicht. Is gar nit wahr. A Schafsgesicht habe Se." — „Aber Mutter!" sagte Armgard. — „Nu was denn", sagte sie, „ich sag' immer, was wahr ist. Wann der Hohenlohe gescheit is, nimmt er's nit übel, er kann ja nix derfür, wie er ausschaut." In der That war das, was sie sagte, auch in einem so gutherzigen Tone gesagt, daß man es nicht übelnehmen konnte.

Der Salon von Bettina war ein Ueberrest jener Salons, wie sie im vorigen Jahrhundert Paris beherrschten und in denen sich im Anfange dieses Jahrhunderts die Romantiker bewegten. Der Verkehr war sehr zwanglos, die Gesellschaft sehr gemischt. Bettina sagte alle Tage, sie sei eine Republikanerin, und dabei sagte die alte Hexe, sie sei verliebt in

Friedrich Wilhelm IV. Sie schwatzte alle Tage Zeug, was einen verständigen Menschen in Untersuchung wegen Hochverraths und Majestätsbeleidigung gebracht haben würde. Dabei verkehrten bei ihr Diplomaten, Offiziere, Gelehrte, Künstler, Royalisten und freisinnige Oppositionelle, Alles friedlich beieinander. Es wurde oft von meisterhafter Hand vortreffliche Musik gemacht, die Töchter sangen sehr gut, die ersten Künstler der Welt kamen zuweilen, Graf Flemming, der sich von Armgard damals den dritten Korb holte (später sagte sie doch Ja), war eine Kraft erster Größe auf dem Cello. Kurz, man langweilte sich nie. Bettina wohnte damals in einer sehr netten Villa „Unter den Zelten", die jetzt verschwunden ist, weil dort ein Stadtviertel im Thiergarten entstanden ist, wo die Straße „Eichenallee" heißt. Man kam um sieben Uhr zusammen und trennte sich oft erst lange nach Mitternacht. Ich habe sehr unterhaltende Abende dort verlebt und geistreiche Leute kennen gelernt. Schade, daß die alte Bettina stets ein naives, kindliches, ja kindisches und läppisches Betragen erheuchelte, was eine so alte Frau gar nicht kleidete. Ihre jüngste Tochter Gisela war eben erwachsen, etwa zwanzig Jahre alt. Bei ihrem jüngsten Kinde hatte Bettina, da sie nun Wittwe war, ihre Erziehungsgrundsätze ungestört anwenden können. Ihr leitender Gedanke war absolut Rousseau. Der Mensch erziehe sich selbst am besten, meinte sie. Demzufolge konnte Gisela thun, was sie wollte. Mit siebzehn Jahren konnte sie weder lesen noch schreiben, saß, wenn es sehr heiß war, nur mit einem Hemd bekleidet, oder wie sie wollte, wo sie wollte, zuweilen unter dem Tisch und kniff die Gäste in die Beine. Eines Tages sagte sie: „Mutter, ich möchte was lernen." — „Schön, mein Kind", sagte die Mutter, „was denn?" — „Griechisch." Also fing das Kind an, Griechisch zu lesen und zu schreiben. Sie lernte, da ihre Kopfnerven bis zum neunzehnten Jahre geschont waren, bald Alles, was Andere in langer Zeit lernen, und schriftstellerte bald. Als ich sie kennen lernte, war sie bereits ein vollkommener Blaustrumpf. Später verheirathete sie sich ebenso besonders, wie sie angefangen hatte zu lernen. Sie ging eines Tages fort, blieb länger als gewöhnlich aus, ließ mit dem Mittagessen auf sich warten und kam in einer Droschke angefahren. „Wo warst Du denn, mein Kind?" fragt die Mutter. — „Ich habe mich trauen lassen." — „I is nicht möglich! mit wem denn?" — „Mit Vetter Grimm." — „Schön, mein Kind." — Da aber Vetter Grimm noch nicht in der Lage war, einen Hausstand zu gründen, so kehrte Gisela zunächst zur Mutter zurück. Die Ehe ist nachher eine sehr glückliche gewesen.

Die Schießübung und die Manöver, kurz die ganzen Sommerübungen brachten in diesem Jahre nichts Außergewöhnliches im Großen

und Ganzen. Die Manöver fanden nicht in großem Maßstabe statt. Ich glaube, man wollte in Erwartung größerer politischer Ereignisse keine großen Truppenübungen ansetzen. Für mich brachten die dienstlichen Beziehungen zwei heitere Vorfälle.

Meines Hauptmanns größte Leidenschaft war, die Pferde der Batterie hübsch dick zu füttern. Je länger er die Batterie kommandirte, um so mehr vertiefte er sich in dieses eine Streben, auf Kosten der Gebrauchsfähigkeit der Pferde. Er exerzirte nur kurz. Geritten durften sie auch nicht zu lange werden. Die kräftigen großen Thiere wurden immer unbändiger. Da kam es einmal bei der Schießübung vor, daß ihm die ganze Batterie durchging. Die Pferde waren nicht zu halten, und statt daß die Geschütze nach der Scheibe schossen, rannten sie dieselbe fast um, wenigstens brachte die große Scheibe die Pferde erst zum Stehen. Das machte viel Aufsehen, und Alles erschrak. Als die Batterie das nächste Mal schoß (es war Besichtigung, Prüfungsschießen genannt), war der Hauptmann abkommandirt, der Premierlieutenant ebenfalls. Das Kommando der Batterie fiel mir zu. Dreiundzwanzig Jahre alt und eine Reitende Batterie bei der Besichtigung vorführen, das machte mich sehr stolz. Ich sollte mit einem taktischen Auftrage zum Kartätschfeuer vorgehen. Die höheren Vorgesetzten konnten mir nicht genug ihre Besorgnisse aussprechen, die Batterie werde mir ebenso gut durchgehen wie dem Hauptmann, ich solle nur ja nicht zu tollkühn losgehen, und was dergleichen Angst mehr war. Ich beruhigte die Herren und versicherte sie, mir werde die Batterie nicht durchgehen. Wußte ich doch den Grund des Mißgeschicks. Der Hauptmann hatte die Pferde nicht müde gemacht gehabt, also waren sie übermüthig. Ich nahm mir vor, sie gehörig anzustrengen. Sobald ich meinen Auftrag erhalten hatte, setzte ich die Batterie im scharfen Galopp in Bewegung. „Um Gotteswillen nicht so schnell!“ schrie der Major neben mir, aber bald erstickte die Luft seine Stimme, er war ein sehr schwacher Reiter, bald saß er auf dem Hals des Pferdes, den er umklammerte, und blieb weit hinten. Nach einem scharfen Galopp von tausend Schritt machte ich noch eine Karriere von tausend Schritt, und nachdem die Pferde die Geschütze zweitausend Schritt weit in scharfer Gangart gezogen hatten, waren sie froh, das Signal Halt zu hören, und standen ruhig auf dem befohlenen Fleck. Ich wurde sehr belobt.

Den anderen Auftritt hatte ich mit dem General v. Wrangel. Dieser Herr lebte in einem dauernden Zerwürfniß mit unserem kommandirenden General, dem General v. Prittwitz. In seiner Stellung als Oberkommandirender in den Marken war Wrangel der Vorgesetzte von Prittwitz. Schon im Jahre 1842 hatten diese beiden Generale bei Gelegenheit einer Uebung, bei der sie gegeneinander geführt hatten, heftige Streitigkeiten

miteinander gehabt, die zur Entscheidung durch den König geführt haben sollen. Daher bestand schon eine gegenseitige Abneigung. Jetzt mischte sich Wrangel in Alles und befahl bei jeder Kleinigkeit immer das Gegentheil von dem, was Prittwitz angeordnet hatte. Letzterer klagte beim König, und es erfolgte eine Allerhöchste Entscheidung, welche die Rechte von Wrangel beschränkte und ausdrücklich besagte, daß er sich in die Uebungen nicht einzumischen habe, welche innerhalb des Bereichs des Gardekorps stattfänden. Diese Entscheidung wurde durch Parolebefehl bekannt gemacht.

Bei einem Manöver, welches Prittwitz leitete, wurde ich mit zwei Geschützen dem Major Grafen Oriolla zugetheilt, der mit zwei Eskadrons das Biwak der feindlichen Avantgarde überfallen sollte. Der Ueberfall gelang vollkommen gegen den unvorsichtig lagernden Feind. Während wir noch ganz nahe am Feinde im Versteck standen und Oriolla in einen Busch vorritt, um die Lage zu erkunden, nachdem er mir bestimmt befohlen hatte, uns noch nicht durch Schießen zu verrathen, kam Wrangel geritten und ließ mir dreimal hintereinander, das letzte Mal sehr dringend durch seinen Generalstabsoffizier „als Kamerad" rathen, den Feind zu beschießen. Ich ließ ihm alle drei Male für den gütigen Rath danken und befolgte denselben nicht. Als wir nach abgebrochenem Gefecht später zurückkehrten, kam Wrangel an mich herangeritten und rief mich zu sich mit den Worten: „Reiten Sie bei mich hier auf die linke Seite." — Nun folgte ein Verhör, was mir bestellt sei und was ich geantwortet. Dies Verhör schloß mit den Worten: „Na denn haben Sie einen groben Fehler gemacht, daß Sie den Rath eines so alten Kameraden nicht befolgten!" — Ich sagte darauf: „Erlauben Euer Excellenz, daß ich etwas zu meiner Rechtfertigung sage?" — „Reden!" sagte er. — „Ich stand unter den Befehlen des Grafen Oriolla und nicht unter den Ihren und Graf Oriolla hatte das Gegentheil befohlen." — „Na dann bist Du gedeckt." „Nu nimm Deinen Mantel um, es regnet." — „Ich werde meinen Mantel nicht umnehmen." — „So, warum nicht?" — „Dann bleibt der Mantel wenigstens trocken und ich habe, wenn es aufhört zu regnen, doch noch ein trockenes Kleidungsstück im Biwak." — „Hat so ein junger Mensch schon wieder Recht gegenüber von mir Alten! Adje!" — und damit entfernte er sich im Galopp. Es war mir bestimmt, später noch erheblichere Kämpfe mit diesem Abgott der Berliner Straßenjugend zu haben.

Damals befand ich mich in einem so vortrefflichen Gesundheitszustand wie vor- und nachher in meinem ganzen Leben nicht. Ich kannte keine Ermüdung, ich brauchte wenig Schlaf. Je mehr ich mich anstrengte, je

schlechter ich meinen Leichnam behandelte, desto wohler befand ich mich. Meine größte Leidenschaft war das Reiten. Ich ritt nicht nur meine drei Pferde täglich, sondern es machte mir auch besondere Freude, widerspenstige Pferde Anderer außerdem zu reiten. Manchen Tag richtete ich fünf Pferde ab. Auch kaufte ich gern widrige Pferde, um sie zum Gehorsam zu zwingen. Da ich keinen guten Reitunterricht erhielt, so gelang mir das nicht immer, aber zuweilen glückte es mir doch, und dann glich ich nicht nur die Verluste im Pferdehandel aus, sondern machte auch gute Geschäfte. So hatte ich bei dem Pferdehändler Minden im Winter ein edles fünfjähriges Pferd gefunden, das sich vor jedem Soldaten fürchtete. Ein Stallmeister hatte es mit Gewalt zwingen wollen und es dadurch so scheu gemacht, daß es vor jedem Soldaten auf der Straße umdrehte und stieg. Da nun in Berlin immer Soldaten auf der Straße sind, so war es nicht mehr von der Stelle zu bringen und ich kaufte es für einen Spottpreis, denn das Thier war sehr verrufen. Ich ließ es alle Tage durch das Kasernenthor führen, bei der Wache durch Soldaten mit dem Helm auf dem Kopf füttern, ritt es in der Bahn vorsichtig und ohne Gewalt, und im Sommer konnte ich es zu allem Dienst gebrauchen. Ich erhielt später den dreifachen Preis dafür.

Im September begannen die Parforcejagden. Zu denselben ritt ich immer von Berlin aus nach dem Stern bei Potsdam, ritt die Jagd mit und von der Jagd zurück. Einmal ritt ich, unmittelbar darauf nachmittags, einer Einladung folgend, drei Meilen weit nach Schöneiche, tanzte dort bis in die Nacht und ging den anderen Morgen auf die Hasenjagd. Alles das ermüdete mich gar nicht einmal. Das kalte Wasser erfrischte mich jeden Morgen. Ich hielt meine Kräfte für unverwüstlich. Aber Hochmuth kommt vor dem Falle. Ich erlitt einen Unfall, der meine Kräfte für mein ganzes Leben schwächte. Dieser Unfall war von so eigenthümlichen Nebenumständen begleitet, daß wohl mancher Mensch an meiner Stelle abergläubisch dadurch geworden wäre.

Es war mir schon öfter vorgekommen, daß Dinge eintrafen, welche ich in einer mich besonders ergreifenden Weise geträumt hatte. Unter Anderem hatte ich öfter den Inhalt von Briefen, die ich dann erhielt, vorher nachts geträumt. Nachdem ich durch Wiederholung solcher und ähnlicher Träume aufmerksam geworden war, mich auch Freunde, denen ich solche Dinge mittheilte, als abergläubisch ausgelacht hatten, schrieb ich mitunter den Morgen nach dem Traum das Geträumte auf und zeigte es den Spöttern. Da kam es vor, daß ein denselben Tag ankommender Brief, den ich zum Beweise dem Freunde zum Oeffnen gab, buchstäblich mit dem Traum harmonirte. Da verstummte der Spott. Da ich aber an Uebernatürliches nun einmal nicht glaube, so kam ich in vertrauten Ge-

sprächen mit den Freunden auf den Gedanken, es müsse in der Welt eine Art von Stoff vorhanden sein, der, uns noch unbekannt, empfindlich für die Wellenbewegungen des Gehirns und der Gedanken sei und sie in weite Ferne an diejenigen trägt, an die man denkt. Eine allgemein bekannte Erscheinung, daß man in einem Kreise plötzlich allgemein an einen fern geglaubten Abwesenden denkt und von ihm spricht, worauf derselbe bald hereintritt, hat in verschiedenen Sprachen zum Sprichwort geführt und ist auch nur so zu erklären, daß seine Gedanken bei der Gesellschaft verweilen, zu der er geht, und sich bei dieser im voraus fühlbar machen. Was mir jetzt geschah, ist aber nicht auf diese Art zu erklären.

Am ersten Oktober 1850 sollte wieder eine Parforcejagd stattfinden. Wir hatten, die Theilnehmer von der Reitenden Artillerie, uns verabredet, jedesmal zur Jagd des Morgens in der Kaserne am Oranienburger Thor zusammenzukommen und von dort aus abzureiten. Am Abend des dreißigsten September fühlte ich mich nicht ganz wohl. Es war mir, als sei ein Schnupfen im Anzuge. Ich sandte deshalb zu den Kameraden und ließ ihnen sagen, ich würde nicht mitreiten, sie möchten mich anderen Tags nicht erwarten, und legte mich etwas zeitig zur Ruhe.

In der Nacht träumte ich, mir ginge auf der Jagd das Pferd durch, ich würde mit dem Kopf an einen Baum geschleudert und läge mit zerschlagenem Schädel an der Erde. Der Traum war so lebhaft, daß ich darüber aufwachte und dann im wachen Zustande mich selbst neben meinem Bette mit blutendem Gesicht an der Erde liegen sah. Ich richtete mich hoch auf und sah mich selbst starr an. Nach einiger Zeit verschwand das Traumgesicht allmählich, wie ein künstliches Nebelbild auf der Bühne verduftet, und es war stockdunkel um mich her. Der Traum beunruhigte mich sehr, noch mehr aber ärgerte ich mich über mich selbst, daß ich mich über einen Traum beunruhigte. Endlich schlief ich ein. Aber ich träumte denselben Traum zum zweiten Male. Als ich wieder aufwachte, war es schon so hell, daß ich im Morgengrauen die Gegenstände in meinem Zimmer erkennen konnte und unter dem Stuhl an meinem Bett mich selbst liegen sah. Dies Bild verschwand wieder nach und nach. Dieses Mal schlief ich nicht wieder ein. Mein Aerger über den Eindruck, den mir der Traum machte, war derart, daß ich beschloß, mich praktisch von solchem Aberglauben zu heilen. Ich sandte zu den Kameraden, ich sei wieder wohl und würde mitreiten, und ritt zur Jagd. Dort bei der Zusammenkunft am Stern theilte ich meinem Bruder Friedrich Wilhelm den Traum mit und wir scherzten zusammen darüber. Sobald angelegt war, ging mir mein Pferd durch. Ich gerieth in immer dichter beieinander stehende Bäume und schlug endlich mit dem Kopf gegen einen derselben. Als ich wieder zu mir kam, lag ich im

Walde auf dem Moos, auf der rechten Seite des Gesichts hatte ich keine Haut, aus dem rechten Auge floß das Blut aus dem erschütterten Gehirn. Ich muß geschleift worden sein, denn mein Kopf war theilweise skalpirt, und die Kopfhaut hing mit den Haaren mir wie ein Fetzen aus einem an einem Nagel hängengebliebenen Rock hinten auf den Rücken herab. Der Schädel war zum Theil geborsten. Man trug mich in einen Wagen, der mich nach dem nahen Potsdam führte, während ich die Besinnung verlor. In Potsdam legte mich mein Bruder in sein Bett und behielt mich vier Wochen dort, während er auf dem Sofa sein Lager herstellte, bis ich nach Berlin reisen konnte. — Als ich in Potsdam nach drei Tagen die Besinnung wiedergewann, verlangte ich einen Spiegel und sah mich ungefähr so, wie ich es geträumt hatte. Wenn ich vor dem Sturz Niemandem von dem Traum erzählt hätte, so würde ich glauben, der Traum sei mir während meiner Krankheit gekommen, und ich bilde mir nur ein, den Traum vorher gehabt zu haben. Mein Bruder aber, den ich fragte, bestätigte mir, daß ich ihm vor der Jagd davon gesprochen. Dennoch bin ich nicht abergläubisch geworden, sondern versuche, mir die Sache zu erklären.

Der menschliche Geist ist in einer gewissen Erregung fähig, ungeheuer scharf zu sehen und viele Folgerungen auf einmal zu machen, zu denen er im ruhigen Gemüthszustande viele Stunden der Ueberlegung bedarf. Ich habe später in großen Schlachten, wenn ich augenblickliche Entschlüsse fassen mußte, das Gesammtbild der Armee auf einmal vor Augen gehabt, wie sie nach den Befehlen stehen müsse, und noch hundert andere Dinge mit in Betracht gezogen. Als ich später alle diese Erwägungen prüfte, fand ich, daß ich richtig gefolgert hatte, brauchte aber im ruhigen Zustande vielleicht einen ganzen Tag, um nacheinander erwägend das zu finden, was in der Erregung der Schlacht mir in demselben Augenblick gleichzeitig vorgeschwebt hatte. So kann es im Traume auch sein, und man sieht und folgert schnell und richtig, sieht also vorher, was kommen kann. Nun war das Pferd, das ich ritt, allerdings sehr schwierig und heftig und hatte die Neigung, den Reiter an einem Baum abzustreifen. Also folgerte ich im Traum die Gefahr, in die ich kommen konnte, und träumte mein Unglück. — Unangenehm berührt durch den Traum, wie ich war, mag ich wohl schlechter geritten haben als sonst, daher mir das Pferd bald durchging, worauf ich den Kopf verloren haben mag. — Wenn man daher an Vorahnungen auch nicht unbedingt glauben kann, so ist es doch gut, sie nicht ganz unberücksichtigt zu lassen und einer gefährlichen Lage aus dem Wege zu gehen, wenn man kann, denn man benimmt sich, voreingenommen, wie man ist, dann nicht mit dem nöthigen kalten Blute und weiß sich nicht zu helfen.

So habe ich es später auch einmal bei einer anderen Gelegenheit gehalten. Es wurde mir ein Rappe zum Kauf angeboten. Ich probirte ihn in der Bahn. Als ich auf dem Pferde saß, fiel mir die Familienüberlieferung ein, daß noch nie ein Hohenlohe einen Rappen besessen habe, ohne das Genick darauf zu brechen. Ich wurde ängstlich, und als das noch rohe Thier einige unangenehme Sprünge machte, benahm ich mich befangen und ungeschickt. Ich verzichtete darauf, mich von der Haltlosigkeit abergläubischer Ueberlieferungen zu überzeugen, und kaufte lieber keinen Rappen.

An meinem Sturze muß ich sehr schwer krank gelegen haben. Als ich nach drei Tagen zur Besinnung kam, hörte ich, wie der Arzt zu meinem Bruder sagte, es sei die höchste Zeit, daß die Eltern kämen, wenn sie mich noch am Leben finden wollten. Ich unterbrach ihn und bat ihn, meine Eltern nicht unnütz zu ängstigen. In der That genas ich langsam. Dr. Weiß, sonst kein großer Arzt, behandelte mich richtig. Sechs Tage und Nächte lag Eis auf meinem Kopf, und ich erfror mir das rechte Ohr im Bette. Die Genesung war langwierig und langweilig. Der Arzt verordnete mir, mich sechs Monate lang der Erschütterung des Reitens zu enthalten. Ich verkaufte also meine Pferde und wollte, sobald ich konnte, der Einberufung zur Kriegsschule Folge leisten, die Mitte Oktober zusammentrat. Aber ich konnte erst Ende Oktober nach Berlin fahren und auch da noch keine Vorlesungen besuchen, denn die Erschütterung des Gehirns hatte mein Gedächtniß geschwächt und verbot jede geistige Anstrengung.

Als Genesender in der Kaserne lebend, hoffte ich von Tag zu Tag, die Kriegsschule besuchen zu können, als plötzlich am neunten November der Befehl zur Mobilmachung der Armee die Kriegsschule wieder auflöste. Angesichts des in Aussicht stehenden Krieges gegen Oesterreich meldete ich mich gesund und erhielt die Erlaubniß, so lange in Mütze Dienst zu thun, bis meine Kopfwunde geschlossen sein würde.

Es schien unvermeidlich, daß die Frage mit den Waffen ausgetragen werde, ob Oesterreich oder Preußen künftig an der Spitze von Deutschland stehen sollte. Die Hessen hatten sich gegen ihren Kurfürsten aufgelehnt. Preußische Truppen waren, in Friedensstärke, einmarschirt, um die Stände in ihrem Rechte gegen den Kurfürsten zu schützen, Bayerische Truppen waren mit einem Bataillon Oesterreicher auch einmarschirt, um den Kurfürsten gegen die Stände zu schützen. Die Schlacht von Bronzell war geschlagen worden und hatte uns einen verwundeten Schimmel gekostet, dessen Streifwunde später für Geld gezeigt wurde. Telegraphische Gegenbefehle aus Berlin retteten beim Beginn des Gefechts die Bayern und Oesterreicher vor dem ihnen sicher bereiteten Untergange. Dann waren

Verhandlungen an die Stelle der Thaten getreten, und Kaiser Nikolaus hatte in Warschau Frieden befohlen und zwar mit so heftigen Ausfällen gegen den dorthin gesandten Grafen Brandenburg, daß dieser vor Aerger einen Schlaganfall hatte, sterbend nach Berlin reiste und dort verschied. Nun wurde die Armee mobil gemacht. Während der Mobilmachung sandte zwar der König den Minister Manteuffel nach Olmütz, derselbe gab dort nach, und wir beugten uns noch einmal unter das Joch der Oesterreicher, die noch nicht einmal Truppen hatten, um den Krieg zu führen, wie ich später bei meiner Anwesenheit in Oesterreich feststellen konnte. Unterdessen wurde aber die Mobilmachung vollendet, die Armee aufgestellt, um — wieder demobil gemacht zu werden.

Die Mobilmachung der Armee war damals noch sehr zeitraubend im Vergleich zu den jetzigen Mobilmachungen. Es war die erste Mobilmachung des gesammten Heeres seit der nach dem Kriege von 1815 geschaffenen Organisation. Jetzt sollte die Probe gemacht werden. Wenn es nun auch nicht zum Kriege gekommen ist, so hat sich doch das für diese Mobilmachung verausgabte Geld reichlich eingebracht durch die Erfahrungen, die man sammelte, und die Schäden und Schwächen, die sich herausstellten und nachher beseitigt wurden. Zunächst entstand eine allgemeine Verwirrung dadurch, daß der Kriegsminister zur Exekution in Hessen und der daraus folgenden Schlacht von Bronzell Abtheilungen von fast allen Truppen der ganzen Armee gesandt hatte, die nun erst wieder nach Hause gehen mußten, ehe man ordentlich den Kriegsfuß erreichen konnte. Dann hatte die Garde-Artillerie noch mit einer besonderen Verwirrung zu kämpfen, weil deren Kriegsmaterial im Jahre 1848 in Berlin verbrannt worden war. Das neue lagerte nun in Magdeburg.

Dadurch wurde die Mobilmachung so umständlich und so zeitraubend wie nur irgend möglich. Wer nur die neuesten, wohlvorbereiteten Mobilmachungen erlebt hat, wird es schwer glauben, welche Schwierigkeiten damals künstlich geschaffen worden waren. Die Pferde und Mannschaften, die wir brauchten, waren nach Berlin befohlen. Ebendaselbst lag die Bekleidung der Mannschaften. Dagegen lag die gesammte Pferdebekleidung, Geschirr-, Sattel- und Zaumzeug, Geschütze und Fahrzeuge in Magdeburg. Wir erhielten also Pferde und Leute in Berlin. Die Leute wurden dann eingekleidet, und dann marschirten wir nach Magdeburg. Wenn man bedenkt, daß die Batterie im Frieden achtundsiebzig Pferde, im Kriege bei acht Geschützen etwa zweihundertundsiebzig Pferde hatte, so versteht man, daß man mit fast zwei Hundert nackten Pferden marschiren mußte. Der Hauptmann machte es möglich, aus den Beständen der Friedens-Batterie jedem Pferde eine alte Decke und einen Deckengurt zu geben. Dies und die Bauernhalfter, mit der sie gekommen waren, machte die ganze Aus-

10*

rüstung der vollständig unrittigen Pferde aus. An Mannschaften erhielten wir Reservisten und Landwehrmänner bis in die ältesten Jahrgänge hinauf, gewiegte Männer, die zum Theil im nächsten Jahre zum Landsturm übertreten sollten. Darunter befanden sich aber auch alte Leute, die sehr ungern kamen, Bauergutsbesitzer, die nicht mehr gewohnt waren, selbst Pferde zu putzen, und dergleichen widerstrebende Elemente. Ferner waren unter den Mannschaften Trainsoldaten gestellt, d. h. Leute, die eines leichten Gebrechens halber nicht zum Friedensdienst eingezogen waren, also größtentheils nie ein Pferd gesehen hatten. Einen Trainstamm im Frieden, wo diese Leute eingeübt werden, gab es damals noch nicht. Dafür erhielt die Batterie solche unbrauchbaren Trainsoldaten für alle Fahrzeuge, die nicht ins Gefecht kommen sollten, d. i. vier, also zehn Mann.

Der Hauptmann meinte nun, mit solchem Anhang an der Batterie könne er nicht marschiren, da müsse er sich schämen. Er übergab mir die ganze bunte Gesellschaft und sagte, ich solle hintenheraus an der Mauer herum damit marschiren, er werde eine Stunde später mit der Friedens-Batterie durch die Stadt abmarschiren.

Ich ließ also auf dem Kasernenhofe aufsitzen. Auf jedem Pferde lag eine Decke, die Pferde hatten nur Halfter, und statt Zaum war ihnen jedem ein Strick durchs Maul gezogen. Das Aufsitzen war aber leichter befohlen als ausgeführt. Die alten Landwehrmänner hatten das Voltigiren ohne Bügel verlernt, die Trainsoldaten hatten es nie gelernt. So kam die Hälfte nicht auf die Pferde. Es mußte also Einer den Anderen aufs Pferd heben, den Letzten hob ich hinauf. Als sie Alle saßen, wollte ich anmarschiren. Aber sowie sich Alles in Bewegung setzte, umklammerten einige tapfere Trainsoldaten in namenloser Angst krampfhaft den Hals ihres Pferdes und lagen auf dem Steinpflaster. Das Handpferd ließen sie laufen, das ausschlagend und springend noch mehr Unruhe verursachte. Die Schwierigkeit wurde für mich durch den Umstand vermehrt, daß ich keinen Menschen von der ganzen Gesellschaft kannte. Ich suchte mir nun Solche, welche sicher schienen, aus und ließ immer zwei von ihnen neben einem des Reitens Unkundigen reiten, um ihn zu halten, dessen Handpferd einem Anderen gebend. Aber das konnte nur allmählich im Verlauf des ersten Marsches gelingen, denn immer wieder entwickelte der Eine oder der Andere seine vollständige Unbekanntschaft mit dem Pferderücken, von dem er sich auch trennte. In der Philippstraße, dicht an der Kaserne, war wieder meine ganze Gesellschaft ein Knäuel. Nach Verlauf einer Stunde hatte ich den Unterbaum noch nicht erreicht, und im Thiergarten liefen mir einige Pferde fort, deren Einfangen viel Mühe machte und Zeit kostete.

Am jenseitigen Ausgange von Schöneberg sollte ich den Hauptmann mit seiner Batterie erwarten. Das war aber umgekehrt. Obgleich eine

Stunde später abmarschirt, hatte der Hauptmann den verabredeten Platz eine Viertelstunde früher erreicht. Er war sehr unzufrieden, daß ich so spät kam; als er aber die Gesellschaft reiten sah, schüttelte er wehmüthig lächelnd den Kopf. Ich sagte ihm, ich könne Magdeburg nimmermehr erreichen, wenn er mir nicht einige ausgerüstete Reiter der Batterie gebe, die meinen Haufen umkreisten wie ein Schäferhund die Hammelherde und die verirrten Schäflein einbrächten. Dies geschah, und der Marsch wurde fortgesetzt. Der Hauptmann marschirte voraus, ich zog nach. So erreichte ich gegen Abend das erste Quartier (bei Potsdam).

Die Leute waren sehr ermüdet. Die Wenigsten unter ihnen waren in der Gewohnheit des Reitens geblieben, seit sie den Friedensdienst verlassen hatten. Jetzt mußten sie mit einem Male den ganzen Tag Schritt reiten, und zwar auf Decke ohne Bügel. Recht ermüdend war auch das häufige Halten, um die Heruntergefallenen wieder aufzusetzen. Ein Trainsoldat, Namens Heyne, ist an diesem ersten Marschtage wohl an zwanzigmal heruntergefallen, obgleich nur Schritt geritten wurde.

Den zweiten Tag hatte meine ganze saubere Gesellschaft unerlaubte Selbsthülfe angewendet. Sie war auf die Idee gekommen, sich künstliche Bügel zu machen, indem sie an eines Strickes beide Enden je eine Schlaufe machte. Die Mitte des Strickes legte der Reiter auf den Widerrist des Pferdes und in die Schlaufen steckte er die Fußspitzen. Damit waren die Pferde nach einem Marsch von einer halben Stunde auf dem Widerrist durch den Strick blutig gerieben. Ich verbot dies. Aber bei der langen Kolonne tauchten diese Bügel immer wieder auf, wo ich nicht hinsah. Endlich fand ich offene Widersetzlichkeit und mußte drohen, die Ungehorsamen zu erstechen, wenn sie nicht gehorchen würden. Zwei von diesen Kerlen ließ ich absitzen, und sie mußten zu Fuß als Arrestanten hinter der Marschkolonne drein zwischen zwei Reitern folgen. In Magdeburg übergab ich sie dem Hauptmann, der sie dem Gericht überlieferte.

Ich fühlte einen Stein vom Herzen fallen, als ich in Magdeburg dieses Kommando glücklich los war.

In Magdeburg wurden Mannschaften und Pferde in Züge vertheilt. Ich erhielt den vierten Zug und marschirte in mein Quartier. Mein Quartier war aber Reindorf, noch über zwei Meilen jenseits Magdeburg. Ich erreichte dieses Dorf bei Einbruch der Nacht, sehr müde und angegriffen. Meine Kopfwunde machte sich sehr bemerklich. Im Laufe des Tages fror es stark. Das Dorf liegt in einem Kessel zwischen steilen Hügeln. Der letzte Weg bergab war so holprig, daß die Pferde immer in Gefahr waren, hinzufallen. Nachdem ich Mannschaften und Pferde in ihre Quartiere gewiesen hatte, suchte ich das meine auf, das bei einem

dortigen Bauern bestellt war. Der Mann erklärte mir einfach, er könne mich nicht aufnehmen, denn er sei frei von jeder Einquartierung. Als gute Worte nichts halfen, zog ich eine Pistole heraus (sie war nicht geladen), hielt sie dem Biedermann vor die Nase und fand nun bereitwillige Aufnahme.

Die Tochter des Bauern briet mir einen fetten Erpel, den ich ganz und gar verschlang, und ich erhielt in dem Bauernhause auch ein leeres Stübchen, in dem ein Bett hergerichtet war. Es war sehr primitiv, Stroh, darauf ein Bettlaken und wollene Decken. Das Bett war am Tage Sofa. Ich war sehr müde und schlief bald ein. Meine Satteltaschen mit Pistolenhalftern waren zum Kopfkissen hergerichtet, der Säbel lehnte am Bett.

Ich träumte natürlich von Schlacht. Das Getümmel um mich war entsetzlich, es kam immer näher, immer gewaltiger, jetzt wurde ich angefaßt, ich fühlte es deutlich, eine kalte Hand faßte mich, ich fuhr auf, langte nach dem Säbel — dann machte ich Licht, es war nichts in der Stube. Ich lachte über die Lebhaftigkeit meines Traumes, löschte das Licht und schlief wieder ein. Bald aber träumte ich dasselbe, fuhr wieder auf und sah wieder nichts. — Jetzt kam ich auf den Gedanken, daß am Ende doch irgend ein Geräusch entstanden sein möge, das aufhörte, wenn ich mich rührte. Diebe oder Räuber? Aber der alte, furchtsame, klapperige Bauer sah nicht aus wie ein Verbrecher, war auch wohlhabend, hatte Pferde und Ochsen im Stall. Wie dem auch sei, ich beschloß, das nächste Mal zu lauschen. Ich schlief zum dritten Mal ein, war aber noch nicht ganz fest in Morpheus' Armen, als wieder ein Höllenlärm losging. Ich erwachte, rührte mich nicht und horchte: Holz klapperte, Stroh rasselte, die kalte Hand schien mir Hand und Ohr zu erfassen, dann lief's mir über die Hand und übers Gesicht. Es waren Mäuse in Schaaren in meinem Bett. Aus war's mit dem Schlaf!

Am Morgen lud ich mir drei Katzen ins Zimmer, die ich im Hof gesehen hatte, dann ließ ich das Bett umstülpen, und die Katzen tödteten vor meinen Augen zehn Feinde, die anderen entkamen. Ich ließ frisches Stroh ins Bett legen und hatte die folgenden Nächte Ruhe.

Als ich am Morgen die Quartiere besichtigte, brauchte ich zwei Stunden, ehe ich sie abgeritten hatte, so weit hatte man uns auseinander gelegt. Dies erschwerte die Aufsicht ungemein.

Zur Vertheilung des Zaumzeuges und der Geschirre entbot der Hauptmann die ganze Batterie nach seinem Quartier Salpke, wo er das ganze Material in einer Scheuer aufgestapelt hatte. Auf dem Platz davor sah es nun aus wie ein Jahrmarkt, und erst wurden die Pferde richtig vertheilt, dann Geschirre, Sattel und Zaumzeug. Dies wurde so=

gleich nothdürftig verpaßt und die Pferde damit bekleidet. Der kurze Dezembertag ging zu Ende, ehe Alles beendet war, denn unsere Reserven und Landwehrmänner kannten das neue Material nicht, das eben erst eingeführt worden war und uns, jeder Riemen und jede Strippe in Bunden zu Dutzenden, übergeben ward, so daß wir es an Ort und Stelle erst zusammensetzen mußten. So mußten Offiziere und Unteroffiziere selbst jeden Riemen schnallen und dabei die Leute unterweisen. Auch die Kälte mit etwas Schnee erschwerte sehr das Schnallen des Lederzeugs, die Pferde froren, schlugen u. s. w. Nach vollbrachter Vertheilung marschirte ich im Dunkeln die Meile nach Reindorf. Es wurde uns in diesen Wohnungen acht Tage Zeit gelassen, um die Mobilmachung zu beenden! Sattler gingen von Quartier zu Quartier, und nach einigen Tagen rückten wir schon mit den Gespannen nach Magdeburg, die Geschütze und Fahrzeuge zu holen. Die Bedienungsmannschaften hatten unterdessen die Munition angefertigt.

An dem dazu bestimmten Tage marschirten wir ab. Mein Hauptmann Köhn v. Jaski hielt in Salpke auf dem zum Sammelpunkt bestimmten Platze, und als er zur befohlenen Minute die vier Züge seiner Batterie ankommen, anspannen, dann auf Kommando abmarschiren sah, schüttelte er immer den Kopf und sagte kein Wort. — Ich war ganz erstaunt. Früher hatte er immerzu geschimpft. Er hatte im Friedenszustande aber auch jede Schnalle selbst geschnallt, jede Strippe selbst angepaßt. Jetzt war das nicht möglich gewesen. Wir Offiziere waren auf uns selbst angewiesen und hatten jeder seinen Zug in Ordnung gebracht. Heute hatte er die Batterie zum ersten Male gesehen, er hatte nichts zu tadeln gefunden. — Ich ritt hinter der Batterie, gemäß seinem Befehl. Er ließ die Batterie an sich vorbeimarschiren und ritt dann eine Strecke stumm mit mir. Dann sagte er: „Nun habe ich so lange gedient und geglaubt, ich müßte Alles selbst machen und Ihr könntet es nicht, und heute sehe ich, Ihr jungen Leute macht es besser als ich. Das ist doch recht niederdrückend!“ Wir hatten aber auch diese eine Woche von früh bis Abend fleißig gearbeitet und wollten, eben weil uns etwas anvertraut war, auch zeigen, daß wir etwas konnten. Darum konnten die strengsten Kritiker auch keine Schnalle finden, die falsch gesessen hätte.

Die einzige Erholung, die ich mir gegönnt hatte, war am Abend vor dem Abmarsch gewesen. Ich hatte den Kanonieren im Kruge Bier gegeben und sie sangen kriegerische Lieder. Dabei kontrolirte ich sie, daß sie rechtzeitig vor dem Abmarsch zu Bette gingen, denn als die Zeit dazu kam, sagte ich, daß es nun kein Bier mehr gäbe und Jeder zu Bette zu gehen habe. Ich wartete, bis Alle das Lokal geräumt hatten. Des Wirthes schönes Töchterchen fand Gefallen an einem meiner Unteroffiziere,

einem bildschönen Kerl. Auf dem Marsche neckte ich den Unteroffizier mit diesem Mädchen. „O weh", sagte er, „da ist es mir noch schlecht gegangen. Die Alte kam mit dem Krückstock. Ich riß noch rechtzeitig aus, aber die Tochter kriegte Keile."

Auf dem Marsch den anderen Morgen mußte einer meiner Leute wegen Kolik absteigen. Ich fragte ihn, ob er schon länger leide. „I nee", sagte er, „et is weiter nischt, bloß jestern det olle Bier war so jung." Diese Redensart stimmt zu der anderen Berliner Sprechweise, wonach „grüne Schwarzbeeren roth sind".

Auf dem Rückmarsch kämpften wir mit Glatteis und machten langwierige Erfahrungen mit Rädern, die an der Achse festfroren, weil die Radschmiere zu dickflüssig war. Ich hatte eine unangenehme Gesellschaft an dem ältesten Lieutenant der Batterie, der den dritten Zug und somit bei einer Trennung die zweite halbe Batterie kommandirte. Er haßte das Wasser und wusch sich besonders bei der Kälte nie. Einmal waren im Dorfe zwei Offizierquartiere, eins beim Gutsbesitzer, eins beim Müller. Ich ging zum Müller, weil das bessere Quartier dem älteren Offizier zukam, trotz seines Widerspruchs, denn ich hoffte, er werde sich bei anständigen Leuten endlich waschen. Beim Revidiren der Quartiere und Ställe traf ich ihn und fragte, wie er zufrieden. Er lobte das Quartier, besonders daß der Wirth abwesend und die Wirthin krank — „und daß Sie sich nicht zu waschen brauchen", unterbrach ich ihn. — „Richtig", sagte er, „mich waschert ooch nicht im geringsten."

Den Tag, ehe wir in Potsdam einrückten, bat mich der Hauptmann, dafür zu sorgen, daß Lieutenant B. sich wasche, womöglich mit kochendem Wasser, da doch in Potsdam möglicherweise der König uns besichtigen könne. Ich sagte es Lieutenant B. und erklärte ihm, ungewaschen dürfe er nun nicht abmarschiren. Ganz verlegen sagte er dann: „Ach bitte, borgen Sie mir Ihre Seife!" Das verweigerte ich ihm, aber ich schenkte ihm ein Stück Seife. Zurückgeben lassen wollte ich sie mir doch nicht.

Wir rückten nach Potsdam. Der Hauptmann sandte mich voraus, die Form zu erfüllen und die Erlaubniß zum Einmarsch zu erbitten. Ich ging ganz keck zunächst zum König. Der Flügeladjutant vom Dienst brachte den Befehl, Seine Majestät wolle die Batterie auf dem Platz am Schloß (Lustgarten) sehen. Der König kam, lobte sehr, amüsirte sich, namentlich über zwei dicke Flamländer Doppelponies, die den Offizierpackwagen zogen, und befahl den Hauptmann und mich zum Mittagessen. Lieutenant B. brauchte sich heute nicht zum zweiten Male zu waschen. Beim Essen war der König sehr gnädig und gesprächig. Ich hatte mehrere Wochen mit keinem anderen Vorgesetzten verkehrt als mit meinem Hauptmann, und so fuhr mir, wider Willen, einmal gegen den König die

Anrede: „Herr Hauptmann“ heraus. Das schallende Gelächter des Königs konnte meine Verlegenheit nicht beschwichtigen.

Der Abmarsch am anderen Morgen war nicht so regelmäßig wie bisher. Die weitläufigen Quartiere in Potsdam spotteten jeder Aufsicht, dafür wurden Alt und Jung in Potsdam von Kameraden und Vergnügungen in Beschlag genommen. Es war nicht allein Schlaftrunkenheit, die des Morgens beim Abmarsch bei vielen Leuten den Zorn des Hauptmanns erweckte. Besonders der Trainsoldat, der auf dem Bock des Vorrathswagens fuhr, erregte schon gleich früh durch seinen Zustand Aergerniß. Bei Glienicke wurde der erste Halt gemacht. Dieser Trainsoldat aber war eingeschlafen und fuhr mit der Deichselspitze in den Kasten der Feldschmiede, von dem er eine Wand zertrümmerte. Jetzt kannte der Zorn des Hauptmanns keine Grenzen. Er riß dem Schlingel die Peitsche aus der Hand, und indem er aus allen Tonarten „Er betrunkener Kerl!“ schrie, zerbläute er ihn eine Viertelstunde lang. Dann marschirten wir nach Berlin.

Ich wurde wieder vorausgeschickt. Alle Artilleriebehörden erlaubten den Einmarsch, ohne Notiz nehmen zu wollen, daß die erste Batterie nach vollendeter Mobilmachung einrücke. Es war Thauwetter und sehr kothig. Ich galoppirte, weil ich wünschte, daß unsere Batterie gesehen würde, nun zum Prinzen von Preußen, der die Operations-Armee kommandirte, parirte mit viel Pferdegetrappel unter seinem bekannten Eckfenster, so daß er heraussah, und ging stracks hinein, ohne mich des Schmutzes zu schämen, mit dem ich frisch von oben bis unten bespritzt war. Der Prinz kam mir entgegen und sagte, er werde der Batterie Unter den Linden entgegengehen. Nun jagte ich nochmals durch alle Straßen zu allen anderen Vorgesetzten, dies ihnen zu melden, sie mußten sich die Batterie auch ansehen, und wir marschirten stolz Unter den Linden vorbei. Wir waren die erste Batterie, welche ihre Mobilmachung vollendet hatte und wurden wegen Güte und Schnelligkeit der Ausführung sehr gelobt! Wie haben sich die Zeiten geändert. Der Mobilmachungsbefehl erfolgte am neunten November, es war, als wir einrückten, wenn ich nicht irre, der fünfzehnte Dezember. Das fand man damals schnell. So lange nach dem Mobilmachungsbefehl hatten wir zwanzig Jahre später bereits die Siege von Weißenburg, Wörth, Saarbrücken, Colombey, Mars la Tour und St. Privat erfochten und marschirten in der Champagne gegen Paris.

Den Morgen nach dem Einmarsch gab ich mich der Ruhe und dem Triumphgefühl hin, als ich plötzlich durch ein Handbillet des Prinzen Carl von Preußen aufgescheucht wurde, des Inhalts, es sei gestern eine Artilleriekolonne durch Glienicke marschirt, dabei habe ein Offizier einen Landwehrmann entsetzlich gemißhandelt, und zwar unter den entsetzlichsten,

unerhörtesten Schimpfreden; ich sei dabei gesehen worden und solle dem Prinzen Carl diesen Offizier namhaft machen, damit er ihn zur ernstesten Verantwortung ziehen könne. Ich war sehr vergnügt. Jetzt konnte ich meinem Hauptmann die aufopfernde Art und Weise heimzahlen, mit der er sich meiner im Sommer mehrfach angenommen hatte.

Ich zog mich vorschriftsmäßig an und begab mich zum Prinzen Carl, meldete ihm, was vorgefallen, wie sich der Trainsoldat betrunken habe u. s. w. Bei meiner Erzählung ballte der Prinz die Faust und fuhr auf: „Solch ein Schlingel, dem müßte man ja den Schädel einschlagen."

„Sehen Sie, Königliche Hoheit", sagte ich, „beim bloßen Anhören möchten Sie dem Kerl den Schädel einschlagen, was soll nun der Hauptmann thun, der eben von Seiner Majestät dem Könige gelobt ist und nun vor seinen Artillerievorgesetzten mit einer zertrümmerten Feldschmiede Schande einernten soll."

Der Prinz nahm nun die Partei des Hauptmanns, sagte, er werde die bei ihm in Glienicke einquartierten Landwehrmänner der Garde-Infanterie beruhigen, ich möchte aber doch dem Hauptmann Alles erzählen und ihn von Seiten des Prinzen bitten — kameradschaftlich —, er möge sich künftig ein Bißchen vorsehen.

Nun ging ich zu meinem Hauptmann und machte mir das Vergnügen, ihm erst den Brief des Prinzen zu lesen zu geben. Der Hauptmann las ihn und sagte ganz ruhig: „Das ist Alles richtig. Schön! Ich werde wohl auf Festung kommen." Darauf erzählte ich ihm meine Unterredung und den Auftrag. Diese Lösung war ihm doch lieber. Kaum waren wir fertig, als eine Ordonnanz den Hauptmann zum Obersten Encke, Chef des Generalstabes der Artillerie, beschied, der den Tag vorher in Glienicke beim Prinzen Carl zu Mittag war. Oberst Encke muthete meinem Hauptmann zu, dem geprügelten Trainsoldaten Geld zu bieten, damit er aussage, er sei nicht geschlagen worden. Mein Hauptmann wies solche Zumuthung entrüstet zurück, und als der Oberst sagte, er müsse dann über sich ergehen lassen, was der Prinz Carl thun werde, sagte der Hauptmann, er werde es abwarten. Er wartet heute noch.

Die Beziehungen zwischen dem Hauptmann und mir gestalteten sich seitdem noch besser als bisher. Im Dienst hätte er mir aber doch nicht das Geringste nachgesehen.

Zu Weihnachten und Neujahr ging ich nach Koschentin auf Urlaub, weil ich majorenn wurde (zweiten Januar) und dort einen gerichtlichen Akt zu vollziehen hatte. Ich hatte den Kummer, meinen Vater an dem ersten Gichtanfall daniederliegen zu sehen.

Nach vollendeter Mobilmachung kam der Befehl zur Demobilmachung. Wir machten im mobilen Zustande noch eine Parade im Februar vor einem österreichischen Erzherzog, der eine gemischte Besetzung von Schleswig-Holstein befehligte, auch ein Caudinisches Joch, durch das wir durchmußten, und am fünfzehnten Februar trat die Kriegsschule zusammen, zu der ich mich nunmehr begab.

Mein letzter Dienst am vierzehnten Februar war die Abgabe unserer Kriegsmunition auf dem Laboratorium. Ich führte die Munitionswagen frühzeitig dorthin. Es war ein eisigkalter klarer Morgen. Als ich zurückmarschirte, lag Berlin vor mir im Dunst, halb aus Nebel, halb aus Rauch bestehend, aus diesem braungrauen Meer tauchten hier und da Fabrikschornsteine und Thürme, über mir wölbte sich ein wolkenreiner Himmel, die letzten Sterne waren unsichtbar geworden, nur der Mond war noch fahlen Scheines sichtbar. Da färbte sich vor mir der Dunst mit brennender Röthe, ein heller Punkt glänzte durch Staub, Nebel und Rauch, und nach zwei Minuten blendete mich die riesengroße Feuerscheibe der aufgehenden Sonne. Noch nie hatte mich die Schönheit des Sonnenaufgangs so ergriffen. Ich vergaß die zwölf Grad Kälte, die mir auf die Glieder gefallen waren, und es kam mir in meiner poetischen Stimmung ein Gedicht, das ich meinem Gedächtniß einprägen wollte, um es aufzuschreiben. Da sagte der neben mir reitende Vorderreiter, ein stämmiger märkischer Bauer: „Aeh, olle klotzige Sonne, biste ooch da?"

Ich vergaß das Gedicht.

---

2. Besuch der allgemeinen Kriegsschule.

Die Schule selbst.

Am 15. Februar 1851 begann ich meine Studien auf der allgemeinen Kriegsschule. Um dieselbe Zeit wurde ich in meinen anderweitigen dienstlichen Verhältnissen auf das Empfindlichste berührt.

Als ich nämlich im Jahre 1846 mein Artillerie-Offiziersexamen mit Auszeichnung bestanden und auf die Anfrage, ob ich nunmehr einrangirt zu werden wünsche, geantwortet hatte, daß ich meine Einrangirung als mein gutes Recht verlangen könne, da ich die nöthigen Bedingungen erfüllt habe und stolz darauf sein werde, meinen Kameraden gleich geachtet zu werden, da hatte man mich damals zur Einrangirung übergangen und mir dienstlich mitgetheilt (der Chef des Generalstabes der Artillerie im Auftrage des Generalinspekteurs Prinzen Adalbert), daß man mich deshalb nicht einrangiren wolle, weil ich mich so ausgezeichnet habe, daß man

mich bald zum Premierlieutenant befördern wolle, dies aber bei einem Aggregirten ohne Versetzung aus dem Offizierkorps möglich sei. Gleichzeitig mit mir wurde einer meiner Kameraden zur Einrangirung übergangen, weil er so liederlich und so oft wegen Schulden verklagt war, daß man zweifelte, ob er weiterdienen könne, und erst abwarten wollte, wie er sich weiter betragen werde. Jetzt, nachdem über zwei Jahre seit den mir gemachten verlockenden Versprechungen verflossen waren, wurde ich als Sekondlieutenant in den Etat des Regiments einrangirt, zugleich mit jenem Kameraden, der sich inzwischen gebessert hatte. Die Erfüllung jener glänzenden Versprechungen bestand also darin, daß man mich genau ebenso behandelte wie den, der wegen Schulden mit dieser Behandlung bestraft wurde. Ich ging von einem Vorgesetzten zum anderen, ein jeder meinte überrascht zu sein und wies mich höher hinauf. Ich gelangte somit zum Prinzen Adalbert. Dieser war ein wenig verlegen, meinte, es hätten sich seit dem Jahre 1848 die leitenden Grundsätze geändert, und fügte schließlich hinzu, in der Oesterreichischen Armee würden die Offiziere aus höheren altadligen Familien mehr geschätzt, ich könnte ja in die Oesterreichische Armee übertreten. Ich konnte, da wir soeben aus kriegerischen Verwickelungen mit Oesterreich herausgetreten waren, diese Antwort nur als Hohn betrachten und war tief schmerzlich berührt dadurch. Ich sagte daher dem Prinzen, ich bliebe, auch wenn ich nicht mehr dienen könnte, immer ein Preuße und würde niemals meine Dienste einem anderen Heere anbieten, weil ich dadurch in die Lage kommen könnte, gegen mein Vaterland zu kämpfen.

Mit der noch ganz frischen Aufregung über diesen Bescheid ging ich zum Prinzen von Preußen, der, weil die Operations-Armee in ihrem Instanzenzuge noch nicht aufgelöst war, noch zu meinen Vorgesetzten gehörte. Diesem trug ich vor, was mich bedrückte, und sagte ihm, es dränge mich, von einer Waffe loszukommen, bei der ich so schlecht behandelt worden sei, und deren höchste Spitze mir zumuthe, jetzt in die Oesterreichische Armee überzugehen. Ich bat daher den Prinzen, sich dafür zu verwenden, daß ich in irgend ein Infanterie- oder Kavallerie-Regiment der Armee versetzt werde. Dabei sagte ich dem Prinzen, ich sei jetzt zur Kriegsschule abkommandirt, aber wenn die Kriegsschule beendet sei, könne ich als einrangirter Sekondlieutenant in der Front mit Ehren keinen Dienst mehr thun. Der Prinz sagte mir sein Fürwort zu. Er hat auch, wie ich bald merkte, mit meinen Artillerievorgesetzten mehrfach über mich gesprochen, aber durchgesetzt hat er gar nichts. Wären nicht im Verlaufe der Kriegsschule andere Menschen mit ihrem Einfluß gekommen, ich hätte müssen, um meinem Worte treu zu bleiben, nach Beendigung derselben meinen Abschied aus dem Dienste nehmen.

Die allgemeine Kriegsschule war damals ebenso eingerichtet wie jetzt die Kriegsakademie und verfolgte dieselben Zwecke. Auch sind die Formen im Allgemeinen dieselben geblieben, nur daß die Zahl der Schüler jetzt eine weit größere ist, in Uebereinstimmung mit der Größe des Heeres. Aber das Wesentliche, die Unterrichtsmethode, war eine ganz andere. Alles wurde rein theoretisch, wissenschaftlich behandelt. Von manchen Lehrern geistreich, spannend, genial, von manchen aber, je nach der Eigenart des Lehrers, trocken, bis zum Ekel. Für das praktische Leben und den praktischen Dienst nahm man, mit Ausnahme von Clausewitz' Vorträgen, gar nichts mit aus der Schule. Die jetzt sogar bei den Fähnrichen eingeführte applikatorische Unterrichtsmethode kannte man damals noch nicht. Clausewitz war der Einzige, der etwas dem Aehnliches that. Es blieb bei der Theorie, der grauen, und das Grün vom Baum des Lebens blieb uns verborgen. Das war aber nicht die Schuld der Lehrer, denn sie kannten es selbst nicht anders.

An der Spitze der Anstalt stand als Direktor der General v. Höpfner, der bekannte Militärschriftsteller. Er war hager, rückenmarksschwindsüchtig, ernst, sehr fromm, sehr streng und dabei doch sehr wohlwollend. Der Grundzug seines Wesens war Noblesse. Seine Krankheit malte sich auf seinen Gesichtszügen ab. Wenn er erschien, glaubte man ein Gespenst zu sehen.

Wenn er zum Vortrag kam (er trug dem dritten Jahrgang [Cötus] Kriegsgeschichte vor), mußte in der Nähe des Weges alle zwei Schritte ein Stuhl stehen, damit er sich von Stuhllehne zu Stuhllehne stützend nach dem Katheder schleppen konnte. Dabei zuckten seine Gesichtsmuskeln vor Schmerz, und erschöpft ließ er sich auf dem Stuhl nieder. Kaum hörbar fing er an zu sprechen. Aber allmählich belebten sich Stimme und Gesichtsausdruck. Mehr und mehr gerieth er in Eifer, dabei wurde er immer gerader und höher auf seinem Stuhle, immer röther im Gesicht, und da schilderte er die Begebenheiten so lebendig, daß der Hörer sie zu erleben glaubte und Alle athemlos lauschten. Es lag ein merkwürdiger Zauber in diesem kränklichen Manne, der so lange mit einem Fuß im Grabe stand und endlich seinen fürchterlichen Leiden in einem martervollen Tode erlegen ist.

Bei der ersten Bekanntschaft liebten wir diesen hochfrommen, hart scheinenden Mann nicht. Später fürchteten ihn Viele, zuletzt verehrten ihn Alle.

Als die Anstalt wieder zusammentrat, hielt er den Schülern eine Rede. Er sagte unter Anderem: „Meine Herren, Sie sind gekommen, um hier zu studiren, also Studirende, aber keine Studenten. Der Unterschied ist der, daß die Studenten bezahlen, Sie aber werden bezahlt. Sie

haben sonst keinen Dienst, Sie sind also hier im Dienst und haben Sich nicht als Studenten, sondern als Offiziere im Dienst zu betragen." — Dies gefiel den Meisten um so weniger, als sie die Wahrheit der derben Worte anerkennen mußten. Höpfner verzog sein Gesicht nie, weder zum Zorn noch zum Lachen. Aber er war in hohem Grade witzig. So sagte er am Schluß der Eröffnungsrede: „Hier auf der Kriegsschule können ausgebildet werden: 1. Offiziere der Spezialwissenschaften, welche in einzelnen für die Armee nöthigen Wissenschaften Förderndes leisten. Solche bilden sich gewöhnlich ein, daß sie allen Anderen voraus sind, wenn sie in einem Fache Ungewöhnliches leisten. Und dennoch sind sie für das große Ganze nur die Handlanger; 2. können hier gebildet werden: zukünftige Generalstabsoffiziere, die die Willensmeinungen der Feldherren ausführen, das sind die Gehülfen der Feldherren; 3. können hier ausgebildet werden wirkliche Feldherren. Aber es kann Niemand hier zum Feldherrn, Gehülfen oder Handlanger geschaffen werden, die dazu gehörigen Eigenschaften hat Jeder von der Natur schon in sich, er bringt sie schon mit, sie werden hier nur weiter ausgebildet. Wer von Ihnen nun die Anstalt als zukünftiger Feldherr, Gehülfe oder Handlanger betritt, das zu beurtheilen überlasse ich jedem Einzelnen selbst."

Als militärischer Stellvertreter in disziplinarer Beziehung fungirte der Oberst Handtke. Sein offizieller Titel war: „Das Direktionsmitglied." Als ich die Artillerie- und Ingenieurschule besuchte, war er in derselben Eigenschaft dort gewesen. Wir fanden uns also wieder. Wenn er auch mit Offizieren, von denen ein großer Theil das dreißigste Lebensjahr hinter sich hatte, nicht so grob umging wie mit den Fähnrichen der Artillerieschule, so hatten seine Formen sich doch nicht verfeinert. In der besten Absicht, höflich zu sein, und im Bewußtsein seines Mangels an Formen wurde der alte Herr meistens verlegen, und die Verlegenheit, eine gute Portion Gutmüthigkeit, gemischt mit seiner Formlosigkeit, brachte oft recht komische Scenen hervor. Er überwachte den Anfang jeder Stunde und brachte uns die Befehle des Generals, leistete also gewissermaßen den Dienst als Adjutant. Wenn er nun beim Beginn einer Unterrichtsstunde Einen vermißte, gerieth er in die tödlichste Verlegenheit. In der nächsten Stunde sagte er ihm dann: „Heeren Se mal, Se waren ja vorhin nicht da?" — „Ich? Herr Oberst, da irren Sie sich wohl." — „Na, auf Ihrem Platz waren Se doch nich?" — „Nein, Herr Oberst, es war zu heiß am Ofen, da hatte ich mich ans Fenster gesetzt." — „Nee, das gilt doch nicht, des derfen Se nicht."

Einmal las er den Befehl vor für die am Abend stattfindende Kour: „Die Herren Offiziere erscheinen in weißen Unterbeinkleidern." Daß der Oberceremonienmeister statt „Hosen" oder „Beinkleider" das zierlich-

decente Wort „Unterkleider“ angewendet hatte, begriff der biedere Oberst nicht. Ich stand von der Artillerieschule her in gutem Andenken bei ihm, denn ich war dort nie zu spät gekommen, hatte ihm also nie Veranlassung zu Aergerniß gegeben. Ich gehörte also auch von Anfang an auf der allgemeinen Kriegsschule zu seinen Lieblingen.

In dieser Eigenschaft setzte ich einmal den braven alten Herrn in große Verlegenheit. Es exerzirte eines Tages die Kavallerie-Brigade im Frühjahr und die Kavalleristen in unserem Cötus, drei an der Zahl, verabredeten sich, diesem Exerziren von drei Regimentern beizuwohnen, weil es ihnen, die in der Provinz standen, neu war, eine Brigade zu drei Regimentern exerziren zu sehen. Sie baten also alle Drei um Dispens von der Schule. Der Oberst fragte in seiner Gewissenhaftigkeit den General und dieser verweigerte den Dispens, denn er sagte sehr richtig, die Herren seien zum Studiren gekommen, Exerziren könnten sie später sehen. Diese abschlägige Antwort war mir sehr unbequem, weil ich an demselben Tage morgens halb zehn Uhr in einer für mich dringenden Familienangelegenheit zum Minister des Königlichen Hauses Grafen Stolberg bestellt war und nun nicht auf Dispens rechnen konnte. Ich sagte also weiter nichts, ging den anderen Morgen nicht in die Vorlesung, sondern schickte ein Billet an den Obersten, mich zu entschuldigen. Das war ganz undienstmäßig. Der Oberst wollte mir aber keine Unannehmlichkeiten bereiten, und in der Meinung, ich sei zum Exerziren geritten, und in dem Gefühl der Gerechtigkeit gegen Alle schlich er sich bei seinem Rundgang am Anfang der Vorlesung an die drei genannten Herren und sagte Jedem leise, die Erlaubniß, wegzubleiben, sei ihnen zwar abgeschlagen, aber eine Ueberwachung werde in den nächsten Vorlesungen nicht stattfinden. Sofort rannten sie alle Drei fort. Ich aber kam nach meiner Audienz zu meinem Obersten. — „Da sind Sie ja! Ich denke, Sie sind beim Exerziren!?“ — „Nein! das hat noch nicht begonnen.“ — „Ach Gott, nun habe ich die Anderen fortgelassen!“ — „Je nun, Herr Oberst, lassen Sie ihnen doch das Vergnügen!“ — Er lachte.

Auf der Anstalt war die Vorschrift gegeben, daß jeder Schüler mindestens zwanzig Vorlesungsstunden in der Woche besuchen mußte. Von den Vorlesungen mußten die militärischen von allen Offizieren gehört werden. Die übrigen hießen freiwillig. Jedoch mußten die freiwillig besuchten mit den pflichtmäßigen zusammen mindestens zwanzig ausmachen.

Ich hörte danach im ersten Jahr: Taktik, Artillerie, Fortifikation, Militärverwaltung, Mathematik, Geschichte, physikalische Geographie und eine Zeit lang allgemeine Erdkunde;

im zweiten Jahr: Taktik, Fortifikation, Spezialgeographie, Pferdekenntniß, Mathematik, Geschichte, Logik, Physik;

im dritten Jahr: Fortifikation, Generalstabsgeschäfte, Kriegsgeschichte, Militärrecht, Mathematik, Geodäsie, Chemie.

Das Maximum, das ich mir zumuthete, waren vier Stunden des Tages. Außer den Vorlesungen arbeitete ich fast nie etwas, sondern sonst ritt ich viel und amüsirte mich. Dadurch erhielt ich den Geist frisch und den Körper gesund. Ich überarbeitete mich nicht, wie ich es auf der Artillerieschule gethan, und konnte mit gesunden Sinnen aufpassen, also mehr lernen und das Gehörte verdauen, wie man so sagt. Indessen führte ich, während die Lehrer sprachen, sehr regelmäßig meine Hefte und konnte später immer nachschlagen. Dies Verfahren kann ich nur jedem Wißbegierigen empfehlen. Diejenigen, welche mit Eifer jeden Vortrag ausarbeiteten und alle Vorträge hörten, wohl gar die Nächte über zu Hause arbeiteten, wurden zuletzt so abgestumpft, daß sie gar nichts mehr begriffen, also auch keinen Nutzen von ihrem Studium hatten, und sie konnten froh sein, wenn sie nicht in eine Irrenanstalt aufgenommen wurden, wie jener Unglückliche, der schließlich eine Kanone erfand, welche mit einem Schuß die ganze Russische Armee tödtete, und eine Bombe, die England in die Luft sprengte, und der, weil der Kriegsminister seinen Vortrag darüber nicht hören wollte, den Degen zog und den würdigen Herrn damit angriff.

So verlebte ich auf der allgemeinen Kriegsschule vom 15. Februar 1851 bis zum 1. August 1853 diejenige Zeit, in der ich die bequemsten und anregendsten dienstlichen Beschäftigungen von meiner ganzen fünfunddreißigjährigen Dienstzeit hatte. Der Lehrplan war festgestellt. Vom fünfzehnten Oktober an wußte man auf die nächsten dreiviertel Jahre genau voraus, in welchen Stunden jedes Tages man Dienst hatte, später, nach zwölf, spätestens ein Uhr mittags, war man sein eigener Herr und konnte thun, was man wollte.

Die Unterrichtsmethode war noch die alte, in den meisten Disziplinen die verzopfte. Die neueste Methode war noch nicht bekannt. Wenn daher auch manche Gegenstände mit der langweilendsten Schulfuchserei behandelt wurden, so konnte man doch immer hier und da etwas daraus lernen, denn die Studiendirektion gab sich grundsätzlich wenigstens die größte Mühe, für die Militärvorträge aus der Armee, für die Civilvorträge aus den Professoren Berlins die besten Kräfte auszuwählen. Daß da manche Fehlgriffe vorkamen, wird folgende Charakteristik zeigen. Es ist eben menschlich.

Taktik trug General Gerwien so langweilig, unfruchtbar und trocken wie möglich vor. Er hatte eine Leidenschaft für mathematische

konkrete Behandlung der Wissenschaft, die einzig und allein mit lebenden Wesen, hauptsächlich mit menschlichen Herzen, zu thun hat. Er theilte seinen Vortrag ein in eine unabsehbare Anzahl von Kapiteln und Unterabtheilungen, bei denen alle denkbaren Zahlen und Alphabete nicht ausreichten, als I, 1, A, a, a', aa', a'', a''', α, α', αα. — Nur mit dem hebräischen Alphabet und dem Sanskrit verschonte er uns aus guten Gründen. Seine Neigung zur Mathematik war so groß, daß er die beste Zahl der Züge, in die ein Bataillon getheilt werden müsse, darauf begründete, daß beim Karree Front und Flanke gleich groß sein müßten, und daß er dazu eine quadratische Gleichung ansetzte, x^2 fand, die Wurzel zog und eine Zahl 13,2415987 fand, mit sieben Dezimalstellen! Man muß es für einen Scherz halten, wenn man es nicht erlebt hat.

Aber er war von großem Wohlwollen und unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit gegen die Zuhörer. Wenn er uns daher auch durch seine endlosen Zahlen zum Sterben langweilte, besonders wenn er berechnete, wie viel Kosaken und Kirgisen in der Russischen Armee dienten, und dann zur Erläuterung hinzufügte, daß diese Zahlen gar nicht zuverlässig seien, so waren wir doch dem blassen, schwächlichen und kränklichen Herrn sehr zugethan. Ich bin ihm für seine Liebenswürdigkeit sehr dankbar geblieben und habe später Gelegenheit gehabt, mich, als er längst an der Schwindsucht gestorben war, an seinem Sohn zu revanchiren, der als junger Offizier bei dem Regiment stand, das ich befehligte.

Die Artillerie trug der Hauptmann Taubert vor. Sein Vortrag war unbedeutend. Er gehörte zu den alten Formenmenschen der Artillerie. Geist brachte er nicht in seinen Stoff. Der Vortrag war hauptsächlich für die Nichtartilleristen eingerichtet. Ich hörte daher nichts, was mir nicht allbekannt war, und konnte dabei nichts lernen. Während dieses Vortrages schrieb ich gewöhnlich meine Privatbriefe.

Noch trockener, langweiliger und unbedeutender war der Vortrag des Hauptmanns Rückert gen. Burchardi vom Ingenieurkorps über Fortifikation. Er quälte uns zwei Jahre lang, im ersten und zweiten Jahre mit Zahlenangaben, die man in jedem Handbuch findet. Lernen konnte man nicht viel bei ihm. Ich hatte dasselbe, nur besser, auf der Artillerieschule gehört.

Mathematik hörte ich durch drei Jahre beim Professor Schellbach. Im ersten Jahre mußten alle Schüler den Mathematikvortrag hören, im zweiten und dritten war dieser Vortrag freigestellt. Es ist nicht Jedermanns Sache, dieser so sehr abstrakten Wissenschaft Geschmack abzugewinnen. Darum blieben im zweiten Jahre nur zehn Zuhörer, im dritten nur fünf. Der Vortrag gestaltete sich daher immer mehr zu einer Privatstunde, in der der liebenswürdige Professor Einwendungen gern

hörte und bekämpfte. Dennoch konnten ihm zuletzt in seinen genialen Gedankenflügen nur noch zwei Schüler folgen, das waren Lieutenant Fidler (der später ins Irrenhaus kam) und ich. Der Vortrag Schellbachs begeisterte mich geradezu. Seine genialen Gedanken verfolgten mich manchmal des Nachts, und es begegnete mir, daß ich aus dem Schlaf aufstand und ihnen Folge gab. Er führte uns bis an die äußerste Grenze, welche die Wissenschaft überhaupt erreicht hatte, und wir konnten im letzten Jahre häufig mit Stolz sagen: „Das Alles hat Newton noch nicht gewußt." Zuweilen kam es sogar vor, wenn auch sehr selten, daß einer von uns, an der Grenze der Wissenschaft angelangt, einen Gedanken hatte, der der Wissenschaft weiter half, und dann hatte der Professor Schellbach eine ungeheure Freude und sagte, wenn wir das veröffentlichten, dann würden wir einen Namen in der Mathematik haben; wir überließen ihm aber das Eigenthumsrecht an den neuen Gedanken.

Wenn ich sagen sollte, daß ich in meiner ganzen Dienstzeit die Mathematik, die ich hier gelernt habe, auch nur ein einziges Mal praktisch gebraucht hätte, so müßte ich lügen, und ich begreife das Wort eines alten Artilleristen, der auch in der Jugend Integralrechnung studirt hatte, er habe sie nur dann angewendet, wenn er sich habe fragen müssen: „Ein Pferd frißt drei Metzen Hafer, wie viel fressen dreißig Pferde?" Aber einen bedeutenden Nutzen hat mir die Mathematik doch verschafft.

Wenn man sich nämlich in diese Wissenschaft vertieft, so ist zunächst der Erfolg der Erkenntniß von der logischen Folgerung der Dinge eine Art von geistiger Ueberhebung bei dem Jünger der Wissenschaft. Es ist ja Alles so klar, und mit derselben Sicherheit, mit der man behaupten kann, zweimal zwei ist vier, löst man immer höhere Probleme. Man kommt zu der Ueberzeugung, daß der menschliche Geist Alles erfassen und enträthseln könne. Je mehr man erkennt, desto kühner wird das Streben, Alles zu erkennen. Hier allein glaubt man den Weg zum verschleierten Bilde von Saïs zu finden, und man schreitet darauf zu. Je mehr man vorschreitet, je mehr man erkennt, daß überall Alles so einfach und verständlich ist, wie zweimal zwei ist vier, daß auch Alles gar nicht anders sein kann, als es ist, um so mehr neigt man zum Atheismus. Denn man wird verführt, den eigenen Geist an die Stelle des göttlichen Geistes zu setzen. Wozu soll es denn noch einen göttlichen Geist geben, wenn wir Menschen Alles mathematisch beweisen können? Dann ist die Mathematik eben die einzige Gottheit. Der Gott, dessen Wege unerforschlich sind, kann für einen Mathematiker nicht existiren, welcher nicht nur die Wege des Weltalls erforschen kann, sondern auch zu beweisen im Stande ist, daß Gott keine anderen Wege gehen kann, ebensowenig, wie er zu bewirken im Stande ist, daß zweimal zwei gleich fünf werde. Am

größten kommt sich der Mathematiker vor, wenn er nicht nur den Lauf der Erde um die Sonne berechnet, sondern auch beweist, daß sie überhaupt gar nicht anders um die Sonne laufen kann. Etwas bescheidener wird der Forscher, wenn er an der Grenze des gegenwärtigen Standes der Wissenschaft ankommt und innewird, wie unendlich klein das erforschte Gebiet im Vergleich zu den Aufgaben und Räthseln ist, welche noch der menschlichen Lösung entbehren. Aber der Begriff von der Befähigung des menschlichen Geistes wird damit noch nicht herabgestimmt, sondern man denkt, so gut wie die Wissenschaft jetzt Probleme löst, die zu Pythagoras' Zeiten unlösbar schienen, so gut kann sie bis ins Unendliche fortschreiten, und was nicht gefunden ist, kann und muß noch gefunden werden. Dieser Gedanke ermuthigt zu weiterer Forschung und erhebt den Geist wieder bis zum Atheismus. Plötzlich stößt man, bei dem jetzigen Standpunkt noch immer nur hin und wieder, auf eine Grenze, an der man mathematisch beweisen kann, daß Probleme, welche in der Natur liegen und von der Natur gelöst werden, dem menschlichen Geiste stets unlösbar bleiben müssen. Der Beweis kann so klar geführt werden wie daß zweimal zwei gleich vier, und der wahre Mathematiker müht sich mit derartigen Problemen weiter nicht ab. Bescheiden zieht er sich zurück, und in seines Nichts durchbohrendem Gefühle bekennt er, daß es noch ein ganz anderes Wesen von gewaltigem Geiste und ganz anderer Fassungsgabe geben müsse, welches diese Probleme lösen kann, denn sie sind gelöst, und die Weltkörper bewegen sich danach in musterhafter ewiger Ordnung. — So führt die Mathematik den mathematischen Beweis von der Existenz einer Gottheit, und der wahre Mathematiker wird, nachdem er den Atheismus mit seiner Ueberhebung durchgemacht hat, bescheiden und gläubig.

Schellbach hatte einen mathematisch-religiösen Gedanken, dem wenig Menschen zu folgen vermögen. Er hält es nämlich für möglich, daß die Zeit an sich nur eine menschliche Vorstellung, eine Art Wellenbewegung unseres Gehirns sei, für die Gottheit aber gar nicht existire, die die Zeit nur für die Menschen geschaffen habe. Wenn man diesen Gedanken verfolgen und sich über das Ungeheuerliche und Schwindelerregende desselben hinwegsetzen kann, dann allein kann man sich einen, wenn auch ganz unklaren, Begriff von der Ewigkeit machen. Mit diesem Gedanken stimmen übrigens viele Aussprüche der heiligen Schrift überein. Kant kommt auf einen ähnlichen Ausspruch auf philosophischem Wege und Schopenhauer tritt dafür mit Pathos ein (Subjektivität von Raum und Zeit).

Das Interesse, das ich dieser Wissenschaft zuwandte, brachte mir also den einen praktischen Vortheil, daß ich dadurch für mein ganzes Leben sichergestellt blieb gegen alle noch so verlockenden atheistischen Schlußfolgerungen, denen sich die Philosophen so leicht hingeben und die jetzt durch

Schopenhauer, Darwin, Hartmann und Häckel so sehr Mode geworden sind.

Unser guter Professor Schellbach hatte eine geniale Auffassung der Mathematik und wußte uns das Studium spannend und interessant zu machen, so spannend, daß Lieutenant Theiler eines Tages aufschrie: „Herr Professor, halten Sie ein, jetzt geht mir der Verstand auseinander.“ Aber für alle anderen Dinge hatte Schellbach all und jede Einsicht verloren. Sein Verstand war ganz in der Mathematik konzentrirt, und in allen Dingen des menschlichen Lebens war er einer der unbeholfensten Menschen, die man sehen konnte.

Die Mathematik ist allerdings darin gefährlich, daß sie zu sehr absorbirt und ihren Schüler gegen alles Andere abstumpft.

Am Ende der drei Jahre hatten wir unseren guten Schellbach so liebgewonnen, daß wir fünf Schüler uns mit ihm noch einmal zu einem Abschiedsdiner vereinigten, gewiß etwas Seltenes auf der Kriegsakademie.

Den Vortrag der allgemeinen Weltgeschichte hörte ich im ersten Jahre (alte Geschichte) von Professor Köpke, im zweiten Jahre von Professor Hirsch (neuere Geschichte). Hier lernte ich eine neue Welt kennen. Bisher hatte ich nur sehr mangelhaften geschichtlichen Unterricht gehabt. Er hatte im Auswendiglernen von Zahlen und Daten und in der mehr oder minder detaillirten Erzählung der Begebenheiten bestanden. Von Köpke und Hirsch hörte ich zum ersten Male eine wirkliche geistige historische Auffassung der Entwickelung des menschlichen Geistes und der Menschheit überhaupt und begriff, was historische Gegensätze und historische Nothwendigkeiten sind. Der kleine buckelige Professor Köpke mit seiner trockenen schulmeisterlichen Stimme kam uns erst sehr langweilig vor. Aber die hohe geistige Bedeutung seines Vortrages drang sehr bald durch, und er fesselte uns von Tag zu Tag mehr. Er war durchaus sachlich und unparteiisch, wie ein Geschichtsforscher immer sein sollte. Nicht so war Hirsch. Jung, feurig, begeistert für den neuerfaßten evangelischen Glauben, den er erst als Erwachsener gegen den mosaischen vertauscht hatte, also voll von der Schwärmerei des Proselyten, war ihm die ganze Weltgeschichte nur der Weg, auf dem die Reformation zum Siege über die ganze Erde gelangen müsse. Seine Darlegungen waren spannend und in hohem Grade geistreich und im Augenblick hinreißend und überzeugend, wenn man auch nachher bei ruhiger Ueberlegung manchmal doch wieder anderer Ansicht wurde. Als ein Schüler von Stahl war er auch ultrakonservativ in der Politik und nahm auch an dem politischen Treiben bereits Antheil, worin er gewiß noch eine bedeutende Rolle gespielt haben würde, wenn nicht ein früher Tod seinem Wirken ein Ende gesetzt hätte. — Der Mann erwärmte mich ungemein. Dennoch habe

ich ihn einmal vorübergehend geärgert. Er gab nämlich einmal eine Aufgabe zur Bearbeitung, welche den Gegenstand behandelte, wie sich in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die katholische Kirche gegen die Reformation gestärkt habe. Zum Spaß stellte ich mich bei der Bearbeitung auf den Standpunkt, daß die ganze Reformation nur eine Revolution gegen die zum Herrschen berechtigte katholische Kirche gewesen sei. Als Hirsch meine Arbeit gelesen hatte, ließ er den Faden seines Vortrages fallen und donnerte in einer brillanten zweistündigen Rede gegen die von mir entwickelten Ansichten, klar beweisend, wie die katholische Kirche überhaupt zu gar keiner Herrschaft berechtigt, die Reformation also gar keine Revolution habe sein können. Ich lauschte mit großer Spannung. Schweißtriefend und außer Athem schloß er und kam dann auf mich zu, indem er sagte: „Wenn ich etwas gesagt haben sollte, was Ihre religiösen Gefühle verletzte, so seien Sie mir nicht böse." — „Wie wäre denn das möglich?" — „Sie sind doch katholisch?" — „Im Gegentheil, Herr Professor, ich bin eifriger Protestant." — „Aber wie können Sie denn dann solche Ansichten entwickeln?" — „Bloß um meine wirklichen Ansichten so geistreich vertheidigt zu hören wie soeben, denn was ich schrieb, war das Gegentheil von dem, was ich glaube." Da wurde er ganz starr vor Schreck. Ich aber dankte ihm herzlich, denn ich sei noch mehr in meiner Ueberzeugung befestigt.

Es muß sehr schwer sein, die Geschichte richtig zu behandeln. Ganz abgesehen von der Unzuverlässigkeit aller Urquellen, welche immer, weil von Zeitgenossen herrührend, die Färbung der Partei tragen, kann der Geschichtschreiber doch auch nie seine eigene persönliche Anschauung ganz verleugnen. Wenn auch nicht jeder Forscher von so schwärmerischen Ansichten geleitet wird wie Hirsch, so wird es einem Mann im gereiften Alter doch schwer, ohne eine bestimmte Ansicht an eine Forschung heranzutreten, und eine bestimmte Reife muß ein Mann haben, wenn er Geschichtsforschung mit Aussicht auf einen ersprießlichen Erfolg beginnen soll. Wäre ein gebildeter Mann denkbar, der noch gar keine Kenntniß von der Geschichte hätte, dann wäre er der beste Forscher für die Quellen der Weltgeschichte, und er müßte sich seine Ansichten erst aus dem Resultat der Forschung bilden. — Einen Vorwurf aber kann man mindestens allen Geschichtsforschern unserer Zeit machen, wenn sie auch noch so unparteiisch zu sein streben. Die Entwickelung des menschlichen Geistes und des Menschengeschlechts beginnt nach ihnen immer erst, soweit sie Kenntniß davon haben, und es wird von ihnen dargestellt, als ob in vorgeschichtlicher Zeit die Welt Chaos und der Mensch gar nicht oder ein Halbthier, ein Höhlenmensch gewesen sei. Die Möglichkeit, daß es vor Moses und Abraham ebensowohl als auch zu Zeiten der Alten außerhalb des ihnen

bekannten Gebietes, etwa in China, Indien, Peru und Mexiko, recht civilisirte Zustände gegeben haben könnte, von denen wir in unserer Unwissenheit nur nichts erfahren haben, diese Möglichkeit wird von keinem Geschichtsforscher, nicht einmal von dem Nestor Ranke, angedeutet, und dennoch wird diese Möglichkeit fast zur Gewißheit, wenn man aus Herodot Buch II, Kapitel 142 entnimmt, daß zu seiner Zeit die Aegypter Urkunden über eine Vorgeschichte von elftausenddreihundertvierzig Jahren hatten, Urkunden, welche nachher vielleicht beim Brande der Bibliothek von Alexandria verloren gegangen sein mögen. Dadurch wird aber der Begriff von der allgemeinen Weltgeschichte, d. h. von der Entwickelung des menschlichen Geistes, ein wesentlich anderer. Denn wenn man bedenkt, daß elftausenddreihundertvierzig Jahre vor Herodot, also vor mehr als hundertfünfunddreißig Jahrhunderten, schon eine Civilisation bestanden hat, welche den Menschen befähigte, historische Dokumente, mindestens in hölzernen Hochbildern (Herodot II. Buch, Kapitel 143) der Nachwelt zu übergeben, dann wird der Begriff von der Schnelligkeit der Entwickelung des menschlichen Geistes ein wesentlich geringerer, und die Thaten der größten Heroen aller Zeiten, die Leistungen der größten Geister erscheinen viel unbedeutender. Um wieviel kleiner und bescheidener muß sich aber der einzelne Mensch vorkommen, der es nicht zu einem Heros der allgemeinen Weltgeschichte oder der Kultur gebracht hat. Nun besteht aber der wahre Nutzen, den uns das Studium der Weltgeschichte bringen kann, darin, daß es uns auch zur Erkenntniß des Wesens aller Dinge verhelfen soll, wie das der Mathematik und die Erforschung der Natur. — Ist man sich aber dieser Langsamkeit aller menschlichen Fortschritte bewußt, dann wird man nicht zur Ueberhebung neigen und glauben, der menschliche Geist sei das Höchste auf geistigem Gebiet, sondern man erkennt, daß es einen höheren göttlichen Geist geben muß.

Wenn ich von der Erlernung der Geschichte keinen anderen Nutzen erwarte als diese Erkenntniß von der allgemeinen Entwickelung des menschlichen Geistes, dann werde ich wohl mit manchen Ansichten in Widerspruch gerathen, welche aus der Kenntniß der Spezialgeschichte Lebensregeln ableiten, um das eigene Handeln zu beeinflussen. Auch ich hatte früher diesen Glauben. Aber meine Erfahrung hat mich jetzt eines Besseren belehrt. Ich habe große Zeiten und große Ereignisse erlebt und nachher die Geschichte derselben gelesen, und da habe ich gesehen, daß besonders die ins Einzelne gehende Geschichte der Ereignisse durch Unvollkommenheit der Anschauungen und Quellen, noch mehr aber durch persönliche Absichten und Interessen, Eitelkeit, Selbstsucht und Eigennutz, Parteirücksichten u. s. w. oft mit den Ereignissen in den schneidendsten Widerspruch geräth. Nur so ist es zu erklären, daß, nachdem die Welt jahrhunderte-

lang die Erzählungen eines Tacitus für Geschichte genommen hatte, ein Adolf Stahr auftreten und, ebenfalls geschichtlichen Urkunden folgend, das Gegentheil behaupten und nachweisen konnte, daß der gefeierte Augustus ein großartiger Gauner, Börsenschwindler und Betrüger, dagegen der angefeindete Tiberius ein vortrefflicher Regent gewesen ist.

In Wien sagte mir der General Hauslab einst über den Krieg in Ungarn von 1849, seitdem er einen Krieg mitgemacht und nachher die Geschichte desselben gelesen habe, lese er keine Kriegsgeschichte mehr, denn es sei Alles erlogen. In der anderen Spezialgeschichte ist es nicht anders.

In den ersten Jahren hörten wir auch einen Kursus Militärverwaltung vom Geheimen Rath Messerschmidt vom Kriegsministerium. Dieser Kursus gab uns eine Uebersicht über die bestehenden Bestimmungen, so allgemein gehalten und so kurz, daß wir gar keinen Nutzen davon hatten. Ohne Elementarkenntnisse, erhielten wir durch diese Uebersicht keinen Einblick in den Gang der Gesammtmaschine, und Elementarkenntnisse zu geben, dazu reichte die Zeit nicht. So war die Zeit und Mühe, die darauf verwandt war, reine Vergeudung.

Ein hochinteressanter Vortrag war der des berühmten Professors Dove, der im ersten Jahre Meteorologie, im zweiten Physik las. Wenn sich der liebenswürdige und berühmte Meister in seinem Fach den Vortrag, den er seit vielen Jahren alljährlich, also für ihn sehr langweilig, wiederholen mußte, sehr bequem machte, stets unvorbereitet kam, mit seinen Versuchen meistens verunglückte, weil die Apparate nicht in Ordnung waren, so lernte man doch viel von ihm, erhielt einen Einblick in die Kräfte der Natur und vergnügte sich. Denn er konnte es nicht lassen, die Wissenschaft stets mit seinen Witzen zu würzen. Er erklärte alle Dinge, aber stets so kurz und oberflächlich wie möglich. Eines Tages gab er eine mathematisch nicht stichhaltige Erklärung. Nach dem Vortrage erbat ich mir Auskunft. „Ja“, sagte er, „für Sie paßt diese Erklärung nicht, denn Sie verstehen Mathematik.“ Nachdem er mir nun eine gründliche und richtige Erklärung gegeben hatte, setzte er hinzu: „Sehen Sie, dies würden aber die Meisten nicht verstehen, weil sie nicht Mathematiker sind, und ich muß mich nach dem geistigen Standpunkt der Zuhörer richten. Da bin ich oft gezwungen, Unsinn zu sagen. Gestern fragt mich z. B. Jemand, woher es komme, daß wir in den Straßen von Berlin im Winter immer fünf Grad Kälte mehr haben wie auf dem Felde. Ich wollte mich mit einem so Unwissenden nicht streiten und ihm erst sagen, daß es auf dem Felde kälter sei als in Berlin. Auch wollte der gute Mann das nicht hören, sondern er wollte für seine falsche Beobachtung eine Erklärung. Ich sagte ihm also, wegen des Heizens in den Häusern flüchte die Kälte aus denselben auf die Straße und käme

dort dichter zusammen. Der Mann war zufrieden und erzählt's auf meinen Namen weiter. Meinetwegen! Ich bin ihn wenigstens los." Das war nun allerdings nicht sehr schmeichelhaft für die große Menge der Zuhörer.

Ich hätte im ersten Jahre auch den berühmten Geographen Ritter hören können, der zum letzten Male vor seinem Tode allgemeine Erdkunde vortrug. Seine Erscheinung reizte mich gewaltig, ihn zu hören, und ich wohnte auch einigen seiner Vorlesungen bei. Aber leider wären es zu viel Vorträge für meinen Kopf geworden, der noch an den Folgen der Erschütterung litt, die er bei dem Sturz im Oktober erfahren hatte. So mußte ich denn darauf verzichten, einen ganzen Kursus dieses berühmten Mannes zu hören, dessen bloße Erscheinung, mit schneeweißem Haar und Bart, jugendlich rother Gesichtsfarbe, hoher Stirn und ausdrucksvollen Zügen, den bedeutenden Geist auf den ersten Anblick verrieth, der in ihm wohnte.

Der Hauptmann v. Sydow lehrte uns im zweiten Jahre Spezialgeographie. Es war eigentlich an einem kleinen Beispiel eine Probe, wie man Geographie studiren müsse, und was Alles dazu gehöre. Im Laufe von dreiviertel Jahren nahm er bei vier Vortragsstunden in der Woche mit uns nur die Provinz Preußen und den Gebirgszug durch, der sich von den Oder-Quellen bis zur Elbe hinzieht und zuweilen mit dem Gesammtnamen der Sudeten bezeichnet wird. Wenn er durch seine echt deutsche Gründlichkeit uns auch manchmal langweilte, so gab er doch einen Begriff davon, was Alles dazu gehörte, um ein Land richtig zu würdigen, besonders wenn der militärische Gesichtspunkt maßgebend ist, und dadurch hatte sein Vortrag für die Zukunft eines jeden Generalstabsoffiziers einen bedeutenden praktischen Werth. Der durch seine Leistungen in der Kartographie berühmte Sydow hat dem Vaterlande in dieser Eigenschaft noch große Dienste erwiesen und ist als Oberst im Jahre 1873 gestorben.

Die Kavallerie- und Artillerieoffiziere waren genöthigt, im zweiten Jahre einen Vortrag über Pferdekenntniß von einem Professor Diederichs zu hören, welcher stotterte und auch in Bezug auf die Satzkonstruktion der Sprache nicht mächtig war, seinen Stoff schlecht beherrschte und sich meistens in Gemeinplätzen bewegte. Wie derselbe zum Professortitel gekommen ist und wiederholt und viele Jahre hindurch als Lehrer an dem höchsten militärischen Lehrinstitut belassen werden konnte, das ist mir immer ein Räthsel geblieben. Dazu war seine Erscheinung im hohen Grade lächerlich, er lispelte und zischte beim Sprechen und gab fortwährend Anlaß zum Spott. Wir lachten viel und lernten gar nichts bei ihm.

Professor Henning gab uns in einem Vortrag über Logik eine Uebersicht von dem Gesammtinhalt der Hegelschen Philosophie. Er war selbst ein Schüler dieses vielgenannten Philosophen, der von ihm gesagt haben soll, er sei der Einzige, der ihn verstanden habe, aber habe ihn mißverstanden.

Ich war sehr neugierig auf diesen Vortrag gewesen und wurde bitter enttäuscht. Mit großer Mühe und angestrengter Aufmerksamkeit arbeitete ich mich durch das kunstvolle Gebäude hindurch, welches da mit Worten ausgeführt wird, konnte mir aber bei dem gelehrten Schwall vom Sein und Nichtsein, die miteinander identisch, also auch verschieden sind, vom Fürsichsein, vom Ich und Nicht-Ich, vom Ding an sich u. s. w. nichts denken, und als ich endlich beim Allerheiligsten der Hegelschen Philosophie, bei der Idee, angekommen war, da wurde mir klar, daß ich die ganze Zeit nur leeres Stroh gedroschen hatte, aber ich erkannte jetzt erst die ganze Bedeutung des Goetheschen Ausspruchs:

„Denn grade wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.
Mit Worten läßt sich trefflich streiten,
Aus Worten ein System bereiten."

Ich bin bei der Erzählung meiner Erlebnisse hier ins Philosophiren und in Ansichten späterer Jahre hineingerathen. Aber es wird vielleicht Mancher, der dies liest, einigen Nutzen daraus ziehen, wenn er sieht, daß ein Mensch, der, wie ich, keine der vielen sich darbietenden Gelegenheiten versäumt hat, um etwas zu lernen, gerade durch die Wissenschaft nach einem halben Jahrhundert durch das Stadium des Atheismus hindurch wieder beim Glauben angekommen ist.

Unser Lehrer Henning war, nebenbei gesagt, eine sehr komische Erscheinung. Lang, hager, vertrocknet, mit großen aus dem Kopf heraustretenden Augen, welche stets ungewiß und vage ins Weltall starrten, war er die Verkörperung des vertrockneten Fürsichseins, „das sich in sich reflektirte". Er schien sich fortwährend mit philosophischen Problemen zu beschäftigen und für alles Uebrige in der Welt, für alles Reale „sich in seine Allgemeinheit zurückzuziehen". Mich wunderte immer, daß er nie auf der Straße unter die Wagen gerathen oder sonst verunglückt ist, denn er sah und hörte nichts, wenn er ging, und wenn man ihn grüßte, wachte er wie aus einem Traume auf, sah sich erstaunt um, legte den Finger an die Stirn, schüttelte mit dem Kopf und ging bedenklich weiter. Ich habe mir noch lange Jahre später stets, wenn ich ihm begegnete, zu meiner Erheiterung diesen Anblick verschafft, indem ich ihn respektvollst grüßte, dazu ein fröhliches „Guten Morgen, Herr Professor" rief und schnell weiter ging.

Am Ende des zweiten Jahres mußten wir uns praktisch im Aufnehmen üben. Dazu ging es in die Märkische Schweiz nach Freienwalde. Ich wurde der Abtheilung des Premierlieutenants Graf zu Dohna von den Garde-Dragonern zugetheilt, der bald nachher in den Generalstab versetzt wurde, für den er damals schon bestimmt schien. Er war sehr liebenswürdig und belehrend. Wir arbeiteten in der Regel von früh fünf Uhr an im Freien bis nach zwölf Uhr. Nach dem Essen wurden Landpartien gemacht. Es war eine recht fröhliche Zeit von etwa vierzehn Tagen.

Von dem Vortrage der Kriegsgeschichte im dritten Jahre durch den General Höpfner habe ich schon etwas erwähnt, als ich von diesem Herrn als dem Direktor der Anstalt sprach. Ich erzählte, wie bezaubernd sein Vortrag war. Er trug uns den Krieg von 1805 und von 1809 vor. Seinem Vortrage wohnte ein Major Liebert vom Generalstabe bei, der im zweiten Theil des letzten Jahres für den General eintrat (weil es diesem zu schwer wurde) und den Krieg von 1848 und 1849 in Italien vortrug. Bei der bedeutenden Stundenzahl, welche auf Kriegsgeschichte verwendet wurde, war der Umfang des Stoffes allerdings sehr gering. Aber Höpfner wollte uns nur lehren, wie man Kriegsgeschichte zu studiren habe, und ging deshalb auf die kleinsten Einzelheiten ein. Wenn ich nicht leugnen kann, daß mich Höpfner begeisterte, so muß ich doch jetzt nach längerer Dienst- und Kriegserfahrung andererseits sagen, daß mir dieser hochinteressante Vortrag für meinen Beruf keinen praktischen Nutzen geschaffen hat. Auch Höpfner versetzte sich nicht auf den untergeordneten Standpunkt seiner Zuhörer und regte, wie alle Lehrer der damaligen Zeit, die Kritik zu sehr an, eine Neigung zur Selbstüberhebung schaffend. Indem wir uns die Resultate der Forschungen Höpfners ebenso wie seine kritischen Urtheile aneigneten, glaubten wir bald ebenso klug zu sein wie er und lernten scharfe Worte über Feldherren sprechen, die geschlagen worden waren, ohne es besser machen zu können. Unserer ganzen Armee fehlte noch die Kriegserfahrung, und die Bescheidenheit eines Moltke existirte eben damals noch nicht, welcher auf die Frage, wie denn Benedek so thöricht habe handeln können, antwortete: „Wenn er gesiegt hätte, würde man ihn fragen, wie ich denn so thöricht hätte handeln können."

Rasch ist die Jugend mit dem Wort. Will man sie bilden, so thut man besser daran, sie zu gewöhnen, langsam und weniger unbedingt zu urtheilen, statt sie in ihrer Ueberhebungslust zu fördern. Deshalb ist die Methode, Kriegsgeschichte zu studiren, wie sie Verdy eingeführt hat, bildender.

Der vor demselben Auditorium für den General Höpfner eintretende

Major Liebert hatte eine schwere Stellung. Nach so glänzenden Vorträgen fiel er als Anfänger gewaltig ab. Er hatte noch dazu Höpfners Reden mit angehört und fühlte, daß er es ihm nicht gleichthun könne. Das machte ihn verlegen. Die große Menge der jungen Zuhörer hatte aber kein Mitleid mit seiner schwierigen Aufgabe. Bald merkte er, daß er nicht gefiel, und wurde immer schüchterner, nicht zum Vortheil seines Rednertalents. Da nun die Schüler dieser Anstalt sich in die ganze Armee zerstreuen, so hätte dieser Vortrag dem armen Major Liebert den militärischen Ruf untergraben und die Zukunft verbittern können, wenn er noch viel Zukunft gehabt hätte. Im Sommer raffte ihn die Cholera hin.

Ganz in schroffem Gegensatz gegen den hohen Flug des Studiums der Kriegsgeschichte stand der Unterricht, den uns Major v. Clausewitz im Krokiren und über Generalstabsgeschäfte gab. Das war kaltes Wasser auf das Feuer der Begeisterung. Denn wenn wir eben die Strategie eines Napoleon mit der des Generals Wairotter bei der Schlacht von Austerlitz in kühnstem Gedankenfluge verglichen hatten, lehrte uns Clausewitz, wie durch das Fehlen eines Punktes in einer Disposition die größten Konfusionen entstehen könnten und entstanden sind, und verwarf Arbeiten als unbrauchbar, weil hier ein Name nicht, wie vorgeschrieben, mit lateinischen Buchstaben geschrieben, dort nicht die im Generalstabe übliche Orthographie angewendet war. Zugleich war der Kontrast der Redner ebenso groß wie der des Stoffs. Clausewitz konnte gar nicht sprechen. Er stotterte immer und kam uns erst sehr verlegen vor, und wir begriffen erst nicht, was wir bei solchem Lehrer und bei solchem Stoff lernen sollten. Er ließ uns oft Arbeiten machen, häufig an Stelle des Vortrags im Hörsaal und ging dann die Arbeit irgend Eines in der Stunde durch. Bald wurden wir inne, daß er in seinen Kritiken immer Recht hatte und, zuweilen mit einem Lächeln oder mit einem Achselzucken, den Nagel auf den Kopf traf. Zuletzt leitete er die Generalstabsreise, mit der die Anstalt immer schließt, und wir wurden Alle einig in dem Urtheil, daß er derjenige Lehrer war, bei dem wir am meisten gelernt hatten.

Diese Generalstabsreise, oder Uebungsreise genannt, war die Krone des ganzen dreijährigen Unterrichts und ist mir Zeit meines Lebens unvergeßlich geblieben. Sie begann in Friesack, wohin die Burschen mit den Pferden vorausgingen, wir folgten per Eisenbahn nach. Diese Uebungen sind jetzt als Kavallerieübungsreise in jedem Korps, ja fast in allen Kavallerie-Regimentern, auch unter berittenen Offizieren der Infanterie-Regimenter so verbreitet und bekannt, daß eine spezielle Schilderung derselben nur allgemein Bekanntes liefern könnte. Ich will daher nur wenige Einzelheiten erwähnen. In Friesack versammelte uns der Major v. Clausewitz eines Nachmittags mit einer ernsten Ansprache. Wir umstanden ihn

im Saale des ersten Hotels (das man aber in Berlin immer noch eine Kneipe nennen würde), die Kopfbedeckung in der Hand, das Schwert an der Seite. Der liebenswürdige Major sprach so ernst, so folgenschwer, daß wir von der Wichtigkeit der Uebung durchdrungen waren. Wir kamen uns vor wie die Feldherren Friedrichs des Großen vor der Schlacht von Leuthen. Nach der Ansprache wurden uns Generalidee und Spezialidee diktirt, und ein Jeder erhielt seine Aufträge, dann zerstreuten wir uns in unsere Quartiere, um unsere Arbeiten vorzubereiten und den folgenden Morgen richtig orientirt abzureiten. Um halb neun Uhr abends war Versammlung im Hotel zum Abendessen.

Ich ging in mein Quartier, das beim Pastor bereitet war. Meine Vorbereitungen ließen mir noch Zeit, um mich mit meiner würdigen Wirthin vor der Thüre sitzend zu unterhalten, ehe ich ins Hotel ging. Die Kirche von Friesack mit dem himmelhohen nadelartigen, spitzen Thurm war auf dem einzigen Platz des Orts fünfzig Schritt vor mir. Bleiernschwer drückte die heiße Sommerluft und harmonirte mit der Schwüle unserer Gemüther nach der ernsten Rede des Majors. Der Himmel verfinsterte sich immer mehr, die Wolken zogen ganz tief und langsam bei absoluter Windstille hin und her und schienen um die Thurmspitze zu kreisen. Plötzlich zuckte ein mächtiger Blitz den Thurm herab, der wie im Feuer stand, der blendende Schein, der Krach und Donner ließen mich fast zurücktaumeln. Ein kurzer mächtiger Regenguß folgte, und damit hatte die Entladung des Gewitters ein Ende. Ich habe nie wieder ein so eigenthümliches Gewitter erlebt. Der Blitz hatte keinen Schaden gethan, denn er war den Blitzableiter entlang gegangen.

Ich lobte Franklin und ging in die Kneipe. Dort sammelten sich die zukünftigen Feldherren, und ein Jeder stärkte sich, der Eine mit einem Kotelett und Glas Bier, der Andere mit Rinderbraten u. s. w. Der Major saß mitten unter uns, sah sich unruhig um, denn Keiner sprach ein Wort. Der liebenswürdige Mann, der uns dreiviertel Jahr lang so freundlich entgegengekommen war, hatte heute so feierlich ernst gesprochen, daß wir Alle, was man so nennt, kopfscheu geworden waren.

Plötzlich unterbrach Herr v. Grävenitz das feierliche Schweigen und rief über Tisch: „Herr Major, wissen Sie, was die Wurst für eine Blume ist? Das wissen Sie nicht einmal und sind beim Generalstabe? Die Wurst ist ein Jelänger-jelieber!“ Der Major lachte gemüthlich. Der ganze Tisch brüllte vor Lachen, denn der Kontrast und die Komik waren in der That sehr groß, und Alles freute sich, auch heiter sein zu können. Das Eis war gebrochen. Auf der ganzen vierzehn Tage dauernden Uebungsreise ist dieser Humor nicht gestört worden, und nicht das geringste Wölkchen des Unmuths trübte die Fröhlichkeit von mehr als vierzig

Offizieren trotz der sehr anstrengenden Ritte und Arbeiten. Hieran hatten aber die Liebenswürdigkeit und der Takt des vortrefflichen Clausewitz das vornehmste Verdienst.

Er war der Neffe des berühmten Schriftstellers, und ebenso groß wie der Onkel in der allgemeinen Theorie, ebenso sicher war der Neffe in der ausübenden Praxis. Sein gesunder Sinn und sein Takt schienen ihn zu Großem bestimmt zu haben. Um so betrübender war es für mich, zu hören, daß er bei seinem ersten Auftreten als Führer gegen den Feind 1866 kein Glück hatte und bald darauf an der Cholera starb.

Als die Uebungsreise den folgenden Morgen begann, war Clausewitz sehr unzufrieden. Ich fragte ihn um den Grund. „Mein Gott", sagte er, „das ist ja gar keine echte Generalstabsreise. Es ist ja noch Keiner vom Pferde gefallen. Ich hoffte, es werde was zum Lachen geben. Aber es passirt gar nichts."

Unter den vierzig Offizieren waren nämlich drei Kavallerieoffiziere und vier von der Artillerie. Von den übrigen konnte man voraussetzen, daß sie nicht reiten gelernt hatten. Wer kein eigenes Pferd hatte, der erhielt damals nicht wie jetzt ein frommes Kavalleriepferd gestellt, sondern er erhielt zwei Thaler täglich und konnte sich dafür beim Pferdevermiether ein Thier leihen. Das waren zum Theil widerspenstige Thiere, und einzelne komische Scenen kamen immer vor. Am meisten erheiterte mich die Unkenntniß der Herren und Burschen von Allem, was Pferde betraf.

Einmal kam ein Herr zu mir und Grävenitz gestürzt. „Um Gotteswillen, kommen Sie zu mir in den Stall, sehen Sie, was meinem Pferde ist, es sitzt im Stall und brummt wie ein Bär." — „Mein Gott", sage ich, „das Pferd wird sich gelegt haben." — „Nein, es sitzt wie ein Mensch und brummt."

Wir gingen hin und was sahen wir? Der Bursche hatte seit acht Tagen das Pferd immer kurz angebunden gehabt und nicht gewußt, daß man abends die Halfterkette lang hängen müsse, damit das Pferd sich legen könne. Infolgedessen hatte das arme Thier sich acht Tage lang nach den anstrengendsten Ritten nie legen und ruhen können. Endlich war es auf den Hinterbeinen vor Müdigkeit zusammengebrochen und hing mit dem Kopf kurz an der Raufe, mittelst der Halfter angebunden, ungefähr in der Positur, in der ein Krammetsvogel in den Dohnen hängt. Dazu stöhnte das unglückliche Vieh ganz kläglich. Das nannte man nun „sitzen und brummen".

Wir lösten die Bande, die es an der Ruhe verhinderten. Es fiel sich reckend und streckend auf die Streu, und Roß und Reiter warfen uns dankbare Blicke zu.

Manche komische Figur machte zu Pferde dieser oder jener Neuling in der Reiterei, der vielleicht acht oder zehn Reitstunden genommen hatte

und nun die Elementarregeln recht beachten wollte, dabei Trense und Kandare verwechselte und sich bei schwebender Hitze im meilenlangen Trabe stets vorschriftsmäßig werfen ließ, daß der Schweiß in Strömen herabfloß.

Auch die wissenschaftlichen und taktischen Leistungen gaben manchen Stoff zur Heiterkeit. Denn das dreijährige Studium hatte nicht immer ganz gesunde Früchte zur Reife gebracht. Das kam wohl zu Tage, als Einer, getadelt, weil er bei einer Angriffsdisposition für eine Brigade nur zwei Bataillone zum Angriff und vier Bataillone zum Demonstriren verwendet habe, voll Schwung zu seiner Entschuldigung eine lange Rede hielt über den centrumsprengenden und zugleich flügelumfassenden Angriff Napoleons bei Wagram und die strategischen Kombinationen zur Gefangennahme Macks bei Ulm.

Nicht minder komisch äußerten sich bei dem Lieutenant v. C. die Wirkungen des dreijährigen Aufenthalts in Berlin auf seinen Geldbeutel. Es war uns als eine Hauptpflicht eines Generalstabsoffiziers eingeschärft, stets eine richtig gehende Uhr in der Tasche zu haben, und jeden Abend wurden die Uhren verglichen und gestellt. Auf einem Ritt konnte er dem Vorgesetzten keine Antwort geben, als er nach der Tageszeit gefragt wurde. „Ei ei, Herr v. C., haben Sie keine Uhr?“ — „O ja, ich habe wohl eine, aber sie ist in Berlin versetzt.“

Die Offiziere waren in Abtheilungen getheilt. Ich gehörte zu der Abtheilung des Hauptmanns v. Hartmann vom Generalstabe, eines Hannoveraners von Abstammung, ceremoniell und fein, gescheit und vornehm, aber auch wohlwollend und liebenswürdig. Er war zuletzt Gouverneur von Straßburg und ist als General der Kavallerie a. D. gestorben. Obwohl er nicht wie Clausewitz das Bedürfniß fühlte, sich auf dieser Reise zu vergnügen, so hat doch auch er nicht selten herzlich gelacht.

Unsere Reise endigte in Prenzlau. Dort sollte ein Vortrag über die Kapitulation von Prenzlau vom sechsundzwanzigsten Oktober 1806 gehalten werden. Ich meldete mich dazu, diesen Vortrag zu halten, denn ich wollte diese traurige Episode aus dem glorreichen Leben meines Großvaters nicht von einem Anderen erzählt und kommentirt hören. Auch hoffte ich, in unserer Familie noch Quellen zu finden, welche bisher Unbekanntes ans Licht fördern könnten. Leider erfuhr ich bei dieser Gelegenheit, daß mein Großvater zwar in den letzten Jahren seines Lebens sehr viel geschrieben hat, daß aber unmittelbar nach seinem Tode 1819 das Oberappellationsgericht von Ratibor sofort alle seine Papiere auf höheren Befehl mit Beschlag belegt hat. Als es sie nach mehreren Jahren wieder an unsere Familie auslieferte, waren keine eigenhändigen Schriftstücke meines Großvaters darunter. Dagegen fand ich aus Marwitz' Schriften

und Höpfners Geschichte Stoff genug, um die Ereignisse richtig darzustellen, und das war mir eine Beruhigung, denn mein Großvater hat lange Zeit unschuldigerweise als der Sündenbock für das Unglück dagestanden, das unser Vaterland im Jahre 1806 betraf.

Außer den genannten Vorträgen hörten wir im dritten Jahre noch Militärrecht, Geodäsie und Chemie. Das Militärrecht vom Geheimen Rath Fleck, dem nachmaligen berühmten Generalauditeur der Armee, vorgetragen, war eine sehr nützliche Uebersicht der in der Armee vorwaltenden Rechtsgrundsätze. Trotzdem bei der geringen darauf verwandten Zeit von einer Stunde wöchentlich eine detaillirte Jurisprudenz nicht zu erwarten war, gab uns doch der vortreffliche Mann Genügendes für jede Stellung, die ein Offizier in der Armee einnehmen kann. Er war überhaupt ein bedeutender Mensch. Er huldigte nicht dem Prinzip: „Fiat justitia, pereat mundus“, sondern er lehrte uns alle Gesetze, weil wohlgemeint, auf den konkreten Fall so anwenden, daß etwas Verständiges herauskomme. Ich lernte außerdem, als mir ganz neu, den Sinn der Strafe kennen, die nicht etwa bloß ein Akt der Rache und ein Schutz- und Schreckmittel gegen die Uebelthäter, sondern auch, und zwar vornehmlich, ein Erziehungsmittel für dieselben sein soll und daher seitens des Verbrechers von seinen Behörden beansprucht werden muß. Flecks Grundsätze haben mich durch alle meine Dienststellungen geleitet, und als ich viele Jahre später mit ihm in einer Kommission saß zur Umarbeitung der Disziplinarstrafordnung, freute er sich über das Resultat seiner kurzen, aber inhaltreichen Lehren.

Höhere Geodäsie, vorgetragen von Seiner Excellenz dem Generallieutenant Bayer, das klang so ungeheuer gelehrt, daß ich den Vortrag aus bloßer Neugierde belegte. Der ganze Vortrag bestand in der Entwickelung der einen Formel, nach der man die kürzeste Linie auf der unregelmäßig gekrümmten Erdoberfläche mißt. Schellbach würde dazu eine Stunde gebraucht haben, der alte Herr aber verwandte dazu drei Stunden wöchentlich während eines ganzen Jahres. Er ist anerkannt eine maßgebende Größe in der Vermessung des Erdkörpers gewesen. Seine Verdienste um die Triangulation sind bekannt und unbestritten. Daß er aber eine mathematische Auffassung dessen hatte, was er maß, muß ich bestreiten. Er hat als unbedingt richtig das angenommen, was ihm Bessel in Königsberg entwickelt hat, und vermaß nach diesen Formeln, ohne deren Sinn zu erfassen. Die kleinste Bitte um Erläuterung brachte ihn außer Fassung. Dennoch war er liebenswürdig gegen uns. Nicht so soll er beim Trianguliren gewesen sein, denn Niemand durfte seinem Theodoliten zu nahe kommen, den er liebte wie eine Aeffin ihr Kind und in den er nur selten Jemandem hineinzusehen erlaubte, nachdem er seine Messungen beendet hatte. Nur seine Lieblinge durften ihn tragen!

Endlich hörte ich noch Chemie beim Professor Erdmann. Bei diesem liebenswürdigen Mann, zu dem wir in das Laboratorium auf der Thierarzneischule wanderten, bekam ich wenigstens einen Anflug von der Bedeutung der Chemie, die mir auf der Artillerieschule vollständig entgangen war. Seine Versuche waren anschaulich und gelangen fast immer. Ich lernte wenigstens so viel, daß ich mich später durch Selbststudium in Chemie vervollkommnen konnte, und daß ich erkannte, wie von allen Wissenschaften die Chemie diejenige ist, in der die Menschheit noch am weitesten zurück ist, und gerade diejenige, in der man und durch die man dem Wesen aller Dinge am nächsten zu kommen hofft.

Während ich diese Vorträge hörte, hatte ich Gelegenheit, eine praktische Anwendung davon zu machen. Damals kam ein meinem Vater befreundeter würdiger alter Herr alle Winter zum Landtage nach Berlin. Er wohnte immer im Hotel des Princes, wo ihm stets die sehr angenehm gelegene Eckwohnung reservirt wurde. Er klagte aber, die Berliner Luft thue ihm nicht gut, und stets, wenn er etwa acht Tage in Berlin sei, fühle er sich unbehaglich, habe Hals- und Augenschmerzen, und wenn er Berlin im Rücken habe, sei er wie von einem Alp befreit. Eines Tages fühlte er sich ganz elend und hütete das Zimmer. Mein Vater forderte mich auf, mit ihm dem alten Herrn bei einer Partie Whist den Abend zu kürzen. Mir fiel die grüne Tapete auf. Ich nahm ein Stück mit und destillirte eine Menge Arsenik daraus bei Erdmann. Der Graf Schweinitz zog in ein anderes Zimmer und wurde gesund.

Ein Jahr später wagte der gute alte Herr an der Table d'hote die Behauptung, er habe noch nie einen wirklichen praktischen Nutzen bei der Beschäftigung mit den Wissenschaften herauskommen sehen. Ich fragte ihn ganz devot nach seinem Befinden. Da lachte der liebenswürdige Mann und sagte: „Ich bin geschlagen."

Es wurde auf der Kriegsakademie im letzten Jahre auch allgemeine Litteraturgeschichte vorgetragen. Ich hätte sie gern gehört. Aber es wurde zu viel für meinen Kopf, und um mich nicht übermäßig anzustrengen, verzichtete ich darauf, nach einem Versuch von einigen Wochen. Goethe hat sehr Recht, wenn er sagt: „Wer allgemein sein will, wird nichts; die Beschränkung ist dem menschlichen Geiste ebenso nothwendig wie dem Künstler."

So viel von den Lehrern und dem Unterricht auf dieser höchsten Bildungsanstalt der Armee. Wenn nach dem Gesagten dasjenige, was mir an Praktisch-Brauchbarem für meinen Beruf von dem Gelernten zu Gute kam, nur äußerst gering war, so daß ich die jetzigen Schüler der Kriegsakademie bei den Vervollkommnungen des Unterrichts, welche eingetreten sind, oft beneidet habe, so muß ich doch andererseits gestehen, daß

ich nie bereute, diese Anstalt besucht zu haben. Nach dem damaligen Standpunkt der Wissenschaften wurde uns womöglich das Beste geboten, was es gab. Und wenn der praktische militärische Nutzen auch nicht groß war, so lernte ich doch arbeiten und erweiterte meinen Gesichtskreis als Mensch. Alle geistige und wissenschaftliche Vervollkommnung erhebt den Menschen als solchen, mehr als der tägliche elende Kampf um das Dasein und oberflächliche Vergnügungen, und ich kann nur allen denen, mit denen ich es gut meine, den auf Erfahrung gegründeten Rath geben, jede Gelegenheit zu benutzen, wo sie etwas lernen können, ohne zu fragen, wozu.

Es gab viele Vortragsstunden, in denen ich ganz Bekanntes hörte und nicht nöthig hatte, zuzuhören. Ich mußte aber nach der eingeführten Ordnung da sein. Diese Zeit benutzte ich, um mich in der Englischen Sprache zu vervollkommnen, in der ich es damals zu einer großen Fertigkeit brachte.

Wir waren in unserem Jahrgang (Cötus) etwa vierzig Schüler. Diese Offiziere bildeten, obgleich aus der ganzen Armee zusammengeströmt, eine ziemlich homogene Gesellschaft, in der ich recht angenehm verkehrt habe. Die Meisten waren gekommen, um etwas zu lernen. Wenige wollten sich lediglich vergnügen. Von denen, die am eifrigsten studirten, waren Einige übereifrig und verdummten. Aus ihnen ist nicht viel geworden.

Wir konnten uns die Plätze wählen, auf denen wir sitzen wollten, waren dann aber an den einmal gewählten Platz gebunden. Es saßen immer fünf an einem Tisch. Ich saß zusammen mit Voigts-Rhetz und Fidler von der Garde-Artillerie, Salviati vom ersten Kürassier-Regiment und Grävenitz von den zehnten Husaren. Wir Fünf sind Alle in den Generalstab versetzt worden. Davon brachte es aber Fidler nur bis zum Major und ist jetzt (1881) in einer Irrenanstalt, Salviati starb in diesem Jahr als Divisionskommandeur in Stuttgart, Grävenitz vor zwei Jahren als General außer Dienst, Voigts-Rhetz hat sich vor dem Feinde wiederholt sehr ausgezeichnet, als Departementsdirektor des Kriegsministerii mit überlegenem Geiste die Regierung im Reichstage vertreten und ist Generalinspekteur der Artillerie geworden. Er war unbedingt der Genialste von Allen. Er hat sehr jung geheirathet. Sein ältester Sohn besuchte damals schon die Schule, und diese lag nicht weit von der allgemeinen Kriegsschule. Da gingen oft Vater und Sohn Hand in Hand nach der Schule. Manchmal fragte der kleine niedliche Konstantin seinen Vater: „Wann gehen wir denn morgen zusammen nach der Schule?“ Manchmal holte der Kleine seinen Vater aus der Schule ab und wurde dann wohl von uns im Triumph auf das Katheder gesetzt, das ein Professor soeben verlassen hatte. — Auch er ist jetzt (1881) Generalstabsoffizier.

Wenn der General v. Höpfner einst sagte, die Anstalt mache sich bezahlt, wenn alljährlich nur ein einziger Offizier darin gebildet werde, von dem die Armee Nutzen habe, so hat von diesem Jahrgange dieser eine Tisch allein die Anstalt reichlich bezahlt gemacht.*)

Von den Uebrigen sind nur wenige in den Generalstab eingestellt worden, ich glaube nur einer, Lieutenant v. Conrady vom sechsten Infanterie-Regiment, jetzt (1881) Divisionskommandeur in Danzig. Als Generale in der Armee stehen jetzt sonst noch Wienskowsky, Olszewski und Steinsdorff von meinen damaligen Kameraden der Kriegsschule. Einige Wenige haben noch die Generalscharge erreicht und dann den Abschied genommen, alle Uebrigen aber sind früher aus der Armee geschieden. Nicht Wenige sind lange todt, meist auf dem Schlachtfelde gefallen.

Eigentlich störende Elemente gab es nur wenige unter uns, und diese kamen nicht auf. Dafür fehlte es nicht an komischen Gestalten, den stets verschuldeten Cötusältesten, Lieutenant v. C., der schon für die Zeitungen Artikel schrieb und es auch dadurch nicht erreichte, Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben zu bringen, an der Spitze. Er drohte dem General v. Höpfner, seine Werke in der Darmstädter Zeitung schlecht zu machen, wenn dieser seine Arbeiten ungünstig beurtheilte. Zum Glück gelangte die Drohung nicht an den General. Er nahm bald den Abschied aus Geldgründen.

Vor mir saß Lieutenant Tr. Er schrieb Alles, was gesprochen wurde, mit unsäglichem Eifer nach und arbeitete in den Nächten Alles aus. In seine Hefte zeichnete er alle Maschinen sorgfältig ab, die der Professor Dove im Physikvortrage bei den Versuchen zeigte, sogar den Papierstreifen, der zum Telegraphiren benutzt wird. Solche Hefte wurden dann in der Erholungspause mit Jubel im Triumph im Saale herumgeschleppt. Er brachte es nicht bis zum Hauptmann.

Neben ihm studirte der äußerst kurzsichtige Lieutenant Th., ein überaus gutmüthiger Mensch ohne die geringste Begabung. Er wurde immer gequält und sah sehr spaßhaft aus, wenn er seine Brille auf die Erde

---

*) Theodor v. Bernhardi erzählt in seinen Tagebuchblättern (Band II, S. 320), daß der General Gerwien ihm gesagt habe, unter den jungen Offizieren der Kriegsschule seien eigentlich nur drei wirklich ausgezeichnete gewesen, nämlich: Salviati, Fidler und der Prinz Kraft Hohenlohe, und zwar sei dieser Letztere der Bedeutendste von Allen.

Als Bernhardi im Juni 1856 in Karlsruhe beim Herzog Eugen von Württemberg zum Besuch war und die Rede auf den Prinzen Kraft kam, machte er von dem Urtheil des General Gerwien Mittheilung, ohne zu wissen, daß der Prinz Schwestersohn der Herzogin war. Er erregte dadurch große Freude in der Familie des Herzogs, die sich angelegen sein ließ, das Gehörte nach Koschentin der Mutter des Prinzen sofort mitzutheilen.

fallen ließ, denn er mußte sie dann auf allen Vieren kriechend suchen, weil er so kurzsichtig war. Natürlich half ihm Niemand die Brille finden, weil man solchen Anblick genießen wollte. Er ist schließlich noch Chef einer Handwerker-Kompagnie geworden und ertheilt, glaube ich, jetzt noch Privatunterricht als Major a. D.

Die größte Heiterkeit erregte aber immer Lieutenant v. B., der nie zur rechten Zeit kam und, wenn er darüber zurechtgewiesen wurde, dem braven Oberst Handtke hochmüthige Antworten gab. Als uns einstmals gelehrt wurde, Kosak hieße eigentlich „fahriger Mensch", nannten ihn Alle Kosak, ein Spitzname, den er beibehalten hat, obgleich er deshalb Alle forderte. Die Duelle unterblieben aber, weil er keine Sekundanten fand. Er war im Examen zur Anstalt durchgefallen. Vor dem Feinde war er aber so tapfer gewesen, daß der König ihm freistellte, sich eine Gnade auszubitten. Er bat, die Kriegsschule ohne Prüfung besuchen zu dürfen, und diese Bitte wurde ihm gewährt. Nun besuchte er die Vorlesungen so selten und unregelmäßig, daß er zu seinem Regiment zurückgesandt wurde. Bei seinem Abgang, den er mit einem Badeurlaube verband, benahm er sich so unartig und hochmüthig gegen den General, daß dieser allen Grund hatte, ihn in Arrest zu setzen. Statt dessen sagte er sehr freundlich: „Herr v. B., ich sehe jetzt selbst, daß Sie eine Kur dringend nöthig haben, und wünsche Ihnen eine gute Besserung." Darauf wollte Herr v. B. den General fordern und verlangte, ich sollte ihm sekundiren. Ich verweigerte ihm dies mit dem Bemerken, er habe allen Grund, dem General zu danken, daß er ihn nicht eingesperrt habe, womit er sich denn beruhigte. Im zweiten und dritten Jahre fehlte uns dieser Komiker sehr.

Ein großer Verlust war der pekuniäre Bankerott des Lieutenants v. V., der, nachdem er von Allen Geld geborgt hatte, plötzlich den Abschied nahm und nach Brasilien verschwand. Er war ein geistreicher und witziger Kamerad, leider ohne moralischen Halt.

In gutem Andenken ist bei mir der Lieutenant v. Stuckrad geblieben, der liebenswürdig, geistreich und talentvoll war. Er war schon damals kränklich und starb, wenige Jahre nachdem wir die Anstalt verlassen, an der Schwindsucht, und zwar auf einer Reise, die er zu seiner Herstellung unternahm, im Eisenbahnkoupee, ganz allein, von Allen betrauert, die ihn kannten.

Im Allgemeinen herrschte eine seltene Harmonie unter uns Allen, obwohl unsere Interessen und Lebenswege außerhalb der Vorträge recht verschieden waren, denn dafür sind die Geldmittel besonders in Berlin recht entscheidend. Mancher der Kameraden, der aus der Provinz mit geringen Mitteln gekommen war, konnte sich nur sehr selten den Besuch eines Theaters erlauben, und auch dann nur verstohlen, im verbotenen

12*

bürgerlichen Kleide im billigen dritten Rang. Da kam es vor, daß er am Ausgange den gefürchteten Obersten Handtke stehen sah, der das Publikum an sich vorbeimarschiren ließ, denn der alte siebzigjährige Herr war Hagestolz und bewunderte das schöne Geschlecht, selbstverständlich nur vom ästhetischen Standpunkte. Um seinen Blicken und Vorwürfen wegen des Civilanzuges zu entgehen, versuchte Lieutenant v. C., sich hinter dem Obersten an der Mauer entlang zu schleichen. Plötzlich erfaßt ihn die nervige Faust eines geheimen Polizisten, der auf Taschendiebe aufpaßte und einen solchen in dem listig schleichenden Lieutenant vermuthet. Dem Inkulpaten, der auf die Polizei geschleppt werden soll, bleibt nichts Anderes übrig, als durch denselben Obersten seine Person anerkennen und befreien zu lassen, den er eben vermeiden wollte, und der es lachend thut, indem er nur hinzufügt: „Sehen Sie, das haben Sie davon, daß Sie in Civil gehen."

Auch wurden manche heitere Streiche ausgeführt. Eines Tages erhielt derselbe Lieutenant v. C. ein duftendes Billet mit einer Liebeserklärung und Einladung zum Stelldichein hinter der katholischen Kirche abends halb elf Uhr; Erkennungszeichen: ein Taschentuch wedelnd in der linken Hand. Er folgt und findet siebzehn Kameraden von der Schule. Alle hatten ein gleiches Billet erhalten. Zugleich erscheint eine starke Abtheilung der Polizei, die ein Aviso erhalten, daß ein demokratisches Komitee sich versammle, mit dem Taschentuch in der linken Hand als Erkennungszeichen. Wer den Streich ersonnen, ist nicht zu Tage gekommen. Ich habe Lieutenant B. vom siebzehnten Infanterie-Regiment im Verdacht.

Wenn eine Anzahl Schüler behufs Unterrichts zusammenkommen, so nehmen sie knabenhafte Gewohnheiten an, sie mögen so alt sein, wie sie wollen. Das war immer so und wird immer so bleiben. Ich muß bekennen, daß wir von Jahr zu Jahr kindischer wurden. Die Ordnung muß aufrecht erhalten werden und daher Ausschreitungen der kindlichen Naivetät vorbeugen. Dadurch entstehen Einrichtungen, welche erwachsenen Menschen von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren oft recht eigenthümlich und lästig erscheinen. Die Handhabung der bestehenden Bestimmungen war aber eine recht milde, und die Direktion bestrebte sich in anerkennenswerther Weise, uns unserem Range angemessen zu behandeln.

Ich erfuhr davon mehrere Beweise. Einer derselben sei erwähnt. Als die Anstalt wieder zusammentrat (16. Oktober 1851), nachdem wir einen Kursus hinter uns und bei verschiedenen anderen Waffen Dienste geleistet hatten, wurden wir, den bestehenden Bestimmungen gemäß, versammelt, und es sollten uns Allen, jedem Einzelnen, die Censuren des vergangenen Jahres öffentlich vorgelesen werden. Ich bat um Erlaubniß, an diesem

Tage vom Dienst fern bleiben zu dürfen, und gab dem Obersten Handtke als Grund für meine Bitte an, ich sei zu alt, um Schulcensuren über mich öffentlich zu hören. Wenn ich in einzelnen Wissenschaften fleißig gewesen sei, so sei dies geschehen, weil ich zu ihnen Neigung habe, aber nicht der Censur wegen, und wo ich nichts gethan, hätte mich der Vortrag nicht angesprochen. Ich könnte also durch eine Censur weder ermuntert noch angetrieben, sondern nur niedergebeugt, zum Schuljungen herabgewürdigt werden. Ich sei auch nicht gewohnt, öffentlich Censuren zu erhalten, da ich als Kind im elterlichen Hause unterrichtet sei. Oberst Handtke trug meine Bitte dem General vor. Dieser erwiderte, er erkenne das Unangemessene des Verlesens der Censuren an so alte Offiziere an. Er könne mein Fortbleiben nicht gestatten, aber er werde der Studiendirektion eine Aenderung derart vorschlagen, daß die Censuren nur Jedem, der es wünsche, zur Einsicht vorgelegt werden sollten. Der gute alte Handtke war noch so freundlich, mich vorher von der Zustimmung der Studiendirektion zu dem genannten Vorschlage in Kenntniß zu setzen, so daß ich nicht nöthig hatte, mich für diese Versammlung mit Kopfschmerzen zu entschuldigen, wie ich es beabsichtigte, wenn es beim Alten geblieben wäre. Dies war unsererseits nur dankbarlichst anzuerkennen, denn die Direktion hatte doch auch mit so komischen Heiligen zu thun, wie jener Lieutenant v. B., von dem ich soeben gesprochen.

---

3. Erlebnisse außerhalb der Kriegsschule.

Zeit zwischen den Vorträgen.

Die Vorträge schlossen in der Regel am ersten Juli, und die Schüler mußten damals bis zur Wiedereinberufung zum nächsten fünfzehnten Oktober bei einer anderen Waffe als der ihrigen Dienste thun.

Im Sommer 1851 wurden die Vorlesungen, um die durch die Mobilmachung erlittene Unterbrechung einigermaßen wieder einzubringen, bis zum Ende Juli ausgedehnt. Ich sollte in diesem Sommer bei der Kavallerie Dienste thun. Aber ich war infolge meines Sturzes sehr heruntergekommen, und es hatte sich infolge der bald darauf durchgemachten Wintermärsche bei der Mobilmachung bei mir ein Rheuma festgesetzt, das der Arzt mir rieth durch Wellenbäder und Seebäder zu vertreiben. Ich nahm also noch während der Vorlesungen auf der Kriegsschule sechzig Wellenbäder im Juni und Juli in Moabit und ging dann mit ärztlichem Attest im August und September nach Wangeroog und Helgoland bis zum sechsten Oktober. Dort kräftigte ich mich derart, daß ich bis zu einer halben Stunde in der stärksten Brandung der

Nordsee herumschwimmen konnte, selbst als die Temperatur der See bis auf zehn Grad Reaumur gefallen war. In Wangeroog war eine trauliche Gesellschaft beisammen, die gut zueinander paßte. Ich fand meinen Vetter Herrmann Hohenlohe-Langenburg dort mit seiner Schwester Feodore, noch einem Kinde, der späteren Herzogin von Meiningen, die jetzt längst todt ist, lernte die beiden Brüder Pommer-Esche kennen, deren einer beim Steuerfach, der andere im Ministerium des Innern arbeitete. Sie hatten zwei Schwestern geheirathet. Einer wurde später Oberpräsident, der Andere Generalsteuerdirektor. In deren Familien verkehrte damals viel ein kleiner, bescheidener, zurückhaltender junger Mann mit spitzer Nase und vorzeitig verdünntem Haar. Seine Zurückhaltung verbarg, wenn auch nicht vollkommen, ein scharfes Unterscheidungsvermögen. Als Staatsminister und Gegner des Reichskanzlers hat Delbrück fünfundzwanzig Jahre später mehr von sich reden gemacht.

Ich verließ Wangeroog, als die Gesellschaft dort Anfang September auseinanderstob und die Badedirektion mit Restauration die sonst wüste Insel verließ. Ich miethete mir ein kleines Segelboot und segelte nach Helgoland hinüber. Ich glaubte, ich sei seefest, denn ich war so manchesmal in Wangeroog im kleinen Boot auf Seehundsjagd gefahren und hatte keine Seekrankheit verspürt. Solche Seehundsjagd ist höchst lächerlich. Wenn die Fluth derart eintritt, daß die Sandbänke der Watten noch gegen Sonnenaufgang trocken sind, aber die zwischendurch laufenden Wasserrisse schon genügende Wassertiefe für die Fischerboote haben, fährt man vor Tage aus, an die Sandbänke, auf denen die Seehunde im Scheine der aufgehenden Sonne spielen. Wir sahen sie zu fünfzig, sechzig, auch hundertfünfzig beisammen. Einzelne Alte stehen auf Posten, die anderen purzeln über- und untereinander. Man landet einige Hundert Schritt von ihnen und geht auf sie zu. Da giebt der Wachtposten ein Zeichen und die ganze Gesellschaft krabbelt mit Geschrei und Gekreisch ins Wasser. Jetzt gilt es, so schnell auf den verlassenen Spielplatz zu laufen, daß man darauf liegt, ehe der erste Seehund aus dem Wasser auftaucht, um sich umzusehen, was eigentlich für Gefahr vorhanden. Liegt man dann schon, so ahmt man die Bewegungen des Seehundes nach. Man bildet aus den Beinen einen Fischschwanz und schlägt, auf dem Bauche liegend, damit in die Höhe, schiebt sich auf den Ellenbogen wie auf Flossen dabei vorwärts und erhebt sich mit dem Oberkörper, sieht den schwimmenden Seehund traulich an und macht eine Verbeugung. Der Seehund hebt sich hoch aus dem Wasser und erwidert die Verbeugung; so geht es einige Male, bis er entschlossen untertaucht (wenn es gelingt, ihn glauben zu machen, man sei ein Seehund) und schleunigst auf uns zuschwimmt, um mit uns zu spielen.

Diese Art, den Seehund anzulocken, nennt der Küstenjäger „Anhucksen". Es mißlingt dem Neuling das erste Mal meist, weil er im entscheidenden Augenblick das Lachen nicht halten kann und sich dadurch den Seehund verscheucht.

Benimmt man sich aber richtig und hat man günstigen Wind, so kann man zuweilen den Seehund auf drei bis fünf Schritt von sich aus dem Wasser steigen sehen; dann muß man ihn schießen, aber von der Seite, hinter das Ohr. Wo anders geht kein Geschoß durch den dicken Schädel oder das dicke Fell. Wir erlegten mehrere. Ein Herr v. Kyau aus Sachsen, mein Vetter, ein Herr v. Puttkamer und ich gingen häufig auf diese Jagd.

Als ich nun, in der Meinung, seefest zu sein, eines Morgens sechs Uhr auf offener Barke, mein Gepäck neben mir, die Reise nach Helgoland begann, machte mir der Schiffer die frohe Aussicht, die Reise von sechs Meilen bei günstigem Winde in drei Stunden zurückzulegen. Aber nach einer Fahrt von einer halben Stunde lagen wir mit Windstille auf dem Meere. Dann trat entgegengesetzter Sturm ein. Zurückkehren war zu gefährlich, wir wären in die Brandung geschleudert. Wir mußten also auf Helgoland zu kreuzen und laviren. Nach fünfzehnstündiger Fahrt zwischen Wellenbergen und Wellenthälern, bald Berge von Wasser neben sich, im nächsten Augenblick auf dem Wellenberge eine ringsherum sich präsentirende Unendlichkeit von grauem Himmel und tobendem Meer überschauend, durch den Sturm, je nach der Kreuzung, bald auf die rechte, bald auf die linke Seite umgelegt, bei jedem Wenden auf das langgedehnte Kommando „Reeh—eh!" in Gefahr, von der Segelstange des Hutes beraubt zu werden, kam ich endlich in Helgoland an. Ich lag in der letzten Zeit der Fahrt auf dem Boden des Bootes und kollerte mit meinen Sachen und Gepäck hin und her. Der Hauptgrund, wenn auch mit ein Grund, für mein Liegen war nicht meine Ermüdung durch das Festhalten, sondern der Umstand, daß mir so seekrank und elend zu Muthe war, daß ich nur in horizontaler Lage bestehen konnte und dabei die Gefahr vergaß, wie auch den Regen und die Sturzwellen mißachtete, die mich durchnäßten. Der Schiffer und sein Sohn hatten Theerjacken an. Auch mir gaben sie eine solche, um mich vor der Nässe zu schützen, aber ich lag theilnahmlos und gleichgültig da, rollte hin und her, wie die Bewegung des Schiffes mich warf, und da war von Schutz gegen die Witterung keine Rede.

Abends neun Uhr kam ich in Helgoland an. Die Ankunft in der Barke und die späte Stunde ersparten mir die Lästerallee, die alle mit Dampfschiff ankommenden seekranken Passagiere dort durchschreiten müssen, denn die unbarmherzigen Gaffer verhöhnen die Ankommenden, wenn sie recht elend aussehen.

In Helgoland fand ich einige wenige Bekannte, die aber nicht lange blieben, Graf Pourtales, Herr v. Schack mit seiner Frau, geborenen v. Bennigsen, die vor wenigen Jahren in Paris im Fahrstuhl eines Hotels so schrecklich umkam, lernte nur wenig Andere kennen, weil die Badegäste mir wenig zusagten, und vermißte daher sehr den gemüthlichen Kreis in Wangeroog. Ich badete täglich auf der Düne, ging dann, um mich zu wärmen, mit der Flinte auf die Jagd nach Zugvögeln, Schnepfen, Bekassinen, Strandläufern, eine Jagd, die dort ganz frei ist und wobei sich die Badegäste gegenseitig gefährden, und mittags, wenn die Sonne warm schien, fuhr ich auf einem Boot Möwen schießen oder bei Windstille Dorsche angeln. Letzteres ist sehr ergiebig, wenn man die Angel zu stellen gelernt hat. Da ist man zuweilen in fortwährender Arbeit des Auswerfens der Angel und Herausziehens des Fisches. Stellt man die Angel fehlerhaft, daß der Köder auf den Meeresboden kommt, so ereignet es sich zuweilen, daß man einen Hummer oder einen Taschenkrebs herauszieht, die auch gut schmecken. Ich fing einmal in einer halben Stunde zwei Dutzend große Dorsche.

Seehunde gab es nur wenig bei Helgoland. Sie lagen auch nicht auf dem Sand der Düne, weil dort zu viel Badegäste gingen, sondern auf den Klippen. Ich versuchte einige Male, den Seehund auf den Klippen anzuhucken. Einmal kam er auch auf mich zu, und als ich eben nach dem Gewehr langte, um den auf die Klippe krabbelnden Hund zu schießen, rutschte ich auf dem glatten Seetang rückwärts ins Meer, mußte mich durch Schwimmen vor dem Ertrinken retten, denn die Strömung packte mich schon, und sah meinen Seehund nicht mehr. Von da ab gab ich es auf, hier einen zu schießen, insbesondere seit ich von den Einwohnern erfuhr, daß schon mancher Fremde bei dem Versuch, Seehunde zu schießen, auf den Klippen verschwunden sei. Bei der Fluth stehen die Klippen nämlich acht Fuß unter Wasser. Wenn man sich bei der Ebbe darauf aussetzen läßt, kommt zuweilen Nebel, der jede Fernsicht verhindert. Dann kommt es vor, daß der Bootsmann mit seinem Boot den Jäger im Nebel nicht wiederfindet und Letzterer von der Fluth verschlungen wird.

Die Abende in Helgoland waren sehr langweilig. Es gab dort eine Spielbank. Daselbst verkehrten aber nur sehr dunkle Ehrenmänner. Als ich daher meine sechzig Seebäder genommen hatte, reiste ich ab und verbrachte die Woche, welche noch bis zur Wiedereröffnung der allgemeinen Kriegsschule übrig war, auf der Rückreise von Helgoland nach Berlin bei Herrn v. Grävenitz auf Frehne in der Priegnitz, dessen sieben Söhne ich kannte. Der Eine, Ernst, war ja mein intimer Freund bei der Garde-Artillerie; der Andere, Georg, saß neben mir auf der Kriegsschule; der

Jüngste, Fritz, war vor einem Jahre ebenfalls in der Garde-Artillerie eingetreten. Der alte Herr war trotz seiner siebzig Jahre noch sehr rüstig und ritt täglich mit seinen Söhnen aus, um Hasen zu hetzen, was er meisterhaft verstand. Wir hetzten in einer Woche mit derselben Koppel Windhunde fünfundzwanzig Hasen und einen Fuchs an und machten nur eine einzige Fehlhetze, brachten aber vierundzwanzig Hasen und einen Fuchs nach Hause.

Die älteste Tochter, eine äußerst angenehme Erscheinung, klug und taktvoll, war damals Braut (zur großen Betrübniß der Familie) eines früheren Hauslehrers, der eine Pfarre in der Nähe hatte. Die Eltern gaben die Ehe endlich zu. Im folgenden Jahre besuchte ich die Familie wieder. Die Frau Pastorin war unterdessen gestorben. Die Familie war in tiefer Trauer und die Alten hatten ein einige Monate altes Enkelchen in Pflege. Die Frau v. Grävenitz, geborene v. Lützow, Schwester des bekannten Freischaarenführers vom Jahre 1813, lebt noch im Alter von achtundachtzig oder neunundachtzig Jahren. Das Enkelchen ist, von den alten Grävenitz' auferzogen, ein sehr niedliches Mädchen geworden und lange verheirathet. Es muß jetzt (1881) fast dreißig Jahre alt sein. Der Herr Pastor war ein äußerst unangenehmer, widerwärtiger Mensch.

Im zweiten Sommer, 1852, sollte ich bei der Infanterie Dienste thun. Die Wahl des Regiments war uns freigestellt, wenn wir die Reisekosten zahlen wollten. Ich wollte diese Gelegenheit benutzen, um mehr Menschen kennen zu lernen, und wählte daher das einzige Regiment in der Armee, in dem ich Niemanden kannte. Das war das fünfundzwanzigste Infanterie-Regiment in Coblenz. Es brachte mir diese Wahl noch die Annehmlichkeit, den Rhein zu sehen. Vorgreifend sei hier erzählt, daß ich auf der Landungsbrücke beim Aussteigen in Coblenz bei meiner Ankunft mit einem alten Bekannten, Herrn v. Loebell von den sechsten Kürassieren, zusammenstieß, der seit dem Druck der von mir nachgeschlagenen Rangliste ins fünfundzwanzigste Regiment versetzt worden war. Also hatte ich doch einen Bekannten in diesem Regiment.

Ehe ich aber meine Dienstleistung beim fünfundzwanzigsten Regiment begann, ging ich noch einmal auf vier Wochen nach Wangeroog ins Seebad, auf Anrathen des Arztes. Diesmal ging ich mit meinem Bruder Friedrich Wilhelm dorthin und verbrachte eine ebenso gemüthliche Zeit wie das Jahr zuvor. Die Gesellschaft war eine ganz andere, aber ebenso angenehme. An hervorragenden Personen lernte ich den Staatsanwalt Grafen zur Lippe kennen, späteren Justizminister. Es wurde wieder auf die Jagd gegangen, viel Kegel geschoben und dergleichen. Betreffs der Jagd erlebte ich ein kleines Abenteuer, das gewiß selten ist. An einem Sturmtage sah ich einen Schwarm Bekassinen sich unter eine Dornenhecke

flüchten. Ich lief ins Haus, lud dort mein Gewehr im Schutz vor dem strömenden Regen und kroch an die Bekassinen heran, auf die ich zwei Schuß gab. Es lagen zehn Stück. Wann hat wohl je wieder ein Jäger mit zwei Schuß zehn Wiesenschnepfen erlegt? Ich ließ für unseren kleinen Gesellschaftskreis ein Frühstück davon bereiten mit Wein aus dem Bremer Rathskeller, dem die Damen bis zur Heiterkeit zusprachen.

Nach beendigter Badekur reisten wir gemeinschaftlich bis Bremen, wo bei einem vortrefflichen Diner diejenigen Reisenden, welche seekrank gewesen waren, Alles ersetzen konnten, was ihnen die See geraubt hatte, und von Bremen reiste ich nach Coblenz, mich beim fünfundzwanzigsten Infanterie-Regiment zu melden.

Ich kehrte im „Riesen“ ein, wo der Oberkellner Heinrich dadurch am ganzen Rhein berühmt war, daß er die Hühner auf einer Gabel in der Luft tranchirte. Ich wurde dem Füsilier-Bataillon zugetheilt, das ein Major v. Seydlitz, ein sehr kluger Mann, kommandirte. Mein Hauptmann, v. Kaminsky, war ein lieber vortrefflicher Mann (1866 als General ausgezeichnet, starb bald nach dem Feldzuge als Divisionskommandeur). Unser Bataillon und unsere Kompagnie exerzirten oben auf der Karthause, wohin ich vom Riesen aus eine Stunde zu steigen hatte. Dort oben auf Fort Alexander war auch die Kaserne. Da ich oft Vor- und Nachmittag Dienst hatte und wir unten in der Stadt Mittag aßen, mußte ich diesen Weg oft viermal zurücklegen, außer daß ich den Dienst als Infanterist that. Dieser Dienst bestand nun fast allein im Parademarsch-üben. Ich hatte geglaubt, im Gardekorps werde am meisten Parademarsch geübt. Aber hier wurde ich eines Anderen belehrt. Es kam dazu, daß auch oft fremde Herrschaften durch Coblenz kamen, denen dann eine Parade vorgeführt wurde. Das gab Grund, von Neuem Parademarsch zu üben. Eine solche Vorstellung fand vor dem König von Schweden statt. Wie sich da der Oberst, ein Herr v. Othegraven, zerriß und ängstigte, daß nur Alles gut gehen möge, so etwas war mir in Berlin nie vorgekommen.

Zuweilen wurden auch einige Bewegungen gemacht, Kolonne gesetzt, deployirt, Karree formirt. Felddienst wurde nicht geübt. Im Karree peinigte ich den Hauptmann, denn auf meine Sporen, von genau vorschriftsmäßiger Länge, war die enge Fühlung nicht berechnet. Bei jeder Wendung riß ich irgend einem Füsilier mit meinen Sporen eine leinene Hose auf. Da wünschte der Hauptmann, ich sollte ohne Sporen kommen. Ich bedauerte, dies nicht zu dürfen, weil die Sporen zu meinem vorschriftsmäßigen Anzuge als reitender Artillerist gehörten. Der Hauptmann sprach mit dem Oberst und dieser sagte mir, er wolle mir gern erlauben, meinen Dienst zu Pferde zu thun, wenn ich meine Pferde

kommen lassen wollte. Ich könnte dann allem Dienst vom höheren Standpunkte aus beiwohnen und mehr sehen und lernen, als wenn ich mitten drinnensteckte und gar nichts sähe. Ich hatte meine Pferde in Berlin, mit Ausnahme des Chargenpferdes, verkauft. Ich kaufte mir also in Coblenz ein Pferd. Ich fand ein niedliches Thier für sechzig Thaler, das mich während der ganzen Uebungen trug und das ich nach denselben für zwanzig Thaler wieder verkaufte. Bald bemerkte ich, daß der Oberst mich lediglich als zweiten Adjutanten gebrauchen wollte. Er that vollständig, als sei ich sein Ordonnanzoffizier. Ich führte alle Befehle aus, aber sann auf Mittel und Wege, um von diesem stets aufgeregten Manne loszukommen.

Es kam nach Coblenz ein General v. Herrmann, beauftragt, die Manöver zu leiten. Sein Adjutant, Lieutenant v. Schweinitz (er starb bald nachher, sein Bruder ist jetzt Botschafter in Petersburg), hatte sehr viel zu thun. Diesem sagte ich, der General müsse nothwendig noch einen Ordonnanzoffizier haben. Wenn mich der General zu sich kommandire, sei ihm und mir geholfen, denn ich lerne am meisten, wenn ich alle Kritiken hörte. Den folgenden Tag war ich beim General eingeführt und meinen Obersten los.

Man hat keine Idee davon, auf welchem Standpunkt der Ausbildung diese Truppen damals waren. Ein Major erhält beim Manöver den Befehl, ein Dorf anzugreifen. Er rührt sich nach dreimaligem Befehl nicht. Endlich antwortet er auf die ungeduldig gemachte Frage, warum er denn immer noch nicht angreife, der Herr Oberst habe ihm noch nicht befohlen, laden zu lassen, und mit ungeladenen Gewehren könne er doch nicht angreifen. Ein Lieutenant, der eine Waldlisiere gegen eine feindliche Eskadron besetzt hatte, erhält den Befehl zum Rückzug. Er läßt seine Tirailleurs sammeln, auf der Chaussee mit „Gewehr über“ abmarschiren und wird natürlich von der nachfolgenden Kavallerie von hinten gefangen genommen, ohne daß er einen Schuß gethan hätte. Ich fragte nachher diesen Kameraden, der vier Jahre Offizier war, wie oft er in seinem Leben Felddienst geübt habe. Er hatte noch nie einer Felddienstübung beigewohnt.

Derartige Erscheinungen waren die Regel. Der General v. Herrmann, ein sehr ruhiger und verständiger Mann, wurde von Tag zu Tag verzweifelter. Am Schluß nahm er die Offiziere zusammen und sagte ihnen, er habe einen betrübenden Einblick in den Standpunkt gethan, auf dem sich die Ausbildung der Truppe befinde. Wenn es zum Kriege kommen sollte, so würden die Herren bei der gewiß vorhandenen Preußischen Tapferkeit die Mängel der Friedensausbildung durch unverhältnißmäßig viel Blut ersetzen müssen. Für felddienstfähig könne er diese Truppen nicht halten.

Nach dem Manöver wurde auch der größte Theil der Stabsoffiziere verabschiedet. Mein Bataillonskommandeur machte eine Ausnahme, er kommandirte später das erste Infanterie-Regiment.

Auch in anderen Beziehungen fand ich eine andere Welt vor, als in der ich in Berlin zu leben gewöhnt war.

Die Begriffe von Disziplin waren damals am Rhein noch ganz andere als bei der übrigen Armee. Als ich einst bei meinem Zuge fand, daß auf mein Kommando der Griff „Gewehr auf" lässig ausgeführt wurde, und ich ihn so lange wiederholen ließ, bis er besser ging, nachdem ich den Leuten ihre Nachlässigkeit verwiesen hatte, belehrte mich gleich ein Kamerad, so streng dürfe man mit dem Rheinländer nicht verfahren wie mit dem Einwohner der östlichen Provinzen, das sei er nicht gewöhnt. Ich gewöhnte aber die Leute daran, die ich kommandirte. Es kam auch vor, daß nach einer Uebung ein Soldat an seinen Lieutenant herantrat mit den Worten: „Heut ist's sehr heiß, wie wär's, Herr Lieutenant, wenn Sie uns ein Schöppchen spendirten?" Mit mir versuchten es die Leute nur einmal und nie wieder.

Die Bevölkerung betrachtete sich damals noch gar nicht als Preußische Unterthanen. Wenn eine Truppe marschirte oder exerzirte, hörte man wohl im Volke die Redensart: „Da kommen (oder exerziren) die Preußen." Es hat lange gedauert, bis diese Lande ihre frühere Nationalität vergessen haben. Ihr Verhalten im Jahre 1866 und 1870 beweist, daß sie doch schließlich gute Preußen geworden sind. Darum ist die Hoffnung auch vorhanden, daß Elsaß-Lothringen wieder gut Deutsch werden wird.

Die Sitten und Gebräuche der Offiziere wichen auch wesentlich von denjenigen ab, die ich in Berlin kennen gelernt. Das Bedürfniß nach einem anständigen geselligen Verkehr, nach Beschäftigung mit Kunst oder Natur existirte fast gar nicht. Ich erregte allgemeines Staunen, als ich bei sämmtlichen verheiratheten Offizieren des Regiments Besuch machte. Man war das dort gar nicht gewöhnt und die Familien sichtlich gar nicht darauf eingerichtet, einen Besuch zu empfangen. Die Beschäftigungen, mit denen die Offiziere en masse ihre Zeit tödteten, waren sehr einfach. Früh und nachmittags wurde geisttödtend exerzirt. Der Weg zum Exerzirplatz und zurück nahm viel Zeit fort. Nach dem Früherexerziren trank man ein Morgenschöppchen (sogenanntes „Gift", à Flasche drei Silbergroschen), mittags beim Essen wurde ein „Bowlche angesetzt". Nach dem Nachmittagsexerziren machte man eine Landpartie, gewöhnlich per Dampfschiff, also eigentlich eine Wasserpartie, nach irgend einem Punkt am Rhein. Dort angekommen, fiel es aber Niemandem ein, die Schönheiten der Natur zu genießen, sondern die ganze Gesellschaft zog direkt in die Kneipe, um in dumpfiger Luft wieder ein „Bowlche anzusetzen" und

davon zu schlürfen, bis der Dampfer zur Rückfahrt läutete. Da ich doch jedesmal die Berge bestieg und die Aussichtspunkte besuchte, und was sonst sehenswerth am Rhein ist, so zuckte man über mich immer mitleidig die Achseln.

Die sämmtlichen Gasthöfe und Restaurants hatten viererlei Preise. Nämlich die niedrigsten für Abonnenten, demnächst höhere für Einheimische, Fremde, die höchsten für Engländer. Offiziere wurden, wenn in Uniform, stets als Abonnenten behandelt, zahlten auch nur halbe Fahrpreise auf den Dampfern. Dadurch wurde das Leben genußreicher für denselben Preis. Die meisten der jungen Herren glichen die Höhe der Ausgaben dadurch aus, daß sie um so größere Quantitäten schlechten sauren Weines vertilgten.

Auf meine Besuche erhielt ich von den Wenigsten einen Gegenbesuch oder eine Karte. Die Leute kannten das gar nicht. Als mehrere Wochen verstrichen waren und ich auch nirgends eine Aufforderung erhalten hatte, in der Familie ferner zu verkehren, beschloß ich, der dortigen Welt eine deutliche Andeutung zu geben. Ich lud das ganze Offizierkorps des Füsilier-Bataillons, bei dem ich Dienst that, im Kasino beim Essen zu einer Bowle ein. Die Verheiratheten, welche gewöhnlich nicht dort aßen, lud ich zugleich zum Essen ein. (In unserem Offizierskorps in Berlin luden wir die zur Dienstleistung kommandirten Offiziere ein.) Alle nahmen die Einladung an. Der Bataillonskommandeur ließ eine Stunde auf sich warten, und als zu ihm geschickt wurde, stellte sich heraus, daß er die Einladung vergessen hatte und er nun nicht mehr zu kommen willens war. Es scheint das damals so Rheinische Sitte gewesen zu sein. Die Anderen aßen und tranken bis zur Bewußtlosigkeit und waren sehr vergnügt. Einladungen erhielt ich aber von ihnen weiter nicht.

Zwei Stunden vor dem von mir geladenen Mittagessen hatte ich aber eine Dinereinladung zu demselben Tage zum kommandirenden General erhalten. Der alte Hirschfeld, dessen Kopf noch die Wunden und Narben aus dem Kriege in Spanien gegen die Franzosen vom Anfange des Jahrhunderts her sehen ließ, war in Coblenz sehr gefürchtet und wurde wie ein Vizekaiser angesehen. Trotzdem war ich der Meinung, daß ich einem ganzen Offizierkorps nicht absagen konnte, das ich eingeladen hatte, wenn mich nachher Herr v. Hirschfeld einladet. Ich sagte ihm also ab. Die Coblenzer Welt war darüber ordentlich erschreckt, denn das hätte dort Niemand gewagt. Hirschfeld aber hatte viel zu viel Lebenserfahrung, wußte, was sich schickte, und äußerte sich dahin, ich hätte recht gehandelt.

Kurz vor dem Beginn der Manöver kam mein Vetter Herrmann Hohenlohe-Langenburg nach Coblenz und wohnte den Manövern in

Nach dem Manöver wurde auch der größte Theil der Stabsoffiziere verabschiedet. Mein Bataillonskommandeur machte eine Ausnahme, er kommandirte später das erste Infanterie-Regiment.

Auch in anderen Beziehungen fand ich eine andere Welt vor, als in der ich in Berlin zu leben gewöhnt war.

Die Begriffe von Disziplin waren damals am Rhein noch ganz andere als bei der übrigen Armee. Als ich einst bei meinem Zuge fand, daß auf mein Kommando der Griff „Gewehr auf" lässig ausgeführt wurde, und ich ihn so lange wiederholen ließ, bis er besser ging, nachdem ich den Leuten ihre Nachlässigkeit verwiesen hatte, belehrte mich gleich ein Kamerad, so streng dürfe man mit dem Rheinländer nicht verfahren wie mit dem Einwohner der östlichen Provinzen, das sei er nicht gewöhnt. Ich gewöhnte aber die Leute daran, die ich kommandirte. Es kam auch vor, daß nach einer Uebung ein Soldat an seinen Lieutenant herantrat mit den Worten: „Heut ist's sehr heiß, wie wär's, Herr Lieutenant, wenn Sie uns ein Schöppchen spendirten?" Mit mir versuchten es die Leute nur einmal und nie wieder.

Die Bevölkerung betrachtete sich damals noch gar nicht als Preußische Unterthanen. Wenn eine Truppe marschirte oder exerzirte, hörte man wohl im Volke die Redensart: „Da kommen (oder exerziren) die Preußen." Es hat lange gedauert, bis diese Lande ihre frühere Nationalität vergessen haben. Ihr Verhalten im Jahre 1866 und 1870 beweist, daß sie doch schließlich gute Preußen geworden sind. Darum ist die Hoffnung auch vorhanden, daß Elsaß-Lothringen wieder gut Deutsch werden wird.

Die Sitten und Gebräuche der Offiziere wichen auch wesentlich von denjenigen ab, die ich in Berlin kennen gelernt. Das Bedürfniß nach einem anständigen geselligen Verkehr, nach Beschäftigung mit Kunst oder Natur existirte fast gar nicht. Ich erregte allgemeines Staunen, als ich bei sämmtlichen verheiratheten Offizieren des Regiments Besuch machte. Man war das dort gar nicht gewöhnt und die Familien sichtlich gar nicht darauf eingerichtet, einen Besuch zu empfangen. Die Beschäftigungen, mit denen die Offiziere en masse ihre Zeit tödteten, waren sehr einfach. Früh und nachmittags wurde geisttödtend exerzirt. Der Weg zum Exerzirplatz und zurück nahm viel Zeit fort. Nach dem Früherexerziren trank man ein Morgenschöppchen (sogenanntes „Gift", à Flasche drei Silbergroschen), mittags beim Essen wurde ein „Bowlche angesetzt". Nach dem Nachmittagsexerziren machte man eine Landpartie, gewöhnlich per Dampfschiff, also eigentlich eine Wasserpartie, nach irgend einem Punkt am Rhein. Dort angekommen, fiel es aber Niemandem ein, die Schönheiten der Natur zu genießen, sondern die ganze Gesellschaft zog direkt in die Kneipe, um in dumpfiger Luft wieder ein „Bowlche anzusetzen" und

davon zu schlürfen, bis der Dampfer zur Rückfahrt läutete. Da ich doch jedesmal die Berge bestieg und die Aussichtspunkte besuchte, und was sonst sehenswerth am Rhein ist, so zuckte man über mich immer mitleidig die Achseln.

Die sämmtlichen Gasthöfe und Restaurants hatten viererlei Preise. Nämlich die niedrigsten für Abonnenten, demnächst höhere für Einheimische, Fremde, die höchsten für Engländer. Offiziere wurden, wenn in Uniform, stets als Abonnenten behandelt, zahlten auch nur halbe Fahrpreise auf den Dampfern. Dadurch wurde das Leben genußreicher für denselben Preis. Die meisten der jungen Herren glichen die Höhe der Ausgaben dadurch aus, daß sie um so größere Quantitäten schlechten sauren Weines vertilgten.

Auf meine Besuche erhielt ich von den Wenigsten einen Gegenbesuch oder eine Karte. Die Leute kannten das gar nicht. Als mehrere Wochen verstrichen waren und ich auch nirgends eine Aufforderung erhalten hatte, in der Familie ferner zu verkehren, beschloß ich, der dortigen Welt eine deutliche Andeutung zu geben. Ich lud das ganze Offizierkorps des Füsilier-Bataillons, bei dem ich Dienst that, im Kasino beim Essen zu einer Bowle ein. Die Verheiratheten, welche gewöhnlich nicht dort aßen, lud ich zugleich zum Essen ein. (In unserem Offizierskorps in Berlin luden wir die zur Dienstleistung kommandirten Offiziere ein.) Alle nahmen die Einladung an. Der Bataillonskommandeur ließ eine Stunde auf sich warten, und als zu ihm geschickt wurde, stellte sich heraus, daß er die Einladung vergessen hatte und er nun nicht mehr zu kommen willens war. Es scheint das damals so Rheinische Sitte gewesen zu sein. Die Anderen aßen und tranken bis zur Bewußtlosigkeit und waren sehr vergnügt. Einladungen erhielt ich aber von ihnen weiter nicht.

Zwei Stunden vor dem von mir geladenen Mittagessen hatte ich aber eine Dinereinladung zu demselben Tage zum kommandirenden General erhalten. Der alte Hirschfeld, dessen Kopf noch die Wunden und Narben aus dem Kriege in Spanien gegen die Franzosen vom Anfange des Jahrhunderts her sehen ließ, war in Coblenz sehr gefürchtet und wurde wie ein Vizekaiser angesehen. Trotzdem war ich der Meinung, daß ich einem ganzen Offizierkorps nicht absagen konnte, das ich eingeladen hatte, wenn mich nachher Herr v. Hirschfeld einladet. Ich sagte ihm also ab. Die Coblenzer Welt war darüber ordentlich erschreckt, denn das hätte dort Niemand gewagt. Hirschfeld aber hatte viel zu viel Lebenserfahrung, wußte, was sich schickte, und äußerte sich dahin, ich hätte recht gehandelt.

Kurz vor dem Beginn der Manöver kam mein Vetter Herrmann Hohenlohe-Langenburg nach Coblenz und wohnte den Manövern in

Württembergischer Uniform bei. Er war noch ganz jung. Eben im Begriff, sich bei der Königin von England, seiner Tante, in London vorzustellen, machte er auch in Coblenz der Prinzessin von Preußen seine Aufwartung, welche sich im September dort aufhielt. Diese befahl nun ihn und mich jeden Abend zum Thee. So mußten wir jeden Tag nach dem Manöver, das ziemlich weit von Coblenz stattfand, statt ins Biwak oder Kantonnement nach Coblenz einige Meilen zurückreiten, und mein noch wenig an Strapazen gewöhnter Vetter schlief jeden Abend beim Thee bei der Prinzessin ein.

Als die Manöver zu Ende waren, gab es auch keinen Dienst mehr in Coblenz für mich. Ich erhielt daher die Erlaubniß, durch Abwesenheit zu glänzen. Einen eigentlichen Urlaub nannte man es nicht. Ich hatte mich in Berlin am fünfzehnten Oktober zum dritten Cötus der Kriegsakademie zurückzumelden und durfte schon vor Ende September aus Coblenz abreisen. Ich benutzte diese Zeit, um mich ein wenig auf dem Rhein herumzutreiben. Auf dem Dampfschiff traf ich in Coblenz mit einem Braunschweigischen Offizier, Lieutenant E., zusammen, der denselben Zweck hatte und wie ich stromauf fuhr. Er hatte in Coblenz bei der Artillerie Dienst gethan und sollte noch ein Jahr länger auf der Kriegsakademie bleiben als ich. Wir dampften also zusammen nach Mainz. Bei der Table d'hôte auf Deck verliebte sich Lieutenant E. in seine Nachbarin, eine Engländerin, die kein Wort Deutsch sprach, wie er keine Silbe Englisch. Französisch konnten Beide wenig. Darin waren sie auf gleichem Standpunkt. Er lehrte sie also, daß man auf Deutsch statt amour, Liebe sagt, und sie, daß das auf Englisch mit love bezeichnet wird. Die Mutter schien sehr befriedigt darüber. Ich belustigte mich köstlich dabei und mußte viel verdolmetschen, unter Anderem auch seitens der Mutter eine Andeutung über das bedeutende Vermögen der Tochter. Einige Tage führte uns derselbe Zufall merkwürdigerweise immer in dieselben Gasthöfe. Georgine wurde immer vergnügter. Endlich blies ich zum Abmarsch. Später hat Lieutenant E. mit Miß Georgine Briefe gewechselt. Sie schrieb Englisch und er kam immer zu mir, und ich mußte seine Briefe und die ihrigen übersetzen. Eines Tages sagte er mir, er müsse diesen Briefwechsel abbrechen. Ich bedeutete ihm, daß dies nur durch einen Heirathsantrag möglich sei. Darob erschrak er sehr. Aber ich stellte ihm vor, daß er nur durch einen Korb aus dieser Lage kommen könne. Also schrieb ich ihm einen wunderschönen Heirathsantrag, in welchem er erklärte, er habe nichts als sein Schwert, sonst kein Vermögen, aber das Schwert wolle er für Georgine schwingen. Der Erfolg war ein glänzender. An Georgines Stelle antwortete die Mutter ablehnend, indem sie ihn mütterlich belehrte, daß man ohne Vermögen keinen Hausstand gründen könne, und E. war seine Georgine wieder los.

Auf dieser Rhein-Reise sah ich in Mainz ein Oesterreichisches Brigade-exerziren von sechs oder acht Bataillonen. Es waren die ersten Oesterreichischen Truppen, die ich exerziren sah. Ich kann nicht sagen, daß sie mir sehr großen Eindruck gemacht hätten. Das ganze Exerziren begann und endigte mit einer Rückwärtsbewegung.

Vom Rhein reiste ich über Braunschweig, wo ich von Kameraden eingeladen war, noch einmal nach Frehne zur Familie Grävenitz, jagte dort Hasen und meldete mich am fünfzehnten Oktober wieder auf der Kriegsakademie.

Während der Dauer meines dreijährigen Besuches der Kriegsakademie wurde der General v. Radowitz Generalinspekteur des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens und als solcher für die Zeit meiner Kommandirung bei dieser Anstalt auch mein Vorgesetzter. Eines Tages hörte er unseren Vorträgen zu, unterhielt sich in der Zwischenpause mit mir und forderte mich schließlich auf, ihn zuweilen abends zum Thee zu besuchen, weil er wünsche, mich näher kennen zu lernen. Er sei alle Abende zu Hause. Ich machte von dieser Einladung zuweilen Gebrauch und er war immer sehr gütig gegen mich. Auf diese Weise lernte ich diesen vielbesprochenen ungewöhnlichen Mann etwas näher kennen, als es Anderen in meinem Lebensalter möglich war. Es ist unglaublich viel über ihn gefabelt worden. Die Verleumdung dichtete ihm jede erdenkliche schlechte Eigenschaft an. Er hatte eine Legion von Feinden und fast gar keine Freunde. Es traute ihm Niemand. Er wußte das und lachte darüber. Einst, als er eine schwere Krankheit überwunden hatte, sagte er: „Wenn ich jetzt gestorben wäre, hätte man sich den Kopf zerbrochen, was ich wohl damit hätte erreichen wollen."

Ich habe mich für seine politischen Ideen nie begeistern können. Wenn er Theorien entwickelte, die ich nicht anerkennen konnte, widersprach ich ihm keck und offen, er nahm mir das nicht übel. Aber ich habe nie etwas Falsches an ihm entdeckt und ihn stets für einen Ehrenmann gehalten.

Seine Herkunft machte ihm schon viele Gegner. Es gingen die fabelhaftesten Gerüchte um, was sein Vater gewesen sei. 1812 bis 1815 focht er in der Preußischen Armee und zwar in der Artillerie. In den dreißiger Jahren war er Chef des Generalstabes der Generalinspektion der Artillerie, und der damalige Kronprinz fand viel Gefallen an dem geistreichen und gelehrten Manne. Man sagt, der König Friedrich Wilhelm III. habe den Einfluß dieses genialen Katholiken auf den Kronprinzen gefürchtet und Ersteren deshalb von Berlin fort nach Frankfurt a. M. geschickt, wo er die Preußischen militärischen Interessen am Bunde vertrat.

Nach dem Jahre 1848 kam Radowitz wieder nach Berlin, 1850 leitete er unsere auswärtige Politik, bis er, mit der Nachgiebigkeit Preußens im Herbst 1850 gar nicht einverstanden, das Ministerportefeuille abgab. Eine Zeit lang lebte er nun in scheinbarer Ungnade, fern von Berlin. Bald aber berief ihn der König wieder in seine Nähe und machte ihn zum Generalinspekteur des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens und verkehrte wieder sehr viel mit ihm.

Radowitz war eine große und stattliche Erscheinung, etwas zu stark. Sein volles, gelblich fahles Antlitz mit den dicken blutleeren Hängebacken und den kohlschwarzen stechenden Augen machte einen unheimlichen Eindruck. Seine immense Stirn verrieth den Denker und sah durch die zunehmende Kahlheit des Hauptes noch bedeutender aus, als sie es war. Der große Kopf saß hoch und stolz erhoben auf dem starken Leibe. Die pechschwarzen Haare waren von hinten nach vorn gekämmt und endigten in drei spitzzugehenden Büscheln, über jedem Ohr eins und eins über der Mitte des Kopfes, die wie drei Hörner gerade in die Höhe gekämmt waren. Wenn dieser Mann, die meisten Anderen überragend, selbstbewußt mit einem etwas höhnischen Blick über Alle wegsehend langsam, aber fest einherschritt, so konnte man sich des Vergleiches mit einem Mephisto nicht erwehren.

Er war in allen Wissenschaften zu Hause und zeigte auch für alle Wissenschaften die größte Theilnahme. Sein Gedächtniß ist man versucht ein übermenschliches zu nennen. Er gab einmal zum Spaß eine Probe davon in Gegenwart des Königs, als ein Sprachgelehrter dem Könige eine Uebersetzung der Bibel in die Sanskritsprache übergeben hatte. Radowitz nahm das Werk in die Hand, las darin, und nachdem er dem Gelehrten die Bibel zurückgegeben hatte, sagte er ihm das erste Kapitel aus dem ersten Buch Mose in der Sanskritsprache her. Der Gelehrte wollte sich weiter in dieser Sprache mit dem General unterhalten, erfuhr aber zu seinem Erstaunen, daß Radowitz kein Wort Sanskrit verstehe, sondern dies ganze Kapitel in einer ihm fremden Sprache mechanisch hergesagt habe. Daß ein so geistreicher Mann wie der König den Umgang mit einem so außergewöhnlichen Geiste liebte, ist natürlich.

Wie man Radowitz für falsch halten konnte, begreife ich nicht. Er schmeichelte Niemandem. Er blieb immer bei seiner Meinung. Er widersprach sogar dem Könige rücksichtslos, oft formlos. Einst, als der König sagte: „Ich glaube nicht an Gespenster, aber ich fürchte mich davor", antwortete Radowitz trocken: „Ich glaube an Gespenster, aber ich fürchte mich nicht davor." Wenn der König mit ihm zerfiel, war Radowitz stets bereit, eher seine Wege zu gehen als nachzugeben, wie er es auch 1850 that. Daß er viele Feinde hatte, war natürlich, denn er buhlte nicht nur

um Niemandes Gunst, sondern er ließ auch Jeden seine geistige Ueberlegenheit fühlen. Neid und Furcht thaten das Uebrige.

Sein Fehler war, daß er sich stets in zu hohen geistigen Sphären mit Vorliebe bewegte, nicht nur von Menschen des gewöhnlichen Schlages, selbst der gebildetsten Klassen, nicht verstanden wurde, sondern auch auf die geringere Fassungskraft dieser großen Masse der Menschen, die doch die Ausführenden sind, bei dem Fluge seiner Ideen keine Rücksicht nahm, daher stets geneigt war, Unpraktisches durchzuführen. Fest eingewurzelten Vorurtheilen der Menschheit Rechnung zu tragen, war er gar nicht im Stande. Was nach seiner Meinung Vorurtheil war, ließ er eben nicht gelten. Deshalb war er keine schaffende praktische Natur, denn die Ausführung seiner Ideen mußte immer an der Unvollkommenheit aller menschlichen Dinge scheitern. Er war ganz die geeignete Persönlichkeit im Rathe eines Monarchen, der von seinen Ideen das Praktische auswählte und festhielt. Er war aber nicht am Platz da, wo er selbst hätte schaffen müssen. Ebenso wie er als Minister des Auswärtigen Fiasko gemacht hat, würde er auch nicht im Stande gewesen sein, als Feldherr die entgegenwirkenden Reibungen zu bewältigen.

Seine Gelehrsamkeit und seine Kenntnisse erstreckten sich auf alle Gebiete aller Wissenschaften. Er wußte genau Bescheid in den Forschungsergebnissen der ältesten Aegyptischen Geschichte bis in die Dynastien im sechsten Jahrtausend wie in den Naturwissenschaften und in der höheren Mathematik. In Bezug auf eine allgemeine und gemeinschaftliche Auffassung aller Wissenschaft war er Humboldt überlegen. Radowitz's Geist war so weitumfassend, wie mir dies sonst noch bei keinem Menschen vorgekommen ist. Dabei interessirte er sich für all und jede neue Entdeckung. — Damals machten die Fortschritte der Chemie und Physik großes Aufsehen. Der Zusammenhang von Licht, Wärme, Elektricität, Magnetismus, chemischen Verbindungen, der Einfluß des Lichts auf Chemie, wie er aus der Spektralanalyse hervorgeht, war eines Tages Gegenstand des Gesprächs. Radowitz hatte gleich Alles in der Gesammtheit erfaßt und sagte: „Alle Wissenschaften zusammen sind gewiß eigentlich nur eine einzige, die menschlichen Forschungen werden und müssen dahin kommen, daß sich schließlich Alles in einem einzigen Unbekannten, einem einzigen x des Mathematikers zusammen vereinigt.“ — „Und glauben Euer Excellenz“, fragte ich, „daß wir dieses eine x werden finden können?“ — „Nein, gewiß nie“, sagte er. — „Dann“, sagte ich, „können wir dies eine x Gott nennen.“ — „Ja, meinetwegen auch“, warf er sehr gleichgültig hin.

Nach dieser Aeußerung glaube ich nicht, daß er ein sehr schwärmerischer Katholik gewesen sein kann, und ich kann mir nicht denken, daß er je den Versuch gemacht haben würde, unseren König zur katholischen Kirche zu

bekehren, sondern glaube eher, daß es ihm gleichgültig war, ob Jemand katholisch oder evangelisch war.

Um so mehr überraschte mich seine Neigung zum Mystizismus und Spiritismus. Ich glaube, er beschäftigte sich lediglich deshalb damit, weil es neu war. Eines Abends sprach er vom Tischrücken und Tischklopfen, und ich entnahm zu meiner nicht geringen Ueberraschung, daß der General sich allen Ernstes damit befaßte. Mein Erstaunen muß sich auf meinem Gesicht ausgedrückt haben, denn er sagte, ehe ich ihm etwas entgegnet hatte: „Ich will Ihnen zugeben, daß nach unserem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft das Tischrücken und Tischklopfen ein Unsinn ist. Aber die Thätigkeit anderer Geister entzieht sich bis jetzt dem Standpunkt menschlicher Wissenschaft, auch ist der Letztere mit der Zeit veränderlich. Ich habe beim Tischklopfen so merkwürdige Erscheinungen gesehen, daß ich es der Mühe werth halte, der Sache näher zu treten." — „Jawohl", sagte die Generalin, „bei Savigny hat man einen Tisch gerückt, und derselbe ist die Treppe herauf- und heruntergegangen und auf Kommando über den Stock gesprungen." — Dem General war eine derartige Begeisterung seiner liebenswürdigen, geist- aber auch phantasiereichen Gemahlin doch so stark unwissenschaftlich und mir gegenüber so unangenehm, daß er ihr sagte: „Nun, Liebe, bei Savignys werden die Versuche von Gisela Arnim geleitet, und eine solche Leitung dürfte nicht geeignet sein, Aufklärung zu verschaffen." — „Aber", und damit wandte er sich gegen mich, „ich möchte doch ergründen, ob das Bewegen und Klopfen des Tisches auf Mesmerismus, auf einer Strömung galvanischer Art oder auf Täuschung bezw. Betrug beruht." Ich sagte dem General, zu dieser Ueberzeugung könnte ich ihm durch einen einfachen Versuch verhelfen, und schlug ihm vor, die Gesellschaft, welche Tisch rückte, müßte auf Stühle gesetzt werden, welche mit dem Tisch fest verbunden wären entweder wie ein Karussel oder auf einem Floß auf einem Teich, auf welches Tische und Stühle angenagelt seien. Denn wenn Geister den Tisch drehen, dann müßten sie auch solch ein Karussel drehen, wenn aber die Menschen betrügend, oder selbst betrogen oder aus Selbsttäuschung ihn gedreht hätten, dann könnten sie es nicht, wenn sie an ihn angenagelt wären. Ich fügte hinzu, wenn sich dann Mesmerismus oder elektrische Strömung als bewegendes Element herausstellte, dann bäte ich den General, mir Nase und Ohren abzuschneiden. Die Generalin war sehr aufgebracht über meinen Unglauben. Der General aber dachte einen Augenblick nach und sagte dann: „Ihr Vorschlag ist ganz zutreffend und der Versuch überzeugend. Ich werde es machen lassen." Leider erkrankte der bedeutende Mann am Magenkrebs wenige Tage darauf, ehe er den Versuch hatte machen lassen, und starb nach einigen Wochen. (Ich habe hier bei der Schilderung des merkwürdigen Mannes aber in der Zeit vorgegriffen, denn er starb erst Ende 1853.)

In dieser Beziehung war seine Nähe beim Könige keine segensreiche. Denn der König selbst neigte auch sehr zu übernatürlichen Dingen und Anschauungen, und seine bewegliche Phantasie bedurfte eher der Beruhigung als der steigernden Aufregung.

Es war damals die Zeit des Tischklopfens, des Psychographen und der Geisterbeschwörungen. Man konnte glauben, in die finsteren Zeiten Arabischer Zaubermärchen oder doch der Bischoffswerder-Lichtenauschen Gaunereien zurückversetzt zu sein, und es beschäftigte sich die vornehmste Welt mit solchem Spuk. In der Russischen Botschaft befragte man den Psychographen über Alles und nahm sogar daraufhin einen Beamten als den Dieb einer bei der Kaiserin vermißten Brillantdose fest. Zum Glück fand sich der Schmuck wieder und war gar nicht gestohlen, sondern nur verlegt. Bei Napoleon III. ließ Hume die Geister aus allen historischen Zeiten erscheinen, und Launay, der Italienische Botschafter in Berlin, gab Abendgesellschaften mit Vorstellung von Geistern, bei denen die Geladenen von den Geistern gepufft und gezwickt wurden. Einer meiner Bekannten gab einmal einem ihn zu arg in die Ohren zwickenden Geist ein paar tüchtige Ohrfeigen. Der geohrfeigte Geist fühlte sich genau so an wie ein Mensch, und dennoch wollte nachher kein Mensch geohrfeigt worden sein. Denn es war ganz dunkel bei solchen Abendgesellschaften.

Napoleon III. beförderte diesen Schwindel nur, um Verbindungen an allen Höfen anzuknüpfen, einen geheimen Einfluß zu gewinnen und Nachrichten zu erhalten. Die Emissäre seiner Propaganda fanden sich immer bei den Tischrück-, Psychograph- und Geistergesellschaften.

Wenn man bedenkt, welcher Unfug unter rohen Menschen aus solchem Spuk entstehen kann, da doch schon unter den Vornehmen so viel Unheil daraus hervorging, so muß man es als eine Pflicht aller Gebildeten ansehen, mit allen Mitteln der Ueberredung und des Spotts gegen solchen Unsinn anzukämpfen. Dies habe ich auch dem General v. Radowitz offen gesagt. Er hat es mir nicht übel genommen, sondern mir zugegeben, wenn er sich überzeugt haben werde, daß das Tischrücken auf Täuschung beruhe, so werde auch er es für seine Pflicht ansehen, dagegen aufzutreten.

Ueberhaupt stritt ich mich fast immer mit ihm und zwar oft recht heftig. Ich war immer anderer Ansicht. Er nahm mir das nie übel, und das ist ein Beweis davon, daß er edeldenkend und nicht falsch war, wie Viele glaubten. Hätte er nicht selbstlos gedacht, dann hätte er solchen Widerspruch seitens eines sechsundzwanzigjährigen Offiziers nicht geduldet, sondern sich dafür gerächt. Statt dessen begünstigte er mich. Eines Tages, im April 1853, wurde ich außer der Tour zum aggregirten Premierlieutenant mit Uebergehung von zwölf älteren Sekondlieutenants in demselben Offizierkorps befördert. Daß dies lediglich auf Anregung von

Radowitz geschehen ist, erfuhr ich später. Er hatte dem Könige direkt und sehr dringend von mir gesprochen, und der König hatte gesagt: „Ich will ihn schon längst befördern, aber man macht mir immer Schwierigkeiten, nun aber will ich meinen Kopf aufsetzen.“ Wer meine Gegner waren und dem Könige Schwierigkeiten machten, erfuhr ich später.

Gleichzeitig mit mir wurde mein Bruder Friedrich Wilhelm bei den ersten Garde-Ulanen ebenfalls mit Uebergehung einiger älterer Offiziere zum aggregirten Premierlieutenant in demselben Regiment ernannt. Der König soll damals gesagt haben, als er meine Beförderung befahl: „Mit dem Bruder bin ich auch zufrieden, er soll auch befördert werden.“

Diese unsere Bevorzugung erregte damals großes Aufsehen und große Mißstimmung besonders unter alten Offizieren des Gardekorps. Es war noch nie dagewesen, daß Jemand mit Umgehung der anderen Offiziere derselben Charge in demselben Offizierkorps befördert worden wäre, außer wenn es sich um Mitglieder der Königlichen Familie handelte. Beförderungen außer der Reihe waren wohl vorgekommen, aber dabei waren die Beförderten in andere Offizierkorps, womöglich andere Garnisonen versetzt worden, um das Ehrgefühl der Uebergangenen zu schonen, damit sie nicht in die Lage kämen, denen gehorchen zu müssen, deren Vorgesetzte sie am Tage vorher gewesen waren. Dies war als Grundsatz behufs Wahrung der Disziplin bisher festgehalten worden. Dieser Grundsatz war somit verletzt. Ein älterer Offizier, Major v. R., seines rothen Gesichts wegen der „Feuer-R.“ genannt, mit dem ich vom Kriegsspiel her gut bekannt war, sagte es mir offen und ehrlich: „Sie wissen, daß ich Ihnen alles Gute herzlich gönne. Aber diese Beförderung ohne Versetzung ist ein Schlag ins Gesicht der Ehre der ganzen Armee.“

Nicht Alle sind so ehrlich wie R. Viele blieben freundlich gegen mich, aber sie haßten mich, beneideten mich und trugen mir nach, was ich doch selbst gar nicht betrieben hatte. Wer etwas erreicht, wird beneidet und der Neid macht Feinde. Das ist einmal so in der Welt. Diejenigen aber sind nicht unsere Feinde, welche uns die Wahrheit dreist ins Gesicht sagen, sofern diese Wahrheit nicht eine herausfordernde Beleidigung ist. Das sah ich an R. Ich merkte mir aber seine Worte, blieb vorsichtig und hütete mich, die Betheiligten durch meine Freude zu kränken. Das Lebensalter brachte es so mit sich, daß sich unter denselben meine genauesten Bekannten befanden. Ich sprach mich mit ihnen aus, und sie machten gute Miene zum bösen Spiel. Nur Einer, mein direkter Vordermann, konnte es eine Zeit lang nicht verwinden. Ich hatte aber bald Gelegenheit, ihm das Leben zu erleichtern, wie ich gleich hier vorgreifend erzählen will. Als ich im Sommer von der Kriegsakademie in den Dienst der Truppe zurückkehrte, stand ich mit diesem Lieutenant v. K. bei der-

selben Batterie. Er war sehr tüchtig, eifrig und sehr lebhaft. Eines Tages wurde der Batteriechef für den folgenden Tag abkommandirt. Da trat K. auf der Parole an mich heran und sagte mir, er werde morgen die Batterie befehligen, denn Aggregirte könnten Batterien nicht führen, er sage es mir vorher, damit ein Unfug vermieden werde. Ich antwortete ihm, ich könne meine Pflicht, morgen die Batterie zu führen, nicht verletzen und müßte diese Pflicht mit dem Säbel in der Faust durchführen. Ich sei ihm aber sehr dankbar, daß er mir vorher seine Ansicht mitgetheilt, und schlüge ihm vor, daß wir die Verschiedenheit unserer Ansichten vorher bei den Vorgesetzten zur Sprache brächten. Wir gingen also zusammen zum Major, nicht streitend und klagend, sondern um Bestimmung bittend, und der Major belehrte den Lieutenant v. K., daß die Bestimmung, Aggregirte dürften nicht befehligen, sich nur auf Regimentskommandeure beziehe, er mir also morgen gehorchen müsse. Nachdem ich im Prinzip Recht erhalten, bat ich den Major, K. möchte doch den anderen Tag eine andere Verwendung bekommen, damit ihm die Unannehmlichkeit erspart werde, mir so bald gehorchen zu müssen, nachdem er vor Kurzem mein Vorgesetzter gewesen. Dies geschah. Dafür ist mir v. K. sehr dankbar gewesen und wir sind gute Freunde geblieben. Er hat sich später noch mehr daran gewöhnen müssen, mein Untergebener zu sein, denn ich fand ihn als Batteriechef vor, als ich Regimentskommandeur wurde. Ich konnte bald seinen sehnlichsten Wunsch erfüllen, Chef einer Reitenden Batterie zu werden, und sein Verhalten im Frieden und im Kriege gab mir später wiederholt Veranlassung, ihm Auszeichnung und Beförderung zuzuwenden. So sind wir noch bis heute Freunde, obgleich er, nicht nur gegen mich, seines Temperaments wegen, zuweilen ein recht schwieriger Untergebener war.

Neben unserer Beförderung spielte noch ein anderes kleines Ereigniß, nicht ganz ohne Zusammenhang damit. Wenige Wochen vor derselben verbreitete sich das Gerücht, ein Prinz zu Löwenstein, welcher früher in Preußischen, dann in Oesterreichischen Diensten gestanden hatte, sei bei uns, und zwar im zehnten Husaren-Regiment als Premierlieutenant wieder angestellt. Er war in der Preußischen Armee jüngerer Offizier gewesen als ich. Der Prinz Leopold von Croy, Sekondlieutenant im Regiment der Gardes du Corps, wenige Tage älterer Offizier als ich, kam athemlos zu mir gestürzt und erzählte es mir, mich fragend, was ich thun werde, wir könnten uns solche Kränkung nicht gefallen lassen. Ich suchte ihn zu beruhigen, ihm bemerkend, wie er, wenn ein Lieutenant Schulze von der achten Artillerie-Brigade in die erste als Premierlieutenant versetzt würde, dies gar nicht beachten werde, ohne Rücksicht darauf, ob Schulze älter oder jünger sei als er, er also wenig aristokratisch handle, wenn er dem

Prinzen Löwenstein das nicht gönne, was er beim Lieutenant Schulze ruhig ansehe. Uebrigens wisse ich noch gar nicht sicher, ob die Anstellung Löwensteins wahr sei. Croy blieb dabei, er habe Jemand gesprochen, der es im Korrekturbogen des Militär-Wochenblattes gelesen haben wollte, und er nehme seinen Abschied. Damit stürzte er fort. Er reichte seinen Abschied ein. Sein Vater kam nach Berlin und bat den König, den Abschied zu verweigern. Der König hatte die Absicht gehabt, ihn auch mit uns zu befördern, weil er im Badischen Feldzuge als Ordonnanzoffizier des Prinzen von Preußen brav gewesen war. Jetzt reichte er den Abschied ein, also konnte ihn der König nicht befördern. Der König hielt unsere Beförderung zurück und sagte dem Vater Croy, er gebe dem Sohn vierzehn Tage Bedenkzeit. Ich erfuhr dies vom Vater, der mich bat, ihm zu helfen, seinen Sohn zur Raison zu bringen. Leopold Croy aber blieb eigensinnig und erklärte, er werde sein Abschiedsgesuch widerrufen, wenn er binnen dieser vierzehn Tage befördert werde. Das konnte allerdings ein König einem Lieutenant gegenüber nicht thun. Croy erhielt den Abschied, und wir wurden befördert. Löwenstein wurde auch angestellt, aber als jüngster Sekondlieutenant der ganzen Armee. So hatte der Prinz Croy auf ein bloßes Gerücht hin seine Laufbahn verdorben. Er ging in Oesterreichische Dienste, wo er sich recht unglücklich gefühlt hat. Die Moral von der Geschichte ist aber, daß man gegen jedes Gerücht mißtrauisch sein muß, um so mißtrauischer, mit je größerer Gewißheit es ausgesprengt wird, und daß man ihm durch Handlungen nicht eher Folge geben darf, als bis es sich durch das Ereigniß selbst bewährt hat.

Für mich war die Beförderung nicht nur eine große Auszeichnung, sondern sie ermöglichte mir auch, nach Beendigung der Kriegsakademie weiter zu dienen, da ich infolge meiner vor zwei Jahren erfolgten verspäteten Einrangirung als Sekondlieutenant nicht mehr vor der Front erscheinen zu können glaubte.

Im Sommer erfolgte die Schlußprüfung auf der Kriegsschule und nach der von mir bereits geschilderten Generalstabsreise unter Clausewitz kehrte ich in den Dienst der Truppe zurück.

Um die Erlebnisse auf der Kriegsakademie gleich abzuschließen, sei hier vorgreifend noch Folgendes erwähnt.

Nach Beendigung des Kursus stellt die Studiendirektion das Abgangszeugniß jedes Schülers fest, welches dem Betheiligten durch die Truppe zugeht. Unsere Zeugnisse waren vom neunten November 1853 datirt und erreichten uns gegen Ende November. Seit dem Jahre 1845 hatte der König bestimmt, daß, wer in diesem Abgangszeugnisse in mehr als neun Disziplinen belobt sei, ihm, dem Könige, zur Verleihung eines Ehrendegens oder -Säbels in Vorschlag gebracht werden solle. Der Erste, der sich diese

Auszeichnung erworben hatte, war 1845 ein Herr v. Puttkamer von der Garde-Artillerie gewesen. Außerdem war in derselben Ordre bestimmt, daß ein solcher Offizier sofort zur Dienstleistung im topographischen Büreau des Generalstabes einberufen werden solle, wenn er sich dazu melde. Radowitz hatte mir widerrathen, mich zum topographischen Büreau zu melden, weil diese Arbeit meine Augen ruinirte. Ich hatte diesen Rath befolgt. Mein Abgangszeugniß enthielt nicht nur neun, sondern elf besondere Belobungen. Dennoch erfolgte keine Verleihung des Ehrendegens, weder an mich, noch an meinen Kameraden und Freund Lieutenant Fidler, welcher dreizehn Belobungen erhalten hatte. Radowitz war erkrankt, sonst hätte er dies wieder persönlich zum Vortrage gebracht. Die Kriegsschule schrieb wiederholt an das Militärkabinet. Es erfolgte keine Entscheidung. Diejenigen, welche mich wegen der mir gewordenen außergewöhnlichen Beförderung beneideten, wußten es so einzurichten, daß unsere Zeugnisse dem Könige nicht zu Gesicht kamen. Es war mir schmerzlich, daß Lieutenant Fidler meinetwegen mit litt. Aber ich konnte nichts daran ändern, denn ich wollte meiner selbst wegen um nichts bitten oder etwas persönlich betreiben. Ein Jahr später erhielt Lieutenant Rüstow von der Artillerie (fiel bei Königgrätz als Major) einen Ehrensäbel für weniger Belobungen, als wir sie aufzuweisen hatten. Im Dezember begruben wir Radowitz. Ich folgte dem Sarge des Mannes, der gegen mich immer so freundlich gewesen. Da redete mich Clausewitz an und theilte mir im Auftrage des Generals v. Reyher, Chefs des Generalstabes der Armee, mit, ich müsse darauf verzichten, jemals in den Generalstab versetzt zu werden, weil ich mich nicht zum topographischen Büreau gemeldet hätte. Ich sah den Sarg an, der vor mir hergefahren wurde, und sagte ironisch bitter lachend zu Clausewitz: „Es scheint, mit diesem Sarge werden meine drei Jahre Kriegsschule ebenfalls begraben." Clausewitz zuckte mit den Achseln und schwieg.

Ich machte philosophische und unphilosophisch bittere Betrachtungen im Stillen über Gunst und Ungunst der Menschen, die man nicht erstrebt oder verdient. Man muß sich aber dadurch nicht niederdrücken lassen, denn unsere Geschicke liegen nicht in der Hand der Menschen, sondern in einer höheren, sofern wir nur nicht selbst darin störend eingreifen, sondern uns darauf beschränken, das zu thun, was wir für recht und unsere Pflicht halten. Das nächste Jahr sollte das an mir bethätigen, was die heilige Schrift uns mit den Worten lehrt: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen."

Von meinem Privatleben während meines Besuches der allgemeinen Kriegsschule ist nicht viel Merkwürdiges zu notiren.

Ich erhielt meinen Geist frisch, indem ich mir viel Bewegung, besonders zu Pferde, machte. Ich studirte nicht mehr, als ich vertragen

konnte. Ich besuchte Gesellschaften und Bälle, wo sich die Gelegenheit dazu bot, jedoch so weit mit Maß und Ziel, daß ich des Morgens immer ausgeschlafen zur Kriegsschule kam, und so viel, als es mein Kopf aushielt. Auf ein Vergnügen, die Jagd, mußte ich ganz verzichten. Mein erschüttertes Gehirn vertrug das Schießen nicht. Ein Versuch, ein Jahr nach meinem Sturz, mißlang kläglich. Ich schoß nach einem Hasen, er fiel nach vorn, ich nach hinten, besinnungslos vor Kopfschmerz. Erst sieben Jahre nach meinem Sturz konnte ich wieder ein Gewehr abschießen.

Es war damals politisch die Zeit der parlamentarischen Entwickelung in Berlin. Mein Vater kam jeden Winter, erst als Mitglied der zweiten Kammer, dann der ersten Kammer, zuletzt des Herrenhauses. Ich aß dann fast regelmäßig mit ihm an der Table d'hôte. Da er im Kreise der Abgeordneten lebte, so lernte ich das ganze parlamentarische Getriebe kennen. Bei Tische wurden alle gehaltenen und verhaltenen Reden vorgebracht und besprochen, und vor den Kommissions-, Fraktions- und Plenarsitzungen beschlossen die Parteiführer, wie zu stimmen sei. So sah ich das Leben hinter den Kulissen. Die Weltbühne ist darin der Kunstbühne ähnlich, daß der Blick hinter die Koulissen die Darstellung des Flitters entkleidet und der herrlichsten Vorstellung den Nimbus raubt. Ich sah, wie die herrlichsten Reden nur Theaterkoups waren, wie mit Abstimmungen gehandelt, verhandelt, geschachert wurde, wie der ganze parlamentarische Apparat nichts ist als eine kindische Komödie, welche dem Publikum, diesem größten Kinde, Sand in die Augen streut, und wie es nur darauf ankommt, daß die Regierung weiß, was sie will. Eine solche Regierung kann mit und ohne Parlamentarismus machen, was sie will. Andernfalls schwankt sie unsicher hin und her, gleichviel ob mit, ob ohne Parlamentarismus. Da erfüllte mich das konstitutionelle Getriebe mit Ekel, und ich konnte es nie übers Herz gewinnen, den Verhandlungen in irgend einer solchen Plenarversammlung zuzuhören. — Später, als ich Flügeladjutant und mein Vater Präsident des Herrenhauses geworden war, fragte mich einst der Präsident Gerlach, jener berühmte Rundschauer der Kreuzzeitung, Wortführer der äußersten Rechten, leidenschaftlicher Verfechter ständischer Vertretung, ob ich meinen Vater auch fleißig präsidiren sehe. Ich antwortete ihm, daß ich noch nie einer parlamentarischen Versammlung zugehört habe. „Warum denn nicht?“ sagte er. — „Weil nichts dabei rauskommt“, sagte ich. — „Ich muß gestehen“, sagte er, „mit solcher Verachtung bin ich noch nie behandelt worden, aber vielleicht haben Sie Recht.“

Wenn ich jetzt, fast dreißig Jahre später, mich dessen erinnere, wie König Wilhelm und Bismarck trotz Opposition und der ihnen entgegenstehenden Majorität von 1862 bis 1866 das Vaterland, die Kammer-

voten in der Konfliktszeit verachtend, zu Größe und Ruhm führten, wie der unglückliche Kaiser Alexander II. und jetzt Alexander III. auch ohne Parlament hin- und herschwanken, wie die Rücksicht auf Majoritäten Friedrich Wilhelm IV. zu keinem bestimmten System kommen ließ, und wie Gambetta die Majorität durch Gaukelei beherrscht und am Narrenseil herumführt, dann sehe ich meine damalige Ansicht bestätigt. Wer da weiß, was er will, wer da handelt, während die Anderen reden, der beherrscht die Anderen.

Anregend und belustigend war mir diese Zeit doch. Ich lernte in meiner untergeordneten Stellung und trotz derselben alle jene Männer genau kennen, welche damals und später eine Rolle spielten. Nicht selten kam ich mit Bismarck zusammen. Er hatte damals noch viel von jenem sprudelnden Uebermuth, der ihn einst als „den großen Unbekannten" zum schreckenverbreitenden Referendar am Rhein gemacht hatte. Er war das enfant terrible unter den Konservativen, sagte in und außer den Versammlungen, was ihm in den Sinn kam, schonte Niemanden, forderte die Leute zum Zweikampf, schoß sich auch einmal mit einem rothen Republikaner im Tegeler Walde, ohne daß Blut floß (ich glaube, mit d'Esther), nachdem er ihm die Forderung in folgender Weise hatte zukommen lassen: „Ich lasse den Herrn um die Gefälligkeit bitten, mir zu erlauben, einige Kugeln nach ihm abschießen zu dürfen, ich will ihm auch erlauben, ebenso oft nach mir zu schießen. Regelrecht fordern kann ich ihn nicht, da ein solcher Schuft wie er für einen anständigen Menschen wie ich nicht satisfaktionsfähig ist."

Als es sich einmal um die Ernennung eines neuen Ministeriums gehandelt hatte, sagte Bismarck, nichts sei leichter zu finden als tüchtige neue Minister, der König brauche nur die acht jüngsten Premierlieutenants des ersten Garde-Regiments zu Ministern zu ernennen. Das wären die Geeignetsten.

Einst aßen wir in einer Restauration. Es waren außer mir nur Parlamentsmitglieder mit meinem Vater zusammen. In einem anstoßenden Saal aß eine Gesellschaft der äußersten Linken. Als Bismarck dies erfuhr, stand er auf und ging mitten während des Essens dorthin. Nach einer Viertelstunde kam er zurück und lachte herzlich. Auf die Frage, was er dort gemacht, sagte er: „Ich habe diesen Kerls den Appetit verdorben. Die sollen doch hier in unserer Nähe nicht ruhig essen! Dem Einen habe ich die Backen gestreichelt, dem Anderen die Hand gedrückt, Jedem habe ich eine Zärtlichkeit gesagt. Es war eine Freude, zu sehen, wie Jedem die Galle aus den Augen heraussah."

Die alten Herren unter den Konservativen schüttelten bedächtig die Köpfe und sagten: „Er ist genial, das muß man ihm lassen, aber er geht

zu weit, das nimmt kein gutes Ende." Na, das Ende ist bis jetzt noch ganz leidlich gewesen.

Eines Tages machte der König plötzlich den Pommerschen Junker, Referendar a. D. und Lieutenant der Landwehr Herrn v. Bismarck-Schönhausen, zum Gesandten am Bundestage in Frankfurt. Daß das ein Mißgriff sei, darüber waren alle weisen Leute einig. Bismarck ein Diplomat! Dieser junge Brausewind, der nie Legationssekretär gewesen! Er konnte ja nicht einmal Französisch oder Englisch! (Beide Sprachen lernte er erst als Gesandter in Frankfurt.) Ja, trinken kann er! Und wie in Stettin beim Provinziallandtage abends nach dem Diner mit einem Sprunge eine Thür einrennen! Aber als Gesandter beim Bundestage Preußen würdig vertreten, das kann er nicht. Als er nun dort stets die Uniform eines Preußischen Lieutenants trug, an Stelle der eines Gesandten, mit der laut und öffentlich ausgesprochenen Behauptung, die Uniform eines Preußischen Lieutenants sei die anständigste der Welt, und als er beim Verkehr mit dem Oesterreichischen Gesandten sich zum Schrecken aller servilen anderen Deutschen Gesandten eine Cigarre ansteckte, während doch bis dahin der Oesterreicher allein geraucht hatte, da sagten die klugen Leute alle: „Da haben wir's, der wird uns noch schön bloßstellen! Wie konnte der König auch einen solchen Windfang zum Gesandten machen!" 1866 und 1870 verstummten solche Tadler, aber des entschlafenen Königs gedachten wohl nur Wenige mit Dank dafür, daß er diesen großen Geist in den Staatsdienst gezogen.

Während meines Besuches der Kriegsakademie nahm ich auch in einem Winter Reitunterricht bei Baucher. Dieser damals berühmte Französische Kunstreiter hat ein neues Reitsystem erfunden, wie er sagte, und mit allem Lärm echt Französischer Marktschreierei in Schriften in die Welt geschickt. Seit einem Jahrzehnt war in der Reiterwelt viel Staub dadurch aufgewirbelt. Eine umfangreiche Litteratur war der Ausdruck des heftigen Kampfes für und gegen Baucher. Der General v. W. hatte Baucher in Paris besucht, hatte bei ihm geritten und ihm später von Berlin aus geschrieben: „La cavalerie Prussienne, pour maintenir sa réputation, s'est vu obligée d'adopter Votre système d'équitation." Baucher hatte sofort diesen Satz an die Spitze seines nächsten Buches gedruckt, und da dies gar nicht wahr war, auch in der Behauptung ein sehr scharfer Tadel gegen die bisherige Preußische Reitmethode lag, hatten W.s Gegner Ehrengericht gegen ihn beantragt. Der König gab diesem Antrage zwar keine Folge, aber W. hatte sich damit doch viele Feinde gemacht. Da er sich auch für das Französische Minié-System der Gewehre begeisterte, so nannte man ihn allgemein den General, welcher schießt wie Baucher und reitet wie Minié, denn er fiel oft vom Pferde und traf nie etwas, wenn er schoß.

Baucher kam einen Winter mit der Truppe von Dejars nach Berlin und produzirte seine höhere Schule im Cirkus.

Obgleich ich von der Ansicht ausging, daß die Grundsätze der Reiterei dieselben bleiben müßten, solange die Natur der Pferde dieselbe bliebe, also Baucher mit Voreingenommenheit gegen den Mann betrachtete, welcher ein ganz neues System erfunden haben wollte, wie man eine neue Maschine erfindet, und alles bisher seit Xenophon über Pferde und Reiterei Gedachte und Geschriebene verwarf, so war ich doch durch das überrascht, was er zeigte und leistete. Er ritt die hohe Schule, wenn auch nicht mit vollkommener Reinheit, auf Pferden, die er sechs Wochen vorher als widrige oder rohe Pferde gekauft hatte.

Ich konnte auch einen von ihm gethanen Ausspruch nicht bestreiten, nämlich daß man ein System der Reiterei nie aus Büchern, sondern nur durch wirkliches Reiten kennen lernen könne. Als er daher den Wunsch äußerte, Preußische Offiziere praktisch mit seinem System bekannt zu machen, und dazu einen Unterrichtskursus von dreißig Lektionen für ausreichend erklärte, so vereinigten wir uns, und zwar acht Lieutenants aus ganz verschiedenen Regimentern, und nahmen bei Baucher diese dreißig Unterrichtsstunden in einer dazu gemietheten Reitbahn, nachmittags von drei bis vier Uhr.

Sein Reitunterricht war in hohem Grade spannend und geistreich. Seine Reitmethode unterschied sich im Wesentlichen dadurch von der in der Preußischen Armee üblichen, daß er die Pferde abrichtete wie Pudel, nie Gewalt oder Strafe anwendete, aber auch Bau und Bewegung des Pferdes nicht fortentwickelte und förderte, sondern nahm, wie er es vorfand. Er zeigte deshalb im Cirkus mit seinen Pferden nach kurzer Dressurzeit Wunderliches, Staunenerregendes, aber er zeigte nur das, wozu jedes Pferd von Natur Anlage hatte, was es gern that, und war nicht nur nicht im Stande, sondern weigerte sich auch grundsätzlich, von jedem Pferde Alles zu verlangen und zu erreichen. Deshalb ist seine Methode vortrefflich, um damit im Cirkus Beifall zu erwecken, aber für eine Kavallerie, in der jedes Pferd allen Anforderungen der Waffe genügen muß, hatten seine Ideen nur beschränkten Werth.

Immerhin führten die von ihm aufgestellten Grundsätze den Schüler mehr als die in der Schwedter Reitschule des alten Stallmeisters Seidler gültigen darauf hin, das Pferd als ein Geschöpf mit Selbstwillen, der zu leiten ist, zu behandeln und auf den Gedankengang des Pferdes Rücksicht zu nehmen, statt es mit Gewalt zur willenlosen Maschine zu machen und ihm den Willen stets zu brechen wie Seidler, wenn er sagte: „Wenn das Kröt nicht nachgiebt, breche ich es anzwei!“

Die Schüler von Baucher kamen nun oft zusammen, bei Tische. abends beim Bier u. s. w. Darunter waren Rheinbaben von unserem Offizierkorps, Salviati vom ersten Kürassier-Regiment, Auerswald von den Garde-Dragonern, der 1870 bei Mars la Tour als Regimentskommandeur so ruhmvoll geendet hat. Wenn wir nun da saßen und über Reiterei sprachen, dann ereiferten wir uns so, daß es mir manchmal vorkam, als seien wir selbst halb Pferd geworden. Der Eine machte mit den Händen die Bewegungen der Vorderfüße des piaffirenden Pferdes, der Andere neigte den Kopf, der Dritte nickte mit dem Kopf, der Vierte stellte sich zum Schulterherein. Salviati im Speziellen kaute sich immer ab, wie ein artiges Pferd, wenn ein Anderer über das Reiten sprach. Ich konnte manchmal nicht umhin, über uns Alle herzlichst herauszuplatzen.

Zum Schluß luden wir Herrn Baucher zu einem Diner ein. Er war geistreich und liebenswürdig, ein echter Franzose. Beim Wein setzte er uns nun auseinander, wie sein ganzes Geheimniß sei, rechtzeitig nachzugeben und zu loben, wenn das Pferd etwas Gutes gemacht habe. Mit diesem Prinzip könne auch jede Regierung das Volk leiten, denn die Menschen seien nicht klüger als die Pferde. Da wir auf diese Weise auf dem Felde der Politik angekommen waren, fragten wir ihn, ob er denn Bonapartist, Legitimist, Orleanist oder Republikaner sei, denn Napoleon III. hatte gerade damals das Napoleonische Kaiserthum wieder aufgerichtet.

„Je suis le plus grand rien-niste au monde“, sagte er, „donnez-moi un gouvernement, qui tienne l'ordre, et qui me tue tout ça, ce qui fait le désordre, et qui me fasse faire mon équitation en repos, je suis de son parti.“ Er war das treue Abbild der Mehrheit des Französischen Volkes.

Obgleich wir acht Offiziere den Unterricht bei Baucher lediglich aus dem Grunde und zu dem ausgesprochenen Zwecke nahmen, um die vielbesprochene Reiterei dieses Mannes kennen zu lernen, keineswegs aber die Absicht hatten, Alles, was wir seit fünfzehn oder zwanzig Jahren zu Pferde gelernt hatten, in diesen dreißig Stunden zu verwerfen, sondern im Gegentheil uns ja erst nach diesen dreißig Unterrichtsstunden ein Urtheil über Baucher bilden wollten und sollten, so machte es doch in der ganzen Residenz ein ungeheures Aufsehen, daß sich in der Preußischen Armee acht Offiziere gefunden hatten, welche Reitunterricht bei Baucher nahmen. Man sollte meinen, wenn man einen Privatunterricht bezahlt, kann man in seiner dienstfreien Zeit Unterricht nehmen, bei wem man will. Unsere Vorgesetzten hatten auch nichts dagegen, aber die öffentliche Meinung, jenes Nebelgebilde, das sich zuweilen zur vernichtenden Donnerwolke zusammenballt, zuweilen auch wieder harmlos in Dunst auflöst, das sowohl im großen wie im engeren, im ungebildeten wie im gebildeten Publikum von

unsichtbaren Geistern und äußerst selten ohne Vorurtheil, nicht immer nach Gerechtigkeit, nie unparteiisch geleitet wird, diese öffentliche Meinung ist weit weniger tolerant, viel despotischer als Vorgesetzte und Disziplin.

Wir konnten unsere Ansicht über Baucher Niemandem aufdrängen, denn wir wollten uns ja erst eine solche über ihn bilden. Wir redeten mit Anderen gar nicht von unserem Unterricht. Wir ließen keine Zuschauer in der Privatbahn zu und betrieben die Sache in der Stille. Um so mehr wurden wir bekrittelt. Man fand es unerhört, daß Preußische Offiziere bei einem Franzosen Reitunterricht nähmen, und der Oberstlieutenant v. Bobdien, Flügeladjutant des Königs, sagte mir eines Tages geradezu, er hielte es eigentlich für eine Pflicht der Vorgesetzten, uns solche Dinge zu verbieten. Ich sagte ihm, wenn Seine Majestät mir ein derartiges Verbot zugehen lassen würde, so würde ich den Unterricht abbrechen, aber bis dahin wollte ich weiter suchen, ein gegründetes Urtheil über eine Sache zu gewinnen, die mich interessirte.

Als unser Reiten aufhörte, wir keine Vorstellung zum Besten gaben, vergaß die öffentliche Meinung die Sache, und man sprach von anderen Dingen. Einige Jahre später nahm Herr v. Bobdien Unterricht im Reiten beim Kunstreiter Loisset. Ich fragte ihn, wie das mit seinen damaligen Vorwürfen übereinstimme. Bobdien behauptete zwar, Loisset habe ganz andere Prinzipien als Baucher. Als mir aber Loisset in Bobdiens Gegenwart sagte, er sei ein Schüler Bauchers und erkenne keine höhere Autorität an als Baucher, seinen Meister, da schwieg Herr v. Bobdien.

Ich lernte aber immer mehr das luftige Schreckgespenst verachten, das man öffentliche Meinung nennt und das wie Hamlets Wolke bald die Gestalt eines Kameels, bald die eines Wiesels annimmt, und dachte an Schillers: „Laß Dich nicht irren des u. s. w.“

Mein regelmäßiger Verkehr während meines Besuchs der allgemeinen Kriegsschule blieb der innerhalb des Offizierkorps der Garde-Artillerie. Ich aß dort nicht nur regelmäßig am Offiziertisch, wenn ich nicht bei meinem Vater aß, sondern brachte auch viele Abende der Woche in dem Offizier-Speiselokal der Kaserne zu.

Im Winter vereinigte noch immer das Garnison-Kriegsspiel eine große Anzahl Offiziere aller Regimenter daselbst. Leider gerieth es in diesen Jahren etwas in Verfall, weil es an einer bedeutenden Spitze fehlte, die sich allgemein eines hohen Ansehens erfreute, seitdem Falckenstein Kommandeur geworden und durch seine dienstlichen Pflichten zu sehr in Anspruch genommen war. Es warfen sich da Wortführer auf, deren Stimme mehr laut als gewichtig war, die Theilnahme wurde immer geringer, und das Kriegsspiel vegetirte nur so weiter, um erst später wieder zu neuem Leben zu erwachen. Die Vorgesetzten wandten dem

Spiel kein Interesse zu. Falckenstein gründete innerhalb seiner eigenen Truppe ein besonderes Kriegsspiel, das der Kaserne am Kupfergraben verlor seine Vielseitigkeit und sank zu dieser Zeit zur Spielerei herab. Das Kriegsspiel kann aber nur von Nutzen sein, wenn erfahrene, in hohem Ansehen stehende Männer, am besten die Vorgesetzten, sich dafür erwärmen. Dennoch betheiligte ich mich weiter daran, um es nicht ganz einschlafen zu lassen, so daß ich einige Jahre später eins der treibendsten Elemente dabei wurde.

Einen Abend in jeder Woche vereinigten die in der Artillerie dienstlich befohlenen wissenschaftlichen Unterhaltungen die Offiziere während des Winters. Ein vom Kommandeur ernanntes Komitee mußte für den Stoff sorgen. Die Minimalsumme von dreizehn Vorlesungen pro Winter war vorgeschrieben und mußte erfüllt werden. Das Komitee lief von Einem zum Anderen, um ihn zu bewegen, etwas vorzutragen. Da man erfuhr, daß ich die Englische Sprache trieb, wurde ich gebeten, den Inhalt eines Englischen Werkes über den Krieg vorzutragen, den die Engländer gegen die Sikhs im Jahre 1845 geführt hatten. Ich that es. Es war ein eigenthümliches Gefühl, das mich beschlich, als ich das erste Mal vor einen großen Zuhörerkreis von ernsten Männern hintrat und frei sprach. Erst drehte sich der ganze Saal um mich herum. Aber als ich die erste Befangenheit bewältigt hatte, ging es, und ich fand Beifall. Solcher Beifall macht Muth, und ich habe später mehr Vorträge gehalten und vielleicht etwas damit genützt, denn ich hielt später nur dann Vorträge, wenn militärische Fragen auftauchten, deren Erörterung mir ein Bedürfniß schien.

Nach den Vorträgen blieb das Offizierkorps zwanglos bei harmlosem Kartenspiel (niemals Hasardspiel) zusammen.

Eine andere dauernde Abendunterhaltung bildete sich im Jahre 1851 aus einem einmaligen scherzhaften Unternehmen. Es kamen nämlich einige Musikfreunde auf die Idee, in der Kaserne eine Oper aufzuführen. Es wurde das Werk von Julius Otto, „Der Mordgrundbruck bei Dresden" gewählt, das eher den Namen eines musikalischen Unsinns als den einer Operette verdient. Der Titel wurde in „Dusterer Keller bei Berlin" umgewandelt, der Text danach umgeschrieben. Die Rollen wurden vertheilt, Lieutenant v. Erhardt (später General) war der Ritter Vater, Lieutenant v. Rosenberg (jetzt [1881] General) sang als Kunigunde, v. Grävenitz, mein Schulnachbar, den Eduard, Lieutenant Schultz (jetzt todt) den Sassafraß, und Lieutenant v. Dresky war Kapellmeister, Regisseur und Theaterintendant in einer Person. Letzterer tyrannisirte uns Alle und wir gehorchten. Mir wurde, obgleich ich gar keine Stimme hatte, befohlen, im Chor zu singen, und ich sang: „Hia a Junga! Endlich ist der Winter da." Wir vergnügten uns bei mehr als dreißig Proben und

gaben endlich eine glänzende Aufführung, infolge deren alle Mäuse die Kaserne mieden.

Nach dieser Leistung erfüllte uns das Bewußtsein der künstlerischen Befähigung, und wir kamen darin überein, daß es ein Verlust für die Menschheit sein würde, wenn wir unsere eben erwachten Talente wieder einschlafen lassen würden, insbesondere wollten wir uns noch ferner bei solchen gemüthlichen Proben zusammenfinden. Wir etablirten uns also als „Offizier-Musikverein" und fanden uns wöchentlich einmal im Winter zusammen, um unter Dreskys Leitung im Orchester zu wirken. Dresky sorgte für die Vollständigkeit des Orchesters. Er befahl nämlich einfach Jedem, was er spielen oder blasen sollte, wenn sich Keiner freiwillig zu dem Instrument fand. Derjenige, welcher einmal bestimmt war, mußte nun das Instrument lernen.

Mir ging es dabei nicht ganz glücklich. Mir wurde befohlen, das zweite Horn zu blasen. Das erste Horn war durch Lieutenant v. Putlitz, einen Künstler unter den Dilettanten, vortrefflich besetzt. Ich nahm einen Lehrer, blies acht Tage wie unsinnig und erschien am nächsten Montag mit einem Horn und zwölf Bogen, für jede Tonart einen. Als ich erschien, verlangte Dresky einen Vortrag. Ich stellte mich mitten in den Saal und blies die ersten beiden Takte der Nationalhymne (das war Alles, was ich herausbringen konnte), begeistert fielen alle Instrumente ein, ich begleitete sie, indem ich bis zum Blauwerden die Backen aufblies, aber keinen Ton weiter von mir gab, was man bei dem allgemeinen Lärm nicht bemerkte, und beim Schluß wurde ich allgemein beglückwünscht, daß ich so schnell Horn gelernt hätte. Ich bat mir nun vom gestrengen Herrn Kapellmeister das Pensum aus, das ich zum nächsten Montag lernen sollte. Er gab mir eine Symphonie von Haydn, in D-dur und meinte, ich könnte gleich mitspielen, sie sei ganz leicht. Ich erhob Widerrede. Eingeübtes wollte ich blasen, aber vom Blatt! Mein Sträuben war vergeblich. Ich wurde neben v. Putlitz gesetzt und die Musik begann. Im ersten Theil, dem Allegro, ging es an. Ich hatte nur wenig Töne zu blasen. „Na sehen Sie, es geht ganz gut," sagte Dresky. Ich schwieg, denn gerade wenn ich blies, waren so viel Dissonanzen im Saale vorgefallen, daß die meinigen mit unterliefen, unbemerkt in der Masse. Der zweite Theil war noch leichter, denn da stand: „Cornu secondo tacet." Der dritte, ein Scherzo, wurde übersprungen, weil für Alle zu schwer. Jetzt kam der vierte, ein Presto. Ich hatte mit Putlitz zusammen viel zu blasen. Es klang ganz gut. Ich blies tapfer weiter. Mit einem Mal gab mir Putlitz mit wüthender Gebärde einen Fußtritt. Ich wurde jetzt erst inne, was sich ereignete. Ich hörte, was er blies, und das klang sehr hübsch, und ich glaubte, das käme aus meinem Horn. Er aber hörte

was ich blies, und das beleidigte sein Ohr. Ich verlor die Sicherheit. Es kamen fünfundneunzig Takte Pause, und dann ein „Solo" des zweiten Horns. — In meiner Verlegenheit kam ich aus dem Zählen heraus. Wie kann man auch fünfundneunzig Takte Presto mitzählen, wenn man unbeschäftigt ist! Ich hätte am liebsten Halt schreien mögen. Aber bei dem Prestolärm hätte mich Niemand gehört. Dresky schlug unerbittlich weiter, eins, zwei, eins, zwei, und der Schweiß lief ihm vom Antlitz. Endlich dachte ich, jetzt ist's Zeit. Alle Instrumente schwiegen, und ich hielt den Augenblick für mich für gekommen und setzte mein Solo kräftig ein. Zum Unglück aber hatte ich einen falschen Moment erfaßt. Das ganze Orchester hatte den musikalischen Beruf, plötzlich zu schweigen, was man eine Fermate nennt, in der eine lautlose Stille Eindruck machen und den Engeln Zeit lassen soll, durch den Saal zu schweben. Statt dieser Engel schwebte nun mein Soloversuch, aber fragt mich nur nicht wie! Mein Horn schnappte über und gab jenen bekannten fagottähnlichen Ton von sich, der mehr komisch als schön klingt. Alles schrie vor Lachen und ich schämte mich.

Als die allgemeine Heiterkeit einer ruhigen Stimmung Platz gemacht hatte, klopfte der Kapellmeister auf und sagte „Noch einmal."

Das zweite Mal ging mir's nicht besser, und ich bat, denn doch erst zu Hause üben zu dürfen, was ich spielen sollte. Man sah ein, daß ich Recht hatte, und ich übte unter Leitung eines tüchtigen Lehrers.

Da ich aber zu meinen Uebungen nur die Nachtstunden benutzen konnte, so machten die Mitbewohner des Hauses in der Friedrichstraße Opposition, und die Polizei ersuchte mich, die Nachtruhe der Stadt nicht zu stören. Als ich dies dem Herrn Kapellmeister meldete, entband er mich vom zweiten Horn, und ich wurde mit dem Schlagen der Pauken betraut.

Die Uebungen belästigten die Nachbarschaft weniger, denn man kann den Wirbel besser auf zwei Rohrstühlen einüben als auf den Pauken. Und so geschah es. Ich erhielt auch ein Patent als erster Paukist des Offizier=Musikvereins; denn als wir den Jahrestag unserer Stiftung feierten, erhielt Jeder ein Patent.

Es wurde viel Scherz getrieben. Jedes Jahr wurde das Stiftungsfest feierlich begangen. Musikalische, poetische und andere Künstler, welche mit Mitgliedern des Vereins bekannt waren, wurden als Ehrenmitglieder und Gäste zugezogen, amüsirten sich und lieferten Beiträge, welche den Scherz erhöhten, auch zuweilen künstlerisch wahrhaft ergötzten. So wurde dieser Verein mit mehr und mehr Eifer betrieben, zur allgemeinen Erheiterung und Kurzweil. Je länger der Verein bestand, desto

besser wurden auch seine musikalischen Leistungen. Zuweilen konnte er sich wirklich hören lassen. Noch als Flügeladjutant schlug ich einmal in einem Wohlthätigkeitskonzert die Pauken im Konzertsaal des Opernhauses.

Die Stiftungsfeste blieben aber immer die Krone des Vergnügens. Es wurde dann harmloser Blödsinn, manchmal bis drei Uhr nachts getrieben. Die geistreichsten Leute lieferten ihre Beiträge, und man kam aus dem Lachen gar nicht heraus. Der Verein theilte auch Orden aus und hatte Statuten. Der Hofjuwelier des Vereins war der Klempnermeister Hannemann, denn die Orden waren von Blech mit Oelanstrich. Wer einen Orden erhielt, zahlte fünf Silbergroschen für die Anfertigung und Jeder erhielt jedesmal einen Orden oder eine höhere Klasse.

Mit der Vervollkommnung der musikalischen Leistungen wurden auch meine Produktionen auf der Pauke durch einen Talentvolleren überboten. Mißmüthig bat ich in einer zornigen Rede an einem Stiftungsfeste um meinen Abschied als ausführendes Mitglied und um meine Versetzung zu den zahlenden Zuhörern (man zahlte als Mitglied zehn Silbergroschen monatlich). Mit Thränen in den Augen entließ mich der Kapellmeister, mir für meine störenden Leistungen dankend, aus der Reihe der ausübenden Künstler, ernannte mich zu „dem zuhörenden Mitgliede“ und verlieh mir den Oreillen-Orden, Großkreuz, für hartnäckige Zuhörer gestiftet. Das brüllende Gelächter erstickte die Abschiedsthräne, die ich um die Pauke weinte.

All dieser Scherz, der hier getrieben wurde, hatte aber auch eine recht ernste, wohlthuende Seite. Die Beschäftigungen, zu denen der Musikverein Veranlassung gab, füllten so manche müßige Stunde aus. Und der Lieutenant hat viele müßige Stunden, besonders des Abends. Findet der junge Offizier keine Gelegenheit, diese müßigen Stunden in einer anregenden, aber harmlosen Weise auszufüllen, so tritt die Verlockung zu lasterhaftem Zeitvertreib (Hasardspiel, Trunk u. s. w.) um so mächtiger an ihn heran. Darum sollte nie ein Regimentskommandeur versäumen, derartige Zeitvertreibe unter seinen Offizieren anzuregen oder doch wenigstens zu begünstigen. Die vielen Abende, welche unsere Offiziere in dem kostspieligen Berlin für wenig oder gar kein Geld angenehm in der Kaserne verbringen konnten, haben gewiß Manchem glücklich über die Jahre hinweggeholfen, in denen der Mensch am meisten zur Ausschweifung neigt, und haben so dem Staate manchen tüchtigen Offizier erhalten.

In die Zeit meines Kommandos auf die Kriegsakademie fielen noch zwei politische Ereignisse von historischer Bedeutung für unser Vaterland. Es waren dies die Besuche der Kaiser von Oesterreich und Rußland in Berlin. In meiner ganz untergeordneten Stellung als Lieutenant bin ich nicht im Stande, auf eigene Kenntniß gegründete Beiträge zur Geschichte hier zu liefern. Ich wurde durch diese Besuche nur insofern berührt, als

ich Einladungen zu den betreffenden Galadiners und anderen Festlichkeiten erhielt, den Herrschaften vorgestellt wurde und einige banale Höflichkeitsredensarten hörte, immerhin ein Glück, das manche Andere als höchstes Ziel irdischer Glückseligkeit betrachten. Was bei diesen Besuchen aber abgemacht oder nicht abgemacht worden ist, davon hörte ich nur unverbürgte Gerüchte.

Beide Besuche waren aber mehr als gewöhnliche Höflichkeitsvisiten der Monarchen. Der Kaiser von Rußland, Nikolaus, kam seit den revolutionären Jahren von 1848 und 49 und seit dem Konflikt von 1850, in dem er eine so gebieterische Rolle gegen uns und Oesterreich gespielt hatte, zum ersten Male wieder nach Berlin. Seine Erscheinung war imponirend, er war geradezu ein Riese und dazu ein Herkules. Er war gegen alle Preußen, insbesondere gegen Offiziere, so liebenswürdig, als er es nur sein konnte. Als ich ihm vorgestellt wurde, sprach er mir gleich davon, daß er meinem Vater zu ewigem Dank verpflichtet sei, weil derselbe vor mehr als zwanzig Jahren während der polnischen Revolution einer Anzahl von Russischen Offizieren und Soldaten Asyl gewährt hatte, die von Polnischen Insurgenten verfolgt wurden. Trotzdem machte die Anwesenheit des Russischen Kaisers auf mich einen Eindruck, der mich als Preußen in meinem tiefsten Innern verletzte. Schon vor seinem Erscheinen war in der gebildeten Welt von Berlin eine Aufregung, als ob an den Grenzen Chinas der Beherrscher des himmlischen Reiches erwartet würde. Unser allergnädigster König und Herr war selbst nicht frei von dieser Aufregung und bekundete somit ein Gefühl der Unterordnung, welche mit der Stellung Preußens als ebenbürtiger Großmacht wenig im Einklang stand.

So mußten z. B. drei Tage vor dem Erscheinen des Kaisers die Leibgendarmen über Hals und Kopf wieder grüne Röcke erhalten. Diese Truppe, vierundzwanzig berittene Unteroffiziere, thaten den Ordonnanzdienst zu Fuß und zu Pferde in allen Angelegenheiten der Regierung des Königs. Der Landtag hatte den Etat dafür gestrichen, mit dem Bemerken, der König könne sich Mannschaften aus der Armee dazu befehlen. Dies war geschehen, d. h. dieselben Leute erhielten Uniformen der verschiedenen Kavallerie-Regimenter der Armee, bei denen gerade Vakanzen waren, und traten in deren Etat, blieben aber in ihrer Funktion wie vorher, wenn sie auch nicht mehr Leibgendarmen, sondern Ordonnanzen des Königs hießen. Drei Tage vor der Ankunft des Kaisers wurde dem König berichtet, der Kaiser habe sich darüber gewundert, daß der König der Revolution zu Liebe seine Leibgendarmen abgeschafft habe. Sofort befahl der König die Neuanfertigung der alten Leibgendarmen-Uniformen auf seine Privatkosten. Es wurde Tag und Nacht gearbeitet, und zur Parade erschienen die vierundzwanzig Reiter wieder ebenso grün wie vorher.

Freute man sich auch in der Armee, daß der König trotz der Bosheit der regierungsfeindlichen Landtagsmitglieder, die ihm die grünen

Leibgendarmen verweigert hatten, die Thatkraft hatte, sie beizubehalten, wozu er ein verfassungsmäßiges Recht hatte, da er die Soldaten anziehen lassen kann, wie er will, wenn der bewilligte Etat nicht überschritten wird, so war es doch andererseits ein Zeichen von Schwäche, daß dieser Entschluß aus Angst vor dem Mißfallen eines fremden Monarchen gefaßt ward. Unser vaterländischer Stolz wurde dadurch verletzt. Noch mehr aber verletzte mich, daß unser König neben dem stattlichen Kaiser zu Pferde und zu Fuß keine gute Figur machte, daß sichtlich der Russische Kaiser auf den ihm an Geist so sehr überlegenen König und Schwager mit einer Art von gnädigem Wohlwollen herabsah, daß er immer befahl, als ob er in seinem eigenen Lande wäre, daß unser König sichtlich sich Zwang anthat und befangen war und mit entsetzlicher Dienstbeflissenheit Alles that, was der Kaiser befahl. Diese Dienstbeflissenheit übertrug sich in immer steigender Progression auf alle Preußischen Offiziere am Hofe, so daß Alles in einem Rennen und Laufen blieb, und man wirklich meinen sollte, wir wären dem großen Russischen Reiche als Sklavenstaat einverleibt. Die Umgebungen des Kaisers Nikolaus thaten nicht nur nichts, um dem Gastgeber das Leben zu erleichtern, sondern benahmen sich mit einem Hochmuth, der schon unangenehm aufgefallen wäre, wenn wir wirklich Alle als Sklaven in Ketten nach Moskau geschleppt worden wären. Dabei mußten alle ihre Launen befriedigt werden, und der letzte Russische Reitknecht sollte nicht Veranlassung zur Klage haben. Kein Wunder, wenn dies Gesindel immer übermüthiger wurde. Denn Gesindel waren sie fast Alle, Vornehme wie Geringe; sie betrogen und bestahlen den Kaiser mit einer Offenheit und Kühnheit, die gar keinen Glauben anderswo findet als bei Augenzeugen. Ein Beispiel statt vieler: Der Kaiser sucht als Geschenk für einen berühmten Künstler eine prachtvolle goldene mit Brillanten besetzte Uhr, die sein Portrait trägt, zum Geschenk aus. Die Uhr kommt beim Künstler an als silberne Cylinderuhr im Werthe von zehn Thalern. Der Prinz Carl von Preußen sieht die Uhr beim Künstler, nimmt sie und geht damit zu seinem Kaiserlichen Schwager. Der Kaiser aber sagt achselzuckend: „Que voulez-Vous que je fasse, Vous voyez bien, tout le monde me vole.“

Im Gefolge des Kaisers befand sich sein zweiter Sohn, der Großfürst Konstantin, im Alter von sechsundzwanzig Jahren. Er war eben Russischer Generalmajor geworden. Man erzählte sich, er habe durchaus nicht mit in das ihm verhaßte Preußen reisen wollen, der Kaiser habe ihn aber gezwungen, mitzureisen, und ihm befohlen, in Preußen artig zu sein. Ich habe nicht bemerkt, daß er diesen Befehl befolgt hat. Bei einem großen Galadiner im Berliner Schloß befahl der Kaiser Nikolaus, der Großfürst Konstantin solle nicht nach seinem Range als Großfürst,

sondern nach seinem Patent als Generalmajor placirt werden. Irgend ein Grund, den der Großfürst seinem Vater zur Unzufriedenheit gegeben hatte, soll die Veranlassung zu diesem Befehl gewesen sein. Es berührte uns schon unangenehm, daß der Kaiser als der Gast über die Ordnung bei Tische befahl, die doch Sache des Wirths ist, noch mehr, daß er dabei durch Höher- oder Tiefersitzen belohnte oder bestrafte, wie man in einer Kleinkinderschule lohnt und straft. Ich saß in der Nähe des Großfürsten, und zwar, obgleich nur Lieutenant, als Prinz auf einem vornehmeren Platz als er. Ich konnte ihn beobachten und bemerkte, daß er mürrisch und unliebenswürdig war. Er sprach während des ganzen Diners nur mit Russen und nur Russisch, quer über Tisch, laut schreiend, obgleich er der Deutschen und Französischen Sprache vollständig mächtig war. Man kann nicht sagen, daß der Besuch des Russischen Kaisers die Zuneigung vermehrte, welche in Berlin noch für Rußland vorhanden war. Es war die letzte Anwesenheit des Kaisers Nikolaus in Berlin.

Der Besuch des jungen Kaisers Franz Joseph in Berlin war ebenfalls ein politischer Akt. Zwar war es äußerlich nur eine Visite, die der neue Kaiser dem Nachbar machte, aber die Visite sollte zugleich die friedlichen Verhältnisse besiegeln, welche seit den Differenzen von 1850 zwischen Oesterreich und Preußen wieder hergestellt waren. Der junge Kaiser war zwar etwas verlegen, aber er machte doch mit seiner eleganten Figur und bei der großen Bescheidenheit, mit der er dem Königlichen Oheim gegenüber auftrat, einen sehr guten Eindruck. Der König verkehrte sehr unbefangen mit ihm, wenn er auch dem hohen Gaste alle schuldige Aufmerksamkeit mit größter Sorgfalt erwies. Das Gefühl der riesigen geistigen Ueberlegenheit über den jungen Kaiser versetzte den König in die beste Laune von der Welt, sein Witz sprudelte unaufhörlich und belustigte den Kaiser. So hatte man einen weit günstigeren Eindruck vom Oesterreichischen Kaiserbesuch als vom Russischen. Dazu kamen noch die ganz frischen Siege der Oesterreichischen Armee über die Revolution, und dies große Wohlwollen, welches Oesterreich ohnedies schon in der Preußischen Armee hatte, wurde nur noch vermehrt. Viele Offiziere schwärmten geradezu für die Oesterreichische Armee und träumten von einem ewigen unzertrennlichen Bündniß zwischen Preußen und Oesterreich. Ich kann nicht leugnen, daß ich damals von solchen Schwärmereien und Träumereien nicht ganz frei war.

Drittes Buch.

Wien.

Von der Rückkehr zur Truppe 1853 bis zur Ernennung zum Flügeladjutanten 1856.



sondern nach seinem Patent als Generalmajor placirt werden. Irgend ein Grund, den der Großfürst seinem Vater zur Unzufriedenheit gegeben hatte, soll die Veranlassung zu diesem Befehl gewesen sein. Es berührte uns schon unangenehm, daß der Kaiser als der Gast über die Ordnung bei Tische befahl, die doch Sache des Wirths ist, noch mehr, daß er dabei durch Höher- oder Tiefersitzen belohnte oder bestrafte, wie man in einer Kleinkinderschule lohnt und straft. Ich saß in der Nähe des Großfürsten, und zwar, obgleich nur Lieutenant, als Prinz auf einem vornehmeren Platz als er. Ich konnte ihn beobachten und bemerkte, daß er mürrisch und unliebenswürdig war. Er sprach während des ganzen Diners nur mit Russen und nur Russisch, quer über Tisch, laut schreiend, obgleich er der Deutschen und Französischen Sprache vollständig mächtig war. Man kann nicht sagen, daß der Besuch des Russischen Kaisers die Zuneigung vermehrte, welche in Berlin noch für Rußland vorhanden war. Es war die letzte Anwesenheit des Kaisers Nikolaus in Berlin.

Der Besuch des jungen Kaisers Franz Joseph in Berlin war ebenfalls ein politischer Akt. Zwar war es äußerlich nur eine Visite, die der neue Kaiser dem Nachbar machte, aber die Visite sollte zugleich die friedlichen Verhältnisse besiegeln, welche seit den Differenzen von 1850 zwischen Oesterreich und Preußen wieder hergestellt waren. Der junge Kaiser war zwar etwas verlegen, aber er machte doch mit seiner eleganten Figur und bei der großen Bescheidenheit, mit der er dem Königlichen Oheim gegenüber auftrat, einen sehr guten Eindruck. Der König verkehrte sehr unbefangen mit ihm, wenn er auch dem hohen Gaste alle schuldige Aufmerksamkeit mit größter Sorgfalt erwies. Das Gefühl der riesigen geistigen Ueberlegenheit über den jungen Kaiser versetzte den König in die beste Laune von der Welt, sein Witz sprudelte unaufhörlich und belustigte den Kaiser. So hatte man einen weit günstigeren Eindruck vom Oesterreichischen Kaiserbesuch als vom Russischen. Dazu kamen noch die ganz frischen Siege der Oesterreichischen Armee über die Revolution, und dies große Wohlwollen, welches Oesterreich ohnedies schon in der Preußischen Armee hatte, wurde nur noch vermehrt. Viele Offiziere schwärmten geradezu für die Oesterreichische Armee und träumten von einem ewigen unzertrennlichen Bündniß zwischen Preußen und Oesterreich. Ich kann nicht leugnen, daß ich damals von solchen Schwärmereien und Träumereien nicht ganz frei war.

Drittes Buch.

Wien.

Von der Rückkehr zur Truppe 1853 bis zur Ernennung zum Flügeladjutanten 1856.





1. Vorbereitungen und erste Einrichtung.

Bei der Truppe.

Von dem Besuch der Kriegsakademie zurückgekehrt, trat ich wieder in den praktischen Dienst als Frontoffizier. Ich war bei derselben, der zweiten Reitenden, Batterie geblieben. Aber die Verhältnisse waren wesentlich verändert. Wir hatten einen anderen Obersten. An Stelle des zum General beförderten Obersten v. Puttkamer befehligte Oberst v. Röhl das Regiment. Mittelgroße Figur, riesenhafter Muskelbau mit herkulischen Körperkräften, schneeweißes Haar auf dem starken Kopf, Schnurrbart zum Fürchten für kleine Kinder, schwarze freundliche und listige Augen, die unter buschigen Augenbrauen vorleuchteten: so war seine äußere Erscheinung. Eine treuherzige Grobheit, welche eine derbe Gradheit zur Schau trug, gewann ihm anfangs die Herzen des Offizierkorps. Wie komisch grob er sein konnte, beweist eine Redensart, die er uns machte, als wir uns zur Hauptmannsprüfung vorbereiteten. „Kinderkens", sagte er, denn er sprach immer den platten Berliner Dialekt, „studirt doch nich so vülle, Ihr werd't ja immer dümmer!" Später ließ das Vertrauen des Offizierkorps zu ihm nach, als Fälle vorkamen, in denen er Zusagen machte und nicht erfüllte. Mit riesenhafter Körperkraft verband er große Zähigkeit und Selbstbeherrschung. Einmal waren ihm die Pferde durchgegangen und hatten ihn, der selbst fuhr, vom Bock vorn heruntergerissen, beide Räder waren ihm auf dem Pflaster über den Kopf gegangen. Haut und Haare gingen ab, aber er ging gesund nach Hause. Ein anderes Mal machte ihm ein Hund in der Karlstraße das Pferd scheu, das er ritt. Es glitt im Rinnstein aus und stürzte. Sein Arm war aus der Schulter gerenkt. Sechs Kanoniere zogen an dem Arm und der Arzt mußte mit dem Knie die Schulterknochen einrenken. Ich

erkundigte mich, als ich dies hörte, in seiner Wohnung. Er nahm mich an und ging rauchend im Zimmer auf und ab. Ein Ball, den das Offizierkorps für den folgenden Tag angesetzt hatte, durfte nicht abbestellt werden und er erschien dabei ohne Binde, sondern hielt nur den Daumen der rechten Hand im Knopf vor der Brust. Bei dieser Zähigkeit kannte er aber auch wenig Mitgefühl und wunderte sich, wenn Andere nicht ebenso zähe waren. Daß Jemand wegen Unwohlseins vom Dienst befreit wurde, begriff er gar nicht.

Er verstand den kleinsten praktischen Dienst aus dem Grunde. Wenn er eine Batterie marschiren sah, so entdeckte er mit dem ersten Blick den kleinsten Fehler in Zäumung und Beschirrung, ließ halten und schnallte höchst eigenhändig, wie es sein mußte. Gegen sogenannte „Gelehrte" hatte er ein großes Mißtrauen. Ich mußte mich daher sehr anstrengen, um seine Zufriedenheit zu erwerben, denn daß ich drei Jahre auf der Kriegsakademie gewesen, war in seinen Augen ein großes Verbrechen. Er war auch ein bewährter, gewiegter praktischer Kampagnereiter.

Es ist eigentlich Unrecht von mir, daß ich sage, der Oberst sei grob und für den praktischen Dienst besonders eingenommen gewesen. Denn im Vergleich zum neuen Hauptmann, den die Batterie hatte, war er ein schmeichelnder Ceremonienmeister und ein Theoretiker. Hatten wir uns früher über das aufbrausende Wesen des Hauptmanns v. Jaski unglücklich gefühlt, so waren wir beim neuen Hauptmann v. Oertzen aus dem Regen in die Traufe gekommen. Er war von einem Jähzorn, der sich selbst nicht kannte. Außerdienstlich waren wir schon so lange bekannt, wie ich diente, und wir waren recht gut befreundet. Jetzt war ich der Premier-lieutenant in seiner Batterie und hatte in dieser Eigenschaft wie in der eines alten Freundes eine recht schwere Stellung. Es war unmöglich, daß wir Offiziere uns die Redensarten gefallen ließen, die er permanent im Munde führte, wenn er im Dienst war, denn das Wort „Alte Weiber und kein Ende!" war gewöhnlich der Anfang seiner sich steigernden Zeichen des Mißfallens. Gegen die Mannschaft verfuhr er mit drakonischer Strenge, oft mit ganz strafbarer Härte, und zuweilen kam es ihm sogar bei, mit Thätlichkeiten gegen Unteroffiziere loszugehen. Hätte ich ihm nicht einmal das erhobene rechte Handgelenk erfaßt und festgehalten, so hätte er im Stall in der Wuth einen Unteroffizier mit einem schweren Gegenstand erschlagen, und zwar wegen einer großen Kleinigkeit. Da sah er mich stier an, zitterte, kam dann wie aus einem Traume zu sich und sagte: „Bringen Sie mir das in Ordnung" und eilte zum Stall hinaus. Denn im Grunde war er gutmüthig, kameradschaftlich und kannte keine andere Freude, als mit uns nach dem Dienst ein Glas Wein zu trinken.

Da hatte ich täglich mit Beschwerden zu thun, die ich ihm theils von mir, theils im Auftrage Anderer vorschriftsmäßig als Vermittler vortrug, und fast täglich mußte ich zu solchem Zweck mir nach dem Dienst den Helm aufsetzen und bei ihm vorsprechen. Daß es mir gelungen ist, Alles in Güte beizulegen, wundert mich heute noch. Wenn gar nichts helfen wollte, dann weigerte ich mich, mit ihm zu frühstücken. Das war die größte Strafe, die ich ihm zu Theil werden lassen konnte. Eines Tages, als seine Grobheiten und giftigen Redensarten im Dienst alles erdenkliche Maß überschritten hatten, sprach ich mich mit ihm unter vier Augen auf das Deutlichste aus. Da bestellte er alle Unteroffiziere und Offiziere zum Appell, bat uns Alle um Entschuldigung wegen der Hitze, in die er im Diensteifer gerathen, und zwar nicht bloß für das Vergangene, sondern auch für die Zukunft, wenn es wieder vorkommen sollte. Also er verlangte im Voraus Ablaß, wie ihn etwa Tetzel ertheilt hat.

Was seine Kenntniß vom Dienst anbelangt, so war dieselbe allerdings die gründlichste, die man denken konnte. Er war ein vorzüglicher Reiter, Pferdekenner, verstand Zäumung, Beschirrung, Exercitium bis in das Kleinste und kannte den ganzen Artilleriedienst. Ihm entging aber auch nichts und er verlangte, daß seine Offiziere und Unteroffiziere Alles ebenso gut verständen wie er. Deshalb strengte er aber auch die Untergebenen fürchterlich an. Wir Offiziere hatten wochenweise du jour. Nach einer du jour-Woche war ich stets so müde, daß ich den ganzen Sonntag darauf zu nichts fähig war. Die Mannschaft hatte eine solche Angst vor ihm, daß eines Tages ein Mann, der später ein recht tüchtiger Sergeant wurde, vor dem Dienst (der Hauptmann wollte das Fahren besichtigen, das ich eingeübt hatte) vom Pferde sank und, als ich ihn fragte, was ihm fehle, mir antwortete: „Ach Gott, mir ist so angst vor dem Hauptmann."

Der Dienst unter diesem Hauptmann und diesem Obersten war recht kaltes Wasser auf die hochgehenden Theorien, welche ich auf der Kriegsakademie eingesogen hatte. Da ich mir nun, eben weil ich von der höchsten Bildungsanstalt der Armee kam, keine Blößen geben wollte, so strengte ich mich doppelt an und machte vom Juli 1853 bis zum Juli 1854 eine Schule des praktischen Dienstes durch, wie sie besser Niemand durchmachen kann.

Der Major, welcher die Reitende Artillerie befehligte, ein Freiherr v. der Goltz, war ein vielseitig gebildeter Mann. Lange Adjutant gewesen, sehr kurzsichtig, kannte er wenig vom praktischen Dienst, war aber sehr liebenswürdig und wohlwollend, so daß wir ihm gern halfen und es verhinderten, daß seine Schwächen zu Tage kamen, die uns nur manchmal zur Kurzweil dienten, so z. B. wenn er ausnahmsweise einmal

durch die Ställe ging, um die Ordnung zu prüfen, und mißfällig bemerkte, daß wieder gegen seinen Befehl ein Hund im Stall sitze. „Wem gehört denn dieser Hund?“ sagte er, ihn mit der Lorgnette betrachtend, als er sich an seine Füße schmiegte: „Es ist der Stallkater der Batterie“, war die Antwort, worauf dann weiter kein Tadel erfolgte. Wenn wir besichtigt wurden, dann benutzte er vor höheren Vorgesetzten kein Augenglas. Er mußte dann überall ganz nahe hinreiten, um etwas zu sehen, und blieb also in einer fortwährenden Karriere, so daß er viel Pferde verbrauchte. Er war aber wohlhabend und konnte sie bezahlen. Wir scherzten dann und behaupteten, er verwende seine Pferde als Brillen. Er mochte dann bei solcher Besichtigung Fehler machen, soviel er wollte, wir führten unter doppelt angestrengter Aufmerksamkeit nur das Richtige aus, denn wir wollten nicht, daß ein so liebenswürdiger Mann getadelt werde, und so kam es, daß er fast immer nur Lob erntete.

An Jenichens Stelle war der General v. Strotha, der Kriegsminister vom November 1848, Inspekteur, der berühmteste damalige Artillerist nach Jenichen, mit Formen, die von mir schon früher geschildert, und Generalinspekteur der Artillerie war an des Prinzen Adalbert Stelle, welcher Großadmiral geworden war, der General v. Hahn, unser früherer Brigadier, und so stand ich unter den gröbsten Vorgesetzten, welche die Preußische Armee damals aufweisen konnte, den Major Freiherrn v. der Goltz ausgenommen, der ein Muster eines Gentleman war.

Der Sommerdienst brachte erst das Ende der Schießübung, dann mußte ich meine praktische Hauptmannsprüfung ablegen, da ich Premierlieutenant geworden war und im folgenden Winter die theoretische Prüfung bestehen sollte. Es war für mich eine nicht ganz leichte Sache, nach dreijähriger Abwesenheit aus dem praktischen Dienst gleich eine reitende Batterie von acht Geschützen vorzuführen. Namentlich war meine Stimme, die an sich schwach genug ist, dazu nicht genügend durchgeschrieen und geübt. Aber es ging noch leidlich.

Dann folgten die kleineren Uebungen vor dem großen Manöver. Hier hatte ich einen Unfall vor Augen, der mir fest im Gedächtniß geblieben ist. Ich wurde mit meinen zwei Geschützen dem Gardekürassier-Regiment zugetheilt, das an diesem Tage ein Major v. Kotze führte. Als ich mich bei ihm meldete, sagte er: „Machen Sie, wat Se wollen, ick bin keen großer Manövrirer nich.“

Nach dieser gründlichen Instruktion begann das Manöver und es gelang mir durch Aufmerksamkeit und Schnelligkeit, den nichts ahnenden Feind aus großer Nähe plötzlich mit Kartätschen zu beschießen, so daß er durch Schiedsspruch zu weichen gezwungen wurde. Ich verfolgte. Da

trabte Kotze mit dem Regiment vor, aber statt anzugreifen, stellte er sich mit dem ganzen Regiment gerade fünfzig Schritt vor mich hin, so daß ich nichts sehen und nicht schießen konnte. Jetzt setzte der Feind Kanonen in Thätigkeit und die Kürassiere mußten zurück. Meine Geschütze waren geladen gewesen, als Kotze sich vor mir aufstellte. Sowie die Kürassiere die Front frei machten, befahl ich die Richtung nach der Artillerie des Feindes und wollte das erste Geschütz abfeuern lassen. Das Kommando hierzu ist bekanntlich: „Erstes Geschütz“ — worauf der Kanonier Nr. 3 die Schlagröhre einsetzt und zurücktritt, die Schnur anziehend, um auf das Kommando: „Feuer“ durch den Ruck den Schuß herbeizuführen. Ich kommandirte: „Erstes Geschütz.“ Nr. 3 setzte die Schlagröhre ein und trat zurück, auf mein weiteres Kommando achtend. In demselben Augenblick sprang der Kanonier Nr. 2, in der Meinung, das Geschütz sei noch nicht geladen, mit einer neuen Ladung vor die Mündung des Geschützes und steckte sie (ein Pfund Pulver) hinein. Mein Kommando „Feuer“ erstarb mir auf den Lippen, ich blieb lautlos auf meinem Pferde in dem Bewußtsein, daß ich auch keinen Zuruf machen konnte, denn Nr. 3 hatte die Augen auf mich und hätte jeden Ton von meinem Munde bei dem Manöverlärm ringsumher für das erwartete Kommando „Feuer“ gehalten, hätte abgefeuert und den Mann vor der Kanone verbrannt. Ich winkte nur mit dem Säbel, der Unteroffizier riß den Nr. 2 am Rock zurück und sagte zu ihm: „Ist ja geladen.“ Da springt der diensteifrige Nr. 2 wieder vor die Mündung, um den zweiten Schuß wieder herauszunehmen. In demselben Augenblick dreht Nr. 3, der die verhängnißvolle Abzugsschnur in der Hand hatte, den Kopf auf meinen Wink nach der Geschützmündung, macht dabei mit der Hand eine unwillkürliche Bewegung — und der Schuß geht los.

Eine Explosion von zwei Pfund Pulver erfolgte. Der Kanonier Hübner, welcher Nr. 2 hatte, flog mannshoch in die Höhe, brach dann auf einem Haufen wie ein Bund Flicken zusammen und brannte am ganzen Leibe. Die brennende Uniform wurde schnell gelöscht, der Mann stöhnte und röchelte ein paar Mal und wurde dann für todt ins Lazareth nach Berlin geschafft.

Mein Oberst v. Röhl hielt in der Nähe und sah das Unglück. Er ritt in der Karriere auf mich zu. Eine Fluth von unzarten Vorwürfen ergoß sich zunächst auf mich. Als ich endlich gefragt wurde, wie es gekommen, und Auskunft geben konnte, schrie der Oberst: „Das kommt bloß von das unsinnige Manövriren von dem Major Kotze her“, und ritt wie ein Rasender auf den Major v. Kotze los. Diese beiden Herren tauschten nun in ihrem Berliner Dialekt so heftige Grobheiten aus, daß ich mich köstlich belustigt haben würde, wenn die Veranlassung mir nicht alle Lustigkeit

geraubt hätte. Nach dem Dienst begab ich mich gleich ins Lazareth. Der Kanonier war besinnungslos, aber noch am Leben. Nach einigen Tagen kam er zu sich. Er benahm sich vortrefflich. Es wurde kriegsgerichtliche Untersuchung eingeleitet. Er sagte im Verhör aus, er sei allein Schuld und bäte dringend, daß Niemand seinetwegen bestraft werde. Dennoch erkannte die Untersuchung den Kanonier Lenz, welcher abgefeuert hatte, als schuldig. Auch dieser benahm sich sehr gut. Er sagte, er habe wohl gewußt, daß ich „Feuer" nicht kommandirt, habe den Mann vor dem Geschütz gesehen, habe nicht abfeuern wollen, aber als er sich umgesehen, sei ihm die Hand unwillkürlich zurückgegangen. Da der Verletzte bald genas, so kam Lenz mit sieben Tagen Arrest davon; er gehörte den besseren Ständen an und ist jetzt (1881) Korpsroßarzt des elften Armeekorps in Cassel. Die Verwundungen des Hübner beschränkten sich auf eine tiefe Wunde, wie eine Schnittwunde im Ballen der rechten Hand, wahrscheinlich Quetschwunde durch den Luftdruck, auf den Bruch des Knochens der Hand, dessen weitere Fortsetzung den Mittelfinger bildet (vermuthlich auch durch die Erschütterung der Luft), und auf einige Brandwunden, welche bald heilten. Nach sechs Wochen studirte er auf der Brigadeschule, und aus ihm wurde ein sehr tüchtiger Schreiber, nachdem er vollkommen hergestellt war. Daß er nicht mitten entzweigeschossen wurde, verdankte er dem Umstande, daß er in dem Augenblick, wo der Schuß losging, nicht gerade vor der Mündung stand, auch mit der Hand den zweiten Schuß schon herausgenommen hatte, der sich dann dicht neben der Mündung am Feuer des Schusses mit entzündete, als er also dieses Pfund Pulver frei in der Hand hielt. Immerhin ist es wunderbar, daß ihm nicht die Hand auseinandergerissen worden ist.

Der Unteroffizier verbüßte eine Strafe von drei Tagen Arrest, weil er, nachdem er den Kanonier einmal zurückgerissen und gesehen, daß dieser verwirrt geworden, ihn los und wieder vorspringen gelassen hatte.

Ich wurde schuldlos befunden, denn ich hatte mich vollkommen reglementarisch verhalten. Aber ich erhielt eine Belehrung, was man im Dienst „eine Nase" nennt, weil ich durch zu häufigen Stellungswechsel vorher die Mannschaft unruhig gemacht hätte. Dieser Tadel war nicht unverdient und ich schrieb ihn mir hinter die Ohren. Bei der Artillerie kann man nicht pedantisch und bedächtig genug sein, und ich hatte vorher im Eifer drei verschiedene Positionen eingenommen, wo ich mit einer einzigen auskommen konnte. Häufiger Stellungswechsel ist aber bei der Artillerie schon der Wirkung wegen fehlerhaft, weil man langsam, lange und ruhig schießen muß, wenn man etwas treffen will. Dies kommt allerdings beim Manöver nicht zum Ausdruck.

An die kleinen Uebungen schlossen sich die großen Manöver. In diesem Jahre wurden das Gardekorps, das dritte Armeekorps und sämmtliche Mecklenburgischen Truppen bei Berlin vereinigt. Eine Zuschauermenge, welche ganz Europa vertrat, war in Aussicht. Dennoch wurden die Manöver in Frage gestellt, weil die Cholera in schreckenerregender Weise in Berlin zu wüthen begann.

Kurz vor dem Ausbruch dieser Krankheit machte eine Erscheinung eigenthümlicher Art Aufsehen, welche ich nicht umhin kann mit der Cholera in Verbindung zu bringen. In den Zeitungen wurde nämlich bekannt gemacht, daß in der Karlstraße Nr. 27 oder 28, ich weiß nicht mehr genau, ein brennender Brunnen zu sehen sei. Eine Magd hatte abends Wasser geholt, und das ausströmende Wasser hatte sich an ihrem Licht entzündet. Mit entsetzlichem Geschrei war sie, Hexerei vermuthend, fortgestürzt, der Brunnen wurde nun für Geld gezeigt. Ich wohnte wenige Häuser davon und ging auf dem Wege zum Friedrich Wilhelmstädtischen Theater einmal in das Haus, wo ein Hausknecht für einen Silbergroschen das Wunder zeigte. Wenn das Wasser aus dem Röhrbrunnen (Pumpe) floß und man mit dem Licht darüber fuhr, bildete sich eine matte Flamme, die dann erst verlosch, wenn das Wasser zu fließen aufhörte. Es strömten also brennende Gase mit dem Wasser aus. Man untersuchte die benachbarten Gasröhren, fand sie aber alle ganz unversehrt. Die Gase kamen also aus der Erde. Dort ist die Stadt auf Sumpf gebaut, das Wasser schmeckte etwas schwefelig. Ich kostete einige Tropfen und mußte wegen der Wirkung das Theater nach dem ersten Akt verlassen. Diesen Umstand erwähne ich wegen des Folgenden.

Wenige Tage darauf kamen die ersten Cholerafälle zur allgemeinen Kenntniß. Die Karlstraße und die Luisenstraße wurden am meisten davon heimgesucht. Sie sind beide auf Sumpf gebaut, die meisten Häuser stehen auf Rosten wie die Häuser Venedigs. In den übrigen Theilen der Stadt kam allerdings auch Cholera vor, aber nur vereinzelt. Aber in den beiden genannten Straßen gab es Häuser, die erschreckende Resultate aufzuweisen hatten. Meiner Wohnung gegenüber lag ein großes Haus, eine sogenannte Miethskaserne, vier Stock hoch. In wenigen Tagen wurden aus demselben fast fünfzig Leichen nach dem Kirchhof und ebensoviel Kranke nach der Charité geschafft. Der Rest der Einwohner flüchtete, das Haus stand ganz leer und noch viele Jahre nachher waren die Wohnungen in demselben zu halben Preisen zu haben. In dem Hause des brennenden Brunnens wohnte Oberstlieutenant Teichert von der Artillerie-Prüfungskommission. Er erkrankte mit der ganzen Familie in einer Nacht, und binnen vierundzwanzig Stunden starb er mit Frau und vier erwachsenen Kindern. Wir gaben die Leichenparade. Der Anblick der sechs Särge

nebeneinander in derselben Gruft verbreitete eine entsetzliche Angst unter allen Bewohnern der Karlstraße. Ich wurde von allen Seiten bestürmt, auch ich solle die Karlstraße verlassen. In dem Hause erfuhr ich eines Abends beim Schlafengehen, daß unter mir im Keller zwei, über mir eine Treppe hoch eine Leiche liege. Ich hielt das Ausreißen für feige. Fest überzeugt durch die Verbindung, in die ich den brennenden Brunnen mit seiner Wirkung auf mich und mit dem Tode Teicherts brachte, daß die Cholera sich speziell im Erdboden durch das Trinkwasser verbreite, befahl ich meinem Diener und meinem Burschen, Wasser zum Trinken, Kaffeekochen und Waschen für sich und mich nur aus einem hochgelegenen Hause mit anerkannt gutem Wasser in der Friedrichstraße zu holen. Wir blieben von der Cholera verschont, während Alles ringsumher erkrankte oder floh.

In dieser Zeit starb auch der Major Burg, Zeichenlehrer an der Artillerieschule, ein Israelit seines Glaubens, an der Cholera. Sein Leichenbegängniß war hochinteressant, denn als aktiver Offizier mußte er mit militärischen Ehren begraben werden, die Judenschaft verlangte aber die Leiche zur Erfüllung von allerhand Förmlichkeiten, bei denen die Anwesenheit aller Nichtjuden ausgeschlossen war. Es steht dieser Fall wohl einzig in der Welt da, daß man sich nämlich um eine Choleraleiche gestritten hätte.

Endlich einigte man sich folgendermaßen. Wir brachten die Leiche mit militärischen Ehren aus dem Sterbehaus in das Leichenhaus auf dem Judenkirchhof, dort mußte am Sarge der Rabbiner in Gegenwart der Offiziere die Leichenrede halten. Hierauf ward die Leiche an die Judenschaft zur Erfüllung ihrer geheimen Gebräuche übergeben. Dann machte aber die Grablegung die größte Schwierigkeit. Die strenggläubigen Juden schließen hierbei alle Anwesenheit der Christen aus und tragen den Todten, Trab laufend, von Osten her in das Grab. Wir aber wollten und mußten die drei Salven geben, wenn die Leiche in die Gruft gesenkt und eingesegnet ward. Es wurde vereinbart, daß es uns überlassen bliebe, den richtigen Moment zu den drei Salven zu erspähen. Unser Kommandeur ermittelte auch einen Beobachtungspunkt, von dem aus der Judenkirchhof übersehen werden konnte, und ließ sich ein Zeichen geben.

Der jüdische Major war bei Juden und Christen allgemein beliebt gewesen. Daß er trotz seiner militärischen Laufbahn streng am orthodoxen Judenthum festgehalten, daß er es trotz seines Judenthums bis zum Major gebracht hatte, das machte ihn zu einer Berühmtheit in der ganzen Judenschaft. Unter uns Offizieren genoß er aber die allgemeine Liebe trotz seiner recht komischen Seiten, weil er sehr gutherzig, freundlich und nobel war. Es sammelte sich daher eine ungeheure Menge Leidtragender, die der Beisetzung beiwohnten. Alle Offiziere der Artillerie erschienen

selbstredend. Außerdem fehlte aber fast kein in Berlin wohnender Jude, vornehmen oder geringen Standes, und diese Zahl ist nicht gering. Rechnet man die Zahl der Neugierigen hinzu, die durch solche Ansammlung von Menschen sonst noch herbeigelockt werden, so wird man die Angaben der Polizei nicht für übertrieben erachten, welche die versammelte Volksmenge auf 60 000 schätzte. (Berlin hatte damals etwa 400 000 Einwohner.) Am Kirchhof vor dem Schönhauser Thor standen die Massen dicht gedrängt. Nichts konnte sich vor- oder zurückbewegen. Mit Mühe war der Raum für den Leichenzug frei gehalten. Mit der größten Schwierigkeit drängte sich die aus Reitern der Reitenden Artillerie bestehende Leichenparade zum Platze der Aufstellung und lud die Pistolen. Neugierig schielten viele Tausende von dunklen Augenpaaren über die stark gebogenen semitischen Nasen hinweg nach dem Gebahren der Reiter. Stundenlang dauerten die Förmlichkeiten, stundenlang hielten die hundert Reiter, stundenlang harrte die neugierige ungetaufte Menge.

Da erfolgte das Zeichen, erfolgte das Kommando: „Hoch schlagt an — Feuer!“ — Jetzt erfolgte das Kommando „Geladen!“ Eine allgemeine Bewegung erfaßte die Volksmasse. Die Pferde wurden unruhig, stiegen und schlugen aus, und das Volk lief um so mehr. Die zweite Salve, durch die Unruhe der Pferde schon recht regellos, beflügelte die Schritte der zahlreichen Menschen, und die dritte Salve würde, selbst wenn sie gezielt und scharf geladen gewesen wäre, wohl keine Opfer mehr erreicht haben. Die Folge war, daß uns der Heimweg viel bequemer wurde als der Ausmarsch.

Auch unter den Truppen kamen Cholerafälle vor. Besonders waren die Bewohner der beiden Infanteriekasernen, des zweiten Garde-Regiments und der beiden Artilleriekasernen solchen Erkrankungen ausgesetzt.

Die medizinischen Autoritäten sprachen sich aber nicht dafür aus, das Manöver abzuschaffen. Im Gegentheil, sie hofften von der vermehrten Bewegung in freier Luft, von den Biwaks und dem Luftwechsel, sowie von der Gelegenheit, die Kasernen ein paar Wochen leer stehen und lüften lassen zu können, einen guten Erfolg. Dennoch konnten viele Stimmen in der Presse allgemein nicht Tadels genug auf die Regierung werfen, die die Manöver nicht abbestellte. Denn von diesen Helden von der Feder halten viele die Manöver nur für unnütze Spielerei und begreifen ihren Zweck nicht, und „was Ihr nicht faßt, das steht Euch meilenfern“. Die Erwartung der medizinischen Autoritäten traf ein. Mit dem Ausmarsch zum Manöver ließ die Cholera bei der Truppe nach. In der ersten Biwaksnacht hatten wir noch einige Erkrankungen. In der zweiten keine einzige mehr, und bei der Truppe konnte die Cholera als erloschen betrachtet werden. Jene Presse aber verschwieg nachher, wie sehr sie mit ihrem Geschrei Unrecht gehabt hatte.

Die Feldmanöver fanden in der Richtung von Berlin—Müncheberg statt. Es drehte sich der Kampf vornehmlich um die starken Positionen von Tasdorf. In meiner bescheidenen Stellung als Führer eines Zuges Artillerie erfuhr ich wenig von dem Verlauf des Ganzen, sah aber doch mehr als die Zugführer anderer Waffen, insbesondere da ich mit meinen beiden Kanonen fast in der ganzen Zeit den Dragonern des Prinzen Friedrich Karl beigegeben wurde, welcher damit den Vortrab der Vorhut unter General Graf Schlieffen bildete.

Meine Geduld wurde an diesem Tage auf eine harte Probe gestellt, die sie aber bestand, so daß ich zuletzt nur Unterhaltung von dem Auftritt hatte. Sie bewegt sich in kleinen Verhältnissen, ist aber so bezeichnend für die Stellung, welche die Artillerie damals in der Armee einnahm, daß ich sie wiederzugeben nicht unterlassen kann.

Der General Graf Schlieffen befahl mir, mit meinen beiden Kanonen eine Aufstellung am Backofen von Tasdorf zu nehmen. Ich ritt dorthin, fand die Stellung, eng zwischen Häusern eingekeilt, alle Querkommunikation sperrend, mitten im Dorfe, welches im Ernstfalle in Brand gerathen wäre, für jede Artillerie unangemessen, besonders aber für Reitende Artillerie, und bat, mich neben Tasdorf auf der Höhe auf freiem Felde aufstellen zu dürfen. Gott bewahre. Ich sollte durchaus an den Backofen. Ich bat meinen Hauptmann v. Oertzen, mich zu vertreten; der aber sagte, er habe bereits alle Beredsamkeit erschöpft; ich ritt zum Prinzen Friedrich Karl, dem ich zugetheilt war, der mich aber mit den Worten abwies: „Gehen Sie nur hin. Heute wird so viel Unsinn gemacht, daß es auf etwas mehr oder weniger nicht ankommt."

Also stellte ich mich am Backofen auf und knallte selten, denn man konnte nur sehr selten von da aus etwas vom Feinde sehen. Graf Schlieffen war glücklich, daß ich endlich am Backofen stand.

Da kam mein Oberst v. Röhl angesprengt mit den Worten: „Aber det is ja een schrecklicher Unsinn. Wat wollen Sie denn hier?" — Antwort: „Ich will gar nichts hier." — „Na wie kommen Sie denn in die gottvergessene Stellung?" — Antwort: „Befehl des Generals Grafen Schlieffen." — „Nee, so een Unsinn is doch nicht dagewesen! Na, da kommt der König, das wird wat Jutes geben."

Richtig, da kam der König mit endlosem Gefolge durch das Dorf, wandte sich auf den Backofen, ritt vor meine Kanonen und sah sich um. Ich stellte das Feuer ein, um das Pferd des Königs nicht scheu zu machen.

„Vortreffliche Position genommen, mein Prinz", sagte der alte Wrangel in seiner Eigenschaft als Oberschiedsrichter. Ich salutirte dankend.

Im Gefolge des Königs befand sich ein ältlicher Bayerischer Offizier, den ich noch nicht gesehen hatte. Er unterhielt sich mit mir über meine Stellung, d. h. er fragte mich mehr darüber aus, mit einer vornehmen, nicht unfreundlichen Miene. Er sagte zwar immer: „Herr Kamerad", aber sein Ton verrieth, daß er mehr gewohnt war, mit Leuten zu sprechen, die unter ihm standen, als über ihm. Ich sagte ihm unverfroren, daß ich, und warum, diese Stellung für die unangemessenste Artilleriestellung von der Welt halte. Der Bayer hörte Alles aufmerksam an und sprach schließlich seine Freude darüber aus, die Bekanntschaft eines so einsichtsvollen Offiziers gemacht zu haben, und frug nach meinem Namen. Ich erfuhr nachher, daß ich auf diese Weise dem Bruder unserer Königin, Prinzen Carl von Bayern, den ich später noch viel sehen sollte, vorgestellt war. Er kommandirte bekanntlich 1866 die Bayern gegen uns.

Kaum hatte dieser Herr mich verlassen, so kam der Prinz Albrecht, Bruder des Königs, an mich heran mit den Worten: „Warum schießen Sie denn nicht?" Ich zeigte nach dem Monarchen vor meinen Geschützen. „Ach so, ja richtig!" sagte er; „schade, schade, vortreffliche Position. Ja, ja, an diesem Backofen hat bei früheren Manövern schon so manches Geschütz gestanden!"

Der Prinz wandte mir den Rücken; aus dem Gefolge des Königs kam der General v. Neumann, Generaladjutant Seiner Majestät, zu mir und sagte: „Hört mal, Alterchen, ich werde Euch hier wohl als Schiedsrichter fortjagen müssen, Ihr könnt Euch in dieser Position doch unmöglich halten." Ich bat seine Excellenz dringend, mich doch recht weit aus dieser Position fortzuschicken. Er überlegte hin und her, aber als er mit einem Male bemerkte, daß der Feind eine rückgängige Bewegung begann, meinte er, ich solle lieber stehen bleiben, es käme nicht darauf an.

Seine Majestät verließen den Backofen, ohne sich zu äußern. Der König war stumm und schien äußerst übler Stimmung.

Während Seine Majestät sich durch die von meinen Protzen und Pferden aufs Aeußerste verengte Dorfstraße wand, erhielt ich vom Gefolge noch einige anerkennende Worte über meine vortreffliche Position. Endlich erschien der gefürchtete Inspekteur, General v. Strotha.

Er sah mich griesgrämig an, machte näselnd „äh" und sagte: „Was hat Ihre Position für Vortheile?" — Antwort: „Gar keine, Euere Excellenz." — „Und was für Nachtheile?" — Ich zählte ein Dutzend auf. Er fragte, wer mich in die Position gesandt, und ob ich vorschriftsmäßig meine Bedenken dagegen zur Sprache gebracht. Ich meldete ihm den Verlauf. „Na, das ist Ihr Glück", sagte er, „sonst hätte ich Sie in Arrest geschickt!"

Damit ritt er weiter. Mit dem beruhigenden Bewußtsein, daß die Gelehrten verschiedener Ansicht sein können, und beim Anblick des weichenden Feindes und der hinterdrein weichenden Schaar von Vorgesetzten ließ ich, weitere Befehle erwartend, meine Leute ruhen und packte mein Frühstück aus. Mein Hauptmann fand sich zu diesem entscheidenden Moment ein, schrie aber plötzlich: „Weg mit allem Frühstück, da kommt der Prinz Friedrich Karl!" Richtig, da war er, mit dem mürrischsten Gesicht von der Welt, stier vor sich hinblickend, wie Philipp II., als er an seiner Gemahlin zu zweifeln begann. Er war aber schon zu nahe, um die Thatsache des Frühstückens vor seinen Augen zu verbergen; ich sprang also zu Pferde, ritt ihm mit einem vollen Becher entgegen und sagte: „Darf ich Euerer Königlichen Hoheit mit einem Schluck Portwein unter die Arme greifen?" — „Sie sind in der That der einzige Mensch, der heute einen vernünftigen Gedanken hat!" Sprach's und trank den Portwein aus, worauf er weiterritt.

Dieser Backofen von Tasdorf bleibt mir unvergeßlich.

Nachher wurde ich zur Verfolgung vorbeordert. Während ich das Defilee passirte und in langem Galopp mit meinen Geschützen querfeldein jagte, kamen verschiedene Artillerievorgesetzte von beiden Seiten, mir entgegengesetzte Befehle zuschreiend. Der Eine wollte mich mehr rechts haben, der Andere mehr links. Ich blieb geradeaus und rief nur meinen Unteroffizieren und Leuten zu, sie sollten umreiten und umfahren, was und wer ihnen in den Weg käme. Da sagte der Oberst v. Röhl: „Ick jlobe, der wird ooch jrob", und ritt fort, womit die Sache erledigt war.

An die großen Feldmanöver schlossen sich größere Kavallerieübungen bei Berlin an. Das dritte Armeekorps hatte Landwehrkavallerie eingezogen und es waren einschließlich der Garde-Kavallerie und der Mecklenburger wohl sechzehn bis zwanzig Regimenter, vierundsechzig bis achtzig Eskadrons versammelt. Da wurde viel geritten, gegessen und noch mehr getrunken.

Als die letzten Trompetentöne verklungen und die letzte Kritik verhallt waren, gab ich mich dem Ausbildungsdienst von Neuem mit vollem Eifer hin. Es wurde mir sehr viel Dienst übertragen. Der Oberst theilte mir dienstlich mit, ich solle im Winter die Hauptmannsprüfung ablegen, werde also wohl diesen Winter zum letzten Male Lieutenantsdienste thun, er erwarte, daß ich mich anstrenge, damit ich Alles noch einmal durchführe und ein tüchtiger, praktischer Hauptmann werde. Dies spornte mich an, und ich übernahm willig Alles und arbeitete von früh bis Abend. In diesem Herbst wurde mir ja auch, wie ich früher schon erzählt, klar, daß ich nie in den Generalstab versetzt werden solle, es drängte sich mir also die Meinung auf, daß mein Besuch der allgemeinen

Kriegsschule ohne allen Einfluß auf meine Laufbahn bleiben werde; ich gab mich damit zufrieden und wollte wenigstens ein brauchbarer Batteriechef werden.

Dennoch bereute ich nicht, die Kriegsschule besucht zu haben. Ich hatte seitdem viel mehr Freude vom Leben. Ich konnte mich für Alles begeistern, was geschah, ich sah die ganze Welt mit anderen Augen an. Mein Blick war erweitert, meine Sicherheit des Auftretens hatte zugenommen. Ich kann nur Jedem empfehlen, jede Gelegenheit zu benutzen, um etwas zu lernen, auch wenn er noch nicht weiß, welchen Nutzen es ihm bringen wird. Der Mensch als solcher gewinnt dadurch. Etwas nicht wissen, ist keine Schande, aber nichts wissen wollen, ist Schande.

Wieder machte ich jetzt die alte Erfahrung, daß mir immer Alles mißlang, was ich mit eigennützigen Absichten begonnen, daß ich aber persönlichen Nutzen erntete, wo ich nichts erstrebt hatte. Ich hatte mich auf der Kriegsschule angestrengt, um im Generalstabe schneller vorwärts zu kommen, da schlug es mir fehl. Ich beschied mich selbst und strengte mich im praktischen Dienst ohne Nebenabsichten an. Da fiel mir über Nacht Ehre und Beförderung in den Schoß, wie die Folge zeigen wird.

Zunächst arbeitete ich also an der Ausbildung der Batterie. Mein Hauptmann übertrug mir den Unterricht im Fahren, ferner den Reitunterricht der Unteroffiziere, den der alten Leute, die Remonten und den theoretischen Unterricht der Unteroffiziere und das Exerziren der alten Mannschaft. Ich gab also außer dem Fahrunterricht zwei bis drei Stunden Reitunterricht, und als im Winter die Fahrer Hand- und Sattelpferde ritten, gab ich vier bis fünf Stunden Reitunterricht, außerdem theoretischen Unterricht. Eine um die andere Woche hatte ich du jour, und da uns der Hauptmann dann für die Reinlichkeit jeder Stube verantwortlich machte, so war ich vollauf beschäftigt, wie Jeder wissen wird, der den Artilleriedienst kennt. Wir waren nur zwei Offiziere bei der Batterie in diesem Winter und da konnte ich eine um die andere Woche nicht einmal des Abends in anständige Gesellschaft gehen, denn ich konnte mich nach so langem Aufenthalt in den Kasernenstuben nicht genügend des schwarzen hüpfenden Ungeziefers erwehren. Desto mehr studirte ich zu Hause die langweiligen Details der artilleristischen Bestimmungen mit den übrigen Kameraden, die mit mir bestimmt waren, im Februar die Hauptmannsprüfung abzulegen.

Das Neujahr kam und wiederum verfinsterte sich der politische Horizont. Streitigkeiten um das Grab Christi in Jerusalem hatten dem Fürsten Mentschikoff Veranlassung gegeben, den Sultan in Konstantinopel im Paletot zu besuchen, worauf die Russen die Donaufürstenthümer be-

setzten, weil der Sultan über besagten Paletot ungehalten war. Die Westmächte nahmen ebenfalls lebhaften Antheil an dem Grabe Christi und unterstützten deshalb den Türken. Napoleon hielt eine kriegerische Neujahrsrede. Difficile est, satiram non scribere.

Kurz, dem sei, wie ihm wolle, es ging im Osten los. Die Russen besetzten die Donaufürstenthümer, die Westmächte diplomatisirten zunächst dagegen, die Türken handelten; Omer Pascha, der im Jahre 1828 aus dem Oesterreichischen Regiment Heß desertirte ehemalige Unteroffizier Lukas, jetziger Türkischer Feldmarschall, ließ sich schlagen, wo er sich sehen ließ, und die Russen überschritten die Donau mit einer Streitmacht, die, wie alle Russischen Armeen aller Zeiten, weit zahlreicher auf dem Papier als im Felde war.

In allen Gesellschaftskreisen wurde in Berlin damals entsetzlich viel politisirt. Ich erschrak zuweilen ordentlich über meine Kameraden. Eine große Zahl redete sich phantastisch in die Nothwendigkeit hinein, die Politik der Westmächte und die Türken zu unterstützen. Der Uebermuth des Russischen Kolosses müsse gedämpft werden. Der größte Theil der liberalen Tagespresse stieß in dieses Horn. Der nordische Koloß auf thönernen Füßen müsse zertrümmert werden. Preußen müsse an der Spitze der Civilisation marschiren. Es ist nicht zu leugnen, daß die Furcht vor einer Verbindung von England, Frankreich und Oesterreich der Hauptbeweggrund zu diesen kleinlichen Ansichten war. Man dachte sich, daß, wenn Preußen nicht gegen Rußland gehe, es von so übermächtigen Feinden erdrückt, schließlich von Rußland, wie 1807 im Stich gelassen, die Zeche werde bezahlen müssen. Aber die anmaßende Haltung der Russen hatte auch ein gutes Theil dazu beigetragen, ihnen viele Gemüther in Preußen zu entfremden. Bei seiner Anwesenheit in Berlin hatte der Kaiser von Rußland, Nicolaus, sich zwar gegen jeden Preußischen Offizier vor einigen Jahren sehr liebenswürdig betragen, aber sein Auftreten war mehr das eines wohlwollenden, gnädigen Monarchen im eigenen Lande als das eines Gastes. Er befahl und man gehorchte, unser König an der Spitze, nicht selten zum geheimen Spott manches alten Aristokraten, der dem König das Jahr 1848 nicht vergeben konnte, aber zum inneren Aerger eines jeden guten Preußen, der sein Vaterland und seinen König liebte. Auf der anderen Seite standen die Ultra-Royalisten, welche royalistischer als der König waren und nur von einem reinen Russischen System Heil für Preußen erwarteten. Sie verehrten in dem Kaiser Nikolaus ihren Abgott und hielten nur eine Aufopferung für Rußland für tugendhaft, alle Abweichung von dieser Politik für sündhaft und verbrecherisch. Da gab es Offiziere in Preußischer Uniform, welche laut und offen dafür schrieen, Preußen müsse sich für Rußland opfern, und die nach Art

der Ritter vor sieben Jahrhunderten am liebsten an einem Kreuzzuge gegen die Türken theilgenommen hätten. Bei einer Unterhaltung mit einem Bekannten, dem trefflichen Grafen F., sagte mir dieser auf meine Vorstellung, daß man sich ohne Kenntniß von den Absichten der Regierung und der von ihr eingeleiteten Schritte und Verpflichtungen nicht für die eine oder die andere Macht so begeistern könne: „Sie sind wohl auch ein Engländer?“ — „Was sind Sie denn?“ fragte ich. „Ich bin Russe“, sagte er stolz. „Nun und ich ein Preuße“, entgegnete ich mit nicht geringerem Stolz. Die Ritter, welche für Rußland ins Feld ziehen wollten, waren geringer an Zahl, aber bedeutender an Energie. In der Umgebung des Königs waren damals wohl beide Richtungen in ziemlich gleicher Stärke vertreten.

Der König hatte eine sehr schwierige Stellung. Wenn er auch genau wußte, was er wollte, so konnte er doch einerseits seine Politik nicht wie ein Autokrat verfolgen, sondern bedurfte des Bewußtseins, daß seine Nation ihm beistimmte. Nun konnte er aber seine Absichten nicht enthüllen. Seine verwandtschaftlichen Neigungen zogen ihn zum Kaiser Nikolaus hin, trotz der Demüthigung, die ihm dieser 1850 bereitet hatte, seine christliche Neigung ließ in ihm keine Vorliebe für die Türken aufkommen, die frühesten Jugenderinnerungen erfüllten ihn mit Widerwillen gegen das Haus Napoleon. Aber auf der anderen Seite konnte er die Art und Weise, wie Nicolaus plötzlich den Frieden gebrochen hatte, nicht billigen. Er konnte und wollte nicht für eine Sache das Schwert ziehen, die so wenig das Recht für sich hatte. Somit war er von Anfang an für eine strikte Neutralität und hoffte Oesterreich mit für eine solche zu gewinnen. Dann waren die Berührungspunkte zwischen den Westmächten und Rußland nur gering, der Krieg mußte örtlich beschränkt werden, und wenn Oesterreich und Preußen fest zusammenhielten, so war vorauszusehen, daß beide streitende Parteien sich hüten würden, so mächtige Nachbarn durch Herausforderungen zu Gegnern zu machen. Wenn dann im begrenzten Kriege beide Parteien sich ermüdet hätten, könnten Oesterreich und Preußen das entscheidende Friedenswort sprechen.

Diese Politik hat der König durch den ganzen Krimkrieg durchgeführt. Er hätte sie glänzend beendet, wenn Oesterreich daran festgehalten und ihn nicht treulos hintergangen hätte.

Vorläufig aber schloß sich Oesterreich den Ideen des Königs unbedingt an, nachdem der König nach Paris und London vergeblich eine besondere Gesandtschaft geschickt hatte, um die beiden Westmächte von wirklichen kriegerischen Operationen gegen Rußland durch die Gewalt der Ueberredung abzuhalten. Allerdings war die Wahl des außerordentlichen Ge-

sandten eine recht unglückliche. Um den Werth zu zeigen, den der König auf diese Botschaft legte, hatte er damit nämlich seinen General-Adjutanten, kommandirenden General des Garde-Korps und intimen Freund, Grafen v. der Gröben, betraut. Dieser edle, brave und sehr religiöse alte Herr (er hatte sich schon im Jahre 1806 den Orden pour le mérite verdient) war aber als Militär in seinem Alter so wenig verständlich, weil er immer alle Sätze durcheinander sprach, daß man nie recht wußte, was er befahl. Außerdem aber sprach er weder Französisch noch Englisch. In Paris lachte man über ihn und sagte: „pour expliquer une chose inexplicable on nous envoit un homme qui ne sait pas s'expliquer."

Seine Mission scheiterte, und Oesterreich schloß im April in Berlin mit Preußen ein Schutzbündniß, welches der Feldzeugmeister Heß mit dem Grafen v. der Gröben vereinbarte. Danach verpflichteten sich beide Mächte, der andern mit aller Kraft beizustehen, wenn sie zur Zeit dieses Krieges von einem der streitenden Theile angegriffen werden sollte. Die Neutralität der beiden Deutschen Großmächte bildete die Grundlage des Vertrages.

Das Bündniß war lediglich ein Schutzbündniß. Graf Gröben aber nannte es in seiner Ueberschwenglichkeit immer ein „Schutz- und Trutzbündniß" der beiden Deutschen Großmächte und kann dadurch wohl bei den Oesterreichern Manches zu dem Glauben beigetragen haben, daß Preußen auch am Schlepptau Oesterreichs gehen werde, wenn es angriffsweise verfahren wollte. Der alte Heß aber, zurückhaltend, glatt und schlau, liebenswürdig und unterhaltend, war der Abgott der ganzen Berliner Welt.*)

Mittlerweile hatten meine persönlichen Angelegenheiten eine solche Wendung genommen, daß meine Aufmerksamkeit mehr als sonst auf die große Politik gerichtet ward.

---

*) Bei Abfassung obiger Darstellung der Entstehung des Bündnisses vom zwanzigsten April, konnten dem Prinzen Hohenlohe die Arbeiten Heinrich von Sybels: „Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I." noch nicht bekannt sein, da sie erst 1889 erschienen, die Niederschrift aber 1881 erfolgt ist. Es erscheint zweckmäßig, die Geschichte dieses Bündnisses auf Grund jener, unter Benutzung von Staatsakten veröffentlichten Arbeit hier kurz darzulegen.

Frankreich hatte für die Römischen Katholiken in Jerusalem größeren Antheil an dem Besitz und Gebrauch der heiligen Stätten von der Türkei begehrt und, wenn auch in sehr beschränktem Maße, bewilligt erhalten. Der ursprüngliche Anspruch hätte nur auf Kosten der Griechen erfüllt werden können und Rußland erklärte schon den Versuch dazu für eine Kränkung der Griechischen Kirche und für eine schwere persönliche Beleidigung des Kaisers, der durch alte Verträge ein formelles Recht zur Beschützung seiner Glaubensgenossen besitze.

Obgleich Frankreich vorsichtig von seinen Forderungen zurückgetreten war, glaubte Rußland doch den günstigen Zeitpunkt zur Lösung der Orientalischen Frage in aus-

Es war im Februar 1854 auf einem Hoffest im großen Schlosse, als der General Gerwien, mein früherer liebenswürdiger Taktik-Lehrer

---

schließlich Russischem Sinne für gekommen, und schickte den Admiral Fürst Mentschikow mit einem Ultimatum nach Konstantinopel, welches Anforderungen enthielt, die nur mit dem Untergang jeder Türkischen Selbständigkeit hätten erfüllt werden können.

Dies Russische Ultimatum lehnte die Türkei bestimmt ab.

Rußland besetzte infolgedessen die Moldau und Walachei, „als ein materielles Pfand für die Erfüllung seiner berechtigten Forderungen" — wie es erklärte.

Frankreich, durch die rechtswidrige Russische Ueberhebung zu der Hoffnung auf die Möglichkeit großer Erfolge ermuthigt, sandte seine Flotte sofort in die Griechischen Gewässer, welchem Beispiel die Englische Regierung, getrieben durch die öffentliche Meinung in London, zum Schutze der Türkei sich anschloß.

Oesterreichs Lage war durch das Russische Vorgehen an den Donaumündungen schwer geschädigt.

Preußen, obgleich nicht direkt benachtheiligt, mußte die Rechtlosigkeit der Russischen Offensive mit der ganzen Welt anerkennen; in Wien trat eine Konferenz der vier Mächte zusammen, um eine Einigung auf billige Bedingungen zu erzielen; der Versuch schlug fehl, und die Pforte erklärte an Rußland den Krieg.

Als die Westmächte ihre Flotten in das Schwarze Meer einlaufen ließen und Angriffe auf die Türkischen Küsten nicht dulden zu wollen erklärten, brach Rußland den diplomatischen Verkehr mit ihnen ab. In Wien aber einigten sich die vier Mächte über die erforderlichen Grundlagen eines dauernden Friedens, die in den Konferenz-Protokollen festgelegt wurden.

Ende Februar 1854 sendeten nun die Westmächte an die Höfe von Berlin und Wien die entscheidende Frage, welche Entschlüsse diese Höfe zu fassen gedächten, wenn Rußland, aufgefordert bis zum dreißigsten April die Fürstenthümer zu räumen, dieser Forderung nicht nachkäme, und die Westmächte eine solche Weigerung als Kriegserklärung betrachten würden.

Mit dieser Frage war die Entscheidung über ihr Verhalten Oesterreich und Preußen aufgenöthigt.

Oesterreich sandte an die Westmächte am fünfundzwanzigsten Februar die Erklärung, daß es eine energische Aufforderung an Rußland erlassen habe, die Fürstenthümer zu räumen; entgegengesetzten Falles hätte es die Verantwortung der Folgen zu tragen.

Für Preußen lagen die Verhältnisse schwieriger. Der König wollte gegen Rußland nicht gehen, weil das gleichbedeutend sei mit einem Kampf des Halbmondes gegen das Kreuz; mit Rußland konnte er nicht gehen, weil es Unrecht hatte; es stand bei ihm also fest, daß er neutral bleiben wollte; damit war aber die Gefahr verknüpft, daß alle liberalen Elemente gegen Deutschlaud gehetzt und dabei von Frankreich unterstützt werden würden.

Deshalb machte er den Versuch, den Gedanken der Preußischen Neutralität England annehmbar zu machen, zu welchem Zweck er den Grafen Albert Pourtalès nach London sandte, welcher dort die Vortheile der Neutralität Preußens für England in das hellste Licht zu setzen wußte, so daß er dafür sogar nicht unerhebliche Ansprüche an England stellte.

Daß die Sendung von Pourtalès erfolglos blieb, ist selbstverständlich.

Als Antwort an die Westmächte, auf deren Frage von Ende Februar, erging nunmehr die Antwort, daß Preußen die vorgeschlagene Konvention ablehne, da es

von der Kriegsschule, mir davon sprach, daß man im Generalstabe das Bedürfniß fühle, einen Militär bei der Gesandtschaft in Wien zu haben,

mit einem Kriege für Türken und gegen Christen nichts zu thun haben wolle; mit den Grundsätzen der Protokolle sei es nach wie vor einverstanden; sie zu verwirklichen, behalte es sich die Wahl der Mittel vor.

Das ganze Streben Oesterreichs ging natürlich dahin, Preußen aus dieser Stellung heraus zu locken und zu einem engen Bündniß zu veranlassen, so daß auch ein angriffsweises Vorgehen durch Preußen gedeckt wurde. Bei der Stellung, die Oesterrreich am Bunde in Frankfurt einnahm, glaubte es sich der Hülfe der Mittelstaaten versichert halten zu dürfen.

In Preußen stand der Entschluß fest, an der absoluten Neutralität festzuhalten und die Unabhängigkeit gegen jeden Eingriff zu wahren; der König unternahm daher den ersten Schritt, Oesterreich mit Deutschland zusammen zu einem engen Bündniß zu bewegen, um die centraleuropäischen Ländermassen zu einem mächtigen Gegengewicht in diesem Kriege zu vereinigen und sich gegenseitig für die Grenzen zu bürgen.

Oesterreich ging auf den Gedanken des Bündnisses bereitwilligst ein, theilte jedoch gleichzeitig mit, daß es bereits 150 000 Mann aufgestellt habe, im Begriffe sei, weitere 100 000 Mann in seinen östlichen Provinzen zu versammeln und von Preußen und Deutschland entsprechende Leistungen erwarte. Feldzeugmeister Heß werde demnächst zu Verhandlungen nach Berlin kommen.

Mittlerweile fand in Wien am neunten April eine erneute Konferenz der Gesandten der vier Großmächte bei dem Minister des Auswärtigen statt, obwohl die Westmächte bereits im Kriege mit Rußland sich befanden; es wurde in dem Protokoll festgesetzt, daß die Mächte bei den früher aufgestellten Grundsätzen beharren — die Räumung der Donaufürstenthümer unter Umständen durch Waffengewalt durchzusetzen sei.

In Berlin fanden die Verhandlungen mit dem General Heß ihren Fortgang und gipfelten in dem Satz, daß die beiden Mächte sich verpflichten, „gegen jeden Angriff auf ihre Gebiete auch in dem Falle einzutreten, wenn Eine von ihnen im Einverständniß mit der Andern zur Wahrung Deutscher Interessen aktiv vorzugehen, sich veranlaßt fände.“ Zum Beitritt zu diesem Bündniß sollten die Mittelstaaten aufgefordert werden.

Noch vor Abschluß des Vertrages verlangte General Heß, auf Grund des Wiener Protokolls vom neunten April, die Sicherstellung des Oesterreichischen Gebietes durch Preußen, welche durch einen Zusatzartikel bedingungsweise zugestanden wurde. Das Bündniß wurde am zwanzigsten April unterzeichnet und alle Einzelheiten in einer Militär-Konvention festgesetzt.

Der wesentliche Zweck des Vertrages war für Oesterreich die Deckung seines Gebietes bei seinem Vorgehen gegen Rußland, für Preußen die Sicherung seiner Neutralität gegen Frankreich und die Revolution. Der Antrag der verbündeten Großmächte an die Mittelstaaten, diesem Bündniß beizutreten, fand durchaus keine Unterstützung; die Neigungen der Mittelstaaten deckten sich mit den Preußischen, sie wollten unbedingt keinen Krieg und traten, Oesterreich am Bunde vereinsamt zurücklassend, den Anschauungen Preußens in Bezug auf die Neutralität bei, nicht ohne besondere Ansprüche für ihr Verhältniß zu den beiden Großmächten.

Der Kaiser von Oesterreich erließ die durch Preußen gemilderte Aufforderung zur Räumung der Donaufürstenthümer an Rußland, welche, wie in Tetschen verabredet wurde, von Preußen noch eine besondere Unterstützung erhalten sollte; es konnte

der sich mit dem Generalstabe verständige. Die bisher dort kommandirten Offiziere, Prinz Croy und Prinz Reuß, hätten sich hauptsächlich mit Tanzen beschäftigt, aber wenn sie auch zuweilen etwas gearbeitet haben sollten, so sei das doch nie etwas Militärisches gewesen. Man lebe seit 1850 in vollkommenster Unkenntniß über die Oesterreichische Armee. Am besten sei es, einen Generalstabsoffizier dorthin zu schicken, wie nach Paris, aber man habe kein Geld, um ihm die nöthige Zulage zu geben, und keinen wohlhabenden Generalstabsoffizier, der dorthin auf eigene Kosten gehen könne. Ich hätte mir auf der Kriegsakademie die nöthigen Kenntnisse gesammelt und würde wohl auch das nöthige Geld haben, um in Wien bei der Gesandtschaft anständig leben zu können. Der Prinz Reuß sei jetzt von Wien nach Paris versetzt, und man habe keinen Militär in Wien.

Zu dieser Zeit war meine ganze Aufmerksamkeit auf meine Unteroffiziere, Fahrer, Remonten u. s. w. gerichtet. Eine Neigung zum Leben in diplomatischen Kreisen hatte ich nie empfunden. Der Unterschied des bisherigen Lebens von dem diplomatischen, der Wirksamkeit im Lieutenantsdienst, wo ich jeden Mann und jedes Pferd genau kannte und erzog, von der bei einer Gesandtschaft, wo ich über eine Armee von vielen Hunderttausend Mann ein Urtheil abgeben sollte, war so groß, daß ich mich nicht sogleich in den Gedanken finden konnte. Ich sagte daher dem General, daß ich mir das erst überlegen, insbesondere mit meinem gerade anwesenden Vater sprechen wollte, ob derselbe geneigt sei, mir die Mittel zu bewilligen, welche zu einem solchen Aufenthalte in Wien nöthig seien. Der General sagte mir, ich hätte vierzehn Tage Zeit, mich zu entschließen, denn vorläufig sei es lediglich seine Idee, daß ich nach Wien gehen solle. Er habe noch nicht einmal mit dem General von Reyher, Chef des Generalstabes der Armee, davon gesprochen. Nachdem ich mich bei dem gerade in Berlin anwesenden Prinzen Reuß über die Geldverhältnisse in Wien orientirt hatte, sprach ich mit meinem Vater. Der sonst so strenge Herr war freudig bereit, Alles zu geben, was für die Zukunft des Sohnes von wirklichem Nutzen sein konnte, und redete mir sehr zu. Ich konnte mich aber immer noch nicht entschließen, meine mir lieb gewordenen Remonten, Unteroffiziere u. s. w. plötzlich zu verlassen.

---

danach kein Zweifel mehr sein, daß im Fall der Ablehnung jener Aufforderungen, der Kriegsfall eingetreten sei; es war auch kein Geheimniß, daß der Kaiser eine neue Aushebung von 95 000 Mann angeordnet habe, und damit etwa 250 000 Mann versammelt hatte. Den Mittelstaaten wurde eine gemeinsame Antwort gegeben, welche dieselben zunächst noch im Oesterreichischen Fahrwasser festhielt.

(Nach Sybel: Die Begründung des Deutschen Reiches unter Wilhelm I.)

Kleine Ursachen, große Wirkungen:

Im Laufe des Monats März sollte ich meine Remonten, Unteroffiziere u. s. w. bei der Besichtigung vorstellen und zeigen, was ich geleistet hatte. Ich wußte, daß das Resultat der Ausbildung nur ein gutes sein konnte, und freute mich auf die Besichtigung. Plötzlich erhielt ich im Laufe des Monats Februar den Befehl, vom ersten bis achtundzwanzigsten März die zur Artillerie kommandirten Unteroffiziere und Gefreiten vom Train und von der Infanterie in der Führung von Patronenwagen im Kriege zu unterrichten. Es sollte also unterdessen für mich ein Anderer meine Erfolge der Ausbildung vorstellen und die Früchte meiner Arbeit ernten. Daß gerade ich zu diesem Kommando ausersehen ward, wunderte mich um so mehr, als mein Oberst mir deshalb so viel anderen Dienst aufgebürdet hatte, weil ich gründlich in demselben orientirt werden sollte. Und nun riß er mich mitten aus demselben heraus. Ich war außer mir, und machte dem Obersten v. Röhl persönlich bittweise Vorstellungen. Da wurde ich hart angelassen; ich sei aggregirt, gehöre also gar nicht ordentlich zum Regiment, und er könne mich daher zu nichts Anderem gebrauchen, als zu solchen der Artillerie ebenfalls lästigen Kommandos. — Das war mir nach den Schmeicheleien, die er mir im Herbst gesagt hatte, denn doch zu arg. Ich ging direkt von ihm zum General Gerwien, und erklärte mich bereit zu dem Kommando nach Wien, ohne eine Zulage zu beanspruchen. Der General Gerwien führte mich sogleich zum General v. Reyher, der mir nun ausführlich von dem Zwecke meines Kommandos sprach, das er beim Kriegsministerium und beim Könige beantragen wollte. — Hierbei verlangte der General, ich solle seine Absicht geheim halten, bis eine Entscheidung erfolge. Ich fragte, ob ich auch verpflichtet sei, dies Geheimniß vor meinem Obersten zu bewahren; denn wenn er, der General, in seiner Eigenschaft als Chef des Generalstabes der Armee, in der er über jeden Offizier der Armee verfügen könne, mir die Verschwiegenheit gegen meinen Obersten nicht ausdrücklich zur Pflicht mache, dann hätte ich die Pflicht, meinem Obersten dienstliche Meldung zu machen. Reyher wurde bedenklich und fragte, ob ich glaube, daß der Oberst v. Röhl Einwendungen machen werde. „Gewiß“, sagte ich, „denn er sträubt sich gegen jeden Offizier, der vom Regiment abkommandirt werden soll.“ — „Dann müßte ich ihn fragen.“ — Ich bemerkte dem General, daß es dann andern Tags die ganze Stadt wisse, und daß der Oberst mir soeben erklärt habe, ich gehöre als Aggregirter gar nicht ordentlich zum Regiment, und er könne mich nur zu lästigen Kommandos gebrauchen. Da befahl mir Reyher, auch meinen Vorgesetzten gegenüber ein Geheimniß aus seinem Plan zu machen, und ich war froh, schweigen zu dürfen.

Nachdem ich mich in dieser Weise vorbereitet hatte, wie ich der Gewalt meines treuherzig aussehenden, aber nicht so handelnden Obersten entschlüpfen konnte, legte ich Ende Februar die theoretische Hauptmannsprüfung ab.

Wer die damalige Zeit in der Artillerie nicht erlebt hat, wird es kaum glauben, was für Zeug Alles damals in der Hauptmannsprüfung von dem geängsteten Examinanden verlangt wurde. Man hätte mögen ein lebendiges Wörterbuch sein. Dabei mußte man unter jede Arbeit die Versicherung, keine Hülfsmittel gebraucht zu haben, mit seinem Ehrenwort bekräftigen, und dennoch ward von kommandirten Aufpassern genaue Aufsicht geübt, daß man nicht abschriebe. Es war eines erwachsenen Menschen, vielmehr eines Offiziers von dreißig Jahren, welches Alter die Meisten überschritten hatten, geradezu unwürdig. Das Gefühl der Entrüstung über solche Behandlung war mir noch vollkommen gegenwärtig, als ich Inspekteur der zweiten Artillerie-Inspektion und Vorsitzender dieser Examinationskommission geworden war. Ich änderte sofort den ganzen peinlichen Gang dieser Prüfung.

Um von der damaligen Art und Weise nur ein Beispiel anzugeben, sei hier erwähnt, daß eine schriftliche Arbeit darin bestand, daß wir einen Belagerungstrain von einer bestimmten Anzahl Kanonen, Haubitzen und Mörsern auf dem Papier ausrüsten und zwölf Meilen weit fortschaffen sollten. Ein geängstigter Examinand hatte den unglücklichen Gedanken, den Examinator, General Lademann, zu fragen, ob jeder Wischer, Hebebaum, Pelzlappen und jede Puderdose berechnet werden müßte. Die Antwort erfolgte laut an uns Alle zweiundsiebzig Examinanden, mit dem strengen Bescheide, die kleinste Kleinigkeit müßte angegeben werden. Wenn ein einziger Pelzlappen fehle, so werde danach die Arbeit beurtheilt werden. — Ich faßte meine Arbeit dennoch nur summarisch auf und sagte am Schluß, eine listenweise Aufführung aller einzelnen Stücke hätte ich fortgelassen, obgleich sie verlangt sei, weil eine kriegsministerielle Verordnung die Aufstellung solcher Listen nach dem Gedächtniß verboten habe, und man sie nur mit dem Ausrüstungsplan des Belagerungstrains an der Hand aufstellen dürfe. Der Examinator, General Lademann, wollte mich für diese Kühnheit durchfallen lassen. Der Präses, General v. Strotha, aber sagte, ich hätte Recht, Lademann Unrecht. Das ist das Einzige, was ich je über mein Hauptmannsexamen gehört habe. Ein Resultat habe ich nie erhalten und ich weiß heute noch nicht, ob ich bestanden habe oder durchgefallen bin. Letzteres würde mir viel Freude gemacht haben, denn ich wurde früher Hauptmann im Generalstabe, als meine Examensarbeiten auch nur gelesen waren.

Meine Kommandirung nach Wien erfolgte aber nicht so bald, wie

es der General v. Reyher geglaubt hatte. Ich mußte am ersten März mit dem Unterricht der Mannschaften von der Infanterie und vom Train beginnen.

Im Anfange dieses Monats fand ein ernster Zusammenstoß in unserer Familie statt. Ein Freiherr v. Seherr-Thoß, der ein sehr stürmisches Leben geführt hatte, kam nach Berlin und legte meinem Vetter, dem Fürsten Hugo zu Hohenlohe-Öhringen, als dem Erben unseres gemeinschaftlichen Großvaters, einen Wechsel desselben vom Anfange des Jahrhunderts, also etwa fünfzig Jahre alt, vor. Er sagte, dieser Wechsel, der längst verfallen war, sei sein Eigenthum; er glaube auch, daß schon etwas dafür bezahlt sei, aber da er Geld brauche und diesen Wechsel einmal in Händen habe, so ersuche er den Fürsten, ihm daraufhin Geld für den Wechsel zu geben.

Da mein Vater und sein Bruder, der Vater des Fürsten Hugo, ihr Vermögen nur unter der Bedingung geerbt hatten, damit keine Schulden ihres Vaters zu bezahlen, aber statt dessen allen Inhabern von Wechseln Geschenke in der Höhe von deren Betrag allmählich nach ihren Kräften gemacht hatten, so war keine gesetzliche Verpflichtung zur Bezahlung solcher Wechsel vorhanden und auch die moralische Verpflichtung, Etwas für die noch vorhandenen Wechsel meines Großvaters zu zahlen, seit dem Jahre 1844 erloschen. Dies bemerkte der Fürst dem Baron v. Seherr und sagte, ob er im Stande sei, ihm, da er Geld brauche, zu helfen, das werde er sich noch überlegen. Er sprach mit einem in Berlin anwesenden Onkel des Barons, dem Grafen v. Seherr-Thoß auf Damrau, einem würdigen alten Herrn. Dieser war über die Unverschämtheit seines Neffen sehr erzürnt und machte demselben Vorwürfe. Letzterer schrieb, darob erregt, einen Brief an meinen Vetter, in welchem er meinen verstorbenen Großvater und meinen Vetter mit den gröblichsten Vorwürfen überschüttete.

Wir waren augenblicklich drei Enkel des beleidigten Großvaters in Berlin (beziehungsweise Potsdam) anwesend, nämlich dieser mein Vetter, mein Bruder in Potsdam und ich. Wir beschleunigten alle Vorbereitungen und rückten den folgenden Tag mit den nöthigen Sekundanten nach dem Grunewald aus, den Schimpf zu rächen. (Neunter März.) Mein Vetter, der zuerst und auch persönlich Beleidigte, mußte zuerst in den Kampf, obgleich er Familienvater war. Wenn er verunglückte, wollten wir ihn ablösen. Baron Seherr schoß ihn aber nur durch die Haare (auf sehr nahe Entfernung) und mein Vetter ihm mitten auf den Leib, so daß er zusammensank. Da er dann eine Erklärung unterschrieb, in der er seinen beleidigenden Brief als im Rausche geschrieben bezeichnete und zurücknahm, so war die Sache damit abgemacht. Die Gegner hatten viel Frühstück mitgenommen und schlugen ein Versöhnungsfrühstück vor, wozu wir aber

keine Neigung verspürten. Wir stiegen zu Pferde und galoppirten nach Berlin zurück. Ein Herr v. Heydebrandt u. der Lasa, früher Offizier im Regiment der Gardes du Corps, war bei dieser Gelegenheit als Sekundant meines Vetters von unschätzbarem Werth behufs glatter und entschlossener Erledigung der ganzen Sache. Erst nach der Rückkehr begaben wir uns zu meinem Vater, dem einzigen noch lebenden Sohne des Beleidigten und theilten ihm den ganzen Vorfall mit. Aus Furcht, er könne verlangen, zuerst in die Bresche zu treten, hatten wir ihm vorher von der Beleidigung nichts mitgetheilt. Mein Vater war sehr befriedigt von der schnellen und energischen Erledigung der Sache, und des Mittags vereinigte uns ein recht heiteres Herrendiner beim Fürsten Hugo. Der Baron v. Seherr lag lange in Lebensgefahr, wurde aber wieder gesund.

Dieses Duell machte viel Aufsehen in ganz Berlin. Es war noch denselben Tag derart Stadtgespräch, daß der Prinz von Preußen abends im Opernhause lachend dem Fürsten Hugo ins Ohr sagte: „Mörder". Dennoch hat sich kein Gericht hineingemischt. Es war kein Kläger vorhanden.

Wenige Tage darauf kam ein Pferdehändler Minden, mit dem ich manchmal Pferdegeschäfte gemacht hatte, zu mir und sagte, er habe vor Kurzem einen Wechsel meines Großvaters vom Jahre 1803 von einem Herrn v. Schimmelpfennig v. der Oye im Betrage von 10 000 Thalern für zehn Louisd'ors kaufen können. Ich sagte ihm, daß ich das nicht glaube, er möge es mir erst beweisen.

Etwa einviertel Jahr darauf erhielt ich in Wien von diesem Herrn v. S. einen Brief, worin er mir schrieb, der Pferdehändler Minden habe ihm gesagt, ich hätte für einen Wechsel meines Großvaters über 10 000 Thaler zehn Louisd'ors geboten. Er forderte mich zur Aeußerung auf, wie hoch ich den Wechsel meines Großvaters taxirte, da er meine Antwort der Oeffentlichkeit zu übergeben gedächte. Ich antwortete ihm ungefähr, ich sei bereit, ihn in Blei zu bezahlen. Er kam nicht und ließ nichts drucken. Ich hörte nichts mehr von ihm.

Es war sonst recht auffallend, um wie viel rücksichtsvoller und höflicher seit diesem Duelle alle Menschen gegen Mitglieder der Familie Hohenlohe waren. In jener Zeit hatten im Landtage recht unerquickliche Scenen und Wortwechsel zwischen diversen Vertretern stattgefunden. Es waren unter Anderem zwischen dem Freiherrn v. Vincke und dem Grafen Renard Schimpfreden der gröbsten Art gefallen. Sie hatten viel Hin- und Herreden aber kein Duell zur Folge gehabt. Die Mitglieder aller vornehmen Familien waren davon sehr unangenehm berührt, daß Herren mit adeligen Namen dem größeren Publikum gerade in dieser gegen den Adel ungünstig gestimmten Zeit das Schauspiel öffentlich angethanen un-

gesühnten Schimpfes darboten. Um so angenehmer berührte in diesen Kreisen die von Seiten des Fürsten Hugo Hohenlohe erfolgte rasche That in einer solchen Angelegenheit.

Der März ging vorüber und meine Kommandirung nach Wien erfolgte immer noch nicht. Wohl erzählte mir jedesmal General Gerwien, wenn er mich in Gesellschaft traf, wie nothwendig ich in Wien sei, und wie dringend der Generalstab gerade jetzt meine Anwesenheit daselbst wünsche, in einer Zeit, in der militärische Verabredungen mit Wien getroffen würden, aber es geschah nichts. Woran es gelegen hat, daß die Entscheidung solange auf sich warten ließ, habe ich nie erfahren.

Zu Ostern begleitete ich meinen Vater auf einige Tage in die Heimath, um dann meine Mutter und meine Schwestern nach Berlin zu begleiten, die einer Aufforderung des Königs zufolge bei Hofe vorgestellt werden sollten. Ich freute mich sehr darauf, sie in der Berliner Gesellschaft einführen zu helfen, und ihnen Berlin zu zeigen. Auf der Rückreise nach Berlin fühlte ich mich aber unwohl und als ich die Damen den ersten Tag ins Museum führte, ward ich so krank, daß ich nach Hause mußte. Ich legte mich, und den folgenden Tag brachen die Masern bei mir aus. Zugleich erhielt ich den Regimentsbefehl, in diesem Jahre mit dem Remontekommando nach Ostpreußen zu gehen. Ich sollte dann Ende April Berlin verlassen und im September wieder zurückkehren.

Ich war in einer Stimmung, welche mich der Verzweiflung nahe brachte. Statt daß ich meinen Schwestern Berlin zeigte und sie auf Bälle begleitete, mußte ich in meinem Zimmer eingesperrt liegen. Keine Luft und kein Licht durften eindringen. Ich durfte nicht lesen und Niemand sehen, denn die Krankheit galt für schrecklich ansteckend. Die Meinigen durften nicht zu mir, denn sonst hätten sie nicht zu Hofe gedurft, wo man die Masern sehr fürchtete.

Jeden Augenblick, jeden Tag konnte die Entscheidung kommen, daß ein Offizier nach Wien gehen solle. Lag ich dann an den Masern krank, dann, so glaubte ich, würde man einen Anderen schicken. Dabei konnte ich kaum wünschen, gesund zu sein, denn dann hätte ich nach Ostpreußen marschiren müssen und wäre auch nicht für die Kommandirung nach Wien verfügbar gewesen. Das Alles ging mir so im Kopf herum, und zwar in den endlosen Tagen und Nächten, in denen ich von all' und jedem Verkehr abgeschlossen in meinem Bett liegen mußte, daß ich nervös und weichmüthig wurde wie ein kleines Kind, und wenn die Reitende Artillerie an meinen Fenstern vorbei zum Exerziren ausrückte, weinte ich wie ein altes Weib.

Da ich selbst nicht lesen durfte, so mußte mir, den kein Kamerad besuchen kam, mein Diener die Zeitungen vorlesen. Seine philologischen

Kenntnisse waren aber von der größten Dürftigkeit, und ich erinnere mich noch genau der Wuth (denn ich ward von Tag zu Tag reizbarer), in die ich gerieth, wenn er mit Konsequenz Sialialistra statt Silistria aussprach. Es war nämlich die Zeit, in der die Russen über die Donau gegangen waren und durch die Belagerung von Silistria eben so im weiteren Vorgehen aufgehalten wurden wie fast ein Vierteljahrhundert später durch die von Plewna, nur mit dem Unterschiede, daß Silistria siegreich widerstand. Dort kommandirte Grach-Pascha, als früherer Unteroffizier Grach bei derselben zweiten Reitenden Garde-Batterie wohlbekannt, bei der ich stand. Große Ereignisse waren wieder in Aussicht, Krieg bereitete sich in ganz Europa vor und ich sollte wieder wie im Jahre 1849 verhindert sein, Etwas mit zu erleben.

Man wird die verzweifelte Stimmung entschuldigen, der ich mich in meiner Einzelhaft hingab. Aber Unrecht war es doch. Der Mensch soll nie mit seinem Schicksal rechten und besonders sich nicht grämen über das, was ihm unverdient zustößt. Nachträglich habe ich einsehen müssen, daß gerade meine Erkrankung, die ich damals für ein dreifaches Unglück hielt, und die Verzögerung der Entscheidung darüber, ob ein Offizier nach Wien gesandt werden solle, zu meinem Nutzen ausgeschlagen sind. Denn wäre ich gesund geblieben, so hätte ich nach Ostpreußen marschiren müssen und man hätte einen Andern nach Wien gesandt. Hätte sich aber, da ich einmal krank war, die Absendung eines Offiziers nicht zufällig durch andere Umstände bis zu meiner Genesung verzögert, dann hätte ich nicht abreisen können und man hätte auch Jemand anderes an meiner Stelle ausgesucht. So trafen die beiden mich so schwer auf die Probe stellenden Unannehmlichkeiten so zusammen und mußten so eintreten, damit ich nach Wien kommandirt werden konnte. Meine Kommandirung nach Wien war aber, wie wir weiter sehen werden, die Grundlage zu meiner außergewöhnlich schnellen Laufbahn.

Im Laufe des Monats Mai, nachdem ich vier bis sechs Wochen Stubenarrest gehabt hatte, erhielt ich Erlaubniß, die schöne warme Witterung zu Spazierfahrten zu benutzen. Ich war ein oder zwei Mal ausgefahren, als ich ein Billet vom General Gerwien erhielt mit der Anfrage, wie es mit meiner Gesundheit stehe und ob ich zu ihm kommen könne. Ich fuhr sogleich, obwohl noch mit blauer Brille und grünem Schirm zum Schutze der Augen bewaffnet und noch sehr ermattet, bei ihm heran und erfuhr, daß meine Kommandirung nach Wien nun bald erfolgen könne, und man im Generalstabe wünsche, daß ich dann bald abreise. Es werde wohl noch eine bis zwei Wochen dauern, ich solle dieselben nur benutzen, um mich wieder ganz zu erholen. Zugleich gab mir General Gerwien die Nachricht, daß mein Freund und Kamerad Fidler, der mit mir auf

der Kriegsakademie gewesen war und zur Zeit in Spandau stand, in den Generalstab berufen sei, ich sollte es ihm mittheilen.

Als ich in meine Wohnung zurückkehrte, schrieb ich daher bald ein Billet an Fidler und gab es meinem Diener mit dem Auftrage, es auf den Bahnhof zu besorgen. Da noch eins meiner Pferde auszureiten war, so befahl ich ihm, dies damit zu verbinden, mit dem Bemerken, er habe bis zum nächsten Zuge zwei Stunden Zeit. Ich sagte dies ausdrücklich, weil er die Neigung hatte, zum Schaden meiner Pferde in der Stadt auf dem Pflaster zu galoppiren, und weil er schon öfter dieserhalb von mir getadelt war. Wie ich nachher hörte, soll er vom Stalle aus wie ein Rasender in der Karriere fortgeritten sein. In der Nähe des Bahnhofes ist er dann gestürzt. Er brach einen Fuß, der ihm später unter dem Knie abgenommen ward.

Eine halbe Stunde, nachdem er abgeritten war, brachte man ihn mir in die Wohnung heraufgetragen, und ich sollte in meinem schwachen Zustande, in dem ich noch selbst der Pflege bedurfte, meinen Diener pflegen. Der Mann schrie so vor Schmerz, daß ich, nervenschwach wie ich war, fast ohnmächtig vor Schreck wurde. Viele Jahre nachher, als ich schon viele Unannehmlichkeiten mit diesem Manne wegen seiner Undankbarkeit und Frechheit gehabt hatte, verrieth mir erst der behandelnde Arzt, daß der Mann immer geschrieen, wenn ich kam, sonst aber sich still verhalten habe. Auf Befragen, ob er Schmerzen litte, habe er verneint, mit dem Bemerken, er schriee nur, weil ich weich und gutmüthig sei, denn mich und meine Familie wollte er für diesen Sturz gehörig schröpfen.

Ich mußte ihn folgenden Tages zur Pflege nach der Charité schaffen lassen, wo ich die ganze Kur für ihn bezahlte, obgleich ich gesetzlich nur verpflichtet war, die ersten vier Wochen für ihn zu zahlen. Nach mehreren Monaten ward er aus der Charité als geheilt entlassen. Der eine Fuß fehlte, im Laufe der Zeit erhielt er erst einen Stelzfuß, dann einen falschen Fuß, mit dem er sehr gut gehen konnte. Er war der Sohn eines sehr wohlhabenden Bauern am Rhein, aber obgleich er sein Vermögen auf circa fünftausend Thaler Werth angegeben hatte, gab er doch vor, noch nicht nach Hause gehen zu können. Ich war mittlerweile in Wien und mein Vater nahm ihn aus Mitleid nach Koschentin, wo er für seine vollen bisherigen Kompetenzen erst gar nichts that und sich erholte. Später gab ihm mein Vater die Aufsicht über den Weinkeller und das Mehl. Beides glückte nicht. Mein Vater wollte gegen einen Verunglückten nicht die Untersuchung wegen Veruntreuung veranlassen, sondern ließ ihm nur die Pflichten seiner Stellung abnehmen. Je weniger der Mann zu thun hatte, desto anspruchsvoller ward er, und nach zwei Jahren, als seinen Forderungen ein Veto entgegengesetzt ward, drohte er mit seiner Entlassung, die ihm bewilligt wurde.

Er kam nun nach Berlin, wo ich mittlerweile Flügeladjutant des Königs geworden war, heirathete, errichtete eine Schänke in einem Keller und bat mich wiederholt um Geldsummen, wenn das Geschäft schlecht ging. Ich unterstützte ihn auch oft. Eines Tages aber schrieb er mir, als ich in Italien war, einen entsetzlich groben Brief, er sei müde, immer zu bitten, und verlange jetzt von mir eine Pension von monatlich vierzehn Thalern auf Lebenszeit, widrigenfalls er mich beim König und bei Gericht verklagen werde. Ich hatte nun für ihn kein Herz mehr, besonders da ich jetzt auch seine erste Aeußerung erfuhr. Alle halbe Jahre schrieb er mir, bald grob, bald bittend, ohne Antwort zu erhalten.

Endlich, dreizehn bis vierzehn Jahre nach dem Sturz, verklagte er mich vor Gericht und verlangte dreitausend und zweihundert Thaler als Aequivalent für die vergangene und zukünftige Pension. Ich übergab die Sache einem Rechtsanwalt, der mich auslachte und sagte, das geschehe den vornehmen Familien ganz Recht, daß sie von den Dienstboten so gemißbraucht würden, weil sie so gutmüthig wären und durch ihre Freigebigkeit und Gutmüthigkeit nur die Dienstboten frech machten und anderen Privatleuten das Leben erschwerten. „Wenn Sie diesem frechen Burschen gegenüber sich lediglich auf dem Standpunkt der gesetzlichen Verpflichtung gehalten und vier Wochen für ihn in der Charité bezahlt und sich dann nicht weiter um ihn bekümmert hätten, so wäre es ihm nie eingefallen, so frech zu werden!“

Der Prozeß wurde durchgeführt und ich gewann ihn durch alle Instanzen. Nun wurde der Prozeß in niedrigen Schmutzblättern unter der Ueberschrift „Noblesse oblige“ derart dargestellt, als ob ich durch juristische Kniffe den Verpflichtungen gegen einen Krüppel entgangen wäre und dabei war der Artikel so geschickt gehalten und die boshaften Verdächtigungen so zwischen den Zeilen zu lesen, daß sich gerichtlich nichts dagegen machen ließ. Ich übergab Alles dem Rechtsanwalt, der nunmehr die Gerichtskosten gegen den p. Johann Stolz einklagte, denn er war in die Kosten verurtheilt. Durch einen Schreibfehler ward die Exekution, die von mir also veranlaßt war, an mir selber vollstreckt, und ich sollte die Kosten zum zweiten Male bezahlen. Nachdem dies Mißverständniß aufgeklärt war, verschwand Herr Johann Stolz und ich erhielt den Bescheid, er sei nicht zu ermitteln. Das war dem Gericht am bequemsten.

Unterdessen aber belagerte der unverschämte Mensch mich allwöchentlich einmal mit einem Bitt- oder Drohbriefe von Neuem und stellte sich täglich mir in den Weg, wenn ich in den Dienst ritt. Endlich riß mir die Geduld, ich wandte mich an die Polizei, unter Darlegung der Akten, und bat um Schutz wegen Belästigung. Seitdem habe ich nichts mehr von ihm gehört.

Die ganze Angelegenheit wäre des Niederschreibens nicht werth, wenn nicht vielleicht Jemand eine Lehre daraus ziehen könnte, wohin unzeitige Gutmüthigkeit führen kann. Im vorigen Jahrhundert wurden die unteren Volksklassen von den Höheren geknechtet. Die neueste Gesetzgebung hat das Verhältniß umgekehrt. Die höheren Volksklassen stehen unter der Tyrannei der unteren. Nur die strengste Anwendung der zu unseren Gunsten sprechenden Bestimmungen der Gesetze kann uns gegen unsere eigenen Dienstboten schützen. Das alte patriarchalische Verhältniß zwischen Herren und Diener hat aufgehört. Wir müssen um unser Herz eine Rinde legen, wollen wir uns nicht dem öffentlichen Gelächter preisgeben. Es ist traurig, aber nicht mehr zu ändern.

Nachdem ich von den Masern völlig genesen war und meine Kräfte wieder erlangt hatte, trat ich meinen Dienst in der Truppe im Juni wieder an. Von meinem Kommando nach Wien hörte ich gar nichts mehr. Ich fragte auch nicht mehr danach und gab mich mit dem Gedanken zufrieden, daß es ein schöner Traum gewesen. Mein Remonte-Kommando war mittlerweile unter einem Anderen abmarschirt und ich that meine Pflicht als Premier-Lieutenant.

In dieser Eigenschaft führte ich im Laufe der Juni-Uebungen und beim Beginn der Schießübung häufig die Batterie in Vertretung des Hauptmanns, welcher Stabsoffiziersdienste that. So war es auch am fünften Juli. Ich führte die zweite reitende Batterie bei einer großen Uebung auf dem Tempelhofer Felde, die man „Regiments-Manöver" nannte. Nach der Uebung kam der Adjutant, Lieutenant v. Helden-Sarnowsky, an mich herangesprengt mit den Worten: „Der Oberst befiehlt mir, daß ich der ollen Diplomaten-Batterie bestellen soll, Sie seien durch Allerhöchste Kabinets-Ordre zur Gesandtschaft in Wien kommandirt und hätten Sich baldmöglichst auf Ihren Posten zu begeben."

In Wien.

Nach erhaltenem Befehle meldete ich mich gleich auf dem Exerzirplatze bei allen Vorgesetzten ab, und, zu Hause angekommen, zog ich mich um und machte meine Meldung im Generalstabe. General v. Reyher und General Gerwien sprachen mir ihren Wunsch aus, daß ich mich so bald als nur irgend möglich nach Wien begeben möge, und fragten mich, wie viel Zeit ich zur Abreise brauchte. Ich erwiderte, daß ich als einzeln stehender junger Offizier gar keine Zeit zu Vorbereitungen nöthig hätte und nur die erforderlichen Meldungen machen müsse. Wenn mich daher

der König annehme oder nicht anders befehle, so könnte ich übermorgen, den siebenten Juli, abends, reisen.

So geschah es. Ich fuhr den sechsten Juli nach Sanssouci, ward vom König gnädig empfangen, nach meiner Meldung auch zur Tafel gezogen, machte in Berlin am sechsten und siebenten noch alle andern Meldungen, packte ein und reiste den siebenten Juli abends nach Wien ab.

Ich erwartete, bei meinen Meldungen die nöthigen Befehle und Instruktionen zu erhalten. Seine Majestät der König hatte mir für mein Kommando weiter keinen Auftrag gegeben als den Abschiedswunsch: „Adieu, amusiren Sie sich gut in Wien“. Auf dem Generalstabe wurde ich dahin beschieden, ich würde am besten sehen, was militärisch wissenswerth sei. Ich hätte über Alles zu berichten, was in der Oesterreichischen Armee Bemerkenswerthes vorgehe. Auf meine Frage, ob ich an den Generalstab zu berichten habe, sagten mir beide Generale, sie hätten strengen Befehl, von den bei den Gesandtschaften kommandirten Offizieren keine direkten Berichte zu verlangen. Das Kriegsministerium erhalte vom Auswärtigen Amt das Nöthige überwiesen, und vom Kriegsministerium gingen dann die Berichte an den Generalstab. Was also meine Stellung und die Formen meiner Berichte anbetreffe, so würde ich das Weitere im Kriegsministerium erfahren. Ich ging also zum Kriegsminister Grafen Waldersee. Dieser sagte mir auf dieselbe Frage, ich sei der Form nach dem Gesandten zugetheilt und habe denselben in allen Fragen des dienstlichen Verkehrs als meinen Vorgesetzten zu betrachten, es sei aber dem Kriegsministerium wünschenswerth, daß die bei den Gesandtschaften dienstthuenden Offiziere sich im Wesentlichen ganz selbständig hielten, nur müsse der Gesandte alle meine Berichte lesen, ehe sie abgingen. Auf meine Frage, an wen ich schreiben sollte und wie oft, antwortete mir der Kriegsminister, das wisse er nicht, das sei Formsache und würde ich im Auswärtigen Amt erfahren. Ich erkundigte mich nun, ob ich dienstlich zugängliche Quellen in Wien fände, die mir den Inhalt zu meinen Berichten lieferten. Der Minister beschied mich, wo die betreffenden Herren das erführen, was sie schrieben, sei ihre Sache —, dann zögerte er, lachte und fügte hinzu: „In Oesterreich erfährt man Alles, wenn man es versteht, den Frauen den Hof zu machen“. Zum Schluß sprach er den Wunsch aus, ich möchte den Osten der Oesterreichischen Monarchie bereisen, um zu sehen, ob Oesterreich gegen Rußland Truppen aufstelle, jedoch sollte ich solche Reise nur unternehmen, wenn ich dadurch keinen Anstoß bei der Oesterreichischen Regierung erregte.

Ich begab mich nun zum Minister der Auswärtigen Angelegenheiten. Manteuffel empfing mich, räusperte sich viel und sprach wenig, sagte

gar nichts. Ich frug nach der Persönlichkeit, mit der ich offiziell zu korrespondiren habe, worauf mir Manteuffel sagte, ich stehe eigentlich unter dem Gesandten, also unter dem Auswärtigen Amte, aber das Kriegsministerium wünsche, daß man mir Selbständigkeit lasse, ich würde ja sehen und das Nöthige wohl in Wien erfahren.

Beim Abschied vom Generalstabe wies man mich noch an den Hauptmann v. Tiedemann vom Generalstabe (jetzt Generallieutenant z. D. in Dresden), der mir ein ganzes Aktenstück voll Einzelfragen über die Oesterreichische Armee mitgab, deren Beantwortung mir nicht befohlen, aber als angenehm und wünschenswerth bezeichnet wurde. Ich steckte das Aktenstück ein.

Nunmehr war ich gründlich belehrt, was ich zu thun hatte, und wie die Formen waren, in denen ich mich verhalten sollte. Der Einzige, der mir eine Instruktion gegeben hatte, war der Kriegsminister gewesen, und diese Instruktion hatte darin bestanden, daß ich angewiesen ward, den Damen den Hof zu machen.

Wer, wie ich, achtzehn Jahre unter der denkbar strengsten väterlichen Zucht aufgewachsen war und dann neun Jahre als Offizier in einer Armee gedient hatte, in der jeder Schritt und Tritt durch Befehl oder Vorschrift geleitet wird, dem mußte es eigenthümlich vorkommen, plötzlich in eine Lage gebracht zu sein, in der er nicht nur keinen Befehl, sondern auch nirgends einen Rath erhielt und selbst beurtheilen sollte, was zu thun sei und wie.

Ich ordnete meine Privatangelegenheiten, erhielt im Auswärtigen Amte Depeschen und einen Paß als Courier und reiste den siebenten Juli abends elf Uhr nach Wien, wo ich den achten Juli, abends sieben Uhr, eintraf und meine Depeschen auf der Gesandtschaft abgab. Dann brachte ich meine Sachen nach dem Hotel zur Stadt Frankfurt, wo ich mir ein Zimmer nahm.

Unser Gesandter in Wien, Graf Arnim, war zur Kur in Marienbad abwesend. Er ward für die laufenden Angelegenheiten durch den Gesandtschaftssekretär Grafen Flemming (jetzt, 1881, Gesandter in Baden) vertreten. Für die große schwebende politische Frage des orientalischen Krieges aber war ein außerordentlicher Gesandter, der Staatsminister a. D. Graf v. Alvensleben (früherer Finanzminister), nach Wien gesandt. Dieser durch seinen Reichthum, seinen selbständigen Charakter und seinen Verstand allgemein bekannte Herr war ein alter Junggeselle, Lebemann, beim Könige sehr angesehen, aber bisher nie mit Angelegenheiten der äußeren Politik beschäftigt gewesen.

Der Legationssekretär Graf Flemming empfing mich kurz und in hohem Grade unfreundlich. Auf meine Frage, an wen ich meine Berichte

zu machen habe, sagte er mir: „Sie gehen uns überhaupt garnichts an. Sie können schreiben, was Sie wollen und an wen Sie wollen. Wir haben die Vorschrift, Sie gewähren zu lassen. Man will in Berlin oft etwas Militärisches wissen, das werden wir Ihnen zuschreiben und dann können Sie es erledigen“.

Der Minister Alvensleben wohnte im Erzherzog Carl. Er war sehr freundlich gegen mich, sprach sehr viel, sagte mir aber dabei garnichts und er fand, Oesterreich sei jetzt so friedlich gesonnen, daß er garnicht wisse, wozu ein Offizier zur Gesandtschaft geschickt werde. Militärisches sei garnichts los. Auf meine Bitte, mich im diplomatischen Korps und in den militärischen Kreisen vorzustellen, erhielt ich von Graf Flemming eine Anzahl Visitenkarten, die ich mit den meinigen im diplomatischen Korps abgeben durfte; Graf Flemming stellte mich dem Minister des Auswärtigen Grafen Buol-Schauenstein vor, was seine Pflicht war, aber was die militärischen Persönlichkeiten anbetrifft, so kannte sie keiner der beiden Herren. Der Graf v. Alvensleben war bereit, mich dem Feldmarschall a. D. Grafen Wratislaw vorzustellen, mit dem er oft Whist spielte, das war Alles. Dem Kaiser könnte ich beim nächsten großen Hofball im Februar nächsten Jahres vorgestellt werden; so ward ich beschieden.

Es war klar, Flemming hegte eine bureaukratische Eifersucht gegen die selbständige Stellung, die ich bei meiner Jugend einnehmen sollte, während er, ein alter Diplomat, nur Sekretär war, und wollte Alles daran setzen, um mich überhaupt zu nichts kommen zu lassen; dem Grafen Alvensleben aber, dessen Funktionen aufhörten, wenn Graf Arnim zurückkehrte, war ich sehr gleichgültig, wenn er nur wenig durch mich belästigt ward.

Ich war also ganz auf mich allein angewiesen. Außerdem aber war mir klar, daß ich, wenn ich mir nicht selber half, noch ein halbes Jahr in Wien unbekannt herumlaufen und bis dahin nichts Ersprießliches wirken konnte. Denn im Februar sollte ich dem Kaiser vorgestellt werden und es war Juli. Außerdem verlangte die Hofsitte, daß ich keinem Erzherzoge früher bekannt werden dürfe, als bis ich dem Kaiser in meiner Eigenschaft als Militärattaché vorgestellt wäre.

Als mir das Alles im Laufe des neunten Juli klar geworden war, während ich meine Visitenkarten abgegeben hatte, und da ich durchaus nicht Lust hatte, mit meiner Thätigkeit ein halbes Jahr zu warten, bestellte ich mir den zehnten Juli einen Wagen, zog mir Paradeanzug an, fuhr zu allen obersten Militärbehörden Wiens und meldete mich als Offizier. Ich fing beim Generaladjutanten Grafen Grünne an, welcher mich von Berlin her wiederzuerkennen vorgab, voll Freundlichkeit war

und mir zu übermorgen zur großen Parade ein Kaiserliches Pferd stellen ließ, damit ich nach der Parade meine persönliche Meldung beim Kaiser machen könnte. Dann machte ich meine Meldung beim Oberkommandirenden in Niederösterreich, Feldzeugmeister Grafen Wimpffen, beim Feldzeugmeister Heß, dessen Vertreter, dem General Nagy, also den Chefs des Generalstabs, beim Chef der Artillerie Erzherzog Wilhelm und beim General-Artilleriedirektor, dem berühmten alten Feldzeugmeister Augustin, dem Erfinder der Oesterreichischen Raketen, bei Kommandanten und den Generälen. Ich ward überall angenommen und man begegnete mir äußerst freundlich. Alle Oesterreichischen Militärs sagten mir, mein Zweck könne kein anderer sein, als der, über die Oesterreichische Armee das Interessante zu berichten. Ein Jeder erbot sich, mir über Alles Auskunft zu geben, was ich wissen wollte, und ich solle nur gelegentlich kommen und fragen. Zwischen zwei Armeen, welche durch das Schutzbündniß vom zwanzigsten April 1854 vereint seien, gebe es keine Geheimnisse. Ich bedankte mich vorläufig und bat noch um nichts. Mein nächster Zweck war, persönlich bekannt zu werden. Nach Beendigung dieser Visiten begab ich mich auf die Gesandtschaft und sagte dem Grafen Flemming recht vergnügt „Guten Morgen“. — Dieser war sehr aufgebracht, daß ich in Wien in Uniform ging. Ich sagte ihm, ich hätte Visiten gemacht, zu denen ich die Uniform für zweckmäßig hielte. Darauf erregte sich Flemming immer mehr und sagte, der Graf Arnim werde, wenn er wiederkomme, es gewiß verhindern, in Uniform in Wien sich zu zeigen; derselbe liebe das nicht. Ich entgegnete ihm, daß ich das abwarten und so oft in Uniform gehen werde, wie ich es für nöthig hielte. Dann begab ich mich zum Grafen Alvensleben und bat ihn, mich dem Feldmarschall a. D. Grafen Wratislaw vorzustellen; diese Staatsaktion ward auf den Abend im Kasino verschoben, wenn Alvensleben mit Wratislaw Whist spielen werde.

Zwei Tage darauf, am zwölften Juli, begab ich mich an den von Grünne bezeichneten Ort im Paradeanzuge, erhielt ein Pferd aus dem Kaiserlichen Marstall und machte nach der Parade meine Meldung beim Kaiser. Derselbe sagte mir einige Höflichkeitsworte ohne besondere Bedeutung, aber das Faktum war gemacht, und ich war in Wien zu Hause.

Nachdem ich mich ohne Hülfe des Gesandten oder dessen Stellvertreters in der Wiener Welt selbst eingeführt hatte, stand ich, dem Wunsche des Kriegsministers gemäß, auch selbständig da. Um dem Grafen Flemming dies bemerklich zu machen, begab ich mich gleich nach der Parade im Paradeanzuge wieder zum Grafen Flemming. „Schon wieder in Uniform?“ sagte er. „Ja“, sagte ich ziemlich nachlässig, „ich habe mir

die Parade angesehen". — „Was?" rief er, „in Uniform? Das geht ja nicht, das fällt auf, ein Preußischer Offizier kann nicht in Uniform auf die Parade gehen, ohne dem Kaiser vorgestellt zu sein". — „Das dachte ich auch", antwortete ich, „darum habe ich mich beim Kaiser gemeldet. Grünne gab mir ein Kaiserliches Pferd."

Flemming war so verblüfft, daß er fast umfiel. Ich that ganz vertraut mit allen Oesterreichischen berühmten Größen, sprach von Grünne, Heß, Clam-Gallas ꝛc., als ob sie vertraute Bekannte von mir wären, und das Alles hatte ich in vier Tagen erreicht; er war schon jahrelang in Wien und hatte alle diese Leute kaum gesehen. Dann ging ich nach Hause und zog mir Civil an. Denn wo es nicht nöthig war, ging ich nicht gern in Uniform. Dies in Wien fremde Kleid fiel zu sehr auf. Mechanisch grüßte ich jeden Offizier, weil das in Berlin so Sitte ist. Aber sie grüßten mich nicht wieder. In Oesterreich nennen sich alle Offiziere desselben Grades „Du", ob sie sich kennen oder nicht, aber sie grüßen sich nicht auf der Straße.

Nachdem meine gesellschaftliche Position gesichert war, machte ich mich an die Arbeit.

Ich studirte das Aktenstück voll Fragen durch, welches mir der Hauptmann v. Tiedemann mitgegeben hatte, und war erstaunt über die absolute Unkenntniß, in der man sich in Berlin über die Oesterreichische Armee befand. Die meisten Fragen waren auf falschen Voraussetzungen gegründet. Z. B. „Wo steht das Regiment (Name), welches früher bei der Brigade X. stand?" Das Regiment hatte seit 1850 aufgehört zu existiren und eine Brigade X. hatte es nie gegeben.

So ging es durch das ganze Aktenstück. Seit dem politischen Zerwürfniß von 1850 hatte man in Berlin nie etwas von der Oesterreichischen Armee erfahren, und sich über ihre Organisation u. s. w. im Preußischen Generalstabe nicht auf dem Laufenden erhalten. Nun hatte aber Oesterreich seit den Krisen von 1848, 1849 und 1850 seine ganze Armee ganz neu organisirt, und von dieser ganzen Organisation wußte man in Berlin garnichts.

Allerdings hüllte Oesterreich auch alle militärischen Maßregeln damals in das tiefste Geheimniß. Wie wir eine Rang- und Quartierliste haben, so hatte man zwar damals auch in Oesterreich ein Buch, den Schematismus genannt. Dieser aber gab die Quartiere der Truppentheile nicht an. Die Zusammensetzung der Korps und Brigaden stand nicht im Schematismus. Bei den Generalen war angeführt, welche Korps und Brigaden sie kommandirten. Da aber die Truppen alle zwei Jahre ihre Garnisonen wechselten und in der ganzen Monarchie durcheinander geworfen wurden, so wechselte die Zusammensetzung der Brigaden u. s. w.

auch. Damit nun Fremde die Armee nicht überwachen konnten, wurde der Schematismus immer zu einer Zeit herausgegeben, in der der Wechsel stattfand. Dann gab er die Armee, wie sie gewesen war, aber nicht, wie sie zur Zeit des Erscheinens des Schematismus bestand. Es war deshalb außerordentlich schwer, eine Uebersicht über die Stärke der Oesterreichischen Armee zu gewinnen.

Daß der Schematismus falsch war, daß die Aufzeichnungen des Berliner Generalstabes nicht stimmten, das ward mir schon bei der Parade vom zwölften Juli klar. Denn die Truppen, die ich dort sah, stimmten weder mit dem Einen, noch mit dem Anderen.

Nun kam noch hinzu, was ich ebenfalls bei der Parade sehen konnte, daß jeder Truppentheil eine andere Stärke hatte. Man hatte Infanterie-Regimenter zu drei, vier, fünf auch sechs Bataillonen. Die Bataillone waren zu vier oder sechs Kompagnien. Ein Theil der Kompagnien war auf Kriegsfuß (zweihundertzwanzig Köpfe), es gab aber auch Kompagnien auf schwächstem Friedensfuß (neunzig). Welchen Stand jede Truppe hatte, das wußte man nur in der Geheimen Kriegskanzlei.

Ich machte mich trotz dieser Schwierigkeiten an die Arbeit. Ich schaffte mir Bücher, Schematismus, Zeitschriften an und studirte alle Zeitungen, die militärischen wie die nicht militärischen. Die militärischen Zeitschriften standen unter strengster Kontrole und verriethen nichts über die aktive Armee. Die nichtmilitärischen Zeitschriften aber verriethen mir die Hauptsachen und zwar durch ihre amtlichen Mittheilungen.

Wenn die Regimentsberichte nämlich einen civilrechtlichen Akt veröffentlichten, so kam dies in den „Amtlichen Theil der Wiener Zeitung“, sei es z. B., daß ein Soldat gestorben war und seine Erben aufgefordert wurden, sich zu seiner Hinterlassenschaft zu melden („Konvokation“), sei es daß Zeugen vorgefordert wurden („Zitation“). Das Regimentsgericht unterschrieb sich dann von dem Standort des Regimentsstabes. Ich verschaffte mir die Wiener Zeitung von den letzten sechs Wochen und ersah aus derselben, daß die sämmtlichen Regimenter, welche mehrere Male etwas zu veröffentlichen hatten, in einer Bewegung waren, die nach Osten ging, und daß kein Regiment mehr in demjenigen Verbande stand, welchen der letzte Schematismus angab. Ich machte aus den Zeitungen Auszüge und Notizen.

Da wir ein Schutzbündniß mit Oesterreich abgeschlossen hatten, so war es für uns von der größten Wichtigkeit, zu wissen, wie stark die Oesterreichische Armee sei und wo sie stand, sowohl um beurtheilen zu können, wann und wo sie eintretenden Falles unsere Hülfe brauche, als auch um sicher zu sein, ob und wann die Oesterreichische Armee im Stande sei, ihre Verpflichtungen als Schutzverbündete zu erfüllen.

Ich begab mich daher am vierzehnten Juli zu dem General Nagy, Stellvertreter von Heß, an den ich besonders durch General Gerwien gewiesen war. Ich erinnerte ihn an seine Zusage, mir über Alles Mittheilungen zu machen, was ich zu erfahren wünsche, setzte ihm die Gründe auseinander, weshalb wir Kenntniß von der Lage der Oesterreichischen Armee haben müßten und, auf den Paragraphen der Konvention vom zwanzigsten April fußend, wonach bei etwa eintretenden Kriegsbegebenheiten Oesterreich und Preußen sich Offiziere in die gegenseitigen Hauptquartiere schicken würden, um ihre Armeen über die verbündete Armee in Kenntniß zu erhalten, bat ich um einen Standesausweis, eine Ordre de bataille und ein Verzeichniß der Standorte der Oesterreichischen Armee.

Der General war durch meine Offenheit und durch meine Bitte in die größte Verlegenheit gesetzt. Er sagte mir, er für seine Person sei mit mir ganz darüber einig, daß zwischen so eng verbündeten Armeen jede Schranke und jedes Geheimniß fallen müsse, und er würde mir sehr gern Alles mittheilen, aber er habe dazu keine Erlaubniß und glaube auch, daß er sie nie erhalten würde. Wenn ich in guten Beziehungen mit den Oesterreichischen Militärbehörden bleiben wolle, möchte ich im Gegentheil diese Bitte fallen lassen. Alles, was er mir geben dürfe, werde er mir zusenden.

Ich erhielt noch selbigen Tags das Statut zur Neuorganisation des K. K. Sanitätskorps, ein Statut, das ich schon längst im Buchhandel gekauft hatte! Das war Alles!

Ich hätte können diese Zusendung als einen Hohn betrachten. Das war es aber nicht, denn der liebenswürdige freundliche General Nagy war weder ironisch noch höhnisch. Er durfte mir einfach garnichts mittheilen und wollte mir doch seine Bereitwilligkeit zeigen. Wenn aber mir nichts mitgetheilt werden durfte, so war dies ein Beweis, daß die Oesterreichische Regierung vor uns Geheimnisse hatte und etwas im Schilde führte. Dies stimmte schlecht mit dem innigen Verhältniß, in das wir uns nach dem Schutzbündniß vom zwanzigsten April hineingeträumt hatten. Meine Einbildungen über eine innige und dauernde Verbindung zwischen Preußen und Oesterreich sollten sich bald vollständig in das auflösen, was sie waren, nämlich in reine Luftgebilde.

Das andauernde Studium der Anzeigen in den Zeitungen, einzelne zufällig hingeworfene Aeußerungen Oesterreichischer Offiziere setzten mich mehr und mehr in den Stand, eine allgemeine Uebersicht über die Oesterreichischen Streitkräfte zu gewinnen. Ich konnte zwar noch nicht jedes Regiment nachweisen, aber ich bemerkte doch, daß etwa sechs Armeekorps in Bewegung nach Osten waren. Wenn ein Staat kriegerische Bewegungen einleitet, dann kommen, während die Truppen zusammengezogen werden

und lange Märsche machen, die Führer, wenigstens die Korpskommandanten, größtentheils zum Monarchen nach der Hauptstadt. So sah man auch hier jetzt viele bereits geschichtlich bekannte Namen. Diese Herren waren weniger zugeknöpft als die jüngeren Offiziere und die Generalstabsoffiziere, und an den vielen Abenden, die ich im Kasino verbrachte, erfuhr ich bald die Bewegung des einen, bald die des anderen Armeekorps. Endlich kam auch der Fürst Franz Liechtenstein nach Wien. Er galt damals in der Armee für den ersten Kavallerieführer seiner Zeit, und kommandirte das Kavalleriekorps, welches im südlichen Ungarn zu beiden Seiten der Theiß in Quartieren stand. Er erzählte ganz laut im Kasino, er habe plötzlich Marschbefehl erhalten, mit seinem Korps nach Huxona Gura in Galizien zu marschiren. Seit dem zwölften Juli seien seine Reiter in Bewegung, am fünfundzwanzigsten August, also in sechs Wochen, sei der Marsch beendet, weil an diesem Tage in der neuen Aufstellung weitere Befehle zu erwarten seien. Ich that, als ob ich dieser Erzählung gar keine Aufmerksamkeit zugewendet hätte, und erzählte dem Fürsten bloß von seinen eigenen Heldenthaten vom Jahre 1848 und 1849, was ich davon gelesen, und er war sehr geschmeichelt. Als ich aber zu Hause war, stellte ich Alles, was ich gehört hatte und sonst wußte, zusammen und nahm die Karte zur Hand.

Sechs Armeekorps und ein Kavalleriekorps, also eine Armee von rund 200 000 Mann wurden in der Gegend von Czernowitz in der Bukowina zusammengezogen und sollten am Fünfundzwanzigsten schlagfertig dastehen. Außerdem wurde an der Grenze von Siebenbürgen gegen die Walachei die Armee des Feldmarschall-Lieutenants Coronini in einer Stärke von ungefähr sechzigtausend Mann bereitgestellt. Der Zweck dieser Truppenbewegungen konnte nicht zweifelhaft sein. Mit den sechzigtausend Mann des Feldmarschall-Lieutenants Coronini marschirte man den an der Donau fechtenden, mit den zweihunderttausend Mann aus der Bukowina den in der Krim kämpfenden Russen in den Rücken.

Ich eilte mit dieser Betrachtung zum Minister v. Alvensleben. Dieser hörte mich mit großer Seelenruhe an, kaute auf die Zunge und sagte dann ganz gemüthlich: „Wissen Sie was? Da haben Sie sich von jungen Offizieren gehörig was weiß machen lassen.“

Als ich dann dem alten Herrn meine Quellen entwickelte und ihn bat, den nächsten Abend eine Unterhaltung mit dem Kavalleriegeneral Fürst Franz Liechtenstein zu beginnen, meinte er, es könne nur eine Defensivmaßregel sein. Vergeblich setzte ich ihm auseinander, daß Oesterreich von Niemand bedroht sei, also keinen Grund zu defensiven Maßregeln habe, daß man sich defensiv nicht mit dem Rücken an den Karpathen aufstelle, daß man zur Defensive nicht ganze Kavalleriekorps eiligst über

das Gebirge schicke, daß 200 000 Mann auf die Dauer nicht in der armen Bukowina bleiben könnten, sondern weiter, also nach Rußland, marschiren müßten, denn zu einem Spaziergange, um wieder über die Karpathen zurückzukehren, habe man sie doch nicht in Kriegsbereitschaft gesetzt, und daß so große Kavalleriemassen auf eine beabsichtigte Unternehmung nach der getreidereichen Ebene Süd-Rußlands schließen ließen. Alvensleben sagte mir, er könne nicht daran glauben, denn gerade gestern erst hätte Oesterreich die Russische und die Preußische Regierung versichert, daß es die allerfriedlichsten Absichten hege. Als ich nun folgerte, daß ein Staat, der ganz unbedroht sei, friedliche Versicherungen gebe, und in das tiefste Geheimniß gehüllte umfassende Vorbereitungen zum Kriege treffe, daß ein solcher Staat einen Hauptschlag im Schilde führe, lachte mich Alvensleben aus. — Ich bemerkte ihm nun, daß ich über Politik nur dann nach Berlin zu schreiben habe, wenn die militärischen Angelegenheiten ins politische Gebiet hinüberstreiften, dieser Moment sei jetzt gekommen, und ich bat ihn, mir den telegraphischen Chiffre zur Disposition zu stellen, damit ich meine Nachricht nach Berlin telegraphiren könnte. Er verweigerte mir dies. Darauf bat ich ihn, den anderen Morgen einen Kurier nach Berlin zu senden. Auch dies lehnte er ab. Ich mußte also mit meinem Bericht bis zum nächsten Kurier warten, der regelmäßig jede Woche abging.

Den ersten August ging mein Bericht über diese Bewegungen nach Berlin ab. Ich hatte ihn, wie es mir vorgeschrieben war, dem Minister Alvensleben zu lesen gegeben. Dieser berichtete das Gegentheil.

In Berlin soll man, wie ich später erfuhr, sehr über meinen Bericht gelacht und ihn für den Ausdruck von Gespensterseherei gehalten haben. Als aber Oesterreich am zehnten August einen Vertrag mit den Westmächten abschloß, in welchem unter Anderem die Art und Weise und die Bedingungen stipulirt waren, unter denen Oesterreich die Offensive gegen Rußland ergreifen solle, und als Ende August Oesterreich ein Ultimatum an Rußland richtete, in dem es die Räumung der Donaufürstenthümer verlangte, dann Anfang September in den Donaufürstenthümern einrückte, und am sechsten September Heß seinen Einzug in Bukarest hielt, da lachte man in Berlin nicht mehr über mich.*)

---

*) Nach dem Bündniß vom zwanzigsten April, welches so deutungsfähig war, daß Preußen die Verpflichtung zu absoluter Neutralität, Oesterreich auch die Erlaubniß zu einer angriffsweisen Thätigkeit darin enthalten sah, entwickelten sich die Dinge folgendermaßen.

Infolge der Aufforderung Oesterreichs, die Donaufürstenthümer zu räumen, nahm Rußland in der Antwort vom neunundzwanzigsten Juni eine einlenkende Stellung ein, indem es die Bereitwilligkeit dazu unter gewissen Bedingungen in

Bald nach Abgang meines Berichtes fiel mir auf, daß alle Oesterreichischen Militärs gegen mich weit zurückhaltender wurden. Die bisherige zärtliche Freundlichkeit machte einer kalten Höflichkeit Platz. Als einige Monate später jener Depeschendiebstahl in Berlin so großes öffentliches Aufsehen machte, durch welchen dem General v. Gerlach, Generaladjutanten, die Depeschen des Grafen Münster vom Schreibtisch gestohlen und den Franzosen, die den Privatdiener Hassenkrug des Generals v. Gerlach bestochen hatten, abschriftlich in die Hände geliefert waren, glaubte ich, die Oesterreicher hätten auf demselben Wege Kenntniß von meinen Berichten erhalten. Erst viele Jahre später erfuhr ich, daß der Chef des Büreaus der Preußischen Gesandtschaft in Wien, Namens W., ein alter Veteran aus den Freiheitskriegen, der mit dem Eisernen Kreuz geschmückt

---

Aussicht stellte und das Wiener Protokoll vom neunten April als Grundlage für einen Waffenstillstand anerkannte.

Oesterreich hatte am vierzehnten Juni, ohne vorheriges Einvernehmen mit Preußen, einen Vertrag über gemeinsame Besetzung der Fürstenthümer mit der Türkei bereits abgeschlossen und schob stärkere Truppenmassen gegen die Rumänische Grenze vor. Mit der Antwort Rußlands war Oesterreich nicht befriedigt; es wolle sich bei den Westmächten für die Annahme verwenden, müsse aber auf der ungesäumten Räumung beharren. Gleichzeitig verlangte es von Preußen die Mobilmachung von 200 000 Mann und von der Hälfte der Bundesarmee; meldete sogar einen Mobilmachungsantrag beim Bundestag an.

Im Gegensatz zu diesen auf einen Krieg abzielenden Schritten beharrte Preußen fest auf seiner friedfertigen Haltung, erklärte die Russische Antwort für völlig befriedigend und geeignet, als Ausgangspunkt für die Friedensverhandlungen zu dienen.

Auf die Mittheilung der Russischen Antwort an die Westmächte drängten diese Oesterreich zu einem Schutz- und Trutzbündniß mit ihnen. Kaiser Nikolaus zog nun aber, unerwartet, „aus strategischen Gründen" seine Truppen hinter den Pruth zurück, auf diese Weise Oesterreich den Grund zum Kriegsfall aus der Hand nehmend. Nichts desto weniger setzte Oesterreich die Verhandlungen mit den Westmächten unter Ausschluß von Preußen fort, deren Ergebniß durch gleichlautende Noten am achten August festgestellt und am zehnten August als Forderungen der drei Mächte nach Petersburg gesendet wurden. Nach Berlin erging davon Mittheilung.

Am vierundzwanzigsten Juli, nachdem durch den Abzug der Russen aus den Donaufürstenthümern der bedenkliche Zusatzartikel zum Aprilbündniß gegenstandslos geworden war, traten die Mittelstaaten diesem Bündniß bei, wesentlich in dem Sinne, um den Widerstand Preußens gegen die Pläne Oesterreichs zu stärken. Als dieses nun beantragte, die am zwanzigsten August in die Donaufürstenthümer eingerückten Truppen ebenso wie das eigene Ländergebiet unter den Schutz des Aprilbündnisses zu stellen, vertagte der Bundestag die Antwort bis nach den Ferien.

Anfang September lehnte Rußland die Forderungen Oesterreichs vom achten August, die als Ultimatum aufgefaßt wurden, rund ab. Preußen theilte den Deutschen Höfen durch Rundschreiben vom dritten September mit, daß es unbedingt in seiner Stellung verharren würde, da die Oesterreichischen Forderungen zu vielen Bedenken Anlaß böten und die Hoffnung nicht aufzugeben sei, daß Oesterreich weitere, durch an-

war, später, als ich Wien längst verlassen hatte, dabei ertappt ward, daß er die Preußische Gesandtschaft für Geld an die Oesterreichische Regierung verrieth. Auf diese Weise hatten es die Oesterreicher allerdings bequemer gehabt, Kenntniß von meinen Berichten zu nehmen. Ich ward auch von nun ab beobachtet und hatte immer, wenn ich abends ausging, einen Begleiter hinter mir, der mir stets auf zehn Schritt folgte. Ungeschickterweise gab die geheime Polizei mir immer denselben Menschen mit, und es belustigte mich manchmal, ihn abends stundenlang durch die Straßen Wiens zwecklos spazieren zu führen. Sobald ich dann eine Cigarre ausgeraucht hatte, drehte ich mich kurz herum und mein Vigilant mußte mir für die neue Cigarre Feuer geben.

Ueber die Form meiner Berichte und über die Adresse, die ich ihnen zu geben hatte, konnte ich keinen Befehl erhalten. Ich dachte mir, „wie

---

griffsweises Vorgehen entstehende Verwickelungen vermeiden würde. Damit war für Oesterreich jede Aussicht geschwunden, daß der Bund seine Politik stützen würde; es blieb zunächst abwartend; es geschah nichts.

Der Verdruß der Westmächte über die beiden Deutschen Staaten war groß; über Oesterreich, das immer versprach und drängte, ohne im entscheidenden Augenblick den Säbel wirklich zu ziehen; über Preußen, das gegen alle Versuchungen fest, seiner einmal bestimmten Politik treu blieb, eigentlich auch für Russenfreundlichkeit mehr Gründe als Oesterreich habe.

Die Unterhandlungen dauerten unvermindert fort; Rußland ließ die Neigung in Berlin erkennen, unter Bedingungen auf die Forderungen Oesterreichs — (die sogenannten vier Punkte) — einzugehen, Oesterreich milderte seine, den Angriff betreibenden Ansichten mit der Versicherung, ohne Preußen keine Abrede über den Kriegsfall treffen zu wollen (neunten November), so daß Preußen sich bewogen fand, einen den Wünschen Oesterreichs entgegenkommenden Schritt zu thun und in einem Zusatzartikel zum Aprilbündniß die Truppen in den Donaufürstenthümern unter den Schutz dieses Vertrages zu stellen.

Im Geheimen aber hatte Oesterreich die Verhandlungen mit den Westmächten fortgesetzt, sich bereit erklärt, am Kriege gegen Rußland theilzunehmen, wenn Rußland die vier Punkte verwerfe, und obgleich Fürst Gortschakoff am achtundzwanzigsten November erklärte, diese Punkte anzunehmen, konnte doch Graf Arnim am zweiten Dezember nach Berlin melden, daß der Bundesvertrag Oesterreichs mit den Westmächten thatsächlich abgeschlossen sei. Der Vertrag sollte mit dem ersten Januar in Kraft treten.

Rußland hatte auf Grund der angenommenen vier Punkte die Verhandlungen in Wien begonnen, ohne ein Ergebniß zu erzielen; Oesterreich, ohne in den Krieg einzutreten, verlangte von Preußen (vierundzwanzigsten Dezember) die Mobilmachung von 200 000 Mann, von den Bundesstaaten die der halben und ganzen Kontingente, erhielt aber unter dem fünften Januar bezw. achten Februar bestimmte Absagen. Den ganzen Februar und März ging die lebhafte Korrespondenz zwischen Wien, Berlin und Frankfurt weiter, ohne einen anderen Erfolg, als daß die Entfremdung zwischen Deutschland und Oesterreich sich fortdauernd steigerte. (Nach Sybel: „Die Begründung des Deutschen Reiches unter Wilhelm I.“)

man sich bettet, so schläft man", und hatte drauf los geschrieben. Meinen ersten Bericht überschrieb ich: „Militärischer Bericht Nr. 1" und so ging's weiter. Auf das Kuvert schrieb ich: „An die Königlichen Ministerien der Auswärtigen Angelegenheiten und des Krieges". Die Berichte wurden dann vom Kurier nach der Heimath ins Auswärtige Amt gebracht. Im November erfuhr ich in Berlin, daß meine Berichte immer vom Könige eigenhändig geöffnet wurden und erst dann ins Auswärtige Amt wanderten. So hatte ich also, ohne es zu wissen, immer direkt an den König geschrieben.

Mein Bericht über die ins Werk gesetzten Truppenbewegungen war nicht der erste, den ich absandte. Zwei frühere Berichte behandelten Gegenstände ohne politische Wichtigkeit. Die Paraden und die Exerzitien, die Artillerie-Equitationsschule und die Kavallerieschule, welche neu ins Leben gerufen waren, das neue Arsenal mit seinen riesenhaften Werkstätten, dann die massenhaften Anfertigungen von neuen Geschützen daselbst, die mit großem aber ungeschicktem Geheimniß betriebenen Versuche mit der Anwendung der Schießbaumwolle statt des Pulvers gaben Stoff genug dazu. Die Versuche mit der Schießwolle machte ein Major Leng, der sich vor etwa einem Jahre als General das Leben nahm. Man betrieb in Oesterreich damals Alles mit überstürzender Hast. So wurden die Schießwollgeschütze alsbald in großen Mengen eingeführt und der Operations-Armee überwiesen, ehe die Versuche zum Abschluß gebracht waren. Als sie sich nach einigen Jahren als untauglich erwiesen, wurden sie wieder abgeschafft, ohne die begonnenen Versuche weiter zu verfolgen. So warf man Millionen an Geld zum Fenster hinaus.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß es mir im Laufe des Monats Juli an Beschäftigung nicht fehlte. Des Morgens war ich bei Truppenübungen oder sah mir etwas Militärisches an. Mittags studirte ich alle Zeitungen durch. Abends verkehrte ich in der diplomatischen und Oesterreichischen Welt, so viel davon im Sommer in einer Hauptstadt anwesend ist, war viel im Kasino, auch in Theatern; nachts arbeitete ich.

Das Studium aller Zeitungsannoncen, das Zusammentragen der Notizen u. s. w. hatte zwar etwas Ermüdendes, Geisttödtendes. Aber im Anfang hatte ich auch viel Erheiterung dabei. Denn man spricht in Oesterreich ein anderes Deutsch als in Norddeutschland und manche Worte, namentlich Beiworte, haben eine andere Bedeutung. Giebt man ihnen dann, bei in Wien geschriebenen Anzeigen, unsere Bedeutung, so entsteht oft etwas sehr Komisches. So sagt man in Wien statt „zwischen", „von ... bis". Der Oesterreicher sagt z. B. „Ich werde Sie morgen von zwölf bis drei besuchen", wenn er in unserem Deutsch sagen würde: „Ich werde Sie morgen zwischen zwölf und drei besuchen". Ein Wiener

Arzt schrieb also ins „Fremdenblatt": „Wer mich sprechen will, der klingele von früh um sechs bis nachmittags um drei". In Berlin würde daraufhin kein Patient um seine Hülfe gebeten haben. Die beste Probe des Oesterreichischen Geschäftsstils lieferte folgende „Zitation", welche oft in der Wiener Zeitung „ämtlichem Theil" wiederholt ward:

„Der unwissend wo abwesende Franz Zickel ist vor dreißig Jahren in die Donau gefallen und seit dieser Zeit unbekannten Aufenthalts. Derselbe hat sich so gewiß binnen Jahresfrist bei hiesigem Bezirksgericht zu melden, widrigenfalls zur Todeserklärung geschritten und sein gerichtlich verfallenes Vermögen waisenämtlich verrechnet werden wird."

Weniger auf Dialektunterschiede gründete sich folgende Anzeige, die auch viel zur allgemeinen Erheiterung beitrug: „**Une maîtresse ferme dans le Français montre sa langue de dix h. le matin à trois h. l'après-midi.**" Ich weiß nicht, ob diese Sprachlehrerin viel Schüler fand.

Von großem Interesse war für mich die persönliche Bekanntschaft aller der militärischen Größen der Oesterreichischen Armee, deren Namen in den Kriegen von 1848 und 1849 geglänzt, deren Thaten wir studirt hatten und zu denen wir in dem durchbohrenden Gefühle, keinen Beitrag zur Kriegsgeschichte geliefert zu haben, nur mit Ehrfurcht aufblickten. Aber viele dieser Männer verloren mehr oder weniger von dem sie umgebenden Nimbus bei näherer Bekanntschaft. „Oh meine Illusionen!" würde jene Soubrette in der Posse an meiner Stelle täglich gesungen haben.

Heß allerdings machte immer einen bedeutenden Eindruck. Er war liebenswürdig und bescheiden, so bescheiden, daß er sich dessen rühmte, eigentlich nichts gelernt zu haben. Aber er war von Natur ein sehr schlauer Fuchs, hatte eine langjährige Dienstgewandtheit (bereits 1809 war er Generalstabsoffizier), taktischen und strategischen Blick, viel Kriegserfahrung und trotz des hohen Alters vollkommene geistige und körperliche Jugendfrische. Somit hatte er alle Eigenschaften, die einen großen Feldherrn ausmachen. Auch galt sein Wort damals in der Oesterreichischen Armee als Evangelium. Noch lebte auch der alte Feldmarschall a. D. Max Wimpffen, aber nur als geistige und körperliche Ruine. Heß war sehr verschlossen über die Gegenwart, aber über alte Kriegszeiten mittheilsam und höchst lehrreich. So erzählte er mir einst einen sehr lustigen Auftritt aus der Schlacht von Aspern 1809: Als der Erzherzog Carl das Gelände erkundet und den Entschluß gefaßt hatte, Napoleon anzugreifen, gab er dem Chef des Generalstabes seine Befehle und dieser diktirte auf freiem Felde in Gegenwart des Erzherzogs die Disposition, die ein Generalstabsoffizier in Ermangelung eines Tisches auf dem Rücken eines anderen Generalstabsoffiziers niederschrieb. Der Chef des Generalstabes

war der damalige Oberst, nunmehrige Feldmarschall Graf Max Wimpffen, der Schreiber war der damalige junge Generalstabsoffizier, nunmehrige Feldzeugmeister Freiherr v. Heß, den Rücken bot als Tisch dar der damalige junge Generalstabsoffizier, nachherige Feldzeugmeister d'Aspre, der gefeierte Sieger von Mortara im Frühjahr 1849.

d'Aspre war zur Zeit, die ich beschreibe, eben gestorben. Was man in vertrauten Kreisen über ihn hörte, raubte dem Glanz viel, mit dem ihn seine Siege umgaben. Er spielte viel und hoch, und allgemein klagten ihn, wenn sie vertraulich sprachen, die jungen Offiziere des Betrugs im Spiel an.

Bei der Parade am 12. Juli lernte ich den berühmten Clam Gallas kennen. Ich finde jetzt in meinen Notizen aus der damaligen Zeit, daß ich über ihn nach Berlin schrieb, er sei seiner Stellung als kommandirender General nicht gewachsen, nur ein bramarbasirender Haudegen und weder Taktiker noch Stratege und könne kein Coup d'œil haben. Die Thätigkeit dieses früher so gefeierten Oesterreichischen Generals im Jahre 1859 und 1866 hat mein für einen so jungen Offizier sehr dreistes Urtheil über einen so alten Führer glänzend bestätigt. Ich hatte bei der Parade und später im Kasino Gelegenheit, mich öfter länger mit ihm zu unterhalten, und fand ein so überaus geringes Wissen, ein so unreifes taktisches und strategisches Urtheil, er hatte so gar keine Ahnung von den Kriegsereignissen, in denen er eine Rolle gespielt hatte, daß ich sah, er war nur eine Puppe gewesen, die den Namen zu der Thätigkeit irgend eines Generalstabsoffiziers hergegeben haben mochte. Dabei war er ein vornehmer Grandseigneur durch und durch, liebte Gesellschaften, Jagden, Diners, war freigebig, ritt elegant und behandelte militärische Thätigkeit wie manchen anderen Sport, ohne Ernst, zu seinem Vergnügen. Man erzählte sich von ihm, daß er, als ihm ein Gefechtsbericht zur Unterschrift vorgelegt wurde, beim Anblick des beigefügten Krokis gefragt habe, was denn die garstigen Spinnen bedeuteten, die der Generalstabsoffizier dahin gezeichnet, und daß er sehr erstaunt war, zu hören, daß man so die Berge darstelle.

Der General der Kavallerie, Fürst Franz Liechtenstein, war, wie ich schon erwähnt, damals der Seydlitz des neunzehnten Jahrhunderts in der Meinung der maßgebenden Persönlichkeiten. Als ich seine Bekanntschaft machte, fiel mir auf, daß er sorgfältig auswich, über geschichtliche oder taktische Fragen eine Ansicht auszusprechen, und ich kam zu dem Verdacht, daß er überhaupt keine habe. Darin bestätigten mich die Aeußerungen mancher Generalstabsoffiziere, so vorsichtig sie auch gehalten waren, und die Familie Windischgrätz sagte laut von ihm, daß er der unfähigste von allen Oesterreichischen Generalen sei, ja daß der Fürst Alfred Windischgrätz

nach der Schlacht von Schwechat gegen den Fürsten Franz Liechtenstein Kriegsgericht wegen seiner Unfähigkeit und Unthätigkeit verlangt habe. Als aber der Fürst Windischgrätz in Ungnade fiel, da stempelten seine Gegner den Fürsten Franz Liechtenstein zum Helden.

Der alte Fürst Alfred Windischgrätz, der mit eiserner Energie die Ordnung in Prag und Wien im Jahre 1848 wiederhergestellt hatte, war in Ungnade gefallen, weil er nie hatte Kämmerer und Geheimer Rath werden wollen und der Spanischen Sitte des Oesterreichischen Hofes zuwider für sich als Feldmarschall und Fürst einen Rang beansprucht hatte. Der eiserne Mann ertrug die Ungnade mit der Würde eines eisernen Helden aus dem sechzehnten Jahrhundert, wenigstens wie solche Helden in der Geschichte dargestellt werden und vielleicht nie gelebt haben. Es war ein nobler Mann von Charakter und von einem Eigensinn, der über alle Einsicht den Sieg davon trug. Er war ein Freund Preußens, d. h. soweit ein Oesterreicher damals ein Freund Preußens sein konnte. Er hielt nämlich ein Zusammenhalten von Preußen und Oesterreich für den einzigen ersprießlichen Weg für Oesterreich und folgerte daraus für Preußen die Verpflichtung, seinen letzten Blutstropfen für Oesterreichs Wohl zu opfern. Seine Einsicht war langsam, deshalb unentwegbar. Immerhin war er Aristokrat und Ehrenmann durch und durch. Sein Wort war ein Amen in der Kirche. Er war der einzige Oesterreicher, den ich damals kennen gelernt, welcher der Meinung war, daß Oesterreich die eingegangenen Verpflichtungen auch halten müsse, sogar wenn sie gegen Preußen eingegangen wären. Dieser Sinn, der persönliche wie der politische, ging auf seine Söhne über. Daß er in diesem Sinne verletzt wurde, hat ihm später den Tod am gebrochenen Herzen zugezogen. Doch dies gehört einer späteren historischen Epoche an.

Erscheinungen wie der Feldmarschallieutenant Graf Paur waren in der hohen Oesterreichischen Aristokratie nicht selten, welcher in seiner Unwissenheit so weit ging, einen Artilleriehauptmann in Arrest zu setzen, weil die beiden Haubitzen in seiner Batterie kürzere Rohre hatten als die sechs Kanonen. Er glaubte, der Hauptmann habe ein Stück Bronze abgeschnitten und gestohlen.

Ueberhaupt brachte mich zuweilen die Unwissenheit der hohen Aristokraten in der Oesterreichischen Armee ganz außer Fassung. Einer dieser Herren fragte mich einmal nach dem Kriegsspiel, das in der Preußischen Armee getrieben wurde. Ich setzte es ihm auseinander. In einer zweistündigen Unterhaltung fragte er mich nach allen Einzelheiten. Ich erklärte Alles mit größter Geduld. Als ich mich der Meinung hingab, vollkommen verstanden zu sein, sagte der Fürst L. T.: „Nun also, wie spielen Sie es denn?“ — „Wieso?“ — „Nun, ich meine, wie bestimmen

Sie denn den Point, um den gespielt wird?“ — „Aber es kann doch nicht um Geld gespielt werden!“ — „Nicht um Geld? Na dann hat's doch gar kein Interesse!“

Außer einer so entsetzlich unwissenden Aristokratie, welche in der Oesterreichischen Armee den Ton angab und die meisten höchsten Chargen erreichte, mußte es doch auch ein geistiges Element geben, welches die Arbeiten machte. Das war unbedingt richtig, denn sonst hätte die Armee nicht bestehen können. Dieses geistige Element bestand aber zum großen Theil aus Emporkömmlingen oder Abenteurern, theilweise aus dem Auslande, welche reich werden wollten und die Unwissenheit der hohen Herren zu diesem Zwecke mißbrauchten. Mit diesem Faktor wurde damals in Oesterreich gerechnet. Der Feldzeugmeister Graf Wimpffen sagte mir einmal, neun Pfund Hafer für ein Pferd täglich sei viel zu wenig, denn man müsse bedenken, daß, wenn man neun Pfund Hafer für jedes Pferd in der Armee festsetze, das Pferd höchstens fünf Pfund Hafer in seinen Magen führe, und damit könne ein Pferd keine Strapazen aushalten. Daß der Intendant der Zweiten Armee, Feldmarschall-Lieutenant Baron v. Eynatten Unterschleif trieb, erzählte sich damals die ganze Oesterreichische Armee. Als er daher einige Jahre darauf, der Unterschleife überführt, sich selbst umbrachte, war ich nicht überrascht. Meine damaligen amtlichen Berichte enthalten das Betreffende.

Auch der alte Feldzeugmeister Augustin war eine in der Entfernung angestaunte Größe, eine Berühmtheit in der Artillerie. In der Nähe gesehen, schrumpfte das Meteor zu einem Sterne dritten oder vierten Grades zusammen. Er war ein alter verknöcherter Bureaukrat und vorurtheilsvoller Bombardier des vorigen Jahrhunderts, ein Feind jeder neuen Erfindung und Verbesserung, die er nur für demokratische Sünden hielt. Er hatte die Oesterreichischen Raketen erfunden, und danach konnte es nichts Besseres geben. Die Ungarischen Aufrührer hatten sich vor den Raketen gefürchtet, und dies gab der alten, von dem höchsten wissenschaftlichen Geheimniß umgebenen Waffe neuen Glanz. Als einige Jahre später der alte Augustin starb, entdeckte man auch in Oesterreich, daß die Raketen eigentlich nie etwas getroffen hatten, und man schaffte sie ab, um dafür gezogene Geschütze einzuführen.

Leider lernte ich den berühmten Schönhals nicht kennen. Er war in Ungnade gefallen und lebte zurückgezogen in Gratz, wo er bald starb.

Nun blieb mir noch der berühmte Löwe übrig, Feldmarschall-Lieutenant Baron Reischach, der so viele Wunder im Kriege vollbracht haben sollte. Als ich ihn später sah und an ihm nichts fand als einen Gewohnheitstrinker, der jeden Abend den puren Cognac aus vollen Bechern trank und auch von mir verlangte, daß ich mich mit ihm betrinken sollte, als ich die

Erzählungen hörte über das, was er alles that, da schwand auch dieses Trugbild. Er war wenigstens tapfer, das gaben auch seine Feinde zu.

Auch von der Gesammtheit der Oesterreichischen Armee hatte ich mir ein anderes Bild gemacht, ehe ich sie mit eigenen Augen sah. Oesterreich hatte 1848 und 1849 viele Kriege geführt, und nach denselben war es, wenn auch mit Hülfe Rußlands, siegreich. Die Geschichte, welche über diese Kriege geschrieben ward, gab nur die Auffassungen des Siegers, und der Oesterreichische Generalstab verstand es, jedes Gefecht als einen großen Sieg darzustellen. Die Oesterreichische Armee hatte den Schimmer der ersten der Welt. Sie mußte aber 1849 neu formirt werden. Ganze Regimenter, besonders die Ungarischen, waren verschwunden, das gab viele Beförderungen. Dies und der Ruf zog viele Ausländer herbei, die auch leicht Aufnahme fanden, denn man brauchte viel Offiziere. Nun sind es nicht immer die besten Elemente welche im Auslande Kriegsdienste suchen. Einige wenige Phantasten ausgenommen, waren diese Ausländer oft recht zweifelhafte Naturen. Wer in Deutschland durch Schulden oder andere Streiche unmöglich geworden war, fand Aufnahme in der Oesterreichischen Armee. Auch viele Engländer fand ich dort. So kam es, daß manche Regimenter in ihrem Offizierkorps gar kein rein Oesterreichisches Gepräge hatten, sondern mehr weltbürgerlich, abenteuerlich waren. Der Ton innerhalb der Offizierkorps war dementsprechend, die Kameradschaft beschränkte sich darauf, daß man sich gegenseitig „Du“ nannte, sonst fand kein Zusammenhalt statt, einen gemeinschaftlichen Tisch gab es nicht, und nach dem Dienst ging Jeder seine eigenen Wege.

Von dem großen Bedarf an jungen Offizieren, den die Oesterreichische Armee damals hatte, und von der Leichtigkeit, in derselben anzukommen, zog ich Nutzen schon in der letzten Juliwoche meiner ersten Anwesenheit in Wien für einen alten Bekannten. Es war dies der Prinz Felix Salm. Dieser junge Mensch war bis zum vollendeten sechzehnten Jahre ohne alle und jede Bildung am Rock einer überspannten Mutter aufgewachsen, die ihn verzog, dann war er Lieutenant im Garde-Kürassier-Regiment in Berlin geworden. Voll Gutmüthigkeit, Thatkraft und Hingebung, ohne irgend welchen Halt oder Regelung seines Lebens durch verständige Anleitung, verthat er in einem halben Jahre vierzigtausend Thaler in Berlin. Während der Regelung seiner Schulden war er ins achte Husaren-Regiment versetzt worden, stürzte sich mit seinem Zuge im dänischen Kriege mit unsinniger Bravour in einen übermächtigen Feind, der ihn jämmerlich zusammenhieb und nach Kopenhagen schleppte. Seine Tapferkeit ehrte der König durch einen Ehrensäbel und er verzieh ihm die Schulden. Er ward nach Düsseldorf zu den Husaren versetzt. Dort machte er aber wieder viel Schulden und andere Thorheiten. Unter

Anderem verlobte er sich mit einem Fräulein v. B. A., ohne der Verlobung Folge geben zu können, da beide nichts hatten. Nun nahm er seinen Abschied und suchte wie viele Andere Anstellung in Wien. Er bat um meine Vermittelung. Es gelang schnell, ihm eine Anstellung zu verschaffen. Graf Grünne nahm ihn in sein Regiment.

Er gab aber dann auch dort mehr Geld aus als er einnahm. Bald nachdem ich Wien nach zwei Jahren verlassen hatte, mußte er den Abschied nehmen. Er ward auch von dem Bruder seiner sitzengebliebenen Braut beleidigt, und ich sah ihn eines Tages in Berlin wieder, wo er den Beleidiger suchte, um ihn zum Duell zu zwingen. Es gelang ihm, denselben in der Schweiz zu stellen, wo er von ihm eine Kugel in den Unterleib erhielt. Dann ist er nach Paris gegangen und hat dort flott gelebt, eine Zeit im Schuldgefängniß gesessen, aus dem ihn ein gutmüthiger Vetter befreite. Von da ging er nach Amerika, brachte es durch seine Tapferkeit bis zum General während des großen Bürgerkrieges, begab sich dann, nachdem er eine Amerikanerin geheirathet, nach Mexiko zum Kaiser Maximilian. Es ist weltbekannt, wie er und seine Frau dort wiederholt ihr Leben wagten, um den unglücklichen Kaiser zu retten.

Wie ich ihm dann in Berlin ersprießlichen Rath gegeben, um in Preußen wieder angestellt zu werden, und wie er am 18. August 1870 den Heldentod fand, werde ich wohl noch später zu erzählen Gelegenheit haben.

Von der Wiener Gesellschaft lernte ich im Laufe des Monats Juli nur wenige kennen. Die Familien hatten die Hitze der Residenz geflohen und lebten auf ihren Landsitzen. Nur auf dem Kasino machte ich eine ausgedehnte Herrenbekanntschaft, denn ab und zu kamen sie fast alle nach Wien. Manche Väter gaben ihren Söhnen von der Armee noch einmal ein Stelldichein in Wien, denn in ganz Oesterreich glaubte man an den nahen Ausbruch eines großen Krieges. Es fiel mir bald auf, daß man damals in Wien über manche Punkte ganz andere gesellschaftliche Ansichten hatte als bei uns in Berlin.

Kleine Kunstgriffe beim Kartenspiel um Geld kamen vor und wurden zwar nicht von allen Aristokraten gebilligt, aber doch sehr nachsichtig beurtheilt. Der alte Fürst J. war dafür berühmt, daß er gern hoch spielte und dabei alle möglichen kleinen Mittel anwandte, um den Gewinnst auf seine Seite zu bringen. Sehr merkwürdig war, daß der alte Herr während des Spiels sehr häufig sich auf kurze Zeit zurückzog, um dann allein ganz laut um Glück im Spiel zu beten. Wenn es bei dieser einen originellen Figur geblieben wäre, so könnte man auf den Ton der ganzen Gesellschaft nicht davon schließen. Als ich aber den Grafen L. zu einem Bekannten, ehe er sich mit ihm zu einer hohen Whistpartie

letzte, sagen hörte: „Wenn wir zusammenspielen und Sie haben die Wahl des Platzes, dann setzen Sie sich immer mit dem Rücken gegen den Spiegel oder vis à vis desselben, denn es ist wichtiger, sich in den Karten des Partners zu orientiren als in denen des Gegners“, da zog ich es doch vor, mich des Kartenspiels um Geld lieber ganz zu enthalten und in Wien nur Billard oder Schach zu spielen.

Bald lernte ich aber das ganze diplomatische Korps kennen. Der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, Graf Buol-Schauenstein, verbarg hinter einem gutmüthigen fast dummen Aussehen einen großen Theil von Verschlagenheit. Seine Blicke waren weniger auf ein bestimmtes System gerichtet, welches, weil auf gründliche Kenntniß der Bedürfnisse des Reiches gegründet, dauernd festgehalten worden wäre, sondern er begnügte sich mit Erwerbung kleiner augenblicklicher Vortheile. Diese Politik hatte auch wirklich einige Erfolge aufzuweisen. Aber sie bevortheilte nach und nach alle Nachbarn, große und kleine, und hat sich später furchtbar gerächt, weil zuletzt kein Staat mehr mit Oesterreich in Allianz treten wollte.

An der Spitze der Englischen Gesandtschaft stand der alte Graf v. Westmoreland, den ich von Berlin her kannte, ein etwas zerstreuter Englischer Lord, der ein großes Haus ausmachte, wo es ihm zuweilen passirte, daß er ein Diner vergaß, zu dem er Gäste eingeladen hatte. Er war eine Null. Die Politik ward von London aus durch die Sekretäre geleitet. Die Hinneigung Oesterreichs zu den Westmächten war wohl weniger das Ergebniß der Schlauheit von deren Diplomaten in Wien als von Oesterreichs nothwendigem Einfluß an den Donaumündungen, wo Oesterreich den Russischen Einfluß wegen seiner Handelsverbindungen nicht gern sah.

Der Vertreter Frankreichs war der Herzog von Grammont, ein so schöner Mann, daß man ihn allgemein in Wien einen Haubenstock nannte, insbesondere da sein Wirth diesen Namen auch verdiente. Unbegreiflich ist, daß ein so schlauer Mann wie der Kaiser Napoleon, einen so einfältigen Menschen wie den Herzog von Grammont nicht durchschaute, sondern sechzehn Jahre später noch zum Minister des Auswärtigen machte, in welcher Eigenschaft er die Politik Frankreichs bis nach Sedan führte.

Der Russische Gesandte, Baron v. Meyendorff, war ebenfalls früher in Berlin Gesandter und dort sehr beliebt gewesen. Seine Gemahlin war die Schwester des Grafen Buol. Mit Hülfe dieser nahen Verwandtschaft wiegte Graf Buol den guten alten Russischen Gesandten lange in eine sorglose Sicherheit über die Absichten der Oesterreichischen Regierung ein, und der nobel denkende Meyendorff konnte eine solche Treulosigkeit

nicht für möglich halten. Endlich merkte man in Petersburg, daß der Gesandte getäuscht werde, und man sandte gerade um die Zeit, da ich nach Wien kam, einen jüngeren Diplomaten, den jetzt in der Welt genügend bekannten Fürsten Gortschakoff ebendahin. Dieser vertrat den beurlaubten Meyendorff einige Zeit und erhielt dann den Posten als feste Anstellung. Er war lebhaft, immer sehr aufgeregt, voll feindseliger Stimmung gegen Oesterreich und Preußen sehr geneigt und von scharfem Verstande, der nur durch allzuleichte Erregbarkeit zuweilen beeinträchtigt wurde.

Das Russische Gesandtschaftspersonal war sehr zahlreich und ich machte, durch die politische Lage darauf hingeführt, mehr die nähere Bekanntschaft dieser Herren als die der anderen Sekretäre und Attachés.

Botschaftsrath und erster Attaché war Baron v. Fonton, ein Mann von sehr scharfem Verstande und von einer solchen Abwesenheit aller Moral und allen Gewissens, daß er damit Vielen überlegen war. Er verfügte über die geheimen Gelder der Gesandtschaft, d. h. über die bedeutenden Summen, welche die Russen damals in Oesterreich behufs Bestechung ausgaben. Da über solche Gelder kein Nachweis geführt werden konnte, so hatte Fonton auch Gelegenheit, mit einem Theil derselben immer wieder seine Schulden zu bezahlen, in die er sich durch seinen bodenlos wüsten Lebenswandel stürzte. Häufig machte er aber auch, da er leichtsinnig war, einen politisch unklugen Gebrauch von solchen Geldern. So war er nach Kroatien und Serbien gereist und hatte auffallend Geld rechts und links im Namen des Zaren an ganz Unbekannte aus dem Wagen geworfen, um Zuneigung für Rußland zu erwecken. Dies Betragen war der Oesterreichischen Regierung unangenehm aufgefallen, und der General Nagy erzählte mir davon. Eine daran geknüpfte Unterhaltung zeigte mir auch, daß man es mir in Wien sehr übel vermerken würde, wenn ich jetzt, wie es der Kriegsminister gewünscht hatte, nach Osten in die Garnisonen reisen wollte. Ich wurde bedeutet, man werde mich überall fragen, was ich denn eigentlich dort wollte. Infolgedessen unterließ ich auch die Reise und schrieb dies dem Kriegsminister.

Vor einem Jahre hatte Fonton einen andern leichtsinnigen Streich gemacht. Bei der großen Vertrautheit, in der Kaiser Nikolaus mit Kaiser Franz Joseph eine Zeit lang gestanden hatte, war der Wunsch des Russischen Kaisers laut geworden, die berühmten Oesterreichischen Raketen in der Russischen Armee einzuführen, und der Kaiser Franz Joseph hatte zugesagt, einem nach Wien zu sendenden Russischen Artillerieobersten alle Geheimnisse der Raketen mitzutheilen. Der Russische Oberst kam, der Oesterreichische Kaiser befahl, ihm Alles zu zeigen. Aber der alte Augustin war nicht gewillt, sein einziges Schoßkind an die Russen herzugeben. Der Russe studirte ein Jahr lang in Wien, und man gab ihm einen Wun

von Zeichnungen und Daten, in welchen der Russe sich nicht zurecht finden konnte, weil sie falsch waren und lauter Unsinn enthielten. Unterdessen lernte aber Fonton einen Oesterreichischen Oberfeuerwerker kennen, der Geld brauchte. Dieser verkaufte die richtigen Zeichnungen an die Russen. Nun ging Fonton boshaft lächelnd zu Augustin, ihm die Resultate der Studien des Russischen Obersten zu zeigen, und bewies ihm durch Vorlage der richtigen Zeichnungen, daß Rußland im Besitz des Geheimnisses sei. Der alte Augustin beglückwünschte den Russen und sah sich die Zeichnungen genau an. Den folgenden Tag schmachtete der Feuerwerker in Ketten, denn der Feldzeugmeister hatte den Zeichner an der Zeichenweise erkannt, und die von Fonton eben für vieles Geld erworbene Quelle weiterer Nachrichten war versiegt.

Wieder ein anderes Mal ließ sich Fonton durch Zögern einen Fang entgehen, den er, bei der Weite seines Gewissens für den schönsten diplomatischen Coup gehalten haben würde. Ein Geheimsekretär des Kaisers Franz Joseph hatte Kassenunterschleife im Betrage von sechstausend Gulden gemacht. Die Prüfung der Kasse stand vor der Thür. Er ging auf den Vorschlag ein, wenn man die fehlende Summe deckte, alle Depeschen abschriftlich direkt vom Tisch des Kaisers an die Russische Gesandtschaft zu liefern. Fonton zögerte, der Tag der Prüfung der Kasse kam. Der Sekretär warf sich dem Kaiser zu Füßen und entdeckte ihm die Anträge der Russischen Gesandtschaft, wobei er verschwieg, daß er darauf eingegangen. Der Kaiser verzieh, deckte den Fehlbetrag selbst und die Russen hörten nie wieder etwas von diesem Sekretär, dem die Treue ja mehr Geld einbrachte als die Untreue.

Als Botschaftssekretäre fungirten ferner bei den Russen Herr v. Mohrenheimb, der Bruder der Frau v. Fonton, ein gutmüthiger, etwas beschränkter, leicht erregbarer Kopf, und Herr v. Oubril, ein liebenswürdiger, gescheiter junger Diplomat, Schwager des Russischen Gesandten in Berlin, der zwanzig Jahre später selbst Botschafter in Berlin war und es jetzt (1881) in Wien ist. Außerdem hatte der Krieg einige Attachees reiferen Alters der Botschaft zugewandt. Es waren dies Herren aus vornehmen und reichen Familien, die, wenn sie nicht einer Gesandtschaft attachirt gewesen wären, zu einer Zeit hätten Kriegsdienste thun müssen, in der Kaiser Nikolaus alle Menschen ohne Unterschied der Familie zu den Waffen rief und mit den Vornehmsten den Anfang machte. Diese Herren zogen es vor, ihre Tinte, statt ihr Blut, fürs Vaterland zu verspritzen und schrieben in Wien Depeschen ab, sich sehr damit rühmend, daß sie fürs Vaterland arbeiteten, obgleich sie so reich waren. Da waren zwei Fürsten Galitzin, langweilige geldstolze Menschen, von denen der eine Hydrophil, der andere Hydrophob genannt wurde, weil der Erste

sehr sauber und zierlich war, der Andere aber sich nie wusch. Ferner schrieb hier der bekannte Anatole Demidoff, Fürst von San Donato, Gemahl der Prinzessin Mathilde Napoleon, und so hatte ich Gelegenheit, diesen Krösus kennen zu lernen, dessen Besitzungen und Einrichtungen wie Reichthum für den Chevalier de Monte Christo als Vorbild gedient haben. Demidoff trug in seinem erdfahlen Gesicht alle Spuren seines wüsten widrigen, geist- und morallosen, nur auf Genuß gerichteten Wesens zur Schau.

Diesem zahlreichen Personal war ferner der General Graf Stakelberg für die militärischen Angelegenheiten attachirt. Bei dieser seiner Eigenschaft kam ich viel mit ihm in Berührung. Er war leberkrank, stets gereizt und beleidigt, von einer unerhörten Unwissenheit in militärischen Dingen und entsetzlich eifersüchtiger Gatte einer wunderschönen zweiundzwanzigjährigen Französin, die an dem eleganten, geistreichen, liebenswürdigen, jungen Französischen Comte de Jeancourt, Gesandtschaftssekretär, viel mehr Gefallen fand als an dem sauertöpfischen alten Gemahl, obgleich Rußland und Frankreich sich im Kriege mit einander befanden. Die Eifersucht benahm dem armen Stakelberg allen gesunden Sinn, und als er im Herbst zum Kaiser nach Petersburg gerufen wurde, da verlangte er von der Oesterreichischen Polizei, sie solle über seiner Frau Thun und Treiben während seiner Abwesenheit wachen, und holte sich die höhnische Antwort, die Oesterreichische Polizei habe nur die Pflicht, über die Sicherheit, nicht aber über die Tugend der Russischen Diplomatenfrauen zu wachen.

Wäre mit Hülfe der aufgewendeten Geldmittel Stakelberg auch im Stande gewesen, selbst wenn er es wollte, gute Auskunft über die Oesterreichische Armee zu geben, so mußte man seine Mittheilungen doch nur mit großer Vorsicht aufnehmen, denn manchmal wollte er nicht die Wahrheit sagen und hielt das Lügen für Klugheit, dann war er aber, obgleich Artilleriegeneral, doch in allen Dingen der Armee so unwissend, daß er selten etwas Richtiges sagen konnte. Ich erlebte bald einen Beweis davon. Er sagte mir einst, die Oesterreicher führten als schwere Geschütze in jedem Armeekorps eine Batterie von acht langen zehnpfündigen Haubitzen ein. Eine lange zehnpfündige Haubitze als Feldgeschütz, das wäre mir ein Weltwunder gewesen, da wir in Preußen schon die kurzen zehnpfündigen Haubitzen als zu schwer abgeschafft hatten. Ich bemerkte dies dem General und sagte, es müßten wohl siebenpfündige sein, denn zehnpfündige könne man nicht mit Pferden übers Feld ziehen. Da wurde er sehr ärgerlich und meinte, er wisse, was er sage. Anderen Tages ging ich im Arsenal spazieren und sah dort die in Rede stehenden Batterieen, welche eben an die Armeekorps abgesandt werden sollten. Es waren lange

siebenpfündige Haubitzen. Ich ging darauf zu Stakelberg und bemerkte ihm, daß ich Recht gehabt. „Auf drei Pfund kommt es mir nicht an“, sagte er mit vornehmer Würde.

Auch die anderen beiden Großmächte, Frankreich und England, hatten Generale bei den Gesandtschaften attachirt. Der Englische General Dumont war sehr kränklich und wenig sichtbar. Bald folgte ihm Oberst Crawfurt. Der Französische General Letang war ein liebenswürdiger Veteran des alten Kaisers, der schon 1813 als Generalstabsoffizier in der Schlacht bei Leipzig mitgefochten hatte. Er war sehr offen über die Vergangenheit und sagte mir einst: „Je vous assure qu'à Leipzik on s'est fort mal battu de part et d'autre. Personne ne prenait plus plaisir à la guerre“. Ich fühlte mich zuweilen gewaltig, daß ich als Lieutenant mit drei Generalen auf gleichem Fuße verkehrte, und auf die Frage Oesterreichischer Offiziere, wie es käme, daß man von Preußen einen Lieutenant schicke, während die anderen Großmächte Generale sandten, gab ich stets die stolze Antwort, in der Preußischen Armee seien schon die Lieutenants so klug wie die Generale der anderen drei Großmächte. Von Bayern war ein Hauptmann Baron v. Zoller bei der Gesandtschaft in Wien, ein liebenswürdiger Mann, der leider bald abberufen ward und in München starb.

Die nicht zu den Großmächten zählenden Länder Europas, auch die größeren Deutschen Staaten, waren durch Gesandte vertreten, welche zusammen eine große Schaar von Excellenzen bildeten, deren politische Bedeutung gering war wie die Macht der von ihnen vertretenen Länder. Um so größer war ihr Wissensdurst, denn sie fühlten sich verpflichtet, recht oft etwas Neues an ihre Regierung zu berichten, um ihren Eifer zu zeigen. Auch sind die Regierungen der kleinsten Länder am meisten begierig, politische Neuigkeiten zu erfahren, da sie nie bei politischen Ereignissen mitspielen und sich bei jeder Veränderung in ihrer Stellung bedroht sehen. Unter den Gesandten derselben gab es sehr angenehme, liebenswürdige Leute, aber auch recht dunkle Ehrenmänner, die die Neuigkeiten in der Politik zum Spiel an der Börse benutzten und so wenig Gefühl für Recht und Anstand hatten, daß sie ganz offen davon sprachen. Als wir im Frühjahr 1855 zufällig die Nachricht vom Tode des Kaisers Nikolaus fünf Stunden früher hatten als sonst Jemand in Wien, sagte der Baron Heekern, Hollands Gesandter, anderen Tages zu Graf Flemming: „Wenn Sie mir diese Nachricht gestern gleich gebracht hätten, ich hätte Ihnen dreihunderttausend Gulden dafür gegeben.“ Diese Sucht nach Neuigkeit war in hohem Grade komisch anzusehen und nützte mir nicht wenig. Sobald diese Herren merkten, daß ich in der Armee Bescheid wußte, kamen sie — bei der mehr und mehr hervortretenden

Wichtigkeit der militärischen Dinge — Alle zu mir, wenn sie irgend etwas Neues hatten läuten hören, um es sich von mir auseinandersetzen zu lassen, da sie es nie verstanden, und auf diese Weise erfuhr ich es auch, wenn ich auch immer that, als ob ich es schon lange wüßte; dann kam es vor, daß ich so einem Herrn seinen ganzen Bericht diktirte, den er seiner Regierung machte. Wenn ich in einigermaßen bewegter Zeit einmal abends nicht ins Kasino kam, sondern etwa unwohl war, dann hatte ich gewiß den anderen Tag fortwährend Besuch, einer dieser Herren löste den anderen ab, und was der Eine nicht wußte, deutete der Andere an. Vollkommen unterrichtet war dann aber ich ganz allein. Da sah ich Hannovers Stockhausen, den alten asthmatischen Drachenfels aus Hessen, Andlau aus Baden, Lerchenfeld aus Bayern, den witzigen Könneritz aus Sachsen, und wie sie Alle hießen. Selbst der Vertreter des Griechischen Reiches, der nie gewaschene Skinus, machte dann meine Wohnung unsicher und erzählte mir gelegentlich, wie reich er geheirathet (seine Frau war eine Walachin), mit den Worten: „Mon beau-père a vingt mille cochons et une fille seulement.“

Man kann sich denken, wie eigenthümlich es mir vorkam, der ich an den Ton, die Sitten und die Grundsätze in einem Preußischen Offizierkorps gewöhnt war, plötzlich einem solchen diplomatischen Korps anzugehören, wo ich täglich Dinge sah, die in meinem Offizierkorps unmöglich waren, und dazu schweigen mußte.

Bei dem Verkehr mit den Diplomaten anderer Mächte und mit den Oesterreichern aller Schattirungen wurde mir auch schon im ersten Monat meiner Anwesenheit in Wien vollkommen klar, wie man in Oesterreich über Preußen dachte. Trotz des siebenjährigen Krieges im vorigen Jahrhundert, trotz der Niederlegung der Deutschen Kaiserkrone im Anfang dieses Jahrhunderts, trotz der Preußischen Siege gegen Napoleon in den Freiheitskriegen, trotz der Verträge von 1814 und 1815, welche Preußen eine Stellung als Deutsche Großmacht zusicherten, betrachtete man in Oesterreich nicht nur bei der Regierung, sondern auch in allen Kreisen Preußen als einen Oesterreichischen Vasallenstaat, als den Kurstaat Brandenburg. Es gab zwar in Oesterreich eine sogenannte Preußische Partei (zu der in der Armee Radetzky und Windischgrätz gehörten), aber diese Preußische Partei betrachtete eben nur ein Zusammengehen Preußens mit Oesterreich als zu Gunsten des Letzteren in der obschwebenden Frage und folgerte daraus mit einer naiven Logik für Preußen die Verpflichtung, für Oesterreich seinen letzten Mann und seinen letzten Thaler einzusetzen. Daß Oesterreich deshalb gut thue, auf die Wünsche Preußens einzugehen, daran zu denken fiel keinem Oesterreicher ein. Oesterreich betrachtete sich in patriarchalischer Weise als den Vater, Preußen wie alle

anderen Deutschen Staaten als die Kinder. Kam ein Bündniß mit Preußen zu Stande, wie das Schutzbündniß vom zwanzigsten April, so lobte man es in Wien vornehm von oben herab, daß es „korrekt“ sei (wie man ein Kind „artig“ nennt), aber man fühlte für sich keine Verpflichtung, die Bedingungen des Vertrages Preußen gegenüber zu halten, ebenso wie ein Vater dem Kinde abends, wenn es artig zu Bette gehe, zum anderen Morgen Kuchen verspricht, ohne dann das Versprechen zu halten, wenn er meint, der Kuchen könne dem Kinde schaden. Unsere seit dem Jahre 1815 befolgte, den Befehlen Metternichs stets gehorchende Politik, unsere wenig selbstbewußte Fügsamkeit nach den Zwistigkeiten des Jahres 1850 befestigte die Oesterreicher in ihrer Auffassung. Und diese Grundanschauung war bei allen Oesterreichern dieselbe.

Als diese Ueberzeugung in mir gereift war, gab ich meinen phantastischen Traum von einer engen unerschütterlichen Verbindung zwischen Oesterreich und Preußen auf. Dieser Gedanke konnte nur verwirklicht werden, wenn, wie die Sachen jetzt lagen, Preußen wieder Oesterreichs Vasall wurde, oder später, wenn wir einst durch neue Siege gegen Oesterreich dieses Land daran erinnert hatten, daß in Preußen noch der Geist Friedrichs des Großen vorwalte. Als daher in der zweiten Hälfte des Monats Juli der Oberstlieutenant und Flügeladjutant v. Manteuffel, jetzt Feldmarschall und Statthalter, in besonderer persönlicher Mission vom König an den Kaiser Franz Joseph gesandt wurde, sagte ich diesem, welcher ebenso, wie vordem ich, für ein Zusammengehen der beiden Deutschen Großmächte schwärmte, und welcher wie Alvensleben in Wien durch eine sehr zuvorkommende Liebenswürdigkeit, schöne Redensarten und Versprechungen geblendet wurde, daß wir nicht eher von einer Oesterreichischen Regierung, welcher Schattirung sie auch sei, für voll und gleichberechtigt angesehen werden würden, als bis wir den Oesterreichern noch einmal „die Jacke vollgehauen hätten“.

Damals glaubte mir Manteuffel nicht und lachte über die leidenschaftliche Abneigung des jungen Offiziers. Nach ein und einem halben Jahre kam er wieder nach Wien und sagte mir: „Sie hatten damals Recht. Hier müssen wir schlagen; eher gelten wir hier nicht.“

Aus alledem geht hervor, wie ungeheuer interessant mir die Stellung in Wien gleich im ersten Monat meiner Anwesenheit vorkommen mußte. Früher war mir in meinem Dienst in Berlin jeden Tag und jede Stunde vorgeschrieben worden, was ich zu thun hatte, jetzt war ich vollkommen frei und beurtheilte selbst, was ich zu thun hatte. Früher wandte ich meine Aufmerksamkeit einer Abtheilung von dreizehn Remonten oder einem Zuge Artillerie, ausnahmsweise einmal einer Batterie von vier Kanonen zu, jetzt beurtheilte ich die Bewegung von Armeen von zwei=

hunderttausend und von sechzigtausend Mann und deren Einfluß auf die Geschicke der Völker. Früher half ich meinem Hauptmann bei der inneren Bewirthschaftung der Batterie, machte auch Vorschläge, hier und da am Zaumzeug oder an den Geschirren einige Pfennige pro Pferd zu ersparen, jetzt beurtheilte ich die Millionen, welche Oesterreich für seine Armeen ausgab, und zog in Erwägung, wie lange es dies aushalten könne. Das Gefühl dieses Unterschiedes erhielt meine Theilnahme an der Sache in der lebhaftesten Spannung.

Aber auf der anderen Seite fühlte ich auch minder angenehme Unterschiede. In Berlin war ich zu Hause, in Wien blieb ich ein Fremder. Sobald ich zu der Ueberzeugung gekommen war, daß man uns in Oesterreich stets feindlich gesinnt bleiben werde, fühlte ich mich nur von Gegnern umgeben. Auf den Straßen und wo ich war, wurde ich feindlich beobachtet, und wenn ich zur eigenen Gesandtschaft kam, beobachtete mich der zeitweilige Leiter derselben mit mißtrauischen Augen. In Berlin konnte ich am Offiziertisch über Alles, was mich beschäftigte, frei von der Leber weg reden. In Wien mußte ich über Alles, was mich anregte, gegen All und Jeden schweigen. In Berlin konnte ich mir in der geringsten Sache bei Kameraden Rath holen, in Wien mußte ich in den wichtigsten Dingen handeln und hatte Niemanden, der mir rieth. Wenn mir dieser Unterschied so in seiner ganzen Ausdehnung vor die Seele trat, dann fühlte ich mich zuweilen entsetzlich einsam, und es erfaßte mich ein Heimweh nach der öden Kaserne am Kupfergraben in Berlin, die mir alsdann viel romantischer und schöner erschien als die romantischen Alpen, welche die Kaiserstadt an der Donau berühren.

---

2. Das erste Jahr in Wien.

August bis Oktober 1854.

Nachdem ich drei bis vier Wochen in Wien gewesen, trieb es mich bald hinaus aus der heißen und staubigen Residenz, hinaus aus dem ernsten, ungemüthlichen Diplomatenleben. Und konnte ich meine idyllische Kaserne am Kupfergraben nicht aufsuchen, die mir in der Entfernung viel schöner vorkam als in der Nähe, so wollte ich doch wenigstens die Alpen sehen, die so einladend in die Straßen der Kaiserstadt hineinsahen.

Unsere Königin Elisabeth gab mir dazu die Veranlassung, oder den Vorwand, oder wie man's nehmen will, am besten gesagt: den Anstoß.

Anfang August kam unsere Königin Elisabeth nach Ischl, um daselbst bei ihrer Schwester, der Mutter des Kaisers, etwa vier Wochen lang ihrer Gesundheit zu leben. Sie hatte sich jeden Empfang verbeten und war ganz unbehelligt durch irgendwelche Förmlichkeit über Prag und Linz nach Ischl gereist. Die Gesandtschaft in Wien konnte keine amtliche Notiz von ihrer Anwesenheit in Ischl nehmen, da dies verbeten war. Ich erklärte dem Grafen Flemming aber, daß ich es unerhört fände, wenn auch nicht eine private Notiz von ihr genommen werde. Flemming war dazu zu schwerfällig. Also beschloß ich, zu meinem Vergnügen nach Ischl zu reisen und mir dort in der Fremde den Anblick meiner Monarchin zu gönnen. Damit verband ich einen Besuch bei meinem Onkel Gustav zu Hohenlohe-Langenburg, Bruder meiner Mutter, welcher als Feldmarschall-Lieutenant und Truppen-Oberkommandirender in Ober-Oesterreich in Linz in Garnison stand.

Jetzt macht man diese Reise von Wien nach Ischl per Eisenbahn schnell, in weniger als sieben Stunden. Damals reiste man romantischer, aber langsamer.

Am vierten August, nachdem ich die wichtigsten schwebenden politisch-militärischen Ereignisse berichtet hatte, begab ich mich per Fiaker nach Nußdorf und bestieg dort das Dampfschiff. Ja, bei wem hatte denn der reisende Lieutenant Urlaub genommen? Einfach, bei Niemandem! Ich sagte Flemming Adieu, das war das ganze Ceremoniell. Das Dampfschiff kroch langsam stromauf und ließ den Reisenden volle Zeit, die Schönheiten der begleitenden Ufer zu bewundern. Die steilen Ufer der Donau erinnern häufig an den Rhein, doch sind sie selten eben so schroff und malerisch. Die Nähe der Alpen macht aber andererseits die Umgebung häufig großartiger, besonders wenn Kloster Mölk vom hohen Felsen herab in den Strom schaut. Im Bädeker ist alles Merkwürdige zu lesen, was mich damals gewaltig anregte, was ich aber hier nicht erst wiederholen mag. Wir zogen an alledem vorüber, Krems—Mölk—Grein, dem Strudel, der einmal gefahrbringend gewesen sein soll, dem Dürrenstein, wo Mortiers Korps 1805, der kommandirende General ausgenommen, seinen Untergang fand, und ein herrlicher Sonnenuntergang beschloß diesen Tag, der für mich voll von naturpoetischen Eindrücken war.

Ich traf auf dem Dampfschiff mit einem Grafen Hardenberg zusammen, der mit seinen beiden, eben beim dritten Ulanen-Regiment in Fürstenwalde als Offiziere angestellten Söhnen eine Vergnügungsreise machte. Dieser Graf Hardenberg war der Sohn des vielgenannten und vielgeschmähten Ministers. Mit dem einen seiner Söhne führte mich das Geschick später noch oft zusammen. Es war ein recht bedeutender Offizier, der leider nur zu früh durch allzu heftigen Rheumatismus halbinvalide

geworden ist, so daß er jetzt (1881) als Kommandant von Kiel fungirt, statt seine Reiterei zu tummeln.

Die eintretende Nacht ließ uns die Schlafstellen des Dampfschiffs aufsuchen. Früh vor Tagesanbruch sollten wir in Linz sein. Ich schlief fest wie ein Murmelthier, bis mich endlich Sonnenschein weckte. Ich fuhr auf und fürchtete, an Linz vorbei geschlafen zu haben, denn das Schiff ging bis Passau, wohin mich nichts zog. Aber wir waren noch lange nicht in Linz. Ich hatte einen eigenthümlichen aber prachtvollen Anblick. Das Schiff war bis zur Bordhöhe von einem undurchdringlichen Nebel umgeben, der es unmöglich machte, weiter als drei Schritte vom Bord zu sehen. Dieser Nebel verbot die Fortsetzung der Reise, denn man sah nicht, wohin man fuhr, konnte stranden, oder Boote umfahren. Ueber dem Nebel standen wir schon auf der Kommandobrücke des Kapitäns, und dort hatten wir herrlichen Sonnenschein. Die Ufer der Donau waren ganz flach, aber im Süden leuchteten in der Ferne die goldbeschienenen Eisberge der Steyrischen Alpen in solcher Pracht, wie sie sich nur selten zeigen, und in der sie sich mit dem schillernden Glanze einer gezackten süßen Weingelee vergleichen lassen. Dieser Anblick mit seinem Wechsel bei dem sich ändernden Stande der Sonne vertrieb uns die Zeit, bis endlich der Nebel höflich wich und die Weiterreise erlaubte. Gegen Mittag erreichte ich Linz, also nach etwa dreißig Stunden von Wien aus.

Mein guter pedantischer Onkel nahm mich sehr liebenswürdig auf. Er war ein origineller Kauz. Sparsamkeit war die Richtschnur seines Lebens. Er hatte eine sehr geräumige Dienstwohnung. In dem einen großen Salon stand zunächst garnichts. Im nächsten waren die Fahnen, aber weiter garnichts, und so fort mit den Zimmern zu standesgemäßem Auftreten. Für seine Wohnzimmer war die Ausrüstung nach der Rücksicht eingerichtet, die mein Onkel darauf nahm, daß man in Oesterreich oft hin und her versetzt wird. Er hatte Sophas und Divans und Polsterstühle. Dieselben bestanden aber nur aus Kattunüberzügen ohne Holzgestelle und wurden durch Uebereinanderlegen der Kissen gebildet. Denn diese Ueberzüge wurden in jeder neuen Garnison von Neuem mit Heu und Stroh ausgestopft. Bei einer Versetzung brauchte er also nur die Ueberzüge einpacken zu lassen; das war billig. Die so hergestellten Polster waren nicht sehr weich. Ein derartiger Divan wurde für mich in ein Bett umgewandelt, denn mein Onkel litt nicht, daß ich im Gasthof schliefe. Die Härte des Lagers belästigte mich damals garnicht.

Im Dienst war mein Onkel ein entsetzlicher Formenmensch, gefürchtet und unausstehlich, wie mir die Oesterreichischen Offiziere geradezu sagten, obgleich sie wußten, daß ich der Neffe war. Außer Dienst aber war er liebenswürdig und auch bei den Untergebenen gern gesehen. Er war acht-

undvierzig Jahre alt, leidenschaftlicher Jäger im Hochgebirge, unverwüstlich bei Strapazen, hatte aber schon schneeweiße Haare. Entsetzt erzählte er mir, daß der Jäger des Fürsten Lamberg ihm bei der Hirschjagd gesagt „Das muß man Durchlaucht lassen, für Ihr hohes Alter steigen Sie noch sehr gut." Dabei habe der dumme Kerl geglaubt, ihm eine Höflichkeit zu sagen. Mein guter Onkel hielt sich nämlich noch für einen jugendlichen Adonis. Er war unverheirathet.

Ich brachte fast zwei Tage bei ihm zu. Mit großer Liebenswürdigkeit zeigte er mir die Umgegend und führte mich in die berühmten Linzer Thürme, welche diesen Platz in ein unangreifbares befestigtes Lager verwandelt haben sollten. Wenn auch diese Maximilians-Thürme selbständige Forts darstellen sollten, ein Prinzip, das noch jetzt bei Befestigungen maßgebend ist, so war doch die Anlage der Thürme ganz verfehlt. Sie hatten gar zu geringe Artilleriewirkung nach außen und waren in kurzer Zeit leicht zusammenzuschießen. Das Mauerwerk war ganz schwach. Außerdem fehlte der Kern des Systems, denn die Stadt war offen. Die Festung war somit widerstandsunfähig und die vielen darauf verwendeten Millionen zum Fenster hinausgeworfen.

Als ich meinem Oheim dieses bemerkte, platzte sein vaterländischer Unwille los. Da ich die Sache verstehe, so wolle er mir nur zugeben, diese ganze Befestigung von Linz sei eine ganz himmelschreiende Schmutzerei. Nun entwickelte er mir, wie der verstorbene Erzherzog Maximilian, der sehr reiche unverheirathete Hoch- und Deutschmeister, der nie Geld genug haben konnte, diese ganze Befestigung von Linz, nach ihm Maximilians-Thürme genannt, auf eigene Kosten erbaut und an den Staat für einen so hohen Preis verkauft habe, daß er mehrere Millionen dabei gewann. Eine militärische Kommission hat zwar die Vortrefflichkeit dieses Systems begutachtet, eine andere Kommission die vollendeten Bauten abgenommen. An der Spitze beider Kommissionen stand aber der Erzherzog Maximilian selbst. „Wenn ein Erzherzog so handelt", sagte mein Onkel, „soll man sich da wundern, wenn die Feldwebel stehlen?" Dieser Erzherzog hat aber Alles durch Frömmigkeit wieder gut gemacht. Er hatte immer Jesuitenpatres in seiner Umgebung, und den ersten Probethurm, welcher nicht zum Befestigungssystem gehörte, sondern innerhalb desselben ohne Zusammenhang damit stand, hatte er elegant herrichten lassen und den Jesuiten geschenkt. Relata refero. Beweise habe ich nicht.

Am siebenten August setzte ich meine Reise nach Ischl fort. Man fuhr mit der Pferdebahn nach Gmunden kaum schneller, als man zu Fuß geht; an einzelnen Stellen bergauf langsamer, so daß die Reisenden am Traunfall aussteigen, diesen schönen Wasserfall mit Muße bewundern und den nächsten Haltepunkt doch noch vor dem Zuge zu Fuß erreichen konnten.

Von Gmunden führte ein Dampfer nach Ebensee, wo man Wagen nach Ischl fand.

Dieser jetzt zum Modebade emporgestiegene Gebirgsort nahm damals gerade seinen ersten Aufschwung, denn der Kaiser hatte das Jahr vorher dort die Braut kennen gelernt, welche jetzt Kaiserin war, und ging nun alljährlich dorthin. Eine zahlreiche Aristokratie strömte ebenfalls hinzu, und Bauten entstanden allenthalben. Noch war die Unterkunft sehr schwierig. Ich fand kaum ein Dachstübchen im neuen Hotel bei enormen Preisen.

Ich folgte dem Drange meines Unterthanengewissens und machte dem Grafen Dönhoff, Kammerherrn Ihrer Majestät unserer Königin, meine Aufwartung mit dem Bemerken, daß ich lediglich nach den Befehlen der Königin für die Gesandtschaft fragen wollte und mich in nichtamtlicher Weise dazu herbegeben habe. Die Königin befahl mich tags darauf zu einer kurzen Höflichkeitsaudienz. Sie lebte in einer ungemein einfachen Wohnung; sichtlich angenehm berührt durch meine Aufmerksamkeit entschuldigte sich die Hohe Frau gewissermaßen, daß sie mich gar nicht einladen könne, da sie bei der Erzherzogin Sophie, ihrer Schwester, selbst zu Gaste war, der ich wieder nach der dortigen Hofsitte nicht früher vorgestellt werden durfte als der Kaiserin. — Mit diesem Empfang war ich unserem Hofe gegenüber abgefunden. Ich wollte mir nun noch Ischl ansehen, und Ausflüge in die Umgegend machen. Aber einer jener endlos scheinenden Dauerregen hatte sich in dem Thalkessel festgesetzt, welcher oft im Hochgebirge die schönsten Reisepläne zu Wasser werden läßt. Ich besuchte den Fürsten von Fürstenberg, Schwiegervater meiner Vettern Ratibor und Hugo Hohenlohe, der mir immer sehr freundlich gesinnt war. Er war wieder sehr liebenswürdig gegen mich. Sein hervorragender Geist und seine körperliche Gewandtheit waren noch dieselben, womit er immer großen Eindruck gemacht hatte. Wenige Tage nach meiner Rückkehr nach Wien erhielt ich die Nachricht von seinem schnellen Ende. Eine Blutzersetzung hatte einen jähen Tod herbeigeführt.

Das Wetter blieb trostlos. Ich konnte keinen der nahen Berge sehen. Nach zwei Tagen kehrte ich zurück nach Linz, blieb noch einen Tag bei meinem Onkel und dampfte dann nach Wien zurück, wo in diesen Tagen der Gesandte Graf Arnim von seinem Marienbader Aufenthalte zurückkehren sollte.

Bei der Rückkehr nach Wien erfuhr ich den Tod des Königs von Sachsen. Er war beim Spazierenfahren in Brennbichl zwischen Imst und Innsbruck aus dem Wagen gefallen, der an einen Stein anstieß, und hatte das Genick gebrochen. Ich habe zwar diesen allgemein sehr hoch geachteten Monarchen nie gesehen, bedauerte aber den Unglücksfall

sehr für unsere Königin, die diesen Schwager sehr gern hatte und statt der Freude des Zusammenseins mit ihm in Ischl solch schreckliche Katastrophe erlebte.

Ich war sehr begierig, den Grafen Arnim, den Gesandten, kennen zu lernen, insbesondere wie er sich zu der halb selbständigen Stellung verhalten werde, die ich einnehmen sollte, und zu der vollkommen selbständigen, die ich mir angeeignet hatte. Er empfing mich zunächst formell, wie ein Grandseigneur aus dem vorigen Jahrhundert, aber sehr freundlich. Dann sagte er mir, daß er hier gehört, daß ich militärische Berichte schriebe. Er habe bisher junge Offiziere bei der Gesandtschaft gehabt, die lediglich ihrem Vergnügen gelebt. Solche jungen Herren hätten seine ganze Abneigung. Sie wollten nur zu Hause keinen Dienst thun und in der Fremde Schulden machen. Genützt habe bis jetzt Keiner von ihnen. Mit mir sei das etwas Anderes. Ich hätte schon gearbeitet und arbeite weiter. Das freue ihn. Uebrigens erhielte er sehr oft aus Berlin Fragen militärischer Natur zur Beantwortung. Bis jetzt habe er Niemanden gehabt, der ihm die militärischen Dinge bearbeiten könne. Jetzt werde er mir alle solche Fragen zur Erledigung senden. Ueber die Form meiner Berichte fragte er mich, statt daß mir in Berlin gesagt war, ich sollte bei ihm die Vorschrift erhalten. Als ich ihm die angenommene Art und Weise erzählte und er erfuhr, daß er weiter nichts zu thun habe, als sie zu lesen, nicht einmal ein Anschreiben zu unterschreiben brauchte, da war er ganz vergnügt und sagte: „Das haben Sie ja prächtig eingerichtet.“ Dann gab er mir eine sehr ernste und bestimmte Anweisung. Er sagte, bei ihm gehe Alles nach der Uhr. Er hoffe oft die Freude zu haben, mich bei Tische bei sich zu sehen. Wenn er mich einlade und ich seine Einladung annehme, so bäte er mich, fünf Minuten vor der Zeit, spätestens um die gebetene Zeit zu kommen. Weiter verlange er nichts von mir. Aber Pünktlichkeit im Essen sei nothwendig, sonst verderbe das Diner. Ich dachte mir, diese Pflicht sei nicht allzu schwer. Ich erfüllte sie pünktlich und habe dadurch sein Herz erobert. Den folgenden Tag bereits ward ich zum Diner eingeladen.

Nun blieb mir mit ihm noch die Erledigung der Uniformsfrage übrig, da mir der Graf Flemming vorausgesagt hatte, Graf Arnim werde mir verbieten in Uniform zu gehen, wenn ich es für nöthig hielte. Ich zog vor, diese Frage theoretisch nicht zu berühren, sondern praktisch zu erledigen. Den anderen Morgen ritt ich zu einem Exerziren der Kavallerie-Regimenter hinaus, stieg in der Gesandtschaft im Exerziranzug vom Pferde und ging, bestäubt wie ich war, zum Gesandten hinauf, mich nach seinem Befinden zu erkundigen. Die Frage, wo ich in diesem Anzuge herkäme, war natürlich. Er fand es sehr verständig, daß ich zu den

Exerzitien und Manövern Uniform trüge, denn sonst könnte ich nicht nahe genug hinreiten, um Etwas zu sehen; und hiermit war die Sache erledigt, zum großen Aerger von Graf Flemming, der mich nicht nur bei Graf Arnim nicht in Schatten stellen konnte, sondern sehen mußte, daß Arnim Alles billigte, was ich that.

Mit der Rückkehr von Graf Arnim begann für mich persönlich ein anderes Leben. Ich fand endlich Jemanden, mit dem ich über Alles sprechen, von dem ich mir Rath holen konnte. Ich faßte allmählich immer mehr Zutrauen zu ihm und konnte es fassen bis an seinen Tod. Er wandte mir eine steigende Zuneigung zu, so daß ich zuletzt merkte, wie ihm etwas fehlte, wenn er mich einmal einen Tag nicht sah. Dabei wurde stets auf beiden Seiten eine gewisse Förmlichkeit festgehalten. Er lud mich in der Folge täglich zum Diner ein, aber nicht ein für allemal, weil er in den diplomatischen Gebräuchen keine Form fand, um mich zum Fortbleiben aufzufordern, wenn er einmal selbst außerhalb eingeladen war, sondern einer der Lakaien kam jeden Morgen zwischen neun und zehn Uhr, um mir die Einladung für diesen Tag zu bringen. Nahm ich sie an, so fand ich mich pünktlich ein. Er würde es mir nie verziehen haben, wenn ich eine einmal angenommene Einladung nachträglich abgelehnt hätte. Dagegen fand er es ganz natürlich, daß ich hin und wieder eine Einladung ablehnte, wenn ich entweder bereits eine andere Einladung angenommen oder etwas Anderes, etwa militärische Uebungen u. s. w., vor hatte, was mich am rechtzeitigen Erscheinen hindern konnte. Dafür machte ich ihm nach jeder Dinereinladung einen Morgenbesuch. Nach seinem täglichen Leben war ihm dazu die Stunde zwischen elf und zwölf Uhr die angenehmste, die ich daher auch innehielt, wenn es irgend anging. Nach zwölf Uhr machte er Besuche oder fremde Diplomaten kamen zu ihm. Später wurde er durch seine Schwerfälligkeit kränklich und der Arzt hatte ihm mehr Körperbewegung angeordnet. Da war ich dann der Einzige, der ihn dazu brachte, und ich holte ihn ab, er mußte mit mir, je nach der Witterung, zu Fuß oder zu Wagen an die Luft kommen, und ich glaube, wenn ich länger in Wien geblieben wäre, hätte er länger gelebt. Als ich aber zurückberufen ward (1856), verfiel Arnim in seine alte vis inertiae und ging langsam ein.

Ich muß bei den Eigenthümlichkeiten dieses originellen Herrn, den ich so lieb gewonnen, noch länger verweilen. Er war, als ich ihn kennen lernte, etwas über sechzig Jahre alt. Den Krieg von 1813 bis 1815 hatte er als Kavallerieoffizier mitgemacht. Aber die Passion trieb ihn damals nicht zum Heeresdienst, sondern nur Vaterlandsliebe. Er sprach ganz offen mit großem Gelächter davon, wie unangenehm, besonders in der Schlacht von Bautzen, ihm das feindliche Feuer gewesen, und wie

gern er davon geritten wäre. „Aber enfin“, setzte er hinzu, „das ging doch nicht, das wäre nicht anständig gewesen“. Sein damaliger Trainsoldat Christian war jetzt noch sein erster Kammerdiener und sein Faktotum. Nach den Freiheitskriegen kehrte er zur diplomatischen Laufbahn zurück, war in London, während der Julirevolution 1830 Legationssekretär in Paris, später Gesandter in Brüssel und in Paris, 1849 kurze Zeit lang Minister der Auswärtigen Angelegenheiten in Berlin. Seine auf alten Traditionen begründeten altkonservativen Ansichten machten ein Verweilen im Ministerium damals unmöglich. Er ward Gesandter in Wien, auch während der Krisis von 1850, und blieb es auch nach derselben.

Eine langjährige Praxis gab ihm eine oft überraschende Gewandtheit in der Beurtheilung allgemeiner politischer Situationen. Ein scharfer Verstand unterstützte ihn dabei. Seine vollendeten gesellschaftlichen Formen, die Niemand verletzten, bei denen er sich aber auch selbst nie etwas vergab, machten Eindruck. Er genoß die allgemeine Achtung, und in allen Kreisen in Wien, in diplomatischen wie sogar in Regierungskreisen, hörte man bei wichtigen Ereignissen oft die Frage: „Was sagt Arnim dazu?“ Dabei war er schwerfällig und bewegte sich auch gesellig ungern außer seinem Hause. Aber in seinem Hause sah er zu Mittag gern Menschen bei sich. Sein Diner war sein Stolz. Er ließ jeden Tag so kochen, daß er neun bis zwölf Personen zu Gaste haben konnte, wenn wir auch nur drei waren (er, Flemming und ich), denn es könnte ihm doch noch in der letzten Stunde einfallen, Jemand einzuladen. Und jeden Tag ward ein vollständiges Diner hergerichtet, mit der vollen Zahl der Speisen und so vollkommen zubereitet, wie es die strengsten Regeln der Französischen Kochkunst vorschrieben, gleichviel, ob Jemand davon aß oder nicht. Sein Gesundheitszustand verbot ihm, die eigene Küche voll zu genießen, aber er kostete ein klein wenig von jeder Speise, bloß um seinem Koch am anderen Morgen das Urtheil geben zu können. Wem es an seinem Tische gut schmeckte, wer sich von jedem Gericht zweimal ausbat, der that ihm den besten Gefallen. Er sagte oft, er habe vom Leben keine größere Freude, fast keine andere Freude, als wenn es Anderen an seinem Tische recht gut schmeckte. Dabei ward überraschend schnell bedient. In dreiviertel Stunden war das größte Diner beendet, und deshalb konnte Niemand so viel essen oder trinken, daß es ihm schädlich wurde. Die Weine waren die ausgesuchtesten der Welt, und mancher Schlemmer verließ seinen Tisch mit der Klage: „Wenn ich nur hätte mehr essen und trinken können. Aber es war nicht die Zeit dazu.“ Diese Zeit eben wollte Arnim Niemand lassen, denn er hielt als Grundsatz fest, ein gutes Diner zeige sich in seinen Folgen. Wer zu viel gegessen oder getrunken, so daß er sich nachher unbehaglich fühle oder an seiner Gesundheit Schaden litte, der

habe kein gutes Diner hinter sich. Er war ein großer Feinschmecker, aber nicht aus Völlerei und Genußsucht, sondern aus Wissenschaft und aus diplomatischem Grundsatz. Denn nach dem Diner, welches in behagliche Stimmung versetzte und während dessen Niemand in Gegenwart der Dienstboten von Politik sprechen durfte, fand er die Diplomaten in den Gesprächen unter vier Augen redselig.

Er rauchte nicht und bei ihm wurde nie geraucht. Seine Essenszeit war fünf Uhr, und Punkt dreiviertel sieben Uhr ging man bei ihm auseinander. Wer daher das Theater besuchen wollte, der konnte direkt von seinem Diner ins Theater gehen, denn die Theater in Wien fingen alle um sieben Uhr an. Er selbst ging nicht mehr ins Theater. Nach sieben Uhr abends zog er sich zurück und blieb allein, lesend und schreibend. Seine Schwerhörigkeit verhinderte ihn, Genuß an Oper oder Schauspiel zu haben. Beim Schauspiel verstehe er nichts und bei der Oper höre er alle Töne durcheinander. Er war auch kurzsichtig. Aber mit seiner Brille sah er Alles.

Seine guten Diners zogen viele sogenannte Freunde an, deren Werth er nicht zu hoch anschlug. Er hatte ein äußerst nüchternes Urtheil über sie. Aber er erfuhr im Laufe des Gespräches mit ihnen allmählich Alles, was vorging, und gab ihnen dafür zu essen. So war seine Auffassung von dieser Freundschaft. Wenn er somit eigentlich gar nicht sein Haus verließ, höchstens um sich die vom Arzt vorgeschriebene Bewegung zu machen, so war er doch ziemlich der bestorientirte Diplomat in Wien.

In Geschäften war er von einer unglaublichen Trägheit. Er rührte ungern eine Feder an. Manchmal schrieb er vier Wochen lang nicht nach Berlin. Seine lange Praxis in der politischen Welt hatte ihn gelehrt, daß, wer zu häufig schriebe, dessen Berichte blieben unbeachtet, wenn nicht ungelesen. Wenn aber wichtige Ereignisse vorfielen, dann konnte er täglich schreiben. Seine Berichte waren kurz und bündig und stets in Französischer Sprache. Dies war zum Theil die Folge des alten diplomatischen Gebrauchs, in dem er aufgewachsen war, zum Theil des Umstandes, daß er eben durch diesen Gebrauch der Französischen Schriftsprache mächtiger war als der Deutschen. Er schrieb ein vollkommenes, sehr elegantes Französisch, und ein Bericht, den er in zwanzig Minuten hinwarf und zur Abschrift in die Kanzlei sandte, war immer so kurz, treffend und elegant abgefaßt, daß Andere, selbst Franzosen, stundenlang hätten nachdenken müssen, ehe sie mit so wenig Worten so Viel sagten.

Arnim war nie verheirathet gewesen, obgleich er, im Genusse eines nicht unbedeutenden Lehns, privatim recht wohlhabend und eigentlich bestimmt war, eine Familie zu gründen. Er ging auch nicht gern in Damen-Gesellschaften. In Wien verkehrte er gern, und auch das nur sehr selten,

nur bei Frau v. Stockhausen, der Gemahlin des Hannöverschen Gesandten. Als diese ihn fragte, warum er sich nie verheirathet, wies er sie mit der Paradoxe ab, weil er überzeugt sei, nie eine Frau finden zu können, die ihn so liebe, wie er sich selber. Hierbei sagte er aber die Unwahrheit, denn er war nur Egoist, soweit ihn der Zustand seiner schwankenden Gesundheit dazu zwang. Sonst freute er sich des Frohsinns Anderer und lebte eigentlich nur als echter alter Aristokrat für seinen König und sein Vaterland.

Die zahlreichen Stunden des Tages, in denen er allein war, füllte er mit Lesen aus, und so kam es, daß er, wenn man das überhaupt von einem Menschen sagen kann, Alles gelesen hatte und Alles wußte und kannte.

Am elften August schloß Oesterreich einseitig und ohne seinen Bundesgenossen Preußen vorher davon benachrichtigt oder gar zur Theilnahme eingeladen zu haben, einen Vertrag mit den kriegführenden Westmächten, dessen Bedingungen scheinbar geeignet waren, es sofort in Thätigkeit gegen Rußland treten zu lassen.

Wenn es nun Oesterreich auch zu Wege brachte, auch die Westmächte hinters Licht zu führen und keinen Schuß gegen Rußland abzufeuern, so war augenblicklich der geheime Vertrag doch feindlich gegen Rußland gerichtet, und er war ein Akt höchster Untreue gegen Preußen. Denn das Schutzbündniß mit Preußen hatte die Neutralität beider Staaten in dem großen Kampfe zur Grundlage. Aus dieser Grundlage trat Oesterreich einseitig heraus, ohne daß wir ihm Etwas gethan hatten, bloß weil es seine kriegerischen Vorbereitungen nunmehr für genügend beendet hielt; ein Beweis, daß es einen solchen Bruch bereits beim Abschluß des April-Bündnisses geplant hatte, denn damals fing es an zu rüsten. So geheim der Vertrag auch gehalten war, so wurde er doch den folgenden Tag bekannt, denn die Westmächte drängten nun Preußen auf Grund dieses Vertrages zu einem ähnlichen Abkommen mit ihnen und stützten sich auf unser Bündnißverhältniß mit Oesterreich. — Eigenthümliche Logik!

In Berlin ward man inne, wie der vielgepriesene Alvensleben trotz seines Verstandes in Wien hinters Licht geführt worden war, und wie der vielgeschmähte Arnim, dessen Trägheit man nicht zutraute, das Richtige zu errathen, immer Recht gehabt hatte. Arnim ward wieder nach Berlin gerufen, man wollte seinen Rath hören.

Es lag etwas Komisches in der Oesterreichischen Geheimnißkrämerei. Während die Regierung sich stellte, als ob sie sich nur mit friedlichen Gedanken trüge, betrieb man die Kriegsvorbereitungen sichtbar vor den Augen Aller, die sehen wollten. Bald sah man den Kaiser en parade auf den Bahnhof fahren und eine kriegsmäßig ausgerüstete Brigade

besichtigen, welche per Eisenbahn von Triest über Wien nach Krakau ging, bald wurden große Geschützttransporte vor einem Publikum von Tausenden aus dem Arsenal nach dem Nordbahnhofe geschafft. Ich sah der Verladung eines solchen von mehr als sechzig schweren Röhren zu, und ein Zufall wollte, daß dieser Transport wegen Hochwassers in Preußisch-Oberschlesien stecken blieb (denn die Dziebitzer Bahn existirte noch nicht, und die Verbindung von Wien nach Krakau führte über Cosel). Wer Tag und Nacht auf dem Nordbahnhofe zubrachte, konnte die halbe Armee durchfahren sehen. So ging es durch den ganzen übrigen Theil des Monats August, unter steten Freundschaftsversicherungen Oesterreichs gegen Rußland.

Am vierundzwanzigsten August erhielt ich einen Beweis, daß man meinen Berichten Beachtung zuwandte. Bis dahin hatte ich nie erfahren, ob man mit meinen Berichten zufrieden war und ob sie überhaupt gelesen wurden, oder ob sie etwa ungelesen und unentsiegelt lägen, wie später die Stoffels in Paris. Jetzt verlangte plötzlich der Ministerpräsident v. Manteuffel mein Gutachten in einer Streitfrage zwischen dem Russischen General Graf Stackelberg und dem Oesterreichischen Feldzeugmeister Heß. Ersterer hatte nämlich Beschwerde geführt, daß eine Brigade weiter gegen das eiserne Thor bei Mehadia zu geschoben werde und den Rücken der Russen bedrohe, letzterer hatte geantwortet, die betreffende Brigade sei auf Friedensfuß und habe einen Friedensmarsch gemacht. Die Beschwerde von Stackelberg war ebenso einfältig, wie die Antwort von Heß schlau, denn es konnte auf eine einzelne Brigade nicht ankommen, wenn Oesterreich zwei- bis dreihunderttausend Mann im Rücken der Russen aufstellte. Die betreffende Brigade, über die Stackelberg ungeschickter Weise Lärm geschlagen hatte, war übrigens eine Brigade von Depottruppen gewesen und somit hatte Heß Recht gehabt. Ich gab mein Gutachten in diesem Sinne am fünfundzwanzigsten August ab und, auf meinen Bericht vom ersten August verweisend, schrieb ich, daß die Frage bald ihrer Lösung entgegen gehen werde, da an dem Tage, an dem ich schriebe, die Aufstellung der Oesterreichischen Armee beendet sei, die sich in den nächsten Tagen in einer Stärke von zwei- bis dreihunderttausend Mann in Bewegung setzen werde, gegen den ersten September werde Heß zur Armee abgehen.

Wenige Tage darauf stellte Oesterreich eine Art von Ultimatum an Rußland und Rußland gab nach, denn es standen zwei- bis dreihunderttausend Mann Oesterreicher im Rücken der in den Donaufürstenthümern kämpfenden Russen, die kurz zuvor noch die Französische Division d'Espinasse in der Dobrudscha vernichtet hatten.

Die Russen räumten die Donaufürstenthümer friedlich und die Oesterreicher rückten in dieselben ein. Am sechsten September hielt Heß seinen

Einzug in Bukarest. Daselbst hatte er eine Zusammenkunft und Besprechung mit Omer Pascha, um Streitigkeiten mit den Türkischen Truppen zu vermeiden, welche den Russen über die Donau nachgefolgt waren und nun wieder über diesen Strom zurückkehren mußten. So schob sich die Oesterreichische Armee wie ein friedlicher Keil zwischen die kämpfenden Theile, und England, Frankreich und die Türkei einerseits, Rußland andererseits konnten sich nur noch auf dem Meere, in Asien oder in der Krim treffen, Napoleon hatte die „Lokalisirung des Krieges“ erreicht, der von jetzt ab kein strategischer Krieg mehr wurde, sondern in eine blutige Komödie ausartete, die man den Krimkrieg genannt hat.

Als ich im Herbst den Feldzeugmeister Heß wiedersah, fragte ich ihn, wie ihm denn zu Muthe gewesen sei, als er in Bukarest den früheren Unteroffizier Lattus seines Regiments, dessen Namen er als sein Oberst im Jahre 1828 an den Galgen habe schlagen lassen müssen, nun als Muschir und Omer Pascha mit dem Prädikat „Hoheit“ anzureden genöthigt war. Der alte Herr meinte, das sei unbedingt in hohem Grade interessant gewesen. In Oesterreich sind die Wechselfälle des Glücks und der Ehre groß.

Der Name des Grafen Andrassy war 1849 auch an den Galgen geschlagen und man hätte ihn noch zu der Zeit, über die ich schreibe, aufgehängt, wenn man seiner habhaft geworden wäre. Jetzt (1881) ist er einer der geachtetsten Männer des Kaiserstaats und war Jahre lang Kanzler von Oesterreich-Ungarn.

Während des Monats August fiel der Geburtstag des Kaisers (den achtzehnten). Ich war sehr neugierig auf diese Feier. Denn in Berlin hörten doch am Geburtstage des Monarchen alle Geschäfte auf und Alles jubelt, als an einem der größten Festtage. Wie erstaunt war ich, zu bemerken, daß dem in Wien nicht so war. Eine große Parade der Wiener Garnison wurde zur Feier des Tages angesetzt und wegen Regenwetters abbestellt. Das war Alles. Alle Läden blieben offen, alle Geschäfte gingen ihren Gang. Der Tag unterschied sich in nichts von anderen Werktagen und am Abend war weder Festfreude, noch Beleuchtung, noch Lärm. Daß keine Trunkenen die Straßen unsicher machten, war die einzige vortheilhafte Seite dieser Art, den Tag zu begehen.

Im Allgemeinen machte ich überhaupt die Bemerkung, wie wenig beliebt damals der Kaiser war. Der endlose Jubel, der seine Thronbesteigung begrüßte, als er im Jahre 1848, achtzehn Jahre alt, durch sein Sprachtalent und verschiedene Gaben glänzte (er redete jede Völkerschaft Oesterreichs in ihrer Sprache an), hatte einer bedenklichen Ernüchterung Platz gemacht. Die Siege vom Jahre 1849 hatten in der Armee die Begeisterung noch eine Zeit lang erhalten. Und als ein fanatischer Ungar dem jungen Monarchen ein Messer ins Genick stieß, dessen

Spitze bis in die Mundhöhle drang, da war der erste Jubel noch einmal aufgewacht. Seitdem aber ging seine Volksthümlichkeit bergab. Die reaktionäre Strenge der Regierung, die im Namen des Kaisers in Ungarn vollstreckten zahlreichen Hinrichtungen, welche wohl nicht immer nöthig waren, die Abschaffung der 1848 versprochenen Verfassung entfremdeten die Liberalen. Die Betrügereien der Beamten bei der nicht überwachten Finanzwirthschaft entfremdeten die ganze Bevölkerung. Die Wahl bürgerlicher Minister stieß die Aristokraten vor den Kopf, die sich weigerten, den Minister Bach in ihren Salons zu empfangen, und als nun gar Bach das Konkordat abschloß, welches dem Römischen Klerus mehr Gewalt verlieh, als er je gehabt hatte, als die Jesuiten in vermehrter Zahl nach Wien kamen, da stieg die allgemeine Unzufriedenheit immer höher. Wenn man sich bei Gelegenheiten, bei denen sich der Kaiser öffentlich zeigte, unter das Volk mischte, dann hörte man die giftigsten und bittersten Urtheile, und Offiziere in Uniform sagten mir vertraulich: „Es thut mir leid um dies junge Kaiserpaar, aber auf dem Throne stirbt es nicht, sondern auf dem Schaffot."

Bei solchen Anzeichen mußte man mit banger Sorge um die Zukunft des Oesterreichischen Kaiserstaates erfüllt werden. Seitdem sind siebenundzwanzig Jahre verflossen, und die Zeit hat gelehrt, daß nichts so heiß gegessen wird, als gekocht, und daß Volksgunst noch wandelbarer ist als Fürstengunst.

Auch die Kaiserin hatte anfangs durch ihre engelgleiche Schönheit einen allgemein begeisternden Eindruck gemacht. Aber schon jetzt, kaum ein Jahr nach ihrer Vermählung, hielt man sie geistig für unbedeutend und theilnahmlos für Alles im Lande, nur interessirt für Jagd, Reiten und Fahren.

Auch in der Armee war die Liebe zum Kaiser im Abnehmen begriffen. Die ungezügelte Gewalt, welche der Graf Grünne in allen persönlichen Angelegenheiten ausübte und bei der ihm manche Mißbräuche, ob mit Recht oder Unrecht weiß ich nicht, zum Vorwurf gemacht wurden, erregte Neid und Mißvergnügen. Ich verkehrte im August und September so oft mit den Truppen, als irgend eine nennenswerthe Uebung stattfand, und gewann einen Eindruck von deren Brauchbarkeit, der ebenfalls alle die Traumbilder zerstörte, denen ich mich über die hohe Stufe der Oesterreichischen Armee hingegeben hatte.

Ich fand die Infanterie auf einer sehr niederen Stufe der Ausbildung. Sie kam selbst bei Manövern nie über schlecht ausgeführte Schulbewegungen hinaus. Benutzung des Geländes kam nicht vor. Auf das Verhalten der Schützen ward kein Werth gelegt. Die Bewaffnung war noch weit zurück. Ein für die gesammte Infanterie einzuführendes gezogenes Gewehr ward noch im Arsenal probirt (System Lorenz).

Die Kavallerie, diese berühmte Kavallerie, welche sich mit einem so großen Glanz zu umgeben verstanden hatte, fand ich zu meinem Erstaunen so mangelhaft, daß ich lange zögerte, ehe ich meine Ueberzeugung in meinen Berichten wiedergab, denn ich glaubte, ich müßte mich irren. Ich sah Hessen-Cassel-Husaren Nr. 8, Toscana-Dragoner Nr. 8 und Sicilien-Ulanen Nr. 12. Wenn man auch von dem letzteren Regiment ganz absieht, denn es war neu formirt und konnte sich mit dem schlechtesten Preußischen Landwehr-Kavallerie-Regiment nicht messen, so konnte man doch auch nicht viel Gutes an den anderen beiden Regimentern finden. Die Husaren waren als Ungarn geborene Reiter, deshalb verwandte man auf ihre Ausbildung nicht allzu viel Mühe; sie blieben deshalb Naturreiter. In der Masse war alle Kavallerie langsam, schwerfällig, unruhig, wenig ausdauernd, ohne geschlossene Attacken. Ich suchte und fand die Ursachen. Das Reglement war, obgleich vereinfacht, doch sehr schwerfällig, voll unnützer Kommandos, so daß, ehe ein Oesterreichisches Regiment sich geradeaus in Bewegung setzt, ihm ein Preußisches in die Flanke fallen kann. Die Pferde wurden zu schlecht gefüttert, weil zu viel Hafer unterschlagen ward. Ein kleinlicher Dienstbetrieb ließ die Truppe vor dem Dienst zu früh satteln und stundenlang halten und besichtigt werden, so daß Roß und Reiter vor dem Beginn des Exerzirens ganz ermüdet waren, und dann dauerte das Exerziren viele, viele Stunden. Man muß übrigens an die Unterschleife in der Oesterreichischen Armee nicht den Maßstab Preußischer Gesetze legen. Die Oesterreichische Armee befand sich damals betreffs ihrer inneren Verwaltung in einem Uebergangsstadium. Noch vor wenigen Jahren erhielt ein Rittmeister ein Pauschquantum, mit dem er Mann und Pferde bekleidete, die Pferde ernährte. Wie er das machte, war seine Sache gewesen, und was er dabei erübrigte, floß gesetzmäßig in seine Tasche, wobei ein Theil für die Wachtmeister abfiel. Das war zwar bestimmungsmäßig jetzt anders geworden, aber mancher tüchtige alte Wachtmeister u. s. w. konnte sich noch nicht darein finden und lebte noch nach der alten Vorschrift.

Die Artillerie, deren Schießübung ich beiwohnte, war noch ganz die alte Konstablerwaffe aus dem vorigen Jahrhundert, mit viel Wissenskram, Leitfaden für Geographie und Geschichte in der Protze, traf aber nicht viel. Eine Neuerung, auf die man stolz war, bestand in der Vereinigung der Bespannungen mit der Artillerie, denn bis vor zwei Jahren ließ man die Kanonen noch durch besonderen Train in die Schlacht ziehen. Die Artillerie-Equitationsschule unter Nadaszy war der Anfang dazu und besagter Direktor trieb mit dieser Lieblingsidee des Kaisers viel Unfug.

Die Uebungen mit gemischten Waffen zeigten sowohl die Leitung wie die Führung in einem Zustande der Kindheit, der mich überraschte. Es

wurde von der oberen Leitung her beiden Parteien Alles vorgeschrieben und der Sieg vorher bestimmt, nicht aber durch Schiedsrichter von den Maßregeln der Führer abhängig gemacht. Daraus entstanden ergötzliche Manöverbilder. Z. B. die Generalidee besagte: das Nordkorps vertheidigt die Position N. N. und besetzt sie mit dem verstärkten rechten Flügel. Das Südkorps greift die Position an.

1. Moment: unglücklicher Angriff seitens des Südkorps gegen den feindlichen rechten Flügel.

2. Moment: Gelungener Angriff gegen den feindlichen linken Flügel u. s. w.

Die Folge war, daß beim ersten Angriff der Angreifer sehr wenig Truppen verwandte, weil es ja ein unglücklicher werden sollte, damit nicht so viele Bataillone denselben Weg zweimal machen müßten und daß beim Beginn des zweiten Angriffes der Vertheidiger die vortreffliche Artillerieposition gleich räumte, weil ja der Angriff gelingen werde und dann die Artillerie in Verlegenheit kommen könnte.

Im Anfang September machte ich noch einen Ausflug nach Linz zu meinem Onkel. Unsere Königin verließ nämlich Ischl, um nach Berlin zurückzukehren, und Graf Arnim, der in der kritischen Zeit Wien nicht zu verlassen wagte, war sehr damit einverstanden, daß Einer von der Gesandtschaft sich ihr auf der Reise, die im strengsten Inkognito vor sich ging, auch im strengsten Inkognito zeigte. Ich hatte dazu nun den besten Vorwand an meinem Onkel. Ich machte also die vierundzwanzigstündige Donaudampfschiffahrt zum zweiten Male, die jetzt den Reiz der Neuheit für mich verloren hatte, und fand mich bei meinem Onkel ein. Dieser hatte den strengsten Befehl erhalten, keine Notiz von der Königin zu nehmen, weil sie unbehelligt durch Förmlichkeiten reisen wollte, und verbot mir, mich bei ihrer Ankunft bei ihr zu melden. Er konnte mich aber nicht hindern, auf der Straße um die Zeit spazieren zu gehen, im Bummleranzug, und als die Königin angekommen war, schlüpfte ich in die Wohnung, den Kammerherrn Grafen Dönhoff zu finden. Dieser war durch ein zerbrochenes Rad noch am Ankommen verhindert, statt dessen stieß ich auf dem Korridor mit den Hofdamen zusammen, die mich trotz meines Straßenanzuges ersuchten, ein Wenig zu warten, und mich dann auf Befehl der Königin zu ihr führten, welche mich zum Abendessen einlud an Stelle des Kammerherrn. Ich saß also auf dem „Dönhoffsplatz“. Recht erstaunt und entrüstet war dieser fein polirte Hofmann, der nur im Frack reiste, mich da bei der Gebieterin im Bummelkostüm zu finden. Ich mußte ihm nachher ordentlich Rede stehen. Die Königin aber war sehr erfreut, einen Preußen zu sehen, und sprach den Wunsch aus, den andern Morgen meinen Onkel und mich bei der Abreise wieder zu sehen. Da

waren wir dann beide im kourfähigen Anzuge. Die Königin sprach viel über die Politik und war sehr besorgt über die Zukunft. Es ging aus ihren Reden hervor, daß ihre Auffassung war, ihr Neffe, Kaiser Franz Joseph, werde durch Buol wider seinen Willen zur Feindseligkeit gegen Rußland gedrängt und von Fall zu Fall in die Folgen von Schritten verwickelt, denen er selbst abhold war und die er unbewußt begonnen. Denn sie hielt den Kaiser der Absicht zu solchen Untreuen, wie sie geschehen, unfähig. Buol, der Minister, war aber ein ausgemachter Feind des Kaisers Nikolaus, der ihn bei einer Mission in Petersburg schlecht behandelt hatte. Buol hatte dem Russischen Kaiser von der Oesterreichischen Regierung gesprochen und Nikolaus hatte ihm wiederholt ärgerlich gesagt: „Je me soucie peu de Votre gouvernement. Me parlez-donc de Votre maître.“

Auch die Königin fühlte tief die Undankbarkeit, die in dem jetzigen Auftreten des Kaisers Franz Joseph gegen Nikolaus lag, der ihn vor fünf Jahren ganz uneigennützig vom Rande des Abgrundes gerettet hatte.

Nachdem die Königin ihre Reise nach Prag fortgesetzt hatte, begleitete ich meinen Oheim auf einer Besichtigungsreise zu einer Jäger-Depot-Kompagnie. Ich sah aus dem Fenster des Gasthofes zu. Auf der Rückreise war mein guter Onkel sehr übler Laune, denn er war wieder vielen Unredlichkeiten auf die Spur gekommen, meinte aber, das werde man nicht ausrotten, so lange man die großen Diebe nicht hänge.

Den sechsten September reiste ich wieder nach Wien zurück, denn ich wollte nicht allzu lange in der Manöverzeit und in dieser Zeit der wichtigen Begebenheiten von dort fortbleiben.

Ein glücklicher Zufall spielte mir eine Liste sämmtlicher Regimenter der Oesterreichischen Armee in die Hände, wie sie Anfang 1854 in die Armeekorps vertheilt worden waren. Binnen einer halben Stunde hatte ich die betreffenden Zahlen in meine Brieftasche eingetragen und ich konnte (wie sich das nachher als richtig herausstellte) voraussetzen, daß diese Vertheilung bereits im Hinblick auf die bevorstehende kriegerische Aktion angeordnet sei. Mit Hülfe dieser Liste und der aus den Zeitungen und aus Gesprächen hervorgehenden Bemerkungen über einzelne Brigaden und Regimenter machte ich mich nun an die Arbeit, eine allgemeine Liste der Oesterreichischen Armee aufzustellen, mit ihrer Ordre de Bataille, Unterbringung und ihrem Mannschaftsstand. Diese Arbeit war geradezu eine Riesenarbeit, und da ich sonst noch meinen Verpflichtungen nachkam, auch bei Uebungen nicht fehlte, daher fast nur die Nächte dazu nahm, so wurde ich ganz elend von der langweiligen Arbeit. Nach etwa vierzehn Tagen war sie beendet. Diese Liste konnte keinen Anspruch auf mathematische Genauigkeit machen, aber sie war doch im Allgemeinen richtig und hat

sich so bewährt. So langweilig die Arbeit war, so beachtenswerth war das Ergebniß.

Weil die Oesterreichische Regierung in Italien keinem Italiener, in Ungarn keinem Ungarn traute, so mußte jedes Italienische Regiment und jedes Ungarische Regiment so weit als möglich von seiner Heimath entfernt sein. So bildete das Konglomerat von Staaten ein künstliches Gebäude, in welchem Italien durch Ungarn, Ungarn durch Italiener, Polen durch Böhmen, Böhmen durch Deutsche u. s. w. im Zaum gehalten bezw. unterjocht waren. Da aber die Regimenter so sehr weit von ihren Werbebezirken entfernt waren, so kosteten Mobilmachung und Ersatz entsetzlich viel Zeit und Geld, denn das Eisenbahnnetz war damals noch sehr unvollständig. Auch mußte man unverhältnißmäßig viel Truppen zu Hause behalten, damit die Völker sich nicht erhoben. In Italien allein mußte man hunderttausend mobile Truppen belassen. So kam es, daß Oesterreich, um gegen Rußland eine Aktions-Armee von 288 000 Mann aufzustellen, in Summa 688 000 Mann besolden mußte! Diese Armee erforderte bei einer genauen Finanzwirthschaft einen Aufwand von eben so viel Silbergulden täglich, 13 760 000 Preußischen Thalern monatlich. Wie lange die schon längst erschöpften Kassen dies aushalten würden, war fraglich. Auch dieser Umstand drängte zur Entscheidung.

Nachdem ich die vollständige Ordre de Bataille der Oesterreichischen Armee festgestellt und ihre Unterbringung mir ebenfalls aufgeschrieben hatte, konnte ich mich einer gewissen Sicherheit hingeben, denn wenn man erst eine solche Grundlage hat und eine gewisse Anzahl Menschen täglich spricht, so wird man durch die geringsten Anzeichen oder Andeutungen leicht in den Stand gesetzt, von der Hauptstadt des Landes aus alle ferneren Bewegungen in der Armee zu beobachten. In Preußen ist so Etwas sehr leicht, denn die fremden Militärbevollmächtigten brauchen nur die Ordre de Bataille aus der gedruckten Rangliste herauszuschreiben und alle Bewegungen der Armee stehen in allen Zeitungen. In Oesterreich aber ward damals Alles, was sich auf die Armee bezog, mit dem dichtesten Schleier des Geheimnisses bedeckt. Dennoch lassen sich aber mehr als eine halbe Million Streiter nicht verstecken. Immerhin fühlte ich das Bedürfniß einer gewissen Sicherheit, daß meine Beobachtungen die richtigen seien, und diese Sicherheit fehlte mir anfänglich.

Andere Mächte haben ein ausgedehntes Spionsystem schon im Frieden und geben dafür große Geldsummen aus. Aber solche Spionsysteme haben ihre höchst unangenehmen Kehrseiten und können sehr leicht, wenn die betreffende Regierung sie entdeckt, zu größeren Erkaltungen der Beziehungen führen. Dennoch kann sich keine Gesandtschaft vollkommen der sogenannten „indirekten Nachrichten“ entschlagen, und es wäre thöricht,

sie ganz von der Hand zu weisen, wenn sie sich anbieten, denn an ihnen kann man am besten behufs Bildung wirklicher Spionsysteme anknüpfen, wenn ein thatsächlicher Krieg ein solches nöthig macht, weil derartige Subjekte bereits aus früherer Zeit ihrer Landesregierung gegenüber sich völlig bloßgestellt haben. Nur muß man äußerst vorsichtig mit ihnen umgehen und sich auch vor ihnen wohl hüten, denn sie versäumen keine Gelegenheit, um uns zu schaden, weil sie dann an uns einen Halt gewinnen. Schlauheit und Muth besitzen diese Menschen, denn ohne Schlauheit könnten sie nicht bestehen, und da sie das, was sie geworden, nur sind durch irgend einen dunklen Punkt in ihrer Vergangenheit, der sie mit der Landesregierung in Gegensatz brachte, so haben sie den Muth, den die Verzweiflung und die Gewöhnung an die Gefahr verleiht. Eine solche Persönlichkeit lernte ich bei Fonton kennen. Ich will den Mann mit dem Taufnamen Jeremias bezeichnen. Zunächst erregte der gewandte Mann, der über Alles in der Welt Bescheid wußte, meine Aufmerksamkeit. Was ich im Laufe der Zeit über sein Leben erfahren, war in Kürze Folgendes: J. hatte sich der Offizierslaufbahn gewidmet, war aber nur bis zum Kadett-Feldwebel gekommen, in welcher Stellung er auch Adjutantendienste gethan und einen Einblick in die inneren Geschäfte des Heeres gewonnen hatte. Er verließ den Dienst aus mir unbekannten Gründen und ward Civilingenieur. Als solcher war er auch in Egypten gewesen und hatte mit Lesseps Erhebungen über das Suez-Kanalprojekt gemacht. — Im Revolutionsjahr 1848 war er in Wien und betheiligte sich kurze Zeit an revolutionären Versammlungen. Er erkannte bald, daß dies Treiben keine Zukunft mehr habe, und zog sich davon zurück, ohne seine Bekanntschaft mit den Führern der Oesterreichischen und Ungarischen Aufständischen ganz aufzugeben. Als die Russen im Jahre 1849 den Oesterreichern zur Unterdrückung der Ungarischen Revolution beistanden, trat J. mit Genehmigung der Oesterreichischen Regierung als Leiter des militärischen Spionsystems in den Dienst der Russen. So bewegte er sich bald in den Reihen der Ungarischen, bald in denen der Oesterreichischen und Russischen Armee und hatte immer, wenn er kam, sofortigen geheimen Zutritt zu Görgey, Haynau, Paskiewicz und allen Generalen, ja sogar zum Kaiser Franz Joseph selbst. — Seitdem konnte die Oesterreichische Polizei nichts dagegen haben, wenn J. zuweilen noch auf der Russischen Gesandtschaft verkehrte, bei der er seitdem immer noch Bekannte hatte. Auch sonst war er viel bewandert in Europa. Wie und wodurch es kam, weiß ich nicht. Aber Thatsache ist, daß er ebenso leicht Zutritt zum Kaiser Napoleon in Paris und zum Sultan in Konstantinopel erhalten konnte. Als ich später Wien verlassen hatte, besuchte mich J. einmal in Berlin 1857, nachdem er aus Stuttgart von der

Zusammenkunft zwischen Kaiser Alexander und Napoleon zurückgekehrt war, und im Frühjahr 1859, zur Zeit des Ausbruchs des Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich fand man ihn eines Morgens todt im Bette liegen, nachdem er sich des Abends ganz gesund schlafen gelegt hatte. Zu nicht geringer Ueberraschung der Wittwe war die Polizei unbenachrichtigt schnell bei der Leiche und stellte durch einen mitgebrachten Arzt den Tod durch Schlaganfall fest, eine Sektion der Leiche verhindernd und baldige Beerdigung anordnend.

Er war aber gar keine zu Schlaganfällen geneigte Natur. Seine hohe, kräftige Gestalt mit den breiten Schultern, dem hoch aufgerichteten, weit aus denselben herausragenden Haupte, gehörte zu den schönsten, die ich je gesehen. Die hellblonden Haare, die himmelblauen Augen, der röthliche Bart waren von echt Deutscher Art. Dabei sah er ja den Menschen so ehrlich, treuherzig und freundlich ins Gesicht, daß Niemand in ihm den geriebenen Verräther seines Vaterlandes vermuthet hätte, der er war.

Dieser Mensch bot mir eines Tages an, mit mir in Verbindung zu treten und mir Nachrichten zu bringen. Er erbot sich, mir zuerst durch einige Nachrichten zu beweisen, daß er gut unterrichtet sei. Eines Tages brachte er mir solche. Ich stellte ihm nun die Frage, wie er mir Bürgschaft geben wolle, erstens, daß seine Nachrichten richtig seien und zweitens, daß er mich nicht an die Oesterreichische Regierung verrathe. Er antwortete mir, eine jede solche Bürgschaft könne nur auf Schwindel seinerseits beruhen, und wenn ich ihm nicht vertraute, sondern solche Bürgschaft seinerseits für nöthig hielte, dann möchte ich lieber keine Beziehungen zu ihm eingehen. Ich antwortete ihm, daß mich diese Offenheit freue und daß ich die Bürgschaften selbst hätte. Ich sei auch offen gegen ihn. Ich wäre auch sonst gut unterrichtet und könnte ihm sagen, seine eben gebrachten Nachrichten (sie handelten von Bewegungen in der Oesterreichischen Armee), seien richtig, er könne hier den Anfang des Konzepts meines Berichts lesen, den ich schon geschrieben und der sie schon enthielt. Hierbei erblaßte J. Was den zweiten Punkt anbetrifft, so sagte ich ihm, ich schaffe mir auch diese Bürgschaft selbst, indem ich ihm mein Ehrenwort gebe, daß er alsbald aufgehängt werde, wenn ich das geringste Zeichen erhielte, daß er mich verriethe, denn er habe mir jetzt schon genug mitgetheilt, weshalb ihn die Oesterreichische Regierung als Hochverräther hängen lassen müsse, wenn ich es ihr mittheilte. Hierbei erblaßte J. nicht, sondern sagte lächelnd, daß, wenn sein Leben allein davon abhinge, dann würde er ewig leben.

J. war von seiner Thätigkeit des Jahres 1849 her so bekannt mit dem Treiben der Oesterreichischen geheimen Polizei, daß er genau wußte, wie und wann sie unterwegs war. Da er nun wußte, daß fremde

Diplomaten den ganzen Tag und die ganze Nacht beobachtet wurden, deren Ueberwachung aber in den frühen Morgenstunden ganz unterblieb, weil die Diplomaten meist lange schlafen, so wurde verabredet, daß er, wenn er mir etwas zu bringen habe, morgens zwischen sechs und sieben Uhr käme. Damit aber unsere Beziehungen, wenn je bemerkt, nicht gleich Verdacht erregten, brachte er mir zuweilen öffentlich und so, daß die geheime Polizei es erfuhr, Ausarbeitungen über die Handelsverhältnisse in Egypten und über die Zukunft des Suez-Kanals.

Auf diese Weise ward es erreicht, daß die Oesterreichische Polizei niemals Verdacht gegen J. betreffs seiner Beziehungen zu mir schöpfte. Längere Zeit, nachdem ich Wien verlassen hatte, sperrte man ihn wegen seines Verkehrs mit den Russen in Untersuchungshaft. Nach mehreren Monaten, als man ihm nichts beweisen konnte, gelang es ihm, den Kaiser zu benachrichtigen, daß er gesetzwidrig der Freiheit beraubt sei. Der Kaiser, der ihn vom Jahre 1849 her gut kannte, verfügte seine sofortige Freilassung; dennoch hielt ihn die Polizei noch sechs bis acht Wochen fest und ließ ihn endlich los, als man ihm nichts anhaben konnte. Das war kurz ehe er mich in Berlin aufsuchte. Bei dieser Gelegenheit erzählte er mir, daß seine Beziehungen zu mir garnicht einmal Gegenstand eines Verhörs gewesen wären. Hierbei, also zu einer Zeit, in der er nichts mehr von mir haben wollte, sagte er mir auch, daß er in seinem Geschäfte am liebsten mit mir verkehrt habe, denn ich hätte ihn nur einmal und das bei unserem ersten Zusammentreffen, fühlen lassen, daß ich ihn eigentlich für eine Kanaille hielte. Dann hätte ich ihn immer artig behandelt. Er wisse, er sei eine Kanaille in den Augen jedes anständigen Menschen. Er müsse es auch bleiben, denn er könne zu einer ehrlichen Existenz nicht mehr zurück, aber stets dankbar wäre er mir, daß ich es ihn nicht, wie die Russen, täglich hätte fühlen lassen, wie ich über ihn dächte. Es widert einen wohlerzogenen Menschen an, mit solchen Leuten zu verkehren. Aber im diplomatischen Leben ist es nicht anders möglich, und da zieht der den Kürzeren, der es nicht thut, wie der Feldherr, der keine Spione bezahlt. Psychologisch aber erweckte dieser Mann meine ganze Beachtung, und seine Erlebnisse konnten Stoff zu vielen Romanen nach Art von Redcliffs (Götsche) Sebastopol und Nana Sahib geben.

Die Nachrichten J.'s genügten mir aber noch nicht. Ich brauchte noch einen dauernden geselligen Verkehr, an dem und in dem ich diese Nachrichten vergleichen und vervollständigen konnte. Mehrere Jahre später fiel mir einmal eine gedruckte Vorschrift Radetzkys aus dem Anfange dieses Jahrhunderts in die Hände, für Militärs, welche den Gesandtschaften beigegeben sind. Der alte Schlaukopf lehrt dabei die Offiziere auf das Beste, wie sie Kameradschaft in der fremden Armee suchen und,

ohne Jemanden bloßzustellen, ohne Jemanden auszufragen, gelegentlich, auf Grund hingeworfener Worte mit Hülfe der Kenntniß von der Armee, dem Laufe der Ereignisse folgen sollten. Es war mir, als ich diesen Lehrgang las, fast, als ob ich in Wien denselben zu Händen gehabt haben müßte.

Ein solcher dauernder geselliger Verkehr mit meinen Altersgenossen fehlte mir. Im Gegentheil merkte ich, daß Generalstabsoffiziere und Adjutanten längere Unterhaltungen mit mir mieden und bald abbrachen. J. verrieth mir, daß ein geheimer Befehl ergangen sei, welcher insbesondere Generalstabsoffiziere und Adjutanten vor mir warnte. Der Urheber dieses Befehls war der Feldmarschallieutenant Hauslab von der Artillerie, dem es aufgefallen war, daß ich in so kurzer Zeit so unterrichtet über die Oesterreichische Armee gesprochen, woraus er schloß, daß ich mehr davon verstände als meine Vorgänger, die Prinzen Croy und Reuß. Zunächst beschloß ich, mich am Feldmarschallieutenant Hauslab selbst auf das Frechste zu rächen. Wo ich ihn sah, überschüttete ich ihn mit Artigkeiten und erzählte ihm seine eigenen Heldenthaten aus dem Kriege von 1849. Bei solchen Unterhaltungen war es, wo er mir sagte, daß es in Wahrheit ganz anders zugegangen, als es in Rammings Generalstabswerk geschrieben sei und daß er keine Kriegsgeschichte mehr lese, denn es sei Alles gelogen. Aber er wurde doch schließlich warm über die Vergangenheit, über die er mir viel Bemerkenswerthes mittheilte, und allmählich schwatzte der alte Herr auch über die Gegenwart, in der er an der Spitze der Kommission stand, welche die Einführung der Schießwollgeschütze leiten sollte. Ich fand es unverzeihlich, daß Preußen auf diese wichtige Erfindung kein Gewicht lege, und rieth ihm heute dies, morgen jenes. Bald sagte er mir, das sei versucht und aus diesen und jenen Gründen mißlungen, bald sagte er mir, das Andere sei im Versuch u. s. w., und er erwärmte sich für das Ganze so, daß er mir schließlich Alles verrieth, ohne es zu wollen, und mich endlich, Ende Dezember, wie ich vorgreifend bemerke, zum Schießen mit dieser Erfindung einlud, so daß ich das ganze Geheimniß als ein todtgeborenes Kind nach Berlin melden konnte.

Aber der Verkehr mit dem alten Hauslab allein war nur für artilleristische Erfindungen brauchbar. Ein dauernder Verkehr mit jungen Leuten meines Alters wäre möglich gewesen, wenn gerade die Zeit in den Karneval gefallen wäre, wo man sich täglich tanzend auf großen Bällen trifft, oder wenn ich hätte große Diners geben können, nach denen die junge Welt über Alles schwatzt, wovon das Herz voll ist. Zu letzteren reichten meine bescheidenen Privatmittel nicht.

Um diese Zeit, im letzten Drittel des September, kam die Berliner Tänzerin Fräulein Marie Taglioni zu einem Gastspiel nach Wien. Ich hatte sie in Berlin oft tanzen gesehen, aber nie in meinem Leben ein Wort mit ihr gesprochen. Die Frage eines der jungen Fürsten L. T., ob ich sie kenne und ob ich ihn bei ihr einführen wolle, brachte mich auf den Gedanken, mich durch Fräulein Taglioni bei der jungen Herrenwelt der Wiener militärischen Aristokratie einzuführen. Ich ging also zu der Familie, bot ihr scherzweise, wenn sie es in Wien brauchen sollte, den Schutz des Preußischen Heeres an und platzte mit dieser Burleske in die Bekanntschaft hinein. Dann begünstigte ich hier und da einige Herren, indem ich sie bei ihr vorstellte.

Von Marie Taglioni war mir außer ihren künstlerischen Leistungen bekannt, daß sie in ihrem Privatleben einen makellosen Ruf genoß, mit Anderen nur in Begleitung ihrer Familie verkehrte, daß der Herzog Wilhelm von Mecklenburg, der Neffe unseres Königs, um ihre Hand angehalten, aber auf Befehl des Königs einen Korb erhalten hatte, daß aber zwischen beiden noch immer eine große Zuneigung bestehe, so daß sie zu Niemand anders Neigung fasse.

Als ich sie kennen lernte, fand ich das bestätigt. Die Tänzerin war freundlich, höflich, anständig, ein wenig beschränkt aber unterhaltend und lachte gern, sonst aber — kalt wie Eis. — Sie kam mir vor wie ein recht guter Kamerad. Da ich nun nie durch zudringliches Courmachen lästig wurde, so gewann ich sehr bald das Vertrauen der ganzen Familie.

Wer aber von den jungen Herren mich bat, ihn Fräulein Taglioni vorzustellen, hoffte zunächst eine Tänzerin von der Wiener Sorte zu finden. Die Zurückhaltung des Fräulein Taglioni und der anständige Ton, der dort herrschte und dem in vornehmen Salons herrschenden nichts nachgab, machte durch die Neuheit doppelten Eindruck, und sie schwärmten alle mehr oder weniger für sie. Ich konnte sicher sein, vier bis acht solcher Herren dort jeden Abend zu finden, und da sie nicht immer alle mit ihr reden konnten, so schwatzten sie auch untereinander, und wovon schwatzten sie? Von dem, was sie sonst beschäftigte, von den schwebenden militärischen Fragen. So erfuhr ich von jetzt ab Alles, ohne Jemand zu fragen, und that nie, als ob ich es hörte. Mein Plan gelang vollkommen. Ich war zuletzt so schnell unterrichtet, daß ich einmal abends von einem geheimen Befehl über Anordnungen in der Armee Kenntniß erhielt, ehe er im Konzept aufgeschrieben war, und daß meine Meldung darüber in Berlin an dem Tage eintraf, an dem er in Reinschrift unterschrieben ward.

Denn wenn eines Abends in einem Ballet die stets wachsende Zahl der Verehrer der Taglioni ihrer Anerkennung nach der in Wien üblichen Sitte durch einen Blumenregen Ausdruck gegeben hatten, wurden sie auch

hungrig und durstig und kamen dann gewöhnlich in dem Restaurations-lokale beim „Sacher“ in der Weisburggasse zusammen. Diese ganze Gesellschaft nannte man in Wien bald den „Taglioniklub“, als deren Anführer ich galt. Sie ließen sich meine Führung ruhig gefallen, denn ich stand Niemandem im Wege, wenn er etwa den vergeblichen Versuch unternehmen wollte, der Tänzerin ernstlich die Cour zu machen. Damals stellte ich ihr auch den Fürsten Joseph Windischgrätz vor, der sich ganz ernstlich in sie verliebte und lange schmachtete, bis er sie zwölf Jahre später heirathete.

Dies Treiben unterhielt mich nebenbei sehr und machte in Wien viel Aufsehen. Das Aufsehen aber nützte mir in verschiedener Hinsicht. Denn einerseits wurde man in politischer Beziehung ruhig über mich und glaubte, ich kümmere mich nur um Fräulein Taglioni, also nicht um Politik und die Oesterreichische Armee, andererseits wird man in Wien, entgegen den Sitten in Berlin, dadurch nur mehr beachtet, wenn es heißt, man mache einer Tänzerin von großem Namen den Hof. So etwas gehört dort zum guten Ton. Selbst der Kaiser amüsirte sich darüber, und wenn er zum Ballet in die Loge kam, richtete er sein Glas auf meinen Platz. Hob ich dann meinen Hut in die Höhe und zeigte das darin verborgene Bouquet, mit dem ich bestimmt war, das Signal zum Blumenwerfen zu geben, dann lächelte er und blieb, um den Spaß mit anzusehen. Zuckte ich aber mit den Achseln und hatte einen leeren Hut, dann ging er bald wieder fort. Auf diese Weise unterstützte Fräulein Marie Taglioni die vaterländische Diplomatie, ohne es zu wissen.

Nebenbei machte ich in dieser Zeit noch die nähere Bekanntschaft einer anderen Sorte Menschen, die mir im hohen Grade bemerkenswerth erschienen. Dies waren die Jesuiten.

Zwei Gebrüder, Patres Klinkowström, und ein Pater Schmude machten zu dieser Zeit durch ihre Missionspredigten Aufsehen in Wien. Als nun zwei zur katholischen Kirche übergetretene, mir bekannte Preußische Offiziere, ein Herr v. Rochow und ein Graf Pfeil, in Wien ankamen, vorgeblich um Wien zu sehen, in der That aber, um mit diesen Jesuitenmissionaren zusammenzukommen, da lernte ich durch die Genannten auch diese Jesuiten kennen. Es waren sehr unterrichtete und sehr weltkluge Leute, und es machte mir viel Freude zu sehen, welche Mittel sie anwendeten, und wie sie darauf Jagd machten, mich in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche einzuführen. Ich spielte lange Zeit den Dummen und ließ mich viele Abende lang von ihnen belehren, aber als sie Alles ausgekramt hatten und ich ihre Mittel und Wege kannte, ging ich ihnen durchs Garn und kam nicht wieder.

Es ist nicht zu leugnen, daß sie weltklug, schlau und gut unterrichtet sind. Sie wissen jedem Menschen, jeder Eigenschaft, ja sogar jedem Laster

zu schmeicheln, nur um sich zuerst angenehm zu machen. Ja sie sind sogar behülflich bei jedem Unrecht und Verbrechen und verhelfen dann dem Verbrecher zur Vergebung, wenn er sich in ihre Gewalt begiebt. Ihr Bestreben ist vornehmlich auf die höheren, einflußreichen und begüterten Klassen der menschlichen Gesellschaft gerichtet. Da sie wissen, daß jetzt Geld Macht ist, so richten sie ihre Anstrengung auf Erwerbung von Geld für den Orden, Alles ad majorem dei gloriam. Damals hielten sie in Wien Missionspredigten für verschiedene Menschenklassen, unter Anderm für verheirathete Männer, dann für verheirathete Frauen besonders. Auch sonst fand ich, daß diese Herren Patres sich das Leben lustig zu machen wußten und bis in die höchsten Gesellschaftskreise hinauf dazu das Vertrauen junger Damen gewannen, vornehmlich der hübschen. Ich war sehr erstaunt, als diesen Missionaren nachher Predigten in Preußen erlaubt wurden.

Im Laufe des Monats September gingen die politischen Ereignisse bekanntlich vorwärts. Nachdem Oesterreich in die Donaufürstenthümer eingerückt und Heß in Bukarest am sechsten September eingezogen war, trennte die zahlreiche Oesterreichische Armee mit einer für die Westmächte und Türken wohlwollenden Neutralität die streitenden Heere, die Alliirten landeten bei Eupatoria, schlugen die Russen an der Alma und marschirten auf Sebastopol. Statt in die offne Stadt hineinzumarschiren, lagerten sie sich davor und gaben Totleben Zeit, sie mit Erdwällen zu umgeben, welche noch ein Jahr lang widerstanden und den Franzosen allein 97 000 Menschen kosteten. Oesterreich richtete sich in den besetzten Donaufürstenthümern ein wie im eignen Lande, und mit diesem errungenen Erfolge zufrieden, legte es seine Operations-Armee in Garnisonen, im weiten Bogen nach Galizien, der Bukowina, Moldau und Walachei, mit dem linken Flügel an Krakau, dem rechten an Krajowa.

Am dreißigsten September begegnete mir einer der Englischen Sekretäre auf der Straße und sagte mir, sie hätten auf ihrer Gesandtschaft soeben die Nachricht von der Einnahme von Sebastopol erhalten. Da der Graf Arnim an diesem Tage unwohl und am Ausgehen verhindert, der Graf Flemming aber beurlaubt war, so ging ich zu Lord Westmoreland selbst und fragte ihn über den Ursprung dieser Nachricht. Dieser trug mir amtlich auf, die Mittheilung von dem Ereigniß in seinem Namen dem Grafen Arnim zu bringen, und setzte mit einem boshaften Lächeln hinzu, „dites-lui, que je l'en félicite“, denn er wußte ganz genau, daß Graf Arnim mehr Sympathie für Rußland habe als für England. Der Lord gab mir alle Details über seine Nachricht. Danach war ein von Konstantinopel nach Bukarest reitender Tatar einem anderen in umgekehrter Richtung reitenden begegnet und hatte es diesem mündlich erzählt, worauf

beide, die Depeschen umtauschend, wieder zurückgeritten waren. Die Nachricht aber war nur mündlich und besagte, die Kapitulation sei abgeschlossen, das Türkische Dampfschiff, das die Nachricht davon gebracht, habe den Hafen von Sebastopol vier Stunden vor dem Augenblick verlassen, in dem die Uebergabe des Platzes erfolgen sollte, das Datum fehlte.

Mit diesen Details, die ich mir aufschrieb, ging ich zu Graf Arnim. Ich war ganz betroffen von der Schnelligkeit, mit der dieser Diplomat eine Situation richtig erfaßte. Er machte ein paar Mal „Hm, Hm", und dann schrieb er sich selbst Alles auf. Wie er damit fertig war, legte er die Feder fort und sagte: „Sehen Sie, das ist das erste Mal in meinem diplomatischen Leben, daß ich gezwungen bin, eine Lüge nach Berlin zu telegraphiren".

Ich sah ihn erstaunt an, denn es war mir nicht in den Sinn gekommen, daß mich ein so alter Diplomat wie Graf Westmoreland mit einer so plumpen Lüge, deren Unwahrheit ja bald an den Tag kommen mußte, zu meinem Chef schicken würde, oder daß er sich selbst so an der Nase herumführen ließe. Nun machte mich Arnim darauf aufmerksam, daß erstens ein Türkisches Dampfschiff vier Stunden vor der Uebergabe von Sebastopol nicht nach Konstantinopel abgehe, sondern in solchem Fall diese vier Stunden warte, um ein so wichtiges Faktum mitzubringen, daß man zweitens ein solches Ereigniß von Konstantinopel nicht mündlich, sondern schriftlich nach Bukarest melde, daß drittens der Uebergabe das Datum fehle, und immer, wenn das Datum fehle, sei die Nachricht eine Lüge. Ferner lenkte Arnim meine Aufmerksamkeit darauf, daß wir den dreißigsten September und Sonnabend hatten. Eine bessere Gelegenheit, als den Quartalswechsel mit seinen umfangreichen Ultimoregulirungen, wenn der Erste des Quartals auf einen Sonntag fiele, hätte ein Börsenschwindler nicht, um eine große Lüge in Umlauf zu setzen, und darauf hin Geschäfte zu machen, denn am Sonntag sei keine Börse und so erhalte sich das Gerücht zwei Tage am Geldmarkt. Die ganze Geschichte sei eine Börsenente. Dennoch sei er gezwungen, die Sache nach Berlin zu telegraphiren, weil Westmoreland sie ihm amtlich mittheile, und weil man sonst ihm in Berlin wieder den Vorwurf machen werde, er sei zu faul und schreibe nichts. Aber er werde hinzufügen, daß er es nicht glaube.

Die Nachricht wurde zwei Tage lang in der ganzen Welt geglaubt, sogar in Petersburg, wo man noch keine telegraphische Verbindung nach der Krim hatte.

Nach drei Tagen erfuhr man, daß an der ganzen Geschichte kein wahres Wort war. Ein Börsenspekulant Namens Warren, Redakteur der Zeitung „Der Wanderer" in Wien, hatte das Telegramm aus Bukarest veranlaßt. Die daraufhin vorher gebauten Börsenspekulationen brachten ihm zweihunderttausend Gulden ein.

Die Sache ist jetzt in der Welt vergessen, aber der Name ist geblieben. Wenige Menschen, die jetzt noch eine Lüge mit dem Wort „Tatarennachricht" bezeichnen, wissen, daß dieser Ausdruck für jede Lüge von jener am dreißigsten September 1854 gebrachten Nachricht über die Einnahme von Sebastopol stammt.*)

Die erste Hälfte des Monats Oktober brachte mir äußeres Glück. Am vierzehnten Oktober erhielt ich meine Ernennung zum Hauptmann im Generalstabe. Diese Beförderung kam mir sehr überraschend. Ich war noch nicht ein und ein halbes Jahr Premierlieutenant und machte somit einen ganz außergewöhnlichen Sprung in meiner Laufbahn. Wie ich später erfuhr, hatten meine Berichte in Berlin viel Anklang gefunden. Ich sprach schon früher davon, daß man dort Ende Juli und Anfang August, als ich, entgegen den friedlichen Versicherungen Oesterreichs und den Meldungen Alvenslebens, den Eintritt Oesterreichs in den Krieg für Ende August vorhersagte, zuerst über mich lachte. Als meine Berichte buchstäblich durch die That bestätigt waren, wurde man anderer Ansicht, und als ich Mitte September die gesammte Ordre de Bataille und Dislokationsliste der Oesterreichischen Armee mit der Berechnung ihrer Stärke eingesandt hatte, beantragte General v. Reyher, als auch diese Arbeit sich überall bestätigte, meine Beförderung und Versetzung in den Generalstab, ein Antrag, dem der König sofort Folge gab. So hatte ich Nutzen von meinen Berichten. Der Preußische Staat zog keinen daraus, denn er glaubte ihnen immer erst nachträglich. — Daß übrigens der brave alte General v. Reyher meine Versetzung in den Generalstab verlangte, nachdem er etwa dreiviertel Jahre vorher mir hatte erklären lassen, daß ich niemals auf eine Versetzung in den Generalstab werde

*) Die Tatarennachricht wurde in den Kreisen der Oesterreichischen Regierung voll geglaubt, und obgleich nur drei Tage im Umlauf, fehlte wenig, daß das Verhältniß Oesterreichs zu Berlin und Frankfurt dadurch beeinflußt worden wäre.

Graf Buol nämlich, in seiner Siegesfreude, machte sofort geltend, daß nunmehr die Wahrscheinlichkeit von Kämpfen am Pruth gewachsen wäre; er sandte daher am 30. September nach Berlin und am 1. Oktober an die übrigen Deutschen Höfe die Erklärung, daß es am Bundestage nunmehr den bestimmten Anspruch auf Schutz der Oesterreichischen Truppen in den Fürstenthümern und entschiedene Aneignung der vier Punkte erhebe.

Die Berechnung Buols erwies sich als nicht ganz unbegründet. Mittel- und Kleinstaaten waren völlig eingeschüchtert — aber die Tatarenpost erwies sich sehr bald als freche Lüge, die Kriegsgefahr minderte sich mit jedem Tage; das Rundschreiben Preußens vom 13. Oktober beseitigte völlig die letzten Neigungen, den Wünschen Buols Folge zu geben, und auch dieser Versuch Oesterreichs, Preußen und den Bund zu sich herüberzuziehen, scheiterte, wie so viele andere.

(Nach Sybel: Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.)

rechnen können, das war ein Beweis großer Selbstlosigkeit dieses vortrefflichen alten Herrn.

Zu dieser Zeit war der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin gerade in Wien anwesend, es fanden vor ihm militärische Vorstellungen statt, zu denen auch ich durch Ansage Zutritt erhielt. Er sprach mit mir und sagte halb fragend: „Sie stehen bei der Gardeartillerie", und ich konnte antworten: „Seit heute früh im Generalstabe."

Im Laufe des Monats Oktober fand noch viel Bewegung in der Oesterreichischen Armee statt, was mich um so mehr anfangs wunderte, als ich doch nicht glauben konnte, Heß werde einen Winterfeldzug gegen Rußland beginnen. Es wurde allmählich bekannt, wozu die zahlreichen Sendungen von schwerem Festungsgeschütz, das mit fieberhafter Eile im Arsenal gefertigt wurde, über Oderberg nach Galizien abgingen. Krakau, Lemberg, Przemysl und Czernowitz sollten nämlich in feste Punkte umgewandelt werden. Hieraus ergab sich, welchen Feldzugsplan Oesterreich für den Fall eines Eintritts in den Krieg gegen Rußland im Sinn habe. In Galizien wollte es gegen eine aus Russisch-Polen zu erwartende Armee sich vertheidigungsweise verhalten und verstärkte sich deshalb dort durch die Kunst; dagegen sollte ein Vorstoß von der Bukowina und nördlichen Moldau aus nach dem südlichen Rußland die Russischen Streitkräfte der Krim ebenso im Rücken bedrohen, wie es schon in den Donaufürstenthümern geschehen war, und die Russen auch dort hinausmanövriren.

Da es mir nicht ausführbar erschien, daß man in wenigen Herbstmonaten, gar in Wintermonaten, die genannten Städte würde in Festungen umwandeln können, so wandte ich meine Aufmerksamkeit den Details des Materials zu und erfuhr, daß für diese Masse von schweren Geschützen noch gar keine Munition vorhanden war. Diese Kanonen, welche viele Millionen gekostet hatten, waren in höchster Eile gefertigt, eine Eile, welche ihre Brauchbarkeit sehr in Frage stellte. Weiter erfuhr ich, daß die Befestigungswerke lediglich abgesteckt seien, aber, obgleich noch kein Wall vorhanden war, hatte man dort schon die neuen Geschütze aufgestellt, damit die Russischen Spione melden sollten, die neuen Festungen seien bereits bewaffnet. Weiter hörte ich, daß die Armee in vollständig unfertigem Zustande in Galizien und in den Donaufürstenthümern stand. Die Batterien waren in großer Zahl vorhanden, aber sie hatten noch keine Munitionswagen, und für jedes Geschütz führte die Armee somit nur die Protzmunition, zwanzig Schuß pro Geschütz, mit sich. Daß man damit keinen Krieg gegen Rußland beginnt, liegt auf der Hand. Zwar wurden neue Munitionswagen in großer Eile im Arsenal gefertigt, mit Munition gefüllt, mit schlechten Pferden bespannt und der Armee nachgesandt. Aber für so massenhafte Anfertigungen fehlte es in

dem ganz neuen Arsenal an abgelagerten Hölzern. Unterschleife sollen auch vorgekommen sein, kurz, der größte Theil dieser Fahrzeuge brach nach wenigen Märschen auf den schlechten Wegen jener wenig civilisirten Länder zusammen.

Die Infanterie der Armee war durch eine schnelle Erhebung auf Kriegsstärke auf einen sehr hohen Stand an Mannschaften gebracht. Aus drei Bataillonen eines Regiments hatte man vier gebildet. Jedes dieser vier Bataillone gab dann seine erste Kompagnie zur Bildung eines Grenadier-Bataillons ab und formirte die erste Kompagnie neu. Dann schuf man ein Depot-Bataillon und hier und da noch ein fünftes Bataillon für Festungsbesatzungen. So wurden in wenigen Monaten aus drei Friedens-Bataillonen bei manchen Regimentern sechs Kriegs-Bataillone und ein Depot-Bataillon. Da es aber an ausgedienten Mannschaften in der Heimath fehlte, denn die neue Dienstverpflichtung und das Beurlaubungssystem bestanden erst seit zwei Jahren, so mußte die größte Zahl der Augmentationsmannschaften aus ganz ungeübten Rekruten bestehen, die nicht im Stande waren, den Anforderungen eines großen Krieges zu entsprechen.

Die beste Truppe war noch die Kavallerie. Aber auch sie hatte viel von dem inneren Halt eingebüßt, der ihr vor den Kriegen von 1848 und 1849 einen großen Namen gemacht. Denn in diesen Jahren waren, bis auf wenige, alle Husaren-Regimenter (Ungarn) zu den Insurgenten über-gegangen und nachher so gut wie verschwunden. Sie mußten neugebildet werden. Auch sonst waren viel neue Regimenter geschaffen und hatten noch geringen Halt und wenig Leistungsfähigkeit.

Wie es bei so schnellen und großartigen Neubildungen mit den Offizierkorps aussah, das kann man leicht errathen.

Es war undenkbar, daß ein so kluger Mann wie der Feldzeugmeister Heß in Unkenntniß von diesen großen Schwächen der eigenen Armee ge-blieben wäre, und eben daraus mußte ich folgern, daß er nur eine drohende Aufstellung beabsichtigte, um durch dieselbe ein entscheidendes, Frieden gebietendes Schiedsurtheil zu fällen und dadurch ohne einen Flinten-schuß Oesterreich die erste politische Stellung in Europa zu schaffen. Es war eine solche Maßregel ein großartiger militärpolitischer Schwindel, der große Erfolge haben konnte. Er war bisher wiederholt geglückt. Vor einem Monat hatte man auf diese Weise die Russen aus den Donaufürstenthümern herausgedrängt. Vielleicht konnte es glücken, nun auf dieselbe Weise den Frieden zu befehlen und ganz Europa gehorchen zu sehen. Warum auch nicht? War doch dasselbe Manöver im Jahre 1850 Preußen gegenüber gelungen.

Jetzt erst erfuhr ich, daß im Jahre 1850 die Oesterreichische Armee,

die gegen uns in Böhmen aufgestellt war, absolut kriegsunfähig gewesen ist. Die Infanterie-Bataillone hatten zum Theil aus aufrührerischen Honveds aus den Jahren 1848 und 1849 bestanden, denen man sich noch nicht getraute, Gewehre in die Hand zu geben. Die Husaren-Regimenter bestanden ebenfalls aus solchen gefangenen Ungarn und hatten 1850 weder Pferde, noch Sättel, noch Säbel. Und an demselben Tage, an welchem Preußen die demüthigende Konvention von Olmütz unterzeichnete, ging von Wien aus der Feldmarschall-Lieutenant Hauslab mit dem Oberst-lieutenant Radoszy nach Prag ab, um die Maßregeln vorzuschlagen, welche nothwendig wären, um die Batterien auf den Kriegsfuß zu setzen, denn sie hatten statt acht Geschützen und zwölf Fahrzeugen nur zwei Geschütze. So war die Armee beschaffen, vor der wir uns im Jahre 1850 den Anschein gegeben hatten, als ob wir uns fürchteten, ich sage: den Anschein gegeben, denn der Abscheu unseres Königs, gegen den Deutschen Bruderstaat zu kämpfen, und das Verhalten des Kaisers Nikolaus waren 1850 die einzigen Beweggründe gewesen, weshalb er so nachgiebig war. Das Eine wurde mir aber jetzt klar, daß es für uns 1850 ein Kinderspiel gewesen wäre, die ganze Oesterreichische Armee in ihrer damaligen jämmerlichen Verfassung über den Haufen zu rennen. Oesterreichische Offiziere sagten mir das ganz offen und lachten und sagten: „Schaut's, da waret Ihr halt schön dumm, daß Ihr's nicht gethan habt.“

Solch ein herausforderndes Schwindelspiel mit ganzen Armeen ist aber ein recht gewagtes, leichtsinniges Spiel, denn die Logik der Thatsachen kann eine einmal aufgestellte Armee sehr leicht zum Schlagen wider ihren Willen zwingen. Heß war ein sehr kluger Mann. Er war aber, wie seine körperliche Figur die eines Fähnrichs bewahrt hatte, auch geistig als Feldherr ein Wagehals und ein Fähnrich geblieben. Im Jahre 1859 und 1866 glückte eine gleiche Politik nicht mehr, sondern sie brachte den Oesterreichischen Staat an den Rand des Abgrundes.

Der permanente Verkehr mit den Verehrern von Marie Taglioni, häufige, lange bis in die Nacht hinein ausgedehnte Sitzungen der Herren nach dem Ballet in den Weinhandlungen, bei denen der Genuß des Weines die Herzen und die Lippen erschloß, setzten mich in die Lage, alles das rechtzeitig zu erfahren. Zu gleicher Zeit galt ich den Wachbeamten der Polizei als ein harmloser Schwärmer für eine Tänzerin, welcher bis tief in die Nacht hinein schmauste, und ward weniger beobachtet. Dies war mir besonders in dem letzten Drittel des Monats Oktober von Werth und Nutzen.

Den einundzwanzigsten Oktober kehrte der Feldzeugmeister Heß von der Armee nach Wien zurück. Ob dies ein Beweis war, daß Oesterreich alle weitere militärische Thätigkeit einstellte, oder ob er gerade dazu

zurückberufen wurde, um weitere Maßregeln berathen zu helfen, das verrieth mir der „Taglioni-Klub“, wie diese Herren scherzweise genannt wurden, bald, ohne daß ich ihn fragte, durch verschiedene Anzeichen und Redensarten.

Im Kriegsgebäude und im Generalstabe herrschte bald eine erhöhte Thätigkeit, und einige der Herren, welche dienstlich dort zu thun hatten, fehlten im Ballet, kamen auch wohl zuweilen erst um elf Uhr in die Weinstube und beschwerten sich, daß sie bis in die Nacht hinein hätten arbeiten müssen, weil so viel zu schreiben sei.

Demzufolge erhöhte ich auch meine Aufmerksamkeit, ohne durch Fragen aufzufallen. Es verbreiteten sich Gerüchte, daß das erste Armeekorps nach Olmütz, das sechste aus Italien nach Wien dirigirt werde, ferner Gerüchte von der Mobilmachung der ganzen Armee. Diese Gerüchte wurden aber, gegen die bisherige militärische Geheimnißkrämerei, so offen und laut herumgetragen, daß ich dagegen mißtrauisch wurde. Sie schienen mir absichtlich verbreitet.

Da ich mittlerweile meine neue Uniform als Hauptmann im Generalstabe aus Berlin erhalten hatte, so nahm ich diesen Vorwand, um mich bei den verschiedenen Spitzen der Militärbehörden zu dieser Charge zu melden (eine Höflichkeit, welche eigentlich garnicht nöthig war), und wollte bei dieser Gelegenheit sehen, was mir die Herren Alles ungefragt sagen würden. Heß war natürlich einer der Ersten, die ich besuchte. Alle diese Herren waren von einer Höflichkeit, welche noch ausgesuchter war, als bisher, aber zugeknöpft bis an den Hals, zum Theil scheu zurückhaltend. Denselben Abend hatte ich eine Unterredung mit dem Französischen Legations-Sekretär de Serres, einem sehr gescheuten, aber auch sehr lebhaften Mann in reiferen Jahren (über vierzig). Dieser sprach mit mir von der gegenwärtigen Lage, von den geringen Fortschritten vor Sebastopol, von der Wahrscheinlichkeit eines Winterfeldzuges, von den Opfern, welche die Westmächte für die Civilisation (bei der Unterstützung der Türken gegen Christen!) brächten, und daß Preußen allein die Schuld trage, wenn diese Opfer so ungeheure Ausdehnungen annähmen. Denn wenn Preußen, sagte er, sich wie Oesterreich entschieden für die Westmächte erklärt hätte, so würde Rußland jetzt nachgeben, und das ganze Elend des Krieges sei zu Ende. Dabei wurde er immer lebhafter, und zuletzt sagte er, der Zeitpunkt sei garnicht fern, wo beide kriegführende Parteien es vorziehen würden, einen Feind zum Nachbarn zu haben statt eines unentschiedenen Neutralen, dem man doch nicht traue, und daß daher von beiden an Preußen die kategorische Frage gestellt werden werde, sich bestimmt für oder wider zu erklären. Ich antwortete dem erregten Diplomaten, daß ich als Attaché bei einer Gesandtschaft im Auslande wenig unterrichtet

sei über die politischen Absichten meiner Regierung in Berlin, daß ich aber ein Preuße sei, als Solcher stolz wie alle Preußen, und daß ich glaubte, es gäbe Keinen, dessen Antwort auf eine so kränkende kategorische Anfrage zu Gunsten derjenigen der beiden Parteien ausfallen werde, welche dieses Ultimatum zuerst stellte. —

Jetzt war mir ganz klar, daß seitens Oesterreichs und der Westmächte etwas gegen Preußen im Werke sei. Diese Unterredung fand am siebenundzwanzigsten Oktober statt.

Ich ging gleich in die bekannte Weinhandlung, wo einer der Adjutanten bis elf Uhr fehlte und, als er ankam, bald nach den ersten Gläsern Wein erzählte, jetzt sei die Sache entschieden. In der ganzen Nacht werde im Generalstabe geschrieben. Ich bat ihn, abends gemüthlich beim Weine nicht von Krieg und Politik zu sprechen. Um so redseliger wurde er, je mehr er trank. Zuletzt sagte er zu mir: „Jetzt geht's gegen Euch Preußen." Ich lachte ihn aus und sagte, er solle doch nicht so dummes Zeug behaupten, wir seien ja Verbündete und gegen die Verbündeten gehe man nicht. Er solle lieber noch eine Flasche trinken.

Allmählich erfuhr ich in großen Zügen Alles, was im Werke war. Man wollte seitens der Westmächte und Oesterreichs Preußen auffordern, bei einem entschiedenen kriegerischen Vorgehen gegen Rußland mitzuwirken. Zu diesem Zweck werde England mit der Flotte und der Zerstörung unseres Handels drohen, Oesterreich aber in Mähren und Böhmen eine Armee aufstellen. Da man sicher darauf rechnete, Preußen werde sich einschüchtern lassen, so war es nur auf Drohung, nicht auf Handeln berechnet. Die Armee in Böhmen und Mähren werde nur auf dem Papier stehen, denn Radetzky hatte in Italien dagegen Einspruch erhoben, daß man ihm noch mehr als das sechste Armee-Korps nehme. 280 000 Mann standen schon gegen Rußland, und Oesterreich hatte keine Armee mehr. Deshalb sollten nur Depot-Bataillone und fünfte Bataillone in Böhmen und Mähren aufgestellt werden. Diese, in halber Stärke, sollten zusammen auf 40 000 kriegsunfähige Leute gebracht werden, aber, aus achtzig Bataillonen bestehend, auf dem Papier eine ansehnliche Armee ausmachen, welche man durch die Fama auf 120 000 Mann vergrößern und so den gegen die Westmächte eingegangenen Verpflichtungen nachkommen und Preußen durch eine Achtung gebietende Armee drohen wollte.

Es war gegen drei Uhr morgens, als ich aus dieser Sitzung in meine Wohnung zurückkehrte. Wenn ich mich auch immer sorgfältig in Acht genommen und in dieser Gesellschaft meine Sinne zusammen behalten hatte, so hatte ich doch nicht umhin gekonnt, den Andern zuzutrinken, um sie redselig zu machen. Damit hatte ich auch mehr Wein zu mir genommen als ich gewöhnt war. Dieser Umstand im Verein mit dem so vollständig

entgegengesetzten Ernst der Dinge, die ich gehört, dem Bestreben, sie in meinem Kopfe festzuhalten, und der Gewalt, die ich mir anthat, um bis zuletzt als harmloser Zecher zu erscheinen, der auf alle diese militärisch-politischen Dinge keinen Werth legte, alle diese sich widerstreitenden Eindrücke brachten meinen Kopf in einen Zustand, wie ich ihn nie wieder erlebt habe. Ich war mir der Wichtigkeit des Gehörten voll bewußt und fürchtete bei dem Zustand meines Kopfes, über Nacht Alles zu vergessen. Also setzte ich mich noch um drei Uhr hin und schrieb einen Bericht nach Berlin.

Als ich am Morgen ausgeschlafen hatte, stand ich auf und las meinen Bericht. Das Einzige, was an diesem Konzept auszusetzen war, das war die fürchterlich unleserliche Handschrift. Sonst war es der beste Bericht, den ich aus Wien geschrieben, sowohl an Stil als auch an Kürze und Gedrängtheit der Darstellung. Nichts war vergessen. Ich schrieb ihn sauber ab und ging damit zu Graf Arnim.

Dieser war sehr verblüfft und fragte mich erstaunt: „Wo kriegen Sie das Alles heraus?“ Ich sagte ihm lachend, Marie Taglioni sei eine politisch recht wichtige Persönlichkeit. Er wollte nun erst selbst noch auf seinen Wegen erforschen, was daran Wahres sei. Beim Diner sagte er mir: „Sie sind wunderbar schnell in Wien zu Hause. Ich glaubte Ihrem Bericht heute morgen nicht. Jetzt weiß ich, daß Sie Recht haben.“ Mein Bericht ging noch am Abend ab.

Ich begnügte mich aber damit nicht. Jeremias wurde auch auf die Spur gesetzt und brachte in Uebereinstimmung mit meiner nächtlichen Nachricht die Bataillone nach Listen genau, welche die Schreckensarmee für Preußen bilden sollte. Wenn man die Zusammenstellung dieser Depot- und Kadres-Bataillone las, die nicht fähig waren, ins Feld zu rücken, so mußte man lachen.

Indessen hatte die Sache doch auch ihre recht ernste Seite, denn es konnte wieder der Fall sein, daß man in meine Berichte erst volles Vertrauen setzte, wenn sie sich durch die That bestätigt haben würden, bis dahin aber die amtlichen Schritte der Oesterreichischen Regierung für baare Münze hielt. Dann hätte es sich ereignen können, daß unser König sich durch seine Abneigung gegen einen Krieg Deutscher gegen Deutsche in der Besorgniß, Oesterreich fange sonst wirklich Krieg mit uns an, gegen seine Ueberzeugung in kriegerische Maßregeln gegen Rußland drängen ließe, wobei wir dann bei unserer langgestreckten offenen Grenze gegen die Russische Armee in Polen die Kastanien aus dem Feuer hätten holen müssen, während Oesterreich, England, Frankreich, Sardinien und die Türkei ihren „lokalisirten Krieg“ in der Krim leicht beendigt hätten. Dann hätten diese Frieden gemacht und wir hätten die Zeche bezahlt, wie

1807 in umgekehrter Front. Ich besprach mich daher mit Graf Arnim und wir kamen überein, daß ich nach Berlin reiste, um durch das lebendige Wort dem todten Buchstaben unserer Berichte mehr Nachdruck zu geben und an den maßgebenden Stellen der Ueberzeugung davon Eingang zu verschaffen, daß die zu erwartenden Drohungen Oesterreichs lediglich Schwindel seien. Meine Beförderung zum Hauptmann im Generalstabe gab mir einen angenehmen Vorwand zu einer Reise nach Berlin, nämlich um mich bei Seiner Majestät dem Könige zu melden und für diese Auszeichnung zu bedanken.

So reiste ich alsbald ab und traf folgenden Tags in Berlin ein, meinen guten Grafen Arnim ganz allein lassend, denn Graf Flemming hatte sich zur Erholung nach Preußen begeben, sollte aber in wenigen Tagen zurück sein.

Der Winter 1854—1855.

Am ersten November 1854 fuhr ich vormittags zur Meldungszeit von Berlin nach Sanssouci, um mich bei Seiner Majestät dem Könige zu bedanken. Auf der Fahrt kam ich in dasselbe Coupé mit meinem früheren Obersten v. Röhl, welcher den Rapport des Regiments an den König zu übergeben hatte. Ich erkannte jetzt, wie gering das Wohlwollen war, welches dieser Oberst gegen mich bewahrt hatte. Er ließ seinem Aerger darüber, daß ich in den Generalstab befördert war, freien Lauf in wenig verbindlichen Worten. Da er nicht mehr mein Vorgesetzter war, so band mir keine Vorschrift der Disziplin mehr die Zunge und ich blieb ihm garnichts schuldig.

In Sanssouci angekommen, ward ich vom Könige sehr huldvoll empfangen. Nachdem die Förmlichkeit der Meldung vorüber war, befahl er mich in ein besonderes Zimmer und besprach mit mir unter vier Augen die politische Situation. Ich war zum ersten Male in der Lage, mit diesem genialen Geiste wirklich geschäftlich zu verkehren, denn was er bisher mit mir gesprochen, waren einzelne gnädige Redensarten oder Scherze gewesen. Es ging mir wie vielen Anderen, daß mich der weitumfassende Geist dieses Herrschers überraschte. Es war geradezu wunderbar, wie er Alles zugleich im Kopfe hatte und erwog. Aber ich theilte ein Gefühl nicht, das sich vieler Anderer bemächtigt hat, wenn sie mit diesem Monarchen verkehrten, das war das der Befangenheit. Im Gegentheil machte mich die gemüthliche Gesprächsweise des Königs von Hause aus so zutraulich zu ihm, daß mir war, als verkehrte ich mit Meinesgleichen, und ich auch leicht und rückhaltslos sprach. Ich setzte ihm nun den Plan auseinander, den die Oesterreichische Regierung, ihren neuesten militärischen Maßregeln zufolge, gefaßt haben mußte, und bat ihn, in Arnims und

meinem Namen, sich durch das in der nächsten Zeit zu erwartende Gerücht von der Aufstellung von 120 000 Mann in Böhmen und Mähren in keiner Weise in seinen Absichten irre machen zu lassen, denn es würden nicht 120 000 Mann, sondern nur 40 000 Mann sein, und — so schloß ich „mit 40 000 Mann kann man doch Preußen nicht schrecken.“ „Nein!“ rief der König, „aber Keile wird man sich damit holen.“

Da bat ich den König, mit dieser Keile nicht zu warten und lieber heute als morgen den Befehl zur Mobilmachung zu geben. Wenn er dieses heute thue, werde er vor Weihnachten siegreich in Wien einziehen, wenn er aber zögere, so gewönnen die neuformirten Truppen Oesterreichs immer mehr an Tüchtigkeit. Wenn daher der König entschlossen sei, gegen Oesterreich zu schlagen, so sei jetzt der Sieg gewiß, werde aber mit jedem Tage des Zögerns ungewisser. Ich wies nach, wieviel Zeit bei dem Mangel an Eisenbahnen Oesterreich verliere, ehe es die Armee aus den Donaufürstenthümern und der Bukowina nach Wien ziehe, so daß die Entscheidung früher gefallen sein müsse. Ferner entwickelte ich dem Könige, daß Oesterreich Preußen nicht eher als ebenbürtig ansehen werde, als bis wir noch durch einige Siege über Oesterreich unsere Ebenbürtigkeit schlagend nachgewiesen haben würden.

Wenn nun auch der Gedanke eines Krieges gegen Oesterreich dem Könige wenig angenehm war, so gab er mir doch die Richtigkeit meiner Bemerkung zu, äußerte sich aber dahin, er könne doch unmöglich plötzlich als Feind über einen Verbündeten herfallen, und er sei noch durch das Schutzbündniß vom zwanzigsten April an Oesterreich gebunden. Von diesem Bündniß müsse er erst loskommen und vollständig freie Hand gewinnen. Er werde deshalb gerade jetzt, wo er bestimmte Anzeichen habe, daß Oesterreich feindselige Absichten gegen ihn hege, einen Schritt des Entgegenkommens gegen Oesterreich thun. Damit werde er Oesterreich entweder ganz die Hände binden und es zur Neutralität zwingen, oder Oesterreich müßte, um an der Aktion theilzunehmen, sich ganz offen von ihm lossagen. Dann sei er wieder frei und könne thun, was er wolle, denn dann sei er auch nicht mehr durch den Vertrag vom zwanzigsten April gebunden, den er alsdann als hinfällig ansehen müsse. Ich wußte damals nicht, und der König sagte es mir nicht, konnte es wohl auch nicht einem so jungen Offizier anvertrauen, welche anderen geheimen Agitationen ins Werk gesetzt wurden, und welche allseitigen Gefahren ihn bestürmten, denen er auf ein Mal nicht trotzen zu können glaubte, sondern die er eine nach der andern zu beschwören trachtete.

Damals wurde die Königliche Regierung durch Anträge, Interpellationen und Abstimmungen im Landtage bedrängt. Dem Könige wurde durch die geheime Polizei sichere Kunde, daß England viel Geldmittel

aufwandte, um die Abstimmungen so mancher Abgeordneten einem Anschluß an die Englische Politik günstig zu gestalten. Diese Geldmittel fanden ihren Weg durch den Englischen Botschaftssekretär Loftus. Zugleich wurden Waffentransporte auf dem Rhein nach Rußland gesendet und vom Englischen Konsul in Köln am Rhein entdeckt. Die Englische Regierung machte darüber einen großen Lärm, Preußen verletze die Neutralität und sende Waffen nach Rußland. Dem König ward aber durch die Fäden der geheimen Polizei enthüllt, daß diese Waffentransporte mit Englischem Gelde erkauft und nach Rußland zum Scheine instradirt waren. Es war also die ganze Geschichte von den Waffensendungen nach Rußland eine jener Komödien, wie sie England immer in Szene setzt, wenn es bei wilden Völkern Händel anfangen will.

Später erzählte mir der König alle diese Streiche, denen er auf die Spur gekommen war, aber damals hatte es nicht in seinem Vortheil gelegen, Lärm darüber zu machen. Denn eine Veröffentlichung solcher Streiche des Englischen Ministeriums konnte zu nichts Anderem führen als zu einem Kriege gegen England, und der König wollte doch gerade in dieser Krisis jede thätige Theilnahme Preußens vermeiden. Er hatte noch einen besonderen Wunsch, den Krieg gegen England zu vermeiden. Seit seinem Besuche in London, 1841, bei Gelegenheit der Taufe der Prinzeß Viktoria, war es sein und der Königin von England Lieblingswunsch, daß diese Prinzeß die Braut des Prinzen Friedrich Wilhelm (jetzigen Kronprinzen) werden sollte. Ein gleicher Wunsch erfüllte die Königin von England, die wie unser König deshalb jeden kriegerischen Streit zwischen Preußen und England gern vermied. Da entwickelte sich ein eigenthümliches Doppelspiel. Das Englische Ministerium trieb mit allen Mitteln, in der Presse, durch die Presse, durch diplomatische Mittel, ja sogar durch die oben geschilderten Bestechungen und wenig ritterlichen Manöver Preußen zur Thätigkeit für oder wider, die Königin aber bestrebte sich, auf ihr Ministerium im entgegengesetzten Sinne zu wirken, rieth zu maßvollerem Verhalten gegen Preußen, und wenn das Ministerium unter Berufung auf die „öffentliche Meinung", die selbstverständlich vom Ministerium künstlich gemacht war, der Königin widerstrebte, dann schrieb diese wieder in Privatbriefen unserm Könige, wie weit er nur gehen könne, wenn er einen Zusammenstoß mit England vermeiden wollte. — Einmal hatte es der Englische Einfluß schon so weit gebracht, daß der König keinen anderen Ausweg glaubte, als ein dem Englischen Vortheil günstiges Ministerium unter dem Grafen A. P. zu bilden und den Minister v. Manteuffel zu entlassen. Der Graf A. P. wäre schon deshalb ein Unglück gewesen, weil er nicht aus Deutschland stammte. In der elften Stunde erhielt der König von der geheimen Polizei die Nachricht und die

Beweise, daß Loftus seine Bestechungen mit Hülfe des Grafen A. P. betrieben habe. Als dieser sich nun mit seiner Ministerliste beim Könige melden ließ, erhielt er durch den Kammerdiener die niederschmetternde Antwort, der König sei nie im Leben wieder für ihn zu sprechen. Als mir später der König dies einmal erzählte, setzte er mit einem Seufzer hinzu: „Nach solchen Erfahrungen soll man nun nicht mißtrauisch gegen alle Menschen werden!"*)

Wie gesagt, ich wußte damals von Alledem nichts und begriff daher nicht, warum der König nicht mit der ganzen Armee Krieg gegen das treulose und betrügerische Oesterreich machte.

Am Schluß der Audienz befahl mir der König, dem Grafen Arnim zu sagen, er, der König, werde in nächster Zeit auf eine sehr auffallende Weise einen dem Grafen Arnim ungegründet scheinenden Schritt der größeren Annäherung an Oesterreich thun, er solle sich darüber nicht wundern. Unmittelbar darauf werde Oesterreich die Basis ganz verlassen, auf der die Bündnißverträge geschlossen seien, und dann erst sei dessen feindselige Gesinnung offenkundig genug, um dem ganzen Preußenvolk zu zeigen, daß es nicht mit Oesterreich in dieser Frage gehen könne. Bis jetzt aber werde er, der König, von den meisten Stimmen im Lande noch zu sehr gedrängt, sich Oesterreich ganz anzuschließen. Er befahl, ich solle diesen Auftrag nur mündlich ausrichten, und fragte mich, wann ich wieder in Wien sein werde. Ich antwortete, wenn er befehle, könnte ich gleich wieder zurückreisen. Der König meinte aber, es habe keine Eile, nur rechne er sicher darauf, daß ich den fünfzehnten November wieder in Wien sei. Dabei gab er mir Urlaub, bis dahin meine Eltern in Oberschlesien auf der Rückreise zu besuchen. „Aber", sagte er nochmals, „den fünfzehnten sind Sie in Wien, ich verlasse mich darauf." Dieses Wort hätte mich fast ums Leben gebracht.

Nachdem ich in Berlin noch den Minister v. Manteuffel, den Kriegsminister und den Chef des Generalstabes der Armee über Alles mündlich orientirt hatte, nahm ich noch Abschied von meinen früheren Regimentskameraden der Garde-Artillerie und besuchte meine bisherige (zweite Reitende) Batterie, bei der ich ja acht Jahre gestanden hatte. Diese Batterie hatte Kantonnement in Wriezen an der Oder, denn bei uns war durch Erhöhung der Etats an Pferden und Mannschaften ebenfalls die Mobilmachung vorbereitet, und die Kasernen boten nicht mehr Raum genug für die so vermehrte Truppenzahl. — In Berlin empfing man mich überall mit großer Auszeichnung und überhäufte mich mit Worten der Anerkennung über meine Thätigkeit bei der Gesandtschaft.

*) Graf A. P. verließ seitdem Preußen und hat es nie wieder betreten.

Nach einigen Tagen reiste ich nach Koschentin zu den Meinigen. Die Erholung von einigen Tagen that mir sehr gut. Das Leben in Wien war um so aufreibender gewesen, als ich ja meistens, um nicht aufzufallen, die Nächte zu meinen dienstlichen Arbeiten benutzt hatte. Ich freute mich, zu sehen, wie mein Bruder Carl im Laufe des Sommers als Landrath in Lublinitz eingesetzt worden war und sich somit eine neue Thätigkeit eröffnet hatte, durch die auch die Beziehungen zwischen ihm und dem Vater bessere zu werden begannen.

Am vierzehnten November früh wollte ich Koschentin wieder verlassen. Man fuhr damals von da über Lublinitz, Gutentag nach Oppeln, in Summa neun Meilen Landweg, bis man in Oppeln die Eisenbahn Berlin—Wien erreichte. Ich mußte also am vierzehnten zeitig von Koschentin abreisen, wollte ich den Nachtzug besteigen, der Oppeln abends verließ und früh am fünfzehnten November in Wien eintraf.

Am 13. November fing schon ein starker Schneefall an, und vom dreizehnten zum vierzehnten November schneite und stürmte es die ganze Nacht. Am vierzehnten früh kam der Bereiter Sichtner zu meinem Vater mit der Meldung, das ganze Dorf sei verschneit, er habe kaum aus seiner Wohnung in das Schloß hineingehen können, es sei absolut unmöglich, heute nach Oppeln zu reisen. Ich gerieth nun mit meinem Vater in Streit, der aus väterlicher Besorgniß mich nicht abreisen lassen wollte, während ich darauf bestand, indem ich ihm vorstellte, daß ich mündliche Aufträge des Königs an den Grafen Arnim hätte, und die Worte des Königs: „Ich verlasse mich darauf, daß Sie am fünfzehnten in Wien sind", mir keine Wahl ließen. Auf die Vorstellung meines Vaters, ich würde im Schnee stecken bleiben, sagte ich ihm, ich müsse wenigstens thatsächlich im Schnee stecken geblieben sein; die Besorgniß davor sei kein genügender Grund, die Befehle des Königs unausgeführt zu lassen. „Wenn Du aber im Schnee umkommst?" sagte mein Vater. „Dann wird das meine beste Rechtfertigung sein, daß ich den fünfzehnten nicht in Wien ankommen konnte." In seinem Innern gab mir mein Vater Recht. Er befahl, einen leichten Schlitten mit vier Pferden zu bespannen.

Mein Bruder Carl fuhr nach Lublinitz ins Landraths-Amt, wo er Geschäfte hatte. Wir setzten uns in seinen Schlitten und ließen den leeren, leichten, vierspännigen Schlitten voraus, um Bahn zu machen. Allerdings kamen wir nur mit größter Mühe aus dem Dorf Koschentin heraus. Die Häuser waren halb im Schnee vergraben. Wo sich aber die Straße am Ausgange des Dorfes dem Schneesturm gerade entgegenwandte, hatten sich weniger hohe Schneemassen angehäuft, und im schlanken Trabe erreichten wir Lublinitz, zwei Meilen, in ein und einer Viertelstunde.

Der Schneesturm, uns gerade entgegen, war sehr empfindlich und oft so heftig, daß er mir Mantel und Pelz aufriß, die ich über-einander gezogen hatte. Nase und Ohren schmerzten bei dreizehn Grad Kälte heftig. In Lublinitz bat der Kutscher, welcher die vier Pferde am leichten Schlitten vom Sattel fuhr, um ein wärmendes Getränk. Es ward eine Schnapsflasche gebracht, aber ehe ein Glas zum Vorschein kam, hatte der Kerl die Flasche erfaßt und mit einem Zuge geleert. Wir (der Leib-jäger Sommer, den mir mein Vater mitgegeben hatte, und ich) setzten uns ein, und die Reise ward fortgesetzt. Kaum waren wir aus Lublinitz heraus, so wirkte auch der Schnaps im Magen des Rosselenkers. Wir lagen übereinander im Schnee vergraben seitwärts der Chaussee. Das wiederholte sich noch einige Male. Jedes Mal mußten wir, nachdem wir uns herausgearbeitet hatten, den Schlitten herausziehen, die Sachen wieder daraufpacken und konnten dann erst die Reise fortsetzen. Endlich verwehten Sturm und Kälte die Schnapswirkung, und der Mann hielt die Straße inne. Manchmal mußten wir aber an tiefliegenden Dörfern vorbei, auf der Höhe fahrend, die Chaussee verlassen, weil in diesen Dörfern der Schnee buchstäblich bis oben an die Dächer reichte, die kaum daraus hervorragten. Es war klar, daß man durch ein solches Dorf nicht fahren konnte. Nach einigen Stunden und einigen Malen Umwerfens erreichte ich Gutentag. Mit Mühe kamen wir in das Städtchen hinein. Daß ich Extrapost verlangte, um nach Oppeln zu fahren, verursachte dem Posthalter viel Kopfschütteln. Endlich fügte er sich, und wir setzten mit einem anderen Schlitten und zwei Pferden die Reise fort. Immer ärger tobte der Sturm, immer höher thürmten sich die Schneemassen. Allmählich wurden die Windwehen, welche, der Richtung des Sturmes folgend, uns die steilabschüssige Seite zuwandten, an der sich dies „provisorische" Gebirge fortspinnt, immer höher. Wenn sich solche Windwehe auf der Straße gebildet hatte, fuhren wir also immer auf solchen steilen Abhang los, die Pferde glaubten ihn erklettern zu müssen, fielen aber bis an den Leib in den Schnee, und das Gefährt stand fest. Dann krochen wir heraus, hoben und schoben hinten am Schlitten, er erreichte die andere Seite, und wir konnten wieder weiter. Nachdem wir einige solcher Stellen überwunden hatten, fielen die Pferde an einer noch bedeutenderen Wehe bis an den Rücken in den Schnee, die Kräfte versagten ihnen, und es war durchaus unmöglich, sie weiter zu bringen. Wir saßen richtig fest. Nach langer, mühevoller Arbeit von mehr als einer Stunde waren wir froh, daß wir wenigstens den Schlitten wieder rückwärts herausgebracht, die Pferde gerettet hatten und versuchen konnten, den Rückweg einzuschlagen.

Mit dem Winde ließ es sich leichter fahren als gegen den Wind. Auch verursachten die Windwehen nicht so große Anstrengungen, weil man

die steile Seite herunterfuhr. Nur kam es oft vor, daß die Wehe nicht rechtwinklig, sondern schräg über der Straße endete, was man nicht immer vorher sah. Dann kam eine Seite des Schlittens früher nach unten, und wir lagen selbstverständlich im frischgewehten weichen Schnee. Das kam recht oft vor.

In Gutentag faßte ich den Plan, nach Koschentin zurückzukehren, um nicht in diesem abscheulichen Nest bleiben zu müssen, ließ also meine Extrapost anders dirigiren und fuhr nach Lublinitz zu. Jetzt nahm aber das Schneegestöber derart an Heftigkeit zu, daß von der Spur, die wir beim Herfahren gemacht hatten, schon gar nichts mehr zu sehen war. Die Höhe, welche die Schneemassen auch da erreichten, wo keine Windwehen gebildet waren, wuchs derart, daß sich die Pferde nur mit Mühe im langsamsten Schritt vorwärts bewegen konnten. Wiederholt legte sich aber der Schlitten um, und sein Wiederaufrichten und Flottmachen erforderten neue Anstrengung.

Der Tag neigte sich zu Ende, und wir waren noch lange nicht in Lublinitz. Wenn es so spät wurde, daß wir die Chausseebäume nicht mehr erkennen konnten, dann liefen wir auch Gefahr, von der Straße abzukommen und auf dem Felde umherzuirren, das bei solch rasenden Elementen ebenso unwirthbar war wie der finsterste Urwald. Nachdem wir wieder einmal in den Straßengraben umgekippt waren und den Schlitten mit Mühe aufgerichtet hatten, sagte der Postillon in Verzweiflung: „Die Pferde können nicht mehr.“ Der brave Sommer und ich, wir sahen uns etwas verblüfft an und wir beriethen. Er wollte vorauszugehen und Hülfe zu holen versuchen. Dagegen erhob ich aber Einspruch. Denn ich sagte, nur wenn wir Alle zusammenblieben, könnten wir uns retten. Denn daß, wenn wir die Nacht auf freiem Felde bleiben müßten, dies dem Tode gleichkäme, war uns klar. Wir beriethen also eine Weile, während Sturm und Schnee immer größere Schneemassen um uns herum aufhäuften. Daß ein langes Berathen auch nichts half, war richtig, aber die Pferde mußten etwas ruhen. Dann legten wir unsere Mäntel und Pelze ab und schoben am Schlitten, der Kutscher ging nebenher und schlug auf die Pferde, und so setzten wir die Reise fort. Wir mußten oft anhalten, denn das Waten in dem tiefen Schnee, der uns zuweilen fast bis zur Brust reichte, ermüdete außerordentlich. Endlich ließen auch unsere Kräfte nach, denn wir hatten den ganzen Tag wenig Nahrung zu uns genommen. Als wir schon dabei waren zu verzweifeln, schien es uns plötzlich, als ob wir durch das Schneegestöber ein Licht blinken sähen. Wie die Schiffsmannschaft des Columbus durch den Ruf „Land“ neu belebt ward, so gab auch uns das Wort „Licht“ neue Kräfte. In der That, wir waren wenige Schritte vom ersten Hause von Lublinitz.

denn bei so dichtem Schneetreiben sieht man selbst ein Licht bei der Nacht nur wenige Schritte weit. Zu Fuß, den Schlitten schiebend, zog ich in Lublinitz ein, das ich am Morgen stolz mit vier Pferden vor einem leichten Holzschlitten verlassen hatte. Sic transit gloria mundi!

Noch an demselben Abend Koschentin zu erreichen, davon war keine Rede. Kein Kutscher wagte sich mehr auf die Landstraße. Meine Erlebnisse waren nicht geeignet, Muth dazu zu machen, besonders da das Unwetter fortwüthete und die Dunkelheit zunahm. Ich suchte daher in Lublinitz ein Unterkommen im ersten Hotel des Städtchens von noch nicht zweitausend Einwohnern.

Dort fand ich meinen Bruder Landrath und eine Menge Bekannte. Viele Gutsbesitzer des Kreises waren am Tage in Geschäften nach der Stadt gekommen und wagten nicht, bei dem entsetzlichen Unwetter wieder nach Hause zu reisen. Vielen Bauern und Geschäftsleuten war es ebenso gegangen. Demzufolge waren die wenigen Ausspannungen, die man Hotels nannte, überfüllt. Mit Mühe erhielt ich eine ausgefrorene Mansarde. Auch die Lebensmittel waren vollständig aufgezehrt. Ich konnte noch verdorbenen kalten Hasenbraten, Salat und Brot für schweres Geld erhalten. Dagegen haben diese kleinen Städte hinreichenden Vorrath an Getränken. Es wurde ein heißer Grog gebraut, der auch die Stelle der Suppe wirksam vertrat. Dann erbarmten sich die guten Herren vom Kreise des erfrorenen Diplomaten und erheiterten ihn durch ein Diplomaten-l'Hombre, wie sie es nannten, wobei sie ihm gründlich das Geld abnahmen. Sie freuten sich, ich auch, daß ich nicht erfroren im Straßengraben lag.

Ich schlief wie ein Murmelthier trotz schwarzen Ungeziefers. Die Sonne weckte mich. Da war ich also binnen vierundzwanzig Stunden statt in Wien zwei Meilen von Koschentin. Das Unwetter hatte aufgehört. Ein schöner heiterer Wintertag brach an.

Angesichts desselben beschloß ich meine Reise nach Oppeln wieder zu versuchen. Da ich aber doch nun einmal die Ankunft in Wien zum fünfzehnten versäumt hatte, wartete ich bis Mittag, weil ich mir dachte, daß bis dahin allerwärts von der Post Arbeiter aufgetrieben sein würden, um die Hauptverbindungswege frei zu machen. Zu Mittag setzte ich mich in Begleitung eines Rechtsanwalts aus Oppeln, der in Lublinitz Geschäfte gehabt hatte, in Bewegung. Wir hatten richtig berechnet. Ueberall kamen wir eben an, als die Leute mit dem Durchschaufeln der Lawinen fertig waren, und im schlanken Trabe erreichten wir Oppeln gegen Sonnenuntergang.

In Oppeln verlangte ich auf dem Bahnhof ein Billet nach Wien. Man grinste mich hohnlächelnd an. Die ganze Bahn war seit zwei Tagen verschneit. Viele Züge waren in Oppeln liegen geblieben. Einen hatte

man wenige Hundert Schritte vom Bahnhof aus dem Schnee ausgraben müssen, weil er nicht vor noch zurück konnte. Ich suchte also einen Gasthof auf.

Aus Rücksicht auf mich, der ich dort bekannt war, wurde mir noch das Zimmer, besser gesagt die Schlafstelle, eines Dienstboten frei gemacht. Dieser Salon war zehn Fuß lang und sieben Fuß breit und unheizbar. Es war aber in ganz Oppeln nichts Besseres zu finden, denn alle Gasthäuser waren überfüllt. Beati sunt possidentes; also nahm ich, was ich fand, und wollte Etwas essen. Es war in Oppeln eben solche Noth wie in Lublinitz. Die Stadt war wohl größer, aber dafür waren auch viel mehr Fremde, sowohl vom Lande als auch aus den vielen angehaltenen Eisenbahnzügen in Oppeln festgeschneit, und von den Landleuten, welche den täglichen Bedarf nach der Stadt zum Verkauf bringen, hatte sich seit drei Tagen noch Niemand hineingewagt. Ich aß also, was es gab; der Mensch findet sich in Alles, wenn er erst drin ist und nicht wieder raus kann, und nachdem ich den Hunger gestillt, begab ich mich noch einmal abends nach dem nahen Bahnhofe, um zu hören, welche Aussichten vorhanden seien, daß die Reise fortgesetzt werden könne, nachdem ich den Schlüssel zu meinem Stübchen, wie mich der Wirth angewiesen hatte, an das Schlüsselbrett im Billardzimmer unten parterre angehängt hatte. Auf dem Bahnhofe erfuhr ich, daß von allen Stationen, wie man telegraphisch mitgetheilt hatte, Tausende von Arbeitern aufgeboten seien, um den Schnee zu beseitigen, aber besonders zwischen Cosel und Oderberg liege er an einzelnen Stellen so hoch, daß vor zwölf Uhr mittags des folgenden Tages an eine Wiederaufnahme des Eisenbahnverkehrs nicht zu denken sei. Ich konnte also ruhig zu Bette gehen und schlafen, so lange ich wollte, ohne einen Zug zu versäumen.

Das that ich denn auch und stand andern Tags spät auf, kleidete mich an und wollte wieder auf den Bahnhof gehen. Ich öffnete das Billardzimmer, um meinen Schlüssel wieder an sein Brett zu hängen, aber — welch ein Anblick! Eine ganze Familie, ein ältlicher Herr mit Frau und einigen erwachsenen Töchtern, war in Ermangelung eines anderen Raumes in dieses Billardzimmer einquartiert worden. Die Betten die auf dem Billard lagen, frisch benutzt, bewiesen, daß auch das Billard hatte als Bettstelle dienen müssen. Die ganze Familie war aber mit den allerersten Anfängen der Morgentoilette beschäftigt und dementsprechend dürftig bekleidet. Der Familienvater stürzte entrüstet auf mich zu mit dem Ausruf: „Aber mein Herr!" — Ich sagte ruhig: „Warum schließen Sie nicht ab!" und ging, den Schlüssel in die Tasche steckend, nach dem Bahnhof, vor mich hin über das Thema philosophirend, daß doch gewaltige Naturereignisse aller Fortschritte der Civilisation spotten und den Menschen seinem Urzustande wieder näher führen.

Es waren Nachrichten vorhanden, daß nachmittags die Bahn frei werden solle. Ich begab mich also zur Zeit wieder mit meinem Gepäck dorthin, wartete noch einige Stunden und sah noch einen Zug aus Berlin ankommen, in welchem — Graf Flemming saß. Dieser pünktliche Diplomat kehrte erst jetzt statt am zweiten November, wie sein Urlaub besagte, nach Wien zurück und hatte somit unseren guten Grafen Arnim gegen alle Verabredung ganz allein gelassen. Ich war sehr aufgebracht gegen ihn.

Noch sah ich einige eigenthümliche Auftritte als Folgen des Schneesturmes. Manche Eisenbahnreisende, welche nur noch wenige Stationen weiter hatten fahren wollen, hatten nur noch wenig oder gar kein Geld mehr bei sich, was um so empfindlicher geworden war, als die Lebensmittel in Oppeln mit jeder Stunde im Preise stiegen. Diese Menschen mußten nun drei Tage in Oppeln leben, und viele unter ihnen waren ganz krank vor Hunger, die sonst noch nie den Hunger gekannt hatten. Da ward bei denjenigen Reisenden, die noch Geld hatten, für die Nothleidenden durch das Eisenbahnfahrpersonal gesammelt; denn die Hungrigen gehörten zum größten Theil Ständen an, in denen Niemand zu betteln gewöhnt ist.

Endlich setzten wir uns in Bewegung. Zwischen Cosel und Oderberg waren wir noch genöthigt, im freien Felde und im Schnee umzusteigen. Von den beiden nächsten Stationen aus hatte man an der Beseitigung einer Schneemasse gearbeitet, und zunächst ein Geleise frei gelegt. Damit man zugleich an demselben Geleise arbeite, hatte man sich telegraphirt, man finge mit dem rechten Geleise an. Von jeder Seite war das rechte Geleise gewählt, und als man sich begegnete sah man, daß infolgedessen von jeder Seite ein anderes Geleise in Angriff genommen war. Es mußte also, bis das andere Geleise auch frei war, um die Weiterreise zu ermöglichen, ein Zug von der anderen Seite auf dem anderen „rechten“ Geleise entgegenfahren, und wir mußten in Schnee und zwischen thurmhohen unheimlichen Schneewänden zu dem entgegengekommenen Zuge hinwaten, wo wir nur Wagen dritter Klasse fanden und umsomehr vor uns hin raisonnirten, wobei die Worte „Krähwinkel, Schöppenstädt, Schwabenstreiche“ 2c. häufig gehört wurden.

Den Siebzehnten vormittags erreichte ich endlich die Kaiserstadt an der Donau nach mehr als dreitägiger Reise mit Hindernissen.

In Wien kam ich nicht zu spät an, denn der furchtbare Sturm hatte nicht allein in Oberschlesien gewüthet. In ganz Deutschland hatte alle Kommunikation aufgehört, die Post- und Eisenbahnverwaltungen hatten ihren Verkehr eingestellt, und Briefe und Depeschen waren garnicht angekommen, also hatte auch der diplomatische Verkehr aufgehört. Hatte

sich doch das Unwetter bis zum Schwarzen Meere hin ausgedehnt und dort, während ich einsam gegen Schnee und Sturm kämpfte, in denselben Stunden die Englisch=Französische Flotte vor Sebastopol schwer beschädigt, wobei manches Kriegsschiff der Alliirten zu Grunde ging.

Ich richtete dem Grafen Arnim meinen Auftrag aus. Der alte gewiegte Diplomat schüttelte bedenklich den Kopf, und es war das erste Mal, daß ich sah, wie er Mißtrauen in die Politik des Königlichen Herrn setzte. Derselbe habe sehr schöne Ideen, meinte Arnim, aber er halte sie nicht fest, und schließlich werde er es doch sein, der von Oesterreich angeführt werde, und dann werde er sich wieder von Oesterreich ins Schlepptau nehmen lassen. Diesmal aber sollte sich einmal Arnim irren.

Bald nach meiner Ankunft, ich glaube sogar, durch die Depeschen, die Graf Flemming aus Berlin mitbrachte, erhielt Arnim aus der Heimath den Befehl, Oesterreich einen Zusatzartikel zu dem Schutzbündniß vom zwanzigsten April vorzuschlagen, des Inhalts, daß Preußen zur Wahrung der gemeinschaftlichen Neutralität sich auch verpflichte, Oesterreich mit seiner ganzen Armee beizustehen, wenn Letzteres in den von seinen Truppen besetzten Donau=Fürstenthümern angegriffen würde.

Graf Arnim war außer sich, und während er die Oesterreichische Regierung darüber aushorchte, ob sie einen solchen Zusatzartikel zeichnen wolle, erhob er in einer Depesche nach Berlin Einspruch dagegen und stellte dem Könige vor, daß eine solche Abmachung ja nur die Verpflichtungen Preußens vermehre, das nichts dafür erhielte. Ein solcher Vertrag, gegen den eigenen Vortheil gerichtet, sei doch unerhört in den Annalen des diplomatischen Verkehrs. Die Oesterreichische Regierung nahm die Offerte Preußens mit vornehmer Grandezza an, wie ein Souverain die Tribute seiner Vasallen, und erklärte sich befriedigt über die Art und Weise, in der Preußen seinen Pflichten nachzukommen strebe. Arnim erhielt nochmaligen schriftlichen Befehl, den Vertrag (Zusatzartikel) zu zeichnen, er wehrte noch einmal telegraphisch, erhielt eine sehr derbe telegraphische Antwort vom Könige selbst und unterzeichnete am sechsundzwanzigsten November.

Was der König vorhergesehen hatte, erfolgte. Sechs Tage nach diesem auf Neutralität basirten Vertrage zwischen Oesterreich und Preußen unterzeichnete Oesterreich einen Vertrag mit den Westmächten (am zweiten Dezember 1854), in welchem die Art der Theilnahme Oesterreichs an dem Kriege gegen Rußland festgesetzt wurde. Auch verpflichtete sich Oesterreich, den Beitritt Preußens zu diesem Bündniß mit den Westmächten herbeizuführen.

Dieser Vertrag schlug wie ein Blitz in die Gemüther. Jetzt war die Politik Oesterreichs ganz enthüllt, denn es war unmöglich, daß der

Vertrag, der am zweiten Dezember abgeschlossen ward, nicht schon am sechsundzwanzigsten November geplant worden wäre, wo sich Oesterreich gegen Preußen von Neuem zur gemeinsamen Neutralität verband. Graf Arnim war äußerst verstimmt und verbot uns Anderen von der Gesandtschaft vorläufig, in Oesterreichischen Gesellschaften zu verkehren; wir ließen uns nirgends sehen, nur zu näheren Freunden Arnims, Stockhausen (Hannover), Könneritz (Sachsen), Drachenfels (Hessen) und Gortschakoff (Rußland) durften wir ausgehen. Graf Buol, der Oesterreichische Auswärtige Minister, hatte erwartet, Arnim werde zu ihm kommen, und hatte alle möglichen Ausreden bereit. Darauf, daß sich Niemand von uns sehen ließ, daß er garnicht erfuhr, wie der Preußische Gesandte über den Vertrag vom zweiten Dezember denke, darauf war er nicht vorbereitet. Während nun Arnim aus Berlin Verhaltungsmaßregeln erbat und vorschlug, daß er seine Pässe fordern und die diplomatischen Beziehungen abbrechen solle, um demnächst an Oesterreich den Krieg zu erklären, kam eines Tages Graf Buol zu Graf Arnim. Letzterer, noch ohne alle Anweisungen aus Berlin, verleugnete sich und ließ den Auswärtigen Minister nicht vor. Da wurde der Oesterreichischen Regierung bange. Der Kaiser sandte den Feldzeugmeister Heß zu Arnim, Letzterem einen Privatbesuch zu machen. Den Feldzeugmeister Heß nahm Arnim an, ausdrücklich mit dem Bemerken, daß er ihn nur als Privatbekannter annehme, nicht als Preußischer Gesandter. Heß fing natürlich von dem Ereigniß an, und Arnim sagte ihm, er sei in der angenehmen Lage, noch gar keine Anweisungen von Berlin zu haben. Deshalb könne er frei von der Leber weg seine Privatansicht aussprechen, die aber auch nur als solche aufgefaßt werden dürfe, denn er wisse garnicht, ob die Preußische Regierung sie theile. Er sei der Ansicht, Oesterreich habe Preußen so arg getäuscht, wie noch nie ein Staat den andern — gleichviel ob absichtlich oder nicht —, thatsächlich sei Preußen hintergangen und dadurch nicht allein aller Bundesgenossenpflichten ledig und quitt, sondern auch derart als Staat beleidigt und heruntergesetzt, daß, wenn es auf ihn, Arnim, ankäme, die diplomatischen Beziehungen abgebrochen und von Preußen der Krieg an Oesterreich erklärt werden müsse.

Heß begab sich sofort zum Kaiser, dem diese Auffassung Arnims großen Eindruck machte. Eine Zeit lang blieb man unentschlossen, was zu thun, denn man hatte sich in den leitenden Oesterreichischen Kreisen in der That der Täuschung hingegeben, Preußen werde sich einschüchtern und von Oesterreich ins Schlepptau nehmen lassen.

Aus Berlin kam nun die Anweisung, zunächst noch nichts zu thun, sondern abzuwarten.

In der Oesterreichischen Armee kam man mittlerweile über sich widersprechende Gerüchte nicht hinaus. Die Bewegungen entsprachen aber gar-

nicht den säbelrasselnden Verpflichtungen vom zweiten Dezember. Eine gewisse Stockung und Unentschlossenheit machte sich bemerkbar. Der eingetretene Winter zwang zu einer bequemeren Unterbringung der Truppen, und die Armee wurde weiter nach — rückwärts ausgedehnt, ein Beweis, daß für den bevorstehenden Winter an einen Krieg im Ernst nicht gedacht ward.

Endlich, am zehnten Dezember, gab Oesterreich in einer Note an Preußen den am zweiten Dezember gegen die Westmächte übernommenen Verpflichtungen Ausdruck.

In dieser Note, welche in Berlin übergeben ward, sprach Oesterreich aus, Preußen habe sich mit Oesterreich im Vertrage vom zwanzigsten April und im Zusatzartikel vom sechsundzwanzigsten November behufs Aufrechterhaltung der Neutralität verbündet. Darauf habe sich Oesterreich durch einen Vertrag vom zweiten Dezember zur thätigen Mithülfe an die kriegführenden Westmächte verpflichtet. Da nun aber der Feldzeugmeister Heß erklärt habe, daß Oesterreich einen wirksamen Angriffskrieg gegen Rußland ohne die Mithülfe von 200 000 Mann Preußischer Truppen nicht führen könne, so werde Preußen hiermit aufgefordert, 200 000 Mann nach Russisch-Polen zu senden und deren Bewegungen in Uebereinstimmung mit denen des Feldzeugmeisters Heß bringen zu lassen.

Die kindliche Naivetät dieser Depesche vom zehnten Dezember bedarf keines Zusatzes. Sie erregte auf unserer Gesandtschaft nur Heiterkeit.

Preußen antwortete unter dem siebzehnten Dezember, daß es die Verträge vom zwanzigsten April und sechsundzwanzigsten November, wie deren Wortlaut besagte, lediglich behufs Aufrechterhaltung der Neutralität Oesterreichs und Preußens als Schutzbündniß geschlossen habe und daß Oesterreich, indem es aus der Neutralität herausgetreten sei und sich zum Angriff gegen Rußland verpflichtete, diese Verträge vernichtet habe. Preußen erachte sie daher von nun ab als nicht mehr bestehend und sich aller darin eingegangenen Verpflichtungen für entledigt.

Napoleon hatte sich der Hoffnung hingegeben, die Rolle seines großen Oheims mit größeren Kräften wieder aufzunehmen und im Verein mit dem ganzen übrigen Europa das gewaltige Rußland zu demüthigen, an dessen Widerstand der Stern des ersten Napoleon zu erbleichen begonnen hatte. Preußens Widerstand vereitelte seinen Plan. Und was unser König durch ein Schutzbündniß mit Oesterreich nicht erreichen konnte, erreichte er nun durch sein entschiedenes Auftreten gegen Oesterreich. Denn, wie wir in der Folge sehen werden, blieben gerade deshalb von jetzt ab Oesterreich und Preußen in dem Krimkriege neutral.

Bei meiner Rückkehr nach Wien bemerkte ich alsbald, daß die Oesterreichische geheime Polizei wieder thätiger war, mein Thun und Lassen

auf Tritt und Schritt zu verfolgen. Derselbe Mann, der mich im Sommer schon verfolgt hatte, begleitete mich, besonders des Abends, wie mein Schatten. Wenn ich ins Theater ging, hatte er einen Platz, von dem aus er mich sehen konnte; wenn ich irgendwo einen Besuch machte, wartete er vor der Thür, bis ich weiter ging und dergleichen mehr. Ich glaubte damals, man habe aus meiner bloßen Reise nach Berlin wieder mehr politischen Verdacht gegen mich geschöpft. Jetzt aber kann ich es mir besser erklären, denn gewiß hat der Büreauchef von meinem Bericht über die beabsichtigten Bewegungen der Oesterreichischen Armee Mittheilung an die Regierung gemacht. Da wollte man wahrscheinlich in Erfahrung bringen, wer von den Oesterreichischen Offizieren, mit denen ich verkehrte, mir Alles verriethe. Da mir nun Keiner etwas verrieth, sondern ich Alles errieth, so konnte die schlaue Geheimpolizei auch keinen Schuldigen finden. Aber sie beobachtete Jeden, der mit mir verkehrte, in seinem ganzen Thun und Treiben, insbesondere alle die harmlosen Verehrer von Fräulein Marie Taglioni.

Dies führte zu einer höchst komischen Scene. Eines Abends — es war kein Ballet, auch sonst fand in Wien keine gute Theatervorstellung statt — fanden sich in der Theaterzeit eine Menge Verehrer von Fräulein Marie Taglioni in ihrer Wohnung in der Stadt Frankfurt ein, und es ward in harmlos kindlicher, man könnte sagen kindischer Weise Lotto gespielt. Die Herren hatten vom Konditor Bonbons geholt und diese wurden ausgespielt. Wer einen Bonbon gewann, mußte ihn essen. Familie Taglioni, Vater, Mutter und zwei Töchter, sowie die anwesenden Herren lachten auf diese Weise ein paar Stunden. Dann gingen die Herren fort und aßen bei Sacher zu Abend.

Den folgenden Mittag wurden sämmtliche darunter befindlichen Oesterreichischen Offiziere aufs Platzkommando zitirt und wegen Hazardspiels verwarnt. Da sie gar nicht Hazard gespielt hatten, gab es eine Auseinandersetzung, und der General sagte ihnen, es sei ihm von der Polizei gemeldet, sie hätten gestern Abend im Hotel zur Stadt Frankfurt bei Fräulein Taglioni Hazard gespielt. Die Herren gaben dem Kommandanten detaillirte Auskunft über das Spiel, das stattgefunden; der Kommandant war befriedigt, weniger die Herren, denn daß die geheime Polizei über sie Bericht erstatte, das entrüstete sie selbstverständlich. Am Abend war der Sturm groß. Jeder Einzelne theilte dem Andern mit, was ihm geschehen, und Jedem war dasselbe geschehen.

Einer von ihnen theilte mir ebenfalls mit, was vorgegangen. Ich lachte entsetzlich und fragte ihn, ob er denn nicht gesehen, daß er immer einen Begleiter habe. Es wurde nun verabredet, ich solle ihm den Beweis davon liefern. Ich holte den Grafen D. also abends ab, um ins Theater

zu gehen; mein Begleiter stand vor der Thür des Gasthofs zum wilden Mann und begleitete uns treulich ins Theater, saß auch nicht weit von uns während der Vorstellung. Als wir das Theater verließen, stand er am Eingang; wir gingen nach der Stadt Frankfurt und streiften denselben Mann in der Hausthür. Jetzt schützte Graf D., auf Verabredung mit mir, bei Familie Taglioni anderweitige Geschäfte vor, und wir verließen den Gasthof bald wieder. Mein Mann stand vor der Thür. Wir gingen in die Weinhandlung von Sacher, um Etwas zu genießen und setzten uns gegen unsere Gewohnheit in das erste Zimmer. Nach einer Viertelstunde kam mein Mentor, ging an uns vorbei ins zweite Zimmer. Graf D. sah nach einiger Zeit in diesem Zimmer nach und der Mann stellte sich schlafend. Nun verabredeten wir leise, den Kellner zu rufen, zu bezahlen, aber still sitzen zu bleiben. Wenige Sekunden nachdem wir bezahlt hatten, stand der Mann im Nebenzimmer auf, ging an uns vorbei, zahlte und ging. Nun blieben wir noch eine Stunde sitzen. Als wir gingen, stand der Vigilator vor der Thür. Graf D. wollte ihn angreifen, ich aber beruhigte ihn mit der Versicherung, es käme noch besser. Jetzt trennten wir uns und gaben uns leise Rendezvous am anderen Ende von Wien, laut sagten wir uns gute Nacht und Jeder ging einen anderen Weg. Als wir zusammenkamen, zeigte ich dem Grafen den Mann wieder. Dies Spiel wiederholte sich bis nach ein Uhr nachts. Da wurden wir müde und wollten wirklich schlafen gehen. Ich begleitete den Grafen D. nach dem „wilden Mann", so hieß sein Gasthof, und als wir uns gute Nacht sagten, stand der Polizeispion ganz dicht bei uns. Jetzt riß dem Rittmeister die Geduld. Er packte den Kerl, drohte ihm mit seinem Säbel, wenn er Widerstand leiste, und übergab ihn als Arrestanten zwei öffentlichen Polizisten in Uniform, mit dem Befehl, dies staatsgefährliche Subjekt festzunehmen, das ihn, einen Kaiserlichen Rittmeister in Uniform, jetzt schon über sechs Stunden verfolge. Er nannte seinen Namen, ich den meinigen, damit die Polizei uns vernehme. So wurde dieser ungeschickte Agent der geheimen Polizei eine Nacht von der öffentlichen Polizei unter Schloß und Riegel gesetzt.

Wie wir es erwartet hatten, wurde weder Graf D. noch ich jemals nach diesem Vorfall befragt. Dem geheimen Polizisten scheint nicht sehr wehe gethan worden zu sein, denn nach einigen Tagen lief er wieder hinter mir her.

Einige Tage darauf, es war unmittelbar nach der Zeichnung des Zusatzartikels, aber vor dem Vertrage vom zweiten Dezember, also in den letzten Tagen des November, begab ich mich zum General v. Langenau, Adlatus des Polizeipräsidenten, und erzählte ihm den Vorfall, mit dem Hinzufügen, daß ich sehr genau wisse, wie nicht Graf D., sondern ich

allein der Gegenstand der Beobachtung sei, und daß ich aus dem Umstande, daß man den Mann habe ruhig laufen lassen, ohne den Grafen D. oder mich zu fragen, den Beweis erkenne, wie der betreffende Mann im Auftrage gehandelt. Ich versicherte nun dem General, ich sei der K. K. Polizei sehr dankbar, wenn sie durch einen permanenten Begleiter für meine persönliche Sicherheit sorgte, da es ja in Wien nicht immer ganz geheuer sei, aber als Preußischer Offizier sei ich gewöhnt, mich meiner Haut selbst zu wehren; wenn daher die K. K. Polizei in Betracht ihres eigenen Rufes es für nöthig hielte, mich durch einen Begleiter zu schützen, so bäte ich ihn, es so einzurichten, daß ich es nicht merkte. Der gute Mann wand sich unter leeren Ausflüchten hin und her.

Im Laufe der Monate November und Dezember vollendete ich noch eine größere Arbeit, die ich im Oktober schon begonnen und die als der Beginn der Entwickelung eines wichtigen Faktors der neueren Kriegführung auch ein weiteres Interesse erregen dürfte.

Ein genialer spekulativer Wiener Wagenbauer, Namens Neuß, kam nämlich auf den Gedanken, fahrbare Telegraphenstationen zu bauen und vorübergehend Telegraphendrähte zu legen. Er wandte sich damit an die Oesterreichische Regierung und zugleich an den Russischen und Preußischen Militärbevollmächtigten der Gesandtschaft. Der Graf Stackelberg wendete der Angelegenheit wenig Aufmerksamkeit zu. Die Oesterreichische Regierung beauftragte zwei Ingenieuroffiziere, zu sehen, was der Mann erfunden habe, und ein Gutachten über seine Erfindung abzugeben. Ich meinerseits ging zu ihm und half ihm bei allen Arbeiten und Versuchen. Nach vielen verschiedenen Entwürfen und Experimenten wurden Telegraphenwagen als brauchbar befunden, auch besondere Karren mit den Leitungsdrähten behufs schneller Legung der Kabel konstruirt.

Als die ganze Erfindung zur Einführung bereit erklärt ward, verpflichtete die Oesterreichische Regierung den rc. Neuß zur Geheimhaltung der neuen Erfindung, nachdem er mir alle Zeichnungen übergeben hatte. Ich sagte ihm, daß ich, wenn er zur Geheimhaltung verpflichtet worden sei, nun nicht mehr mit ihm verkehren könne, und der neu konstruirte Telegraphenwagen ward, mit Leinwand in tiefstes Geheimniß gehüllt, durch die Straßen Wiens nach dem geheimen Theil des Arsenals gefahren, an demselben Tage, als von mir die genauesten Zeichnungen der ganzen Einrichtung schon in Berlin vorlagen. Das ist nämlich der wesentlichste Zweck der Militärs bei den Gesandtschaften, daß sie von neuen Erfindungen Kenntniß nehmen, ehe dieselben Staatsgeheimniß werden, denn die Erfinder, welche doch gern Geld verdienen wollen, wenden sich gewöhnlich an mehrere Staaten zugleich, also in der betreffenden Hauptstadt auch an

fremde Gesandte. Reuß wurde von der Oesterreichischen Regierung sehr schlecht bezahlt; er behauptete sogar, man habe die Geldversprechungen nicht innegehalten. Er wandte sich darum noch an die Russen, die ihn auf meine Empfehlungen hin annahmen. Schon im Jahre 1855 legte er in der Krim und in Südrußland viel Feldtelegraphen und kam von dort pekuniär sehr befriedigt zurück. Aber in Wien war infolgedessen seines Bleibens nicht mehr, und wenn auch die Regierung ihm als einem Preußen von Geburt (er war Rheinländer) dafür nichts anhaben konnte, daß er den Russen auch gedient hatte, so sah er doch, daß er deshalb ferner in Wien auf kein Glück als Geschäftsmann rechnen könnte. Da kam er also in seinen Zweifeln im Herbst 1855 zu mir, ich empfahl ihn nach Berlin und bezahlte mit dieser Empfehlung die mir gratis gelieferten Zeichnungen und Enthüllungen. Als ich 1856 Flügeladjutant geworden war, fand ich Herrn Reuß als Chef eines blühenden Wagenbauergeschäfts in Berlin, Friedrichstraße 208, und die Feldtelegraphie in Preußen bereits organisch eingeführt. Bei unsern Manövern vom Jahre 1856 wurde bereits das Hauptquartier des Königs bald nach dem Einrücken täglich mit allen Drähten des Welttelegraphennetzes verbunden. Es hat mir später das Bewußtsein oft Freude gemacht, daß ich bei den ersten Anfängen der Feldtelegraphie wie der gezogenen Geschütze mit thätig gewesen bin und so die beiden größten technischen militärischen Erfindungen der Neuzeit seit ihrem Entstehen helfend begleitet habe.

Während des Monats Dezember gelangte auch die Schießbaumwoll-artillerie zu einer Art von Abschluß. Am dreißigsten Dezember fand eine große Vorstellung damit vor dem Kaiser auf dem Artillerie-Schießplatz statt, der ich beiwohnte, trotz Schnee und Frost. Zwar wurde ich ziemlich weit entfernt gehalten, damit ich nichts davon verrathen könnte, aber ich wußte bereits Alles. Denn derjenige, welcher das Geheimniß am dringendsten vor mir zu hüten befohlen hatte, der alte Hauslab, verrieth es mir gerade im Gespräch. Ich erkannte, daß diese Erfindung keine Zukunft habe, und berichtete demgemäß nach Berlin mit der Bitte, nicht zu viel Geld auf die Versuche damit zu verwenden. Dem alten Hauslab aber rieth ich zur Beseitigung der letzten Uebelstände, die sich mit der Schießwolle herausgestellt hatten, statt derselben Pulver zu verwenden, was er mir erst sehr übel nahm. Später hat man es in Oesterreich doch gethan und die Schießwollgeschütze wieder abgeschafft, nachdem man einige Millionen damit vergeudet hatte.

In der Politik ging Oesterreich nach unserer Antwort einen eigenthümlichen Weg. Die Verpflichtungen, welche es in dem Vertrage vom

zweiten Dezember übernommen hatte, trieben es zur That gegen Rußland. Aber in der Armee wurden gewichtige Stimmen laut, welche einen so schreienden Undank gegen den Kaiser Nikolaus verdammten, der ohne irgend einen Vortheil zu verlangen, vor wenig mehr als fünf Jahren Oesterreich gegen die Revolution mit Russischem Geld und Blut vom Untergange gerettet und ihm vor vier Jahren so energisch gegen Preußen beigestanden hatte. Es kam der alte Schlick mit dem einen Auge, einer der gefeiertsten Helden aus dem Ungarischen Feldzuge, zu dem Zwecke nach Wien gereist, um dem Kaiser Vorstellungen zu machen über die Stimmung in den Offizierkorps. Der alte Marschall Radetzky schrieb in demselben Sinne aus Italien, und der Feldmarschall Fürst Alfred Windischgrätz sprach sich in Wien laut ebenso aus. Am zweiundzwanzigsten Dezember kam auch der Oberst v. Manteuffel noch einmal an, vom Könige aus Berlin persönlich an den Kaiser gesandt, um ihm Vorstellungen zu machen. Was aber wohl am meisten die Neigung zum Kriege gedämpft haben mag, war der Zustand der Operations-Armee.

Für so bedeutende Truppenmassen bot das dürftig bevölkerte Galizien nicht genügendes Unterkommen, die fremden Nationalitäten, Italiener und Deutsche, waren die schmutzigen und dürftigen Hütten Galiziens nicht gewöhnt, die Verpflegung litt durch Unterschleife der Beamten Einbuße an Werth und Menge, und Krankheiten begannen. Erst trat der Typhus auf, dann wüthete die Cholera in schreckenerregender Weise. Auch die Pferde litten wegen schlechten Futters und schlechter Unterkunft. Wie fürchterlich diese Verluste waren, das ist nie recht zur allgemeinen Kenntniß gekommen. Von einem Regiment Bayern-Kürassiere erzählte mir der eigene Kommandeur, Prinz zu Solms, daß er zehn Mann mehr Todte im Laufe des Winters an der Cholera verloren habe, als sein Regiment im Etat Mannschaften zählte (denn die Verluste wurden successive immer wieder ersetzt), und zuletzt marschirte er zurück, wobei der größte Theil seiner Pferde von einer Infanteriegarnison zur andern durch Infanteristen geführt wurden, weil er keine Reiter dazu hatte.

So wurde die Oesterreichische Regierung durch viele Erwägungen von der kriegerischen Thätigkeit ebenso abgehalten wie durch die Westmächte dazu gedrängt. Wenn es nun schon im Dezember vorauszusehen war, daß Oesterreich wenigstens an einen Winterfeldzug nicht werde denken können, so wollte es dies doch Frankreich und England gegenüber nicht offen aussprechen. Die Maßregeln in der Armee waren daher der deutliche Ausdruck dieses Widerstreites der treibenden Kräfte in der Oesterreichischen Politik. Bald ward eifrig an den Festungen gebaut, wenn auch mehr in den Zeitungen als in der gefrorenen Erde, bald wurden die Truppen rückwärts geschoben, bald hörte man von Mobilmachungsordres,

bald ward ein Befehl bekannt, wonach alle Kriegsvorbereitungen und Beförderungen zu unterbrechen seien. So schwankten Entschlüsse und Maßregeln den ganzen Winter über hin und her, und wenn diese geschäftige Unthätigkeit im historischen Rückblick auch sehr langweilig ist und mit wenigen Worten erzählt werden kann, so hielt sie mich, den offiziellen militärischen Beobachter an der Donau, doch in einer fieberhaften Spannung und fortwährenden Thätigkeit. Gegen die Westmächte aber entschuldigte sich Oesterreich ob seiner Unthätigkeit mit dem Artikel des Vertrages vom zweiten Dezember, nach welchem es Preußen mit zur Aktion bewegen solle, was noch nicht gelungen sei.

Im Anfang des Monats Januar hatte man in Berlin beim Generalstabe die unglückliche Idee, einen Generalstabsoffizier nach Galizien zu senden, um über die Stellung der Oesterreichischen Armee daselbst zu berichten. Es kam demzufolge der Hauptmann v. Tiedemann (jetzt, 1881, Generallieutenant z. D. in Dresden) nach Wien, um sich durch Mittheilungen von mir zu unterrichten. Ich rieth ihm, die ganze Zeit über in Wien zu bleiben, wo er Genaueres über die Armee in Galizien erfahren werde, als auf einer Reise durch die verschneiten Städte des unwirthlichen Landes. Außerdem sagte ich ihm, daß, so geheimnißvoll er die Reise auch machen werde, die Oesterreichische Polizei doch gewiß schon lange Kenntniß von seiner Mission habe. Er hatte aber Befehl und mußte reisen. Obgleich sein Paß auf Herrn Tiedemann behufs Besuchs von Verwandten in Lemberg ausgestellt war, wurde er dennoch überall als „Herr Hauptmann“ empfangen, mit größter Höflichkeit behandelt und genau beobachtet. Somit war seine Thätigkeit gelähmt, und er konnte nur überall da, wo er durchreiste, bestätigen, daß meine längst gemachten Berichte stimmten. Mir war seine Mission deshalb unangenehm, weil man Oesterreichischerseits dadurch nur um so mißtrauischer auch gegen mich ward.

In den Dezember 1854 fiel auch ein anderes Ereigniß, welches zwar nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit der mich vorzugsweise beschäftigenden Oesterreichischen Armee stand, aber doch mittelbar auf die Politik und deshalb die Verwendung der Oesterreichischen Armee einwirken konnte, auch in der Zeit so sehr mit den gegen Preußen gerichteten Maßregeln der Oesterreichischen Regierung zusammentraf, daß man nicht gut an einen Zufall in dieser Gleichzeitigkeit glauben kann. Dies Ereigniß war die Verkündigung des Dogmas der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria durch das Concil zu Rom am achten Dezember 1854.

Papst Pius IX. hatte bei der Besteigung des päpstlichen Stuhles freisinnig und liberal begonnen, Leidenschaften entfesselt, die sich bald gegen

ihn kehrten. Er mußte mit Lebensgefahr nach Gaëta flüchten und ward durch Französische Waffen wieder nach Rom geführt. Seitdem hatte er sich mehr und mehr in die Hände der Jesuiten begeben und eine autokratische päpstliche Regierung angestrebt. Dazu brauchte er aber auch Macht in anderen Staaten und Geld aus den anderen Staaten. Im Jahre 1854 kam ein Konkordat mit Oesterreich zu Stande, zu der Zeit des Auftretens der Jesuitenmission in Wien. Dies Konkordat ward im Wesentlichen vom Minister v. Bach abgeschlossen. Alle Welt war erstaunt, daß ein liberaler Minister bürgerlicher Herkunft, der 1848 als Freidenker und Freisinniger verfolgt war, ein solches Konkordat abschließen konnte, denn dasselbe räumte Rom alle Rechte ein, dem Oesterreichischen Staate gar keine und enthielt die eine verhängnißvolle Bestimmung, daß die Oesterreichische Regierung sich verpflichte, alle Beschlüsse des Tridentiner Concils als bindend für die Oesterreichischen Staaten anzuerkennen. Als nun aber eine Wiener Zeitung die verschiedenen Beschlüsse des Tridentiner Concils zur öffentlichen Kenntniß bringen wollte, ward sie eingezogen, denn diese Beschlüsse waren so haarsträubend und räumten den Geistlichen solche Macht ein, daß man einen Aufstand befürchtete, wenn sie bekannt würden. Man hat gesagt, der Minister Bach habe, weil die Oesterreichische Aristokratie ihm stets offen ihren Widerwillen zu erkennen gab, dadurch wenigstens am Hofe festen Fuß fassen wollen, daß er den ultramontanen kirchlichen Neigungen des Beichtvaters und der Mutter des Kaisers dieses Zugeständniß machte. Noch bösere Zungen wollten wissen, die Jesuiten hätten dem Minister Bach eine kleine Remuneration von 200 000 Gulden gegeben. Was daran wahr ist, weiß ich nicht. Aber in einem Lande, wo sich so viele Excellenzen (Minister und Generale) wegen Verdacht der Veruntreuung seither das Leben genommen haben, hält man schließlich Vieles für möglich.

Am achten Dezember machte der Römische Stuhl die erste Probe auf das Exempel und veröffentlichte dieses Dogma, welches, um keinen Skandal zu veranlassen, ebenfalls nicht erklärt werden durfte. Die Katholiken in Wien sind von einer ganz unglaublichen Gleichgültigkeit gegen Glaubenssätze, dabei von einer Gottlosigkeit, voll von Spott und Hohn gegen die eigene Kirche, wie man es bei den Atheisten von Bekenntniß und Ueberzeugung nicht gegen Andersdenkende findet. Dennoch fügt sich diese katholische Bevölkerung aus Indolenz den kirchlichen Anordnungen der Regierung. Hier glaubte nun alle Welt in Wien, es handle sich um die Göttlichkeit der Entstehung Christi, die doch die Grundlage aller christlichen Bekenntnisse ist, und unwissend, wie man auch darüber war, spottete man sogar darüber mit den schlechtesten Witzen. Als aber eine Zeitung das Dogma erklärte und darthat, daß es sich ja um die Gött-

lichkeit der Entstehung der Jungfrau Maria selbst handle, da wurde diese Zeitung konfiszirt.

Die Verkündigung des Dogmas fand überall mit großer Feierlichkeit statt, und Niemand wehrte sich dagegen. Der Römische Stuhl war mit der Oesterreichischen Regierung ganz einig, d. h. er beherrschte sie. Man kann nicht umhin, auch eine Verständigung zwischen Oesterreich und Rom zu vermuthen, welche ihre Spitze gegen die protestantische Deutsche Großmacht kehrte, um deren Ansehen in Europa entweder durch die Politik zu erniedrigen oder durch die Gewalt der Waffen zu brechen.

Als Rom im Jahre 1870 im Verein mit Frankreich die Macht Preußens brechen wollte, verkündete es ein anderes Dogma, das der Unfehlbarkeit des Papstes.

Im Laufe des Winters 1854/55 stürzte ich mich in den Strudel der Wiener Gesellschaften, um endlich auch in den höheren und weiteren Kreisen der Wiener geselligen Welt soweit bekannt zu werden, wie dies einem fremden Diplomaten überhaupt möglich ist.

Im Spätherbst kehrten allmählich die Familien vom Lande in die Residenz zurück, und ich suchte Zutritt zu den Kreisen derselben zu erhalten. Aber ich fand, daß dies in Wien sehr viel schwieriger war als in Berlin. Man war damals in Wien außerordentlich abgeschlossen, und während man in Berlin Alles, was von weit her kam, mit allzu großer Zuvorkommenheit empfing, sah man in Wien jeden Fremden erst mit scheelen Augen an, bis man sich an sein Gesicht gewöhnt hatte. Ich glaubte erst, daß die Kälte, mit der man mich behandelte, dem Preußen gälte. Später sah ich, daß es jedem Fremden, auch anderer Länder, ebenso erging, und ich kann diesen Widerwillen gegen Fremde nur mit der Bauernklugheit vergleichen, mit der die Bauern eines Dorfes einen Neuling betrachten, stets bei sich denkend: „Was mag der eigentlich wollen?"

Als aber die Bälle begannen, ward ich schnell bekannt. Ich sah nämlich bald, daß es außergewöhnlich an Tänzern mangelte, weil die ganze buntgekleidete männliche Aristokratie sich bei der Armee kampfbereit langweilte. Da saßen nun viele junge Komtessen schmachtend nach irgend einem Tänzer, gleichviel von welcher Nation er auch sei, und die Ballwirthe fahndeten nach Tänzern. Also tanzte ich. Und als man sah, daß ich fleißig tanzte, da fahndete man auch nach mir, und ich fand überall Zutritt und war gern gesehen. Also habe ich mich eigentlich in die Wiener Gesellschaft weniger eingeführt als hineingetanzt.

Ich hatte aber auch schon vor dem Beginne der Bälle einige wenige Häuser gefunden, in denen ich Zutritt erhielt, und zwar mit demjenigen Entgegenkommen, welches anderwärts Fremde überhaupt finden. Der

angenehmste unter diesen Salons war der der Fürstin Luise Schönburg. Sie war eine ganz eigenthümliche Frau und nahm eine besondere Stellung in der Wiener Welt ein. Als betagte Frau machte sie es sich bequem und ging fast nie in andere Häuser, sondern blieb jeden Abend zu Hause, wo die von ihr dazu aufgeforderten Persönlichkeiten Zutritt hatten. Dadurch bildete sich eine strenge Abgeschlossenheit von selbst, denn Niemand hatte Gelegenheit, ihr anderswo vorgestellt zu werden und dann seinen Besuch bei ihr zu machen. Es wurde bei ihr ausnahmsweise frei über Politik gesprochen und ziemlich ungebunden verkehrt. Größere Gesellschaften gab sie selten. Wer Zutritt zu dieser Fürstin Schönburg hatte, war in der Wiener Welt schon deshalb ein angesehener Mann. Es wurde mir gerathen, bei ihr Zutritt zu suchen. Aber jeder Oesterreicher, den ich darum bat, versprach es, wich dann aber aus. Später wurde mir klar, weshalb. Die Fürstin trug ihre Hinneigung für Rußland und Preußen (wohlverstanden nur in der schwebenden Frage) gar zu offen zur Schau. — Da war eines Tages der Fürst Alexander, ihr Sohn, den ich als Oesterreichischen Diplomaten in Berlin ganz gut kennen gelernt hatte, nach Wien gekommen und lag an einem verrenkten Fuß krank. Ich besuchte ihn. Er bat mich, ihn den anderen Tag mittags um eine bestimmte Stunde wieder zu besuchen. Da kam „zufällig“ seine Mutter, und der bettlägerige Sohn stellte mich ihr vor. Nach einer Unterhaltung von einer halben Stunde forderte sie mich auf, in ihren Empfangsstunden zu ihr zu kommen.

Sie war eine originelle Frau, voll Verstand und voll Launen, einundfünfzig Jahre alt, lustig und belustigend, Aristokratin vom reinsten Wasser, die sich aber an keine Rücksicht band. Der Fürst, ihr Gemahl, war ein ständiger Besucher des Kasinos, wo er sich im Whist betrügen ließ, ein freundlicher, unbedeutender alter Herr, der in seinem Hause gar nichts galt und deshalb des Abends so spät als möglich, d. h. wenn sich die Zeit des Empfanges der Fürstin dem Ende zuneigte, zu derselben kam. Es war in diesem Hause in manchen Stücken verkehrte Welt. Er konnte das Rauchen gar nicht leiden, sie aber rauchte leidenschaftlich große echte Regalia. Wenn abends keine Damen gekommen waren, sagte sie zuweilen: „Jetzt ist's hübsch, jetzt können wir rauchen“, und dann bot sie Cigarren an. Der Fürst wollte sich dann, wenn er dazukam, die weißen Haare ausraufen und sie sich todtlachen. Ihr Hündchen hieß Schwedel und biß jeden Herrn in die Beine, wenn er fortging. Der Name des Thierchens gab einem Schwedischen Gesandten Veranlassung zu diplomatischen Schritten. Die Fürstin wurde von Tag zu Tag freundlicher gegen mich und bevorzugte mich. Sie sagte mir oft, es gefiele ihr an mir, daß ich nicht ein solcher Zieraffe sei wie die meisten jungen Herren der jetzigen Zeit. Ich habe ihr stets ein dankbares Andenken bewahrt.

Ausgerüstet mit dem Bewußtsein, im Salon der Fürstin Schönburg zu verkehren, suchte ich nun auch Verkehr in anderen Häusern und wurde leichter aufgenommen. In den Salon des Grafen Festetics führte mich der Fürst Joseph Windischgrätz ein. Dieser Salon war wöchentlich an zwei Tagen nach dem Theater zugänglich. Man lernte dort die ersten und gesuchtesten Tänzerinnen der Gesellschaft kennen. Die Familie war höflich und freundlich.

Beim Fürsten Alfred Windischgrätz, Feldmarschall, fand ich schon wegen meiner näheren Bekanntschaft mit seinem Sohne Joseph Zutritt. Der alte Herr war freundlich gegen mich, aber, wie gegen alle Menschen, unendlich steif und formell. Es war mir sehr werthvoll, den so viel angefeindeten „Bombardier von Prag" und „Würger von Wien" kennen zu lernen. Sein Geist war nicht bedeutend. Er war sogar sehr langsam von Verstand und voller Vorurtheile, unter denen die Standesvorurtheile so überwogen, daß man behauptete, bei ihm finge der Mensch erst mit dem Baron an. Dennoch war er bedeutend, und zwar durch die Geradheit seines Charakters, durch seinen eisernen Willen und durch seinen persönlichen Muth. Der hoch aufgerichtete, schöne alte Mann mit den weißen Haaren bildete eine imposante Erscheinung.

Auch in dem Salon des Fürsten Metternich verkehrte ich abends zuweilen. Dieser berühmte, damals achtzigjährige Staatsmann war eine höchst bemerkenswerthe Erscheinung. Trotz des hohen Alters nahm er an Allem theil, was in der Welt vorging, und es war sehr merkwürdig, ihn über Politik sprechen zu hören.

Daß er so plötzlich im März 1848 beseitigt worden war, nachdem er dreiunddreißig Jahre lang die Politik nicht nur Oesterreichs, sondern ganz Europas geleitet hatte, erfüllte ihn nicht mit der geringsten Bitterkeit. Er fand es ganz natürlich, daß er von der Weltbühne verschwinden mußte, wenn man es mit anderen Prinzipien versuchte, und wenn man ihm von dem Undank vieler Menschen sprach, die ihm Alles zu verdanken hatten und seit 1848 mit Steinen nach ihm warfen, dann pflegte er wohl zu sagen: „Diese Menschen können ja gar nicht anders handeln, wenn sie dem Vaterlande noch nützen wollen." Selbst die Gegner seiner Politik müssen anerkennen, daß er ein großartig angelegter Charakter und von einer seltenen Selbstlosigkeit durchdrungen war. Das hinderte ihn nicht, Atheist und Cyniker zu sein.

Ein Salon, der der Gräfin H. C., mit ihrer Tochter, Gräfin T. B., bildete einen großen Anziehungspunkt für junge Herren, aber der dort herrschende Ton war mir nicht anmuthend. Ich betrat den Salon einmal und nicht wieder. Neun Jahre später verließ die junge Frau den sie abgöttisch verehrenden Gatten und ihre drei Kinder plötzlich, trat dann

als Sängerin und Tänzerin in Ungarischen Nationaltheatern auf und endete als Sängerin in Ungarischen Cafés chantants der untergeordnetsten Art. Damen dieser Art in der ersten Wiener Gesellschaft fanden, es sei in Berlin langweilig und steif, in Wien viel „gemüthlicher“.

Die anderen großen Häuser Wiens, wie Schwarzenberg, Liechtenstein, Lobkowitz, Kinsky, Pallavicini, Auersperg u. s. w. besuchte ich ebenfalls, aber ich fühlte mich dort nicht behaglich. Wenn jede große Gesellschaft mehr in die Breite geht als in die Tiefe, so leisteten doch diese hier in Wien an Oberflächlichkeit mehr, als eigentlich unter gebildeten Menschen erlaubt sein sollte.

Eine Eigenthümlichkeit in der Wiener vornehmen Welt macht es dem Fremden sehr schwer, sich dort heimisch zu fühlen. Man nennt dort jeden Menschen nicht beim Familiennamen, sondern beim Taufnamen, häufig bei einer Abkürzung desselben, nicht selten beim Spitznamen, den der- oder dieselbe seit der Kindheit führt. Wer diese Namen nicht gebraucht oder nicht versteht, wenn sie in der Unterhaltung vorkommen und auf den unglücklichen Gedanken kommt, noch zu fragen, gilt als entsetzlich „dumm“. So waren die Fürstin Luise, die Fürstin Lory, der Thury, die Kitzi z. B. Ausdrücke, unter denen Jeder, der nicht als dumm gelten wollte, die Fürstin Luise Schönburg, die Fürstin Eleonore Schwarzenberg, den Grafen Arthur Batthyány, die Gräfin Katharine Wickenburg verstehen mußte, u. dgl. m.

Daß die Wiener höchste Aristokratie sehr abgeschlossen war, erwähnte ich bereits. Wollten doch Schönburgs, Schwarzenbergs, Liechtensteins u. s. w. den Minister Bach nicht bei sich empfangen. Da nun aber eine Anzahl Familien, wie z. B. dieser, sich bis in die leitenden Kreise hinaufgearbeitet hatten und der Verkehr mit ihnen nicht zu vermeiden war, auch in Wien mehr geadelte Banquierfamilien lebten als in anderen Hauptstädten, die durch ein enormes Vermögen auch Einfluß hatten, so konnte man nicht umhin, auch diese Kreise zur ersten Gesellschaft zu rechnen, die sich aber danach in zwei Kategorien theilte. Diese beiden Kategorien verkehrten mit einander so weit, daß die Herren der ersten mit in die zweite gingen, die der zweiten in die erste hier und da eingeladen wurden. Niemals aber sah man eine Dame der ersten in der zweiten oder eine der zweiten in der ersten. Heirathete ein Herr aus der ersten eine Dame der zweiten, so fand seine Familie nicht Zutritt in der ersten. Am Kaiserlichen Hofe soll (ich habe keine Hofbälle erlebt, weil wegen der Erwartung der Niederkunft der Kaiserin solche nicht stattfanden — die Entbindung erfolgte am fünften März) bei den großen Hofbällen auch die zweite Kategorie geladen worden sein. Zu den kleineren sogenannten Kammerbällen hatte sie keinen Zutritt. Diese zwei Klassen in der ersten Gesellschaft waren gewiß eine nur Wien angehörige Erscheinung, mit ein Ausdruck des

gesellschaftlichen Uebergangsstadiums, in dem man sich befand, und auf die Dauer nicht haltbar.

Durch die Bälle während des Karnevals und den Fleiß meiner Beine wurde ich schließlich so bekannt, daß mir nichts Militärisches mehr entging. Hier und da wurde doch von Allem gesprochen, ich brauchte nach nichts mehr zu fragen. Nur mußte ich jeden Abend alle Details notiren und mit dem Stande der Armee vergleichen, wie ich ihn bei mir aufgeschrieben hatte. Daraus erwuchs für mich eine recht lästige Arbeit, denn sie mußte geschehen, wenn ich ballmüde morgens um drei oder vier Uhr nach Hause kam. Ereignete es sich dann noch, daß Jeremias morgens zwischen sechs und sieben Uhr kam, dann war die Zeit der Ruhe für mich auf ein sehr geringes Maß bemessen.

In Wien dauerten nämlich die Bälle länger als wo anders. Es ist vorgekommen, daß sich die tanzende Gesellschaft erst trennte, wenn die Wintersonne schien. Denn man will die Karnevalszeit ausnützen. Die strengen Regeln der Kirche verbieten all' und jeden Tanz nach Fastnacht. An diesem Abend fand ein großer Ball beim Fürsten Schwarzenberg statt. Punkt zwölf Uhr mußte die Ballmusik aufhören. Also zehn Minuten vor zwölf Uhr begann der Schlußwalzer, den der berühmte Strauß meisterhaft vortrug. Er ging im rasendsten Tempo, und Alles tanzte auf einmal wild durcheinander, jede Minute wechselte man die Dame, immer wilder ward das Rasen. Plötzlich schwieg die Musik. Nach einigen Sekunden begann sie wieder, rasend tanzte Alles von Neuem, wieder schwieg die Musik und brachte Alles zur Erstarrung. So ging es einige Male. Dann wurde das Tempo langsamer und langsamer und der Walzer endete in klagenden Akkorden. Da umarmten sich die jungen Damen und weinten, als ob sie ein Mitglied der Familie zu Grabe trügen. Das machte auf mich einen zwerchfellerschütternden Eindruck.

Wer um diese Zeit nach der Taschenuhr sah, bemerkte wohl, daß sie zwei bis drei Stunden vorging gegen die Uhren des Hauswirths. Waren die Uhren des Fürsten stehen geblieben oder hatte er aus Liebenswürdigkeit gegen die tanzende Welt alle seine Uhren um einige Stunden zurückgerichtet? Aber es war bei ihm den Vorschriften der Kirche gemäß Punkt zwölf Uhr auf allen seinen Uhren, als die Tanzmusik aufhörte.

Als Militär-Attaché kann ich den Winter auch in meinen Aufzeichnungen nicht mit einem Walzer von Strauß verlassen. Ich will daher noch einiger anziehenden Militärs gedenken, die ich im Winter kennen gelernt. Es war dies zunächst der alte Graf Wallmoden, jener Führer des durch seine Heldenthaten von 1813 berühmten Wallmoden'schen Korps. Der alte Herr war weit über neunzig Jahre alt, klein, mager und beweglich. Er aß oft und gern bei Graf Arnim. Erst dankte er für jede

Speise, auf Zureden aß er das erste Mal davon, zum zweiten Male bat er sich von jeder Speise ohne Zureden aus. Sein Magen muß durch viel Thätigkeit recht abgehärtet worden sein.

Er war 1792 Preußischer Regimentskommandeur, 1809 Oesterreichischer Brigadekommandeur, 1813 Russischer kommandirender General. Er hatte immer Kriegsdienste genommen, wo man gegen Napoleon focht. Sein Geist war in der Vergangenheit ganz frisch, und wenn er, redselig wie er war, aus der Zeit von 1792 oder 1805 oder 1809 erzählte, dann kam er mir vor, wie ein Geschichtsbuch, das man liest.

Er wohnte sieben Treppen hoch in Wien. In Ischl baute er sich ein Haus und vergrößerte es alle Jahr. So lange er lebte, wurde es nicht fertig. Aber er wohnte alle Sommer darin. In Wien lief er viel in den Straßen umher und machte allen Weibern die Cour, d. h. nur den hübschen.

Ein Jahr später, am sechsten Februar 1856, seinem Geburtstage, aß er wieder bei Graf Arnim. Beim Abschied sagte er: „Es hat mir heute recht gut bei Ihnen geschmeckt, heute über's Jahr müssen Sie mich wieder zu meinem Geburtstage mit einer Einladung erfreuen."

Als er fort war, schüttelte Arnim den Kopf, daß ein Herr in diesem Alter so an das nächste Jahr dächte, ohne zu bedenken, daß er dann wohl schwerlich noch am Leben sein dürfte. Aber mehrere Jahre darauf war Arnim begraben und dem alten Wallmoden schmeckte das Essen immer noch.

Es war eigen anzusehen, ein wie hohes Alter damals viele Leute in Wien erreichten, obgleich Wien ein recht ungesundes Klima hat. Man sagte scherzend, wer sich an dieses Klima gewöhne, der könne nie sterben.

Dabei fanden sich diese Herren gar nicht alt. Einst war die Rede von der Ernennung von Wratislaw und Gorczkowsky zu Feldmarschällen. Da meinte Wallmoden, diese beiden seien eigentlich noch zu jung dazu. Der Eine zählte zweiundachtzig, der Andere achtundachtzig Jahre.

Ferner lernte ich den General Ramming kennen. Er war 1849 Chef des Generalstabes von Haynau und hat das Geschichtswerk über den Krieg verfaßt, den Oesterreich in diesem Jahre gegen die Ungarn durchführte. Er war 1854 ein auffallend junger General, elegant, schlank, gab sehr viel auf sein Aeußeres, wie man beim ersten Anblick des sorgfältig gepflegten und gewichsten Schnurrbarts und der in der Brust ausgestopften und in der Taille wespenartig zusammengezogenen Uniform erkennen konnte. Es war schwer, Fehler an seinem Geist zu entdecken, denn sie wurden, wenn sie vorhanden waren, von einem stolzen, unnahbaren, zugeknöpften Wesen verdeckt. Der ganze Mann war der Hochmuth selbst. Ohne Schlauheit kann er nicht gewesen sein, denn sein Geschichtswerk ist ein

Meisterstück des Lobes der Oesterreichischen Waffen, besonders aber des Haynauschen Hauptquartiers. Streiter aus dieser Zeit erzählten mir, daß manche Zufallsgefechte in dem Werk zu wohl vorbereiteten und vorher geplanten Siegen gestempelt seien, und daß manche in dem Werke wiedergegebene große Schlachtdispositionen erst nach den betreffenden Schlachten geschrieben worden seien. Demzufolge war Ramming in der Armee sehr unbeliebt, aber er galt als geistig bedeutend. Seine späteren Leistungen haben diesen Erwartungen nicht entsprochen.

---

3. Bis zum Ende des Kommandos in Wien.

Frühling und Sommer 1855.

Am zweiten März 1855 traf die Kunde vom plötzlichen Tode des Kaisers Nikolaus ein. Wieder hatte ich Gelegenheit, das richtige Urtheil des Grafen Arnim zu bewundern. Am zweiten März früh kam Gortschakoff zu ihm und sagte ihm, er habe vertrauliche Nachricht, der Kaiser sei plötzlich schwer erkrankt. Graf Arnim sagte ihm im Voraus, er werde, wenn der Kaiser sterben sollte, die Nachricht davon früher erhalten als Gortschakoff, weil in diesem Falle die Köpfe der Russischen Beamten u. s. w. mehr benommen seien als die der Preußischen Gesandtschaft in Petersburg und des Preußischen Ministeriums in Berlin. Sobald er, Arnim, daher die Nachricht erhalte, werde er sie Gortschakoff mittheilen. Um zwölf Uhr mittags verschied der Kaiser bekanntlich; bereits um zehn Uhr früh (wegen des Unterschieds der Ortszeit) war die Nachricht bei unserem Könige und um zwölf Uhr in Wien bei Arnim. Seitens der eigenen Regierung ward Gortschakoff erst abends von dem Thronwechsel benachrichtigt.

Der Eindruck, den dies Ereigniß in Wien machte, ist nicht leicht zu beschreiben. Der Franzose würde stupéfait sagen. Alle Welt war überrascht und Niemand hatte vorher an diese Möglichkeit gedacht. Es konnte also auch nicht leicht Jemand sich einen Vers daraus machen, welchen Einfluß es auf die Politik haben werde.

Den besten Anhalt für die Erwartungen, welche die Welt an Ereignisse knüpft, giebt immer die Börse. Den dritten März bemerkte man in Wien nicht die geringste Coursveränderung an der Börse, aber nicht, weil man den Tod von Nikolaus für bedeutungslos hielt, sondern weil überhaupt nicht das geringste Geschäft gemacht wurde. Kein Mensch wagte zu kaufen oder zu verkaufen. Die Börse schwebte in der Erstarrung.

Lange dauerte das nicht. In der Welt findet man sich schnell in

die Ereignisse, am schnellsten in Wien, denn jeder Wiener denkt vornehmlich an heute und weniger an gestern, am wenigsten an morgen.

Es ging der Winter zu Ende, das Frühjahr konnte erneute militärische Thätigkeit in die Oesterreichische Armee bringen. Was wird Oesterreich mit der großen Armee anfangen, wenn die Jahreszeit Bewegungen begünstigt? Diese Frage zu beantworten, dazu war ich in Wien. Ein weit größeres Interesse daran aber hatten die Russen. Da kam eines Tages Jeremias zu mir und sagte mir, die Dummheit der Russen bringe ihn zur Verzweiflung. Er habe eben zu Fonton und Stackelberg kommen müssen und diese beiden Herren verlangten von ihm, er solle die Donau herab bis Galatz reisen, vom Dampfschiff auf jeder Station rechts und links aussteigen und berichten, wie stark und wo die Oesterreichischen Truppen ständen, desgleichen was Oesterreich beabsichtige. Nun hatte er dagegen vergeblich Vorstellungen gemacht und dargestellt, daß die Donau vom Eisernen Thor bis Galatz zwischen weiten Sümpfen fließe, welche im Frühjahr unter Wasser stehen, daß man da nicht rechts und links aussteigen könne, und wo man aussteigen kann, sich unter unwissenden Walachen oder Bulgaren befindet, unter denen man auffällt, aber nichts erfährt.

Ich rieth ihm sehr zu, zu reisen. Er solle den Herren, von denen er so viel Geld erhielt, keine Schwierigkeiten machen. Er könne sich ja eine Reise nach Galatz bezahlen lassen und statt dessen dahin reisen, wo er das erfahre, was die Russen wissen wollten. Nun bat mich Jeremias um Angabe des Reiseplans. Ich gab ihm nun mit den Landkarten in der Hand etwas strategischen Unterricht und zeigte ihm, wie Oesterreich, wenn es Krieg gegen Rußland beabsichtige, entweder nach Polen auf Warschau oder ins Innere Rußlands auf Kiew oder nach der Richtung der Krim auf Odessa vorgehen könne. Für die erste Offensive bilde die Gegend von Krakau—Lemberg, für die zweite die von Lemberg—Tarnopol—Czernowitz, für die dritte die von Czernowitz—Jassy die Operationsbasis. Die letztere Offensive sei die wahrscheinlichste. Ich schlug ihm daher vor, über Krakau, Lemberg, Tarnopol, Czernowitz nach Jassy zu reisen und seinen Rückweg über Pest zu nehmen. Bei seiner Bekanntschaft mit allen Generalen der Armee könne er überall Zutritt finden und solle überall Getreide- und Lebensmittellieferungen anbieten. Er werde daraus am besten erfahren, wo man große Vorräthe anhäufen wolle. Wenn er diese Lieferungen nicht wirklich übernehmen wolle, dann brauche er ja nur so hohe Preisforderungen zu stellen, daß kein Kontrakt zu Stande komme. Bei diesen Gelegenheiten werde er gesprächsweise auch erfahren, wo überall die Truppen, also auch in der Walachei, stehen. Bei diesem Vorschlage athmete Jeremias frei auf. Ich sagte ihm, er könne die Reise auch dazu

benutzen, die neu projektirten und begonnenen Festungswerke in Galizien zu zeichnen. Dagegen stellte sich eine Schwierigkeit heraus. Er hatte nämlich gar keine fortifikatorischen Kenntnisse. Die Festungspläne von Linz, Josephstadt und Theresienstadt, die er mir bisher verkauft hatte, waren von einem seiner Freunde gezeichnet gewesen. Ich setzte mich also mehrere Tage mit ihm hin und gab ihm Unterricht in Fortifikation und im Fortifikationszeichnen. Er erhielt, ehe er abreiste, auch von mir die gegenwärtige Dislokation und Ordre de bataille der Operations-Armee. Denn bisher hatte ich sie ihm nicht gegeben. So befreundet wir auch mit den Russen waren, so geschieht doch der Austausch von Nachrichten zwischen den verschiedenen Gesandtschaften des diplomatischen Korps immer auf Grund einer Art von Tauschhandel. Und ich hatte dieses wichtige Produkt meiner Arbeit noch nicht verkauft gehabt.

Jeremias machte große Augen, als er dies sah, und rief: „Wo haben Sie das her?“ Ich antwortete ihm nur: „Sie sehen, daß ich noch andere gute Quellen habe.“

Jetzt mußte ich es ihm mittheilen, wollte ich ersprießliche Nachrichten haben.

So ausgerüstet reiste also Jeremias ab. Nach zwei bis drei Wochen kam er wieder. Er brachte die Nachricht, daß Alles noch still in den Garnisonen und Kantonnements liege, wie meine Dislokationsliste sie angebe. Einige wenige Aenderungen wären getroffen. An eine Operation dachte Niemand. Vorräthe würden nirgends derart angehäuft, daß man einen Krieg vermuthe. Die ganze Armee von 288000 Mann stehe in einem weiten Bogen von Krakau über Lemberg, Jassy, Bukarest bis Krajowa und denke nicht an Konzentrirungen, sondern nur an Abwehr gegen die furchtbaren Seuchen, welche ungeheure Opfer kosteten. Die Schuld daran maß man der schlechten Verpflegung bei. Bei den damaligen Verbindungen hätte eine Zusammenziehung einer so weitläufig untergebrachten Operations-Armee ein und einen halben bis zwei Monate Zeit gebraucht. Vor Ablauf derselben konnte also Oesterreich keinen Krieg beginnen.

Weiter brachte mir Jeremias die Befestigungspläne von Krakau, Lemberg, Przemysl, Czernowitz und Suczawa. Die meisten dieser Festungen, besonders Krakau, waren kaum begonnen, aber Geschütze standen schon auf freiem Felde, wo Wälle projektirt waren.

Den Russen brachte er die Pläne noch nicht, sondern er ließ sich dazu noch eine Reise nach Krakau u. s. w. bezahlen, reiste statt dessen nach Steiermark zu Verwandten aufs Land und erholte sich. Dann kam er wieder und brachte auch den Russen die Pläne. So betrog er auch die Russen, in deren regelmäßigem Solde er stand. Ich glaube, ich war der Einzige, den er nicht betrog, denn er erhielt wenig Geld. Für die letzten

Pläne verlangte er, glaube ich, gar nichts, weil ich ihm gelehrt, wie er sie aufnehmen solle, und er dadurch von der Russischen Gesandtschaft einige Tausend Gulden erhielt. Also kann er, wenn er mich wirklich betrogen hat, mich nicht um viel Geld betrogen haben.

Die schreckenerregende Zunahme der Epidemien in Galizien, die vielfachen Klagen über die schlechte Verpflegung bewogen den Kaiser, etwas Energisches zu thun. Feldzeugmeister Heß ward in außergewöhnlichem Auftrage nach allen Magazinen gesandt, um plötzliche Revision abzuhalten. Einige dieser Magazine, unter anderen das von Tarnopol, brannten vierundzwanzig Stunden vor Ankunft von Heß ab und legten so die Rechnung. Der alte Schlendrian ging weiter.

In dieser Zeit wurde in Oesterreich der Baron v. Bruck Finanzminister. Die Finanzen Oesterreichs befanden sich in einer solchen Unordnung, daß man nicht mehr ein noch aus wußte.

Mit großem Pomp war ein freiwilliges Nationalanlehen von fünfhundert Millionen Gulden ausgeschrieben worden. Da sollte der ganzen traurigen Lage der Finanzen abgeholfen werden, denn es wurde in der offiziellen Presse bewiesen, daß bei einem Nationalanlehen das Geld im Lande bliebe, also eigentlich durch dieses Anlehen gar kein Geld ausgegeben werde. Die Bevölkerung sah dies nicht ein, obgleich man sagte, man wolle nur ein Nationalanlehen, damit kein Ausländer an den großen Vortheilen Theil habe, die es den Patrioten gewähre. Es war Aussicht vorhanden, daß das Anlehen nicht gedeckt werden würde. Da machte die Regierung es den Organen in den Provinzen zur Pflicht, den Patriotismus anzuregen. Das geschah in durchschlagender Weise. Man schätzte jeden Besitzenden, wieviel er zum Nationalanlehen beisteuern könne, erzwang dann die Zeichnung mit Drohungen, in den weniger civilisirten Gegenden mit dem Stock in der Hand, und trieb die ratenweisen Einzahlungen per Exekution ein. Das verstand man in Oesterreich unter „freiwillig“. Das Schlimmste, was man that, war aber dabei, daß man, da sechshundert und elf Millionen auf diese Weise gezeichnet wurden, auch die ganze Summe begab, obgleich das Anlehen nur auf fünfhundert Millionen begründet war. Es war dies ein großartiger Betrug von hundert und elf Millionen Gulden.

Bei alledem war man immer in Geldverlegenheit. Es ward ein Budget veröffentlicht. Solche Veröffentlichungen waren aber nicht geeignet, Vertrauen zu erwecken. Denn es erschienen dabei die Einzahlungen zum Nationalanlehen und die Einzahlungen zur Grundentlastung als „ordinäre Einnahmen“. Man sprach vom Verkauf der Staatseisenbahnen, nur um Geld zu erhalten und den jährlichen Gebrauch zu decken.

Wohin ging dies Geld? Die Armee verschlang Alles, und nicht etwa

durch die regelmäßigen Kosten, sondern durch die heillose Mißwirthschaft, die Unterschleife und die unkontrolirte Regellosigkeit. Denn die 688000 Köpfe kosteten doch nur 20640000 Gulden monatlich, also nicht ganz 250 Millionen jährlich; bei einem Etat von nicht ganz hundert Millionen im tiefen Frieden mußten die Mehrkosten der Armee wegen des höheren Standes wenig über hundert und fünfzig Millionen in einem Jahre betragen, und man begreift daher nicht, wenn man den Maßstab einer geregelten Finanzverwaltung daran legt, wie ein Anlehen von sechshundert und elf Millionen nicht ausreichen konnte, um diesen Ausfall zu decken.

In diesem Wirrwarr sollte Bruck Ordnung schaffen. Er verlangte zunächst, man solle das Kriegsministerium unter das Finanzministerium stellen. Darauf konnte der Kaiser nicht eingehen, und Bruck wollte das Finanzportefeuille ablehnen. Sowie man davon an der Börse sprach, fiel der Kredit Oesterreichs so bedenklich, daß der Kaiser ihm vorstellte, wie er Oesterreich durch seine Ablehnung zu Grunde richte. Auch appellirte der Kaiser an das Dankbarkeitsgefühl Brucks, dem er die Schulden bezahlt hatte; denn Bruck hatte als Internuntius in Konstantinopel zu viel Geld gebraucht. Er ließ sich überreden, der Unglückliche, und rannte in sein Verderben.

Zunächst wollte er eine Uebersicht über die Einnahmen haben. Da verlangte er u. A. von der Staatsdirektion der Südbahn einen Etat. Man rechnete dort zum Schein vierzehn Tage und brachte schließlich die Antwort, ein Etat sei unmöglich. Mit den anderen Bahnen ging es ebenso. Daher entschloß sich jetzt auch Bruck zum Verkauf der Staatsbahnen. Damals fragte ich ihn einmal auf einer Soiree bei Graf Buol, was ihm für die Oesterreichischen Finanzen mehr helfen werde, hundert Millionen Preußische Thaler oder hundert Preußische Beamte (Bruck selbst war ein geborener Preuße). Er gab den Letzteren den Vorzug.

Auch von der Armee konnte er nicht einmal einen Voranschlag erhalten, und so trank er bei einem Diner mit vielen Militärs einst auf das Wohl der Armee mit den Worten: „Gott erhalte die Kaiserlich Oesterreichische Armee, denn ich kann's nicht mehr.“

Indessen bestand Bruck auf dem Aufgeben der bisherigen Politik, die durch Demonstriren mit großen Armeen etwas zu erreichen suchte. Wenn man wirklich Krieg führen müsse, wollte er das Geld dazu beschaffen, aber diesen Zwischenzustand zwischen Krieg und Frieden könne keine Finanzverwaltung aushalten. Diese dringenden Vorstellungen des neuen Finanzministers mögen wohl die definitive Umkehr Oesterreichs zu einer friedlichen Politik hauptsächlich veranlaßt haben. — Wie die Oesterreichische Regierung hierbei wieder nach keiner Seite hin den eingegangenen Ver-

pflichtungen nachkam und sich alle Nachbarn entfremdete, werden wir in der Folge sehen.

Zunächst will ich, in der Zeit vorgreifend, das tragische Schicksal des Finanzministers berühren.

Er stellte als Bedingung einer geordneten Finanzverwaltung fest, daß man an dem Voranschlage der Einnahmen und Ausgaben festhalte und daß, namentlich wo keine dringenden Veranlassungen stattfänden, nicht großartige Mehrausgaben oder Verminderungen der Einnahmen herbeigeführt würden, ohne daß er seine Zustimmung gegeben hätte. Da hierzu auch alle unkontrolirten Ausgaben für die Armee gerechnet wurden, so machte sich Bruck damit eine große Partei unter den einflußreichsten Militärs und alle die Verwaltungsbeamten zu Feinden. Im Sommer machte der Kaiser eine Reise durch Ungarn. Sein erster Empfang war ein außerordentlich kühler. Da die Reise einen wesentlich militärischen Charakter trug, so hatte der Kaiser sich nicht vom Finanzminister begleiten lassen. Als sich der Kaiser zu seiner Umgebung über den kalten Empfang verwundert äußerte, bezeichneten ihm die Gegner Brucks aus seiner Umgebung einige Steuern, die besonders drückend seien, und der Kaiser unterzeichnete eine Verfügung, wonach diese Steuern auf ein Jahr in Ungarn erlassen wurden. Der Jubel in Ungarn war groß. Die weitere Reise des Kaisers glich einem Triumphzuge. Als er sehr befriedigt nach Wien zurückkehrte, wies ihm Bruck nach, daß durch jenes Handbillet den Staatskassen ein Ausfall von achtzig Millionen erwachse. Er bat den Kaiser, solche Ausfälle ohne seine (Brucks) Zustimmung nicht wieder zu veranlassen. Der Kaiser sagte das zwar zu, aber als er im Herbst nach Italien ging und in Triest einen kühlen Empfang fand, ließ er sich doch wieder bereden, einen ähnlichen Steuererlaß für die Küstenländer und das Lombardo-Venezianische Königreich zu befehlen, und ein neuer Ausfall von fünfzig Millionen ward den Staatskassen zugefügt. Man erzählte sich, in Venedig sei der Jubel sehr groß gewesen, und der Kaiser habe befohlen, Geld unter das Volk zu werfen, worauf man ihm bemerkte, das ginge heute nicht, weil es zu windig sei (es gab nur Papiergeld in den Kassen des Kaisers). So kosteten diese beiden Reisen nur hundertdreißig Millionen, auf die Bruck nicht gerechnet hatte, und solch unerwarteter Ausfall brachte alle Kassen in Unordnung. Die verlangte Entlassung bewilligte der Kaiser nicht, und Brucks Gegner verhöhnten ihn und lachten über seine Verlegenheiten. So ging es noch eine Weile weiter, und als der unglückliche Finanzminister endlich sich nicht mehr zu helfen wußte, öffnete er sich die Pulsadern und verblutete sich (dies ereignete sich, als ich Wien schon verlassen hatte). Es knüpften sich an diese Katastrophe viele Gerüchte, welche die Ehrenhaftigkeit Brucks als zweifelhaft hinstellten.

Ich kann daran nicht glauben, daß Bruck unehrlich gewesen sei; so weit ich ihn kennen gelernt, machte er einen höchst würdigen, vertrauenerweckenden Eindruck. Darum ergriff mich sein Schicksal tief als das eines Mannes, der sich aus Patriotismus und aus Liebe zu seinem Monarchen in eine unmögliche Lage hatte hineinlocken lassen. Diejenigen aber, die am meisten selbst gestohlen und durch Ränke sein Verhängniß herbeigeführt hatten, verunglimpften ihn am meisten als Betrüger.

Ich kehre zu den Ereignissen vom Frühjahr 1855 zurück. Im April sah die Welt mit Spannung auf die Oesterreichische Armee. Der Krieg der Westmächte gegen Rußland beschränkte sich noch immer auf die Belagerung von Sebastopol, welche ungeheuere Massen von Geld und Menschen auf beiden Seiten verzehrte. Die ganze Kraft Rußlands ward dort eingesetzt, ebenso die Englands, Frankreichs und der Türkei. Eine Ablenkung seitens der Oesterreichischen Armee mußte Entscheidung bringen.

Da ward bekannt, daß der Kaiser Franz Joseph sich Anfang Juni zur Armee begeben werde! Die politische Welt war in großer Spannung. Die Militärattachés Frankreichs und Englands in Wien baten auf Grund des Bündnisses vom zweiten Dezember um die Erlaubniß, den Kaiser begleiten zu dürfen. Da unser Bündniß vom zwanzigsten April 1854 erloschen war, so that ich keinen solchen Schritt. Ich hatte es auch nicht nöthig, denn ich wußte vor der Abreise des Kaisers, daß er nur die Armee sehen und zwar die Kantonnements bereisen wolle, ehe nach den furchtbaren, vollständig zwecklosen Strapazen des Winters Beurlaubungen in großem Maßstabe angeordnet würden. Die beiden Militärattachés wurden beschieden, der Kaiser wolle vorläufig nur die Armee besichtigen und behalte sich vor, wenn es Zeit sei, diese fremden Generale einzuladen, ihm nachzukommen. Zunächst wünsche der Kaiser von keinem Ausländer begleitet zu sein. Diese Antwort war niederschmetternd für die Betreffenden und erregte den höchsten Unwillen der Regierungen.

In der That fanden keine größeren Zusammenziehungen statt, als höchstens im Brigadeverbande, und der Kaiser begab sich von einem Brigadestabe zum andern, besichtigte die Truppen und ließ sie an sich vorbeimarschiren. Dann wurden Beurlaubungen in großem Maßstabe angeordnet und ein großer Theil der Truppen aus Galizien zurückgezogen. Man verfehlte dabei nicht, über die friedliche Absicht der Oesterreichischen Regierung den möglichst dichten Schleier zu ziehen. Als die Westmächte in Erfahrung brachten, daß Oesterreichische Truppen aus Galizien nach Mähren und Böhmen marschirten, sagte man ihnen auf ihre Verwunderung, man wolle erst, dem Vertrag vom zweiten Dezember gemäß, Preußen drohen, damit es an dem Vorgehen gegen Rußland theilnehme. Als sie hörten, das Kavalleriekorps des Fürsten Franz Liechtenstein marschire nach

Pest und Umgegend, wurde ihnen bedeutet, die entsetzlichen Ueberschwemmungen in Galizien machten es unmöglich, daß dort noch länger so viel Kavallerie angehäuft werde. Kurz, nach den Bewegungen, die im Laufe des Monats Juni stattfanden, stand die Armee so, daß sie wieder Märsche von einigen Monaten nöthig gehabt haben würde, ehe sie zu einem Kriege gegen Rußland fähig war. Ich konnte daher am ersten Juli schon mit Sicherheit nach Berlin berichten, daß die Absicht Oesterreichs, noch im Laufe dieses Jahres einen Krieg gegen Rußland zu beginnen, als vollständig ausgeschlossen angesehen werden könne. Die Begleiter des Kaisers auf der Galizischen Besichtigungsreise brachten mit der größten Bestimmtheit die Nachricht mit, die Gerüchte von der Cholera seien ganz erlogen. Es herrsche gar keine Krankheit in der Armee, die sich des besten Gesundheitszustandes von der Welt erfreue. Sie waren angewiesen, so zu sprechen, während unter Anderem das Regiment des Prinzen Solms ganz vernichtet war. In Wahrheit ward im Kriegsministerium der Verlust an der Cholera u. s. w. im Winter 1854/55 auf 30 000 Mann veranschlagt.

In den Monaten April, Mai und Juni liefen die widersprechendsten Gerüchte in der Welt herum, bald von Versammlung einer Armee gegen Preußen, bald von Krieg gegen Rußland, bald von Entlassungen und Beurlaubungen. Die höchsten Spitzen der Armee wurden in Ungewißheit erhalten, und Heß selbst brach sein Schweigen und gab seinem Unmuthe Worte, daß er nicht mehr wisse, was er solle. Das war Absicht, denn England und Frankreich sollten mit der Hoffnung auf Thaten hingehalten werden, bis eine Entscheidung in der Krim fiele. Aber Sebastopol widerstand noch.

Unterdessen behielten die friedeverkündenden Handlungen die Oberhand, die Truppen bewegten sich immer heimwärts und breiteten sich in Garnisonen aus, und im Anfang Juli wurden thatsächlich 120 000 Mann entlassen, nachdem die Einziehung von Rekruten für dieses Jahr ganz ausfiel.

Seitdem konnte ich mich in meinem Berufe einer größeren Ruhe hingeben und ward nicht mehr so wie bisher in Spannung und Aufregung erhalten. Ich benutzte diese Muße, um Unterricht in der Italienischen Sprache zu nehmen, und zugleich machte ich viele Ausflüge in die Umgegend, um Land und Leute kennen zu lernen. In langen Fußpartien durchstreifte ich den Wiener Wald, oft begleitet von meinem Italienischen Lehrer, Herrn Paolo Ceccarelli, der dann den ganzen Tag Italienisch mit mir schwatzen mußte. Denn ich wollte im Herbst das Lombardo-Venezianische Königreich bereisen.

Bei den Fußpartien lernte ich dies gutmüthige, liebenswürdige, einfache Volk kennen, das in den Tag hineinlebte, sich nie um Politik kümmerte, alle Anordnungen der Regierung befolgte, als ob es göttliche Schicksale seien, und das von den Beamten und ihren Organen, besonders der Polizei, so entsetzlich gemißbraucht wird.

Was für Dinge da in der Nähe von Wien vorkamen, davon hatte man im Auslande keine Ahnung, und keine Zeitung durfte davon Etwas bringen. Da war eine reiche Erbin, ohne Eltern, die bei ihren Verwandten erzogen ward. Diese trachteten nach ihrem Vermögen. Als sie sich der Majorennität näherte, fand der Vormund für Geld einen Arzt, der sie für irre erklärte, und einen Direktor einer Irrenanstalt, der sie aufnahm, auch Polizei, die, als sie zweimal entwischte, sie immer wieder in die Irrenanstalt gewaltsam zurückbrachte. So glaubwürdig der Mann auch war, der mir dies erzählte, so hätte ich doch eher vermuthet, daß so etwas im neunzehnten Jahrhundert nicht mehr möglich und daß der Erzähler getäuscht sei, wenn ich nicht genauere Kenntniß von einem anderen Falle erhalten hätte, bei dem ich helfend einzugreifen Veranlassung hatte.

Ein Verwandter von mir hatte einen natürlichen Sohn, dessen Beziehungen zu ihm er gern geheim halten wollte. Er hatte ihn zur Erziehung dem Bruder der Mutter übergeben, der bei Graz wohnte. Nach endlosen Geldforderungen hatte er sich mit einem Kapital von zehntausend Gulden abgefunden. Da erhielt er Nachricht, daß dieses Kapital von dem Erzieher unterschlagen sei und der Knabe im Elend schmachte. Hierzu kam er nach Wien und knüpfte mit meiner Hülfe Verbindungen an, um der Sache auf den Grund zu kommen. Es ward einer seiner Beamten nach Graz gesandt, um sich von dem Thatbestande durch den Augenschein zu überzeugen. Dieser Beamte ward auf dem Bahnhofe in Graz von einem Polizisten nach seiner Legitimation gefragt und als republikanischer Umtriebe verdächtig sofort ins Polizeigefängniß gebracht.

Dort ward ihm eröffnet, wenn er sich verpflichte, mit dem nächsten Zuge nach Wien zurückzureisen und nie wieder nach Graz zu kommen, dann wolle man ihn freigeben. Er aber bestand darauf, verhört zu werden. Man brachte ihn folgenden Tages über die Straße zu einem Verhör. Vor dem Palast des Statthalters Grafen St. aber gelang es ihm, seinem Begleiter zu entwischen, in den Palast und vor den Statthalter zu kommen und diesem die Sache vorzutragen, der nun unter seinem Gesindel von Polizisten aufräumte. In einem Lande, wo dies möglich ist, glaubt man das Erstere auch.

Auch in den Kreisen der Offiziere lernte ich eigenthümliche Verhältnisse kennen, je mehr ich in das innere Leben derselben eindrang. Denn mit der Zeit mehrte sich mein Verkehr mit Altersgenossen der

Armee, und seitdem die Regierung nicht mehr die Absicht hatte, feindlich gegen uns und Rußland zu handeln, seitdem die Reduktion der Armee begann, wurde ich weniger polizeilich beobachtet und den Offizieren kein Hinderniß mehr in den Weg gelegt, mit mir zu verkehren. — Da kam es vor, daß ich traulich abends im Hotel Wandl mit einigen Herren meines Alters zu Abend aß. Ein Offizier desselben Regiments trat ein und setzte sich an denselben Tisch. Sofort verstummte die Unterhaltung, und mein Nachbar sagte mir ins Ohr: „Jetzt wird gar nichts mehr geredet.“ Auf meine spätere Erkundigung erfuhr ich, daß dieser Offizier ein sogenannter „Spitzel“ sei, nämlich ein Polizeispion. Auf meine Frage, wie sie einen Spion unter sich dulden könnten, zuckten seine Kameraden die Achseln. — Ein anderer Offizier wollte mir meinen Fuchs abkaufen. Da warnten mich seine Kameraden, ich solle ihm das Pferd nicht geben, wenn ich nicht baares Geld dafür erhielte. Er habe schon einmal ein Pferd gekauft und nachher beschworen, daß er es bezahlt habe, während der Verkäufer behauptet, kein Geld erhalten zu haben. Ich behielt unter solchen Umständen lieber meinen Fuchs. — Wieder ein anderer Offizier kam in Geldverlegenheit zu mir und sagte mir, sein Rittmeister habe ihn vor der letzten Kassenbesichtigung unter Thränen in den Augen gebeten, ihm zur Deckung eines Fehlbetrages auf acht Tage sechshundert Gulden zu leihen. Seitdem kenne der Rittmeister ihn kaum, behandele ihn schlecht, und von dem Gelde thue er, als ob er nichts wisse. Ich half dem Offizier, erhielt rechtzeitig, wie er es versprochen, mein Geld wieder und glaube deshalb nicht, daß seine Erzählung erfunden war.

Es genügen diese wenigen Thatsachen, um darzuthun, wie weit der Korpsgeist der Oesterreichischen Armee hinter dem der Preußischen zurückstand. In einem Preußischen Offizierkorps waren einzelne dieser Dinge an sich unmöglich. Von anderen war es undenkbar, daß sie nicht verfolgt worden wären, ganz unmöglich war es, daß man sie dem Offizier einer fremden Armee erzählt haben würde.

Im Laufe des Sommers wurde das neue Oesterreichische Infanteriegewehr auch fertiggestellt. Ich verbrachte manchen Vormittag auf der Schießstätte und schoß mit dem Gewehr nach der Scheibe. Es war in Bezug auf Züge und Ladung sehr rationell konstruirt. Aber es war ein Vorderlader. Es ist bekannt und anderweitig oft genug schon erwähnt worden, daß Dreyse, der Erfinder des Zündnadelgewehrs, sich mit seiner Erfindung zuerst nach Wien gewendet hatte und dort mit den Worten abgewiesen worden war: „In Wien giebt's auch gescheite Leute.“ Seitdem war dies Gewehr in Preußen eingeführt, und die Oesterreichische Armee hatte noch glatte Gewehre, bis nun erst das Lorenzsche angenommen wurde.

Ich erbat und erhielt durch Vermittelung vom Grafen Grünne drei Gewehre amtlich für unsere Regierung (ein Infanteriegewehr, einen Jägerstutzen und ein Korpsgewehr). Die Art, wie ich dies erlangte, war so komisch, daß ich nicht unterlassen kann, sie zu erzählen.

Ich hatte zwar allen den wichtigsten Versuchen mit diesem Gewehr beigewohnt und unsere Regierung über seine Konstruktion und die Fortschritte darin auf dem Laufenden erhalten. Dadurch hatte ich auch erfahren, daß das Modell schließlich genehmigt und die Einführung des Gewehrs befohlen war. Bei dieser Gelegenheit hatte ich auch gesehen, daß man auf der Schießstätte des Arsenals Preußische Zündnadelgewehre hatte und damit Vergleichsversuche anstellte. Aber meine Anwesenheit daselbst war eine rein private. Die betreffenden Herren sagten mir, sie hätten keinen Befehl, Jemandem den Zutritt zu verwehren, aber wenn ich so amtlich in Preußischer Uniform dahin käme, könnte es ihnen übel genommen werden. Also war ich immer in Civil dorthin gegangen und hatte fleißig mitgeschossen. Auf diese Kenntniß hin konnte ich keine Bitte um das Modell amtlich begründen. Jeremias machte sich zwar für einen enormen Preis anheischig, so ein Gewehr zu erwerben. Aber ich wollte doch erst den direkten Weg versuchen, ohne einen Militär bloßzustellen. Daß aber unsere Regierung dies Gewehr haben sollte, das stand bei mir fest.

Eines Tages stand in der Zeitung, daß die Oesterreichische Armee mit einem neuen Gewehr bewaffnet werden solle. Daraufhin ging ich zum allmächtigen Grafen Grünne und fragte ihn, auf diese Zeitungsnotiz fußend, ob die Oesterreichische Regierung wohl geneigt sei, uns dies Gewehr mitzutheilen, denn wir hätten aus unserem Zündnadelgewehr auch kein Geheimniß gemacht und seiner Zeit der Oesterreichischen Regierung diejenigen Exemplare geschenkt, welche für alle Welt im K. K. Arsenal zu sehen seien. „Ja", sagte mir Grünne näselnd, „aber Ihr macht ja aus Euren Pferden solch ein Geheimniß, und wir können kein Pferd in Preußen kaufen." Ich bemerkte dem Kaiserlichen Generaladjutanten und Oberstallmeister, daß ein Pferdeausfuhrverbot in einer Zeit, in der alle Nachbarn im Kriege lebten, wohl eine Maßregel sei, die jeder Staat treffen werde. Das sei begreiflich, meinte Grünne, aber der Pferdehändler Straß sagt mir, er könne nicht mehr ein einziges Pferd für den Kaiser oder den Erzherzog Wilhelm aus Preußen herbeischaffen. Ich bemerkte Seiner Excellenz, wie der Pferdehändler Straß sich dann nur an die falsche Quelle gewendet haben könne, und bat ihn, mir zu sagen, wie viel Pferde Straß in Preußen für den Kaiserlichen Hof kaufen solle. Das Resultat war, daß der Kaiserliche Marstall sechs bis acht Pferde, der Erzherzog zwei gebrauchte. „So soll", sagte ich, „der Pferde-

händler Straß, damit Sie die Auswahl haben, die Erlaubniß erhalten, dreißig bis vierzig Pferde aus Preußen nach Wien auszuführen." Ich schrieb sofort an unseren Kriegsminister, erhielt umgehend eine zustimmende Antwort, ließ mir den Pferdehändler Straß kommen und übergab ihm die ausnahmsweise Erlaubniß unter der Bedingung, daß von den von ihm nach Oesterreich aus Preußen auszuführenden Pferden der Kaiser, der Erzherzog Wilhelm und Graf Grünne das Vorkaufsrecht haben sollten, und daß er über den mitzubringenden Pferdeschlag sich Anweisungen dort zu holen habe. Darauf ging ich zu Graf Grünne und brachte ihm die Nachricht. Gleichzeitig sprach ich von dem Infanteriegewehr. Wenige Tage darauf waren die drei Gewehre mit einigen Hundert Patronen auf der Gesandtschaft. Der Ueberbringer war ein alter Artilleriehauptmann mit Namen Hofbauer. Er erhielt dafür Preußischerseits den Rothen Adler-Orden vierter Klasse auf meine Bitte. Eine eigenthümliche Wendung des Schicksals führte mich elf Jahre später diesem Offizier gegenüber. Wir waren beide Artillerieobersten geworden, und er kommandirte acht Batterien (vierundsechzig Geschütze), die sich mir gegenüber in der Schlacht von Königgrätz auf der Höhe Chlum—Nedelist aufstellten, die ich bekämpfte, und von denen mehr als die Hälfte in unsere Hände fiel.

Es war um die Mitte des September, als ich die Gewehre nach Berlin sandte. Die Ausrüstung der ganzen Armee mit denselben war auf eine Dauer von zwei Jahren berechnet.

Im Laufe des Monats September bis einschließlich des ersten Drittels des Monats Oktober fanden die Herbstübungen statt. Größere Truppenansammlungen wurden nicht angeordnet. Die ganze Wiener Garnison, sechzehn Bataillone, zwanzig Schwadronen und sieben Batterien, bildete die größte Truppenmasse, welche vereinigt wurde. Der geringe Mannschaftsstand bewies, daß man keinen Krieg mehr im Sinne habe. Der Kaiser wohnte den Manövern nicht bei und hielt nur eine Parade ab. Es wurden Brigade- und Divisionsübungen abgehalten, auch wurde dreimal die Garnison in zwei Divisionen getheilt, die gegeneinander manövrirten. Es bleibt über diese Uebungen weiter nichts zu bemerken, was nicht im vorigen Jahre gesagt worden wäre. Kritiken wurden nie abgehalten. Belehrt wurde Niemand. Einst ritt ich von einem solchen Manöver zurück, das sehr lange und anstrengend gewesen war. Ich kam auf dem Ritt mit dem Artilleriegeneral Bauer von Bauernfeld zusammen, der sehr finster vor sich hinblickte. Ich bot ihm „guten Morgen" und fragte ihn, was ihm fehle, daß er so trübe aussehe. Da richtete er die Augen brummig auf mich, zog den Schnurrbart in die Höhe und die Augenbrauen zusammen und sagte: „G'lernt hob i nix."

Im September 1855 war Sebastopol nach einjährigem Widerstande, bei dem der Besiegte mehr Ruhm erworben als der Sieger, in die Hände der Verbündeten gefallen. Auf allen Seiten war man des Krieges müde. Unterhandlungen begannen. Wenn mir diese friedliche Lage der Welt einerseits gestattete, mich einmal auf längere Zeit von Wien zu entfernen, so hatte ich auch andererseits den Wunsch, mich auch außerhalb der Hauptstadt in Oesterreich umzusehen. Ich wählte dazu zunächst Oberitalien. Ungarn, Siebenbürgen und die Donaufürstenthümer, die ich noch unter Oesterreichischer Besatzung bequem hätte sehen können, mußte ich auf später versparen, denn noch hätte man mich dort mit Mißtrauen betrachtet. Uebrigens wollte ich auch bei dieser Gelegenheit die neue, nach der Verkleinerung der Oesterreichischen Armee angeordnete Friedensunterbringung kennen lernen und ich konnte darauf rechnen, daß man mir dies rückhaltsloser in Italien mittheilen werde als in den noch im halben Kriegszustande befindlichen östlichen Gegenden selbst. Endlich reizte es mich auch, die Schlachtfelder von 1848 und 1849 in Italien zu sehen, da ich die Geschichte dieses Krieges sehr genau studirt hatte.

Auf der Heimreise wollte ich einen Begriff von Steiermark, Salzburg und Tirol bekommen.

So hatte ich verschiedene Zwecke bei meiner Reise.

Erstens wollte ich die Ordre de Bataille und Dislokationsliste der Armee nach der Herabsetzung der Stärken berichtigen.

Zweitens wollte ich sehen, wie sich Oesterreich in Oberitalien festgesetzt habe, um zu beurtheilen, wieviel Truppen es gebrauche, um sich darin zu behaupten, was gleich wichtig für uns war, mochte Oesterreich unser Verbündeter oder unser Gegner sein.

Drittens kriegsgeschichtliches Interesse. — Viertens Reiselust.

Meine Fortschritte in der Italienischen Sprache erfüllten mich mit der Zuversicht, daß ich mich radebrechend auch mit dem Italienischen Volke werde verständigen können. Die Herbstzeit wird als die günstigste für eine Reise in Italien bezeichnet, also setzte ich meine Abreise auf den sechzehnten Oktober fest, denn den fünfzehnten wollte ich doch noch mit dem Gesandten feiern.

Wiederum nahm ich nirgends Urlaub. Ich schrieb nur in meinem letzten aus Wien datirten Bericht nach Berlin, daß und wozu ich am sechzehnten Oktober auf ungefähr sechs Wochen nach Oberitalien reisen werde, und dem Grafen Arnim theilte ich dasselbe einige Tage vor meiner Abreise mit.

Hier begegnete ich zum ersten und letzten Male einer Meinungsverschiedenheit in der Auffassung des Gesandten von meiner Stellung. Ich hatte ihn nicht um Urlaub gebeten, er aber hielt dies für nöthig.

Mit großer Feinheit machte er mir dies bemerklich. Er las mir nämlich einen Bericht vor, den er nach Berlin geschrieben hatte, was er sonst nie that. In diesem Bericht sagte er dem Könige, daß und warum er mir erlaubt habe, nach Oberitalien zu reisen. Wenn ich nun auch der Ansicht war, daß ich eine solche Erlaubniß nicht nöthig hätte, sondern daß ich nach dem Zweck meiner Anwesenheit in Oesterreich mich nach jedem Ort innerhalb der Oesterreichischen Monarchie begeben konnte, wo ich meine Anwesenheit für nöthig hielt, so schwieg ich doch, um eine unnöthige theoretische Erörterung über die Befugnisse zu vermeiden, bis eine Urlaubsverweigerung einen Streit nöthig machen würde. Solche trat aber nicht ein, also blieb die Frage nach den Befugnissen in der Schwebe.

Ich nahm mir Uniform mit und verabschiedete mich in Wien auch beim Feldzeugmeister Heß und fragte ihn, ob er etwas an seinen alten Feldherrn, den Marschall Radetzky, zu bestellen habe, dessen Chef des Generalstabes Heß 1848 und 1849 gewesen war. Ich wollte jeden Schein von Inkognito auf dieser Reise vermeiden.

Reise nach Italien und Ende des Kommandos.

Schon lange hegte ich den Wunsch, den berühmten Eisenbahnbau über den Semmering zu sehen. Bis jetzt hatte ich noch keine Muße zu einem solchen Ausflug gefunden. Aber nun begann ich meine Reise damit.

Die Wirklichkeit übertraf die kühnsten Gebilde meiner Phantasie. Jetzt giebt es noch mehr Eisenbahnen von ebenso kühnem Bau in romantischen Gegenden. Damals stand die Semmering-Bahn einzig da. Wenn ich über die drei aufeinandergethürmten Etagen der Bogen fuhr, die das Geleise für den Zug über tiefe Thäler trugen, wenn ich tief unter mir Dörfer mit Kirchthürmen sah, dann wurde mir wohl schwindelig, und mein Kopf wurde ganz benommen von der Kühnheit des Kunstwerkes, das mir zum schnellen Fortkommen verhalf. Meine Einbildungskraft und mein Entzücken sind nicht leicht zu erregen, aber hier schwankte ich zwischen dem vernichtenden Gefühl meiner Kleinheit gegenüber so großen Werken und dem Gefühl des Stolzes, daß ich auch zu diesem kühnen Menschengeschlecht gehörte, welches so Großartiges schaffen und den größten Schranken der Natur Trotz bieten konnte.

Der Zufall gab mir einen Eisenbahnbaubeamten zum Nachbarn und brachte dadurch viele hervorragende Einzelheiten zu meiner Kenntniß, die bei dem Riesenbau vorgekommen waren. Man hatte das Werk mit vielem Eifer betrieben und eine große Anzahl Arbeiter gleichzeitig angestellt. Das dürftig bevölkerte Gebirge bot aber nicht genügende Unter-

kunft in erreichbarer Nähe von den Arbeitsstätten, und die Arbeiter mußten in leicht erbauten Hütten leben. Da sammelten sich in den Felsengebirgen allerhand Elemente aus den niedersten Volksklassen verschiedener Nationen, die bald sich empörten und die Aufseher todtschlugen. Man wurde gezwungen, Truppen gegen sie auszusenden, und hat zuletzt eine ganze Brigade Infanterie dort dauernd aufstellen müssen, bloß um die Arbeiter in Ordnung zu halten. Welche Umstände und Kosten durch die Unterbringung und Verpflegung von Arbeitern und Truppen entstanden, läßt sich leicht denken.

Noch mehr unnütze Ausgaben aber verursachte die Sucht der Baumeister, Großartiges zu schaffen, auch wo es nicht nöthig war. Mancher Tunnel war zu vermeiden. Es mußten aber möglichst viele Tunnels gebaut werden. An einer Stelle hatte der Baumeister durchaus wollen die Eisenbahn hängend an einer tausend Fuß hohen Felswand entlang führen, bloß um sich den unsterblichen Namen zu machen, so etwas zu Stande gebracht zu haben. Der Beamte zeigte mir die Stellen, welche die Anfänge dieser Arbeiten sehen ließen. Aber der Künstler hatte das Gestein nicht gehörig untersucht, ob es fest genug sei, um ein solches Hängewerk zu tragen. Nachdem die begonnenen Arbeiten einige Male in die Tiefe gestürzt und die Arbeiter dabei verunglückt waren, wurde die Bahn anders geführt, wo sie keine solchen Schwierigkeiten bot.

Besonders stolz war der Baumeister auf seine höchsten Viadukte gewesen, die nicht nur in drei Stockwerken von Mauerbogen über die Thäler führten, sondern auch, ohne Noth, in ihrem Grundriß einen Bogen bildeten, so daß die Bahn auf dem Viadukt selbst eine Wendung machte. Der Künstler hatte nicht bedacht, daß der im Bogen laufende Eisenbahnzug durch die nach außen strebende Centrifugalkraft die Brücke nach der Seite drücken werde. Als daher die Bahn dem Betriebe übergeben worden war, erhielten diese krumm laufenden Brücken bald Sprünge und drohten nach außen auseinanderzufallen. Alle Reparaturen und Strebepfeiler halfen nichts, denn die zahllosen kleinen Erschütterungen, welche der rollende Eisenbahnzug der Brücke in seitlicher Richtung ertheilte, erwiesen sich als unwiderstehlich. Man mußte die größten Viadukte wieder einreißen und gradlinig legen. Dies erforderte aber wieder eine ganz andere Lage der Bahn in nächster Nähe der Viadukte. Die unverhältnißmäßigen Kosten, welche dadurch verursacht wurden, machten dem Künstler keine Sorge. War es doch der Staat, der die Bahn baute, und nach seiner Meinung hatte der Staat Papierfabriken genug, um das erforderliche Papiergeld zu machen. Dadurch erreichten die Kosten des Baues eine unverhältnißmäßige Höhe.

Nicht genug. Die Betriebskosten waren auch sehr bedeutend, denn

zu ihnen gesellten sich die Herstellungsarbeiten, die sich um so höher herausstellten, je genialer und leichtsinniger man gebaut hatte, und je mehr die Lieferanten bei dem Material durch Unterschleife und schlechte Lieferung gewonnen hatten.

Der große Tunnel, in dem man zehn Minuten lang unterirdisch fährt, verursachte in jedem Frühjahr große Herstellungsarbeiten. Man hatte an den Einfluß der verschiedenen Temperaturen nicht gedacht. Im Innern des Semmering-Berges friert es nämlich auch im Winter nicht. Je nachdem an den Ausgängen nun der Frost bei größerer oder geringerer Kälte mehr oder weniger tief in den Tunnel eindringt, tritt bei der Feuchtigkeit im Tunnel an der Grenze des Frostes fortwährend Eisbildung oder Thauwetter ein; das Eis drängte die Steine des leichten Mauerwerks durch seine unwiderstehliche Ausdehnung auseinander, das Thauwetter legte Lücken bloß. In jedem Frühjahr zerbröckelten die Eingänge des Tunnels und drohten einzustürzen, mußten also neu gemauert werden. Endlich entschloß man sich, das widerstandsunfähige Mauerwerk am Eingange so weit durch große Quadern zu ersetzen, als der Frost in den Tunnel eindringen kann.

Alles das kostete Geld und immer wieder Geld. Kein Wunder, daß die Bahn nicht nur die Zinsen des auf sie verwendeten Kapitals nicht deckte, sondern auch überhaupt gar nichts einbrachte, ja zuweilen Zuschuß zu den Betriebskosten beanspruchte, so daß auch Bruck sich entschloß, sie an eine Französische Aktiengesellschaft zu verkaufen.

Nachdem mir der Beamte das Alles auseinandergesetzt hatte, war mein phantastischer Stolz auf das Menschengeschlecht bedeutend herabgestimmt.

Dazu kam, daß damals die Meinung vielfach Glauben fand, die Semmering-Bahn sei unnütz, um von Wien nach Gratz eine Eisenbahnverbindung herzustellen. Allerdings hätte eine Bahn von Wien nach Bruck an der Leitha, Oedenburg, Steinamanger die Raab aufwärts wenig Schwierigkeiten zu überwinden gehabt, und damals hätte diese billigere Linie genügt, die jetzt auch besteht. Wer aber jetzt das Eisenbahnnetz Oesterreichs betrachtet, der muß zugeben, daß, wenn die Bahn von Gloggnitz nach Bruck an der Mur jetzt nicht bestände, so würde sie heute noch gebaut.

Sie steht aber, und Metternich hatte Recht, als ihm seiner Zeit Jemand bei dem Projekt einer Bahn über den Semmering vorhielt, es sei doch unmöglich, auf der Bahn über das Gebirge zu fahren, und er antwortete: „O doch! Es ist ganz einfach. Erfunden wird's doch einmal wie, also wartet man ganz ruhig, bis es erfunden ist, und dann fährt man hinüber.“

Von Bruck fuhr ich mit der Personenpost die Mur aufwärts auf Ischl zu. Es war Abend, und ich hatte eine Stunde Aufenthalt in Bruck. Diese benutzte ich, um mir die Befestigung von Bruck anzusehen, die man den Landgraben nennt. Ich kann es nicht mißbilligen, daß der Kaiser im Jahre 1797 diesen verfallenen Erdhaufen nichts zutraute und lieber Frieden schloß, als Bonaparte schon bis Leoben vorgedrungen war.

Gegen Dunkelwerden ging die Post ab, und ich verschlief vorn neben dem Kondukteur die regnerische Nacht bis Rottenmann. Als aber der Tag anbrach, zertheilten sich die Wolken und eine wärmende Sonne beleuchtete die prachtvolle Landschaft. Das bunte Herbstlaub wechselte mit dem Dunkelgrün der Nadelhölzer, aus diesen erhoben sich Abhänge der Alpengebirge in blendendem Weiß, denn der Schnee war in der Nacht frisch gefallen, und wo die Sonne freien Zutritt hatte, rauchte dieser Schnee, als ob er kochte. Aus diesem Dampf ragten graue steile Felsen, auf deren steiler Wand kein Schnee liegen bleiben konnte, himmelan. Die breiten Thalebenen erfreuten das Auge durch ihr saftiges Grün, und die einzelnen Gehöfte, im nationalen Stil gebaut, die vielen, allenthalben zerstreuten Heuhütten belebten die Landschaft und erinnerten an Geßners Idyllen. Aber statt der hübschen Mädchen sah der Postreisende nur blödsinnige Trottel, kropfbehaftete Hälse und zahnlückige Weiber. Das Andenken an Geßner verwischte sich wieder. Aussee erfreute mich durch seine Lage und seine Forellen. Aber wieder legten sich die Wolken tief in die Thäler und verkündeten auch ferner schlechtes Wetter. Ich hätte nur bei sehr schönem Wetter dort einen Aufenthalt gemacht, denn mein Hauptzweck war Oberitalien und erlaubte mir nicht, in den Alpen auf schönes Wetter zu warten. Ich sah also nichts Anderes von dem schönen Weg Aussee—Ischl—Salzburg als Nebel und Regen. In Salzburg blieb ich einen Tag, um es anzusehen. Weite Partien verbot die unsichere Witterung, aber den Mönchsberg und Kapuzinerberg konnte ich besteigen und einen Begriff von der merkwürdigen Stadt mitnehmen. Im äußerst primitiven Theater sah ich die Darstellung der Belagerung von Sebastopol!

Den neunzehnten Oktober früh fuhr ich über Reichenhall nach Innsbruck. Der dichte Nebel und Regen verhinderten all' und jede Umsicht, und als in Reichenhall umgespannt ward, gewann ich keinen anderen ersten Eindruck von diesem Städtchen, in dem ich später so viele Monate die herrliche Natur genießen sollte, als daß kahle Mauern von einem ewig grauen Himmel überwölbt sind, und man nicht drei Schritte weit sehen konnte. Ich eilte weiter und fuhr am Thumsee, an der Schwarzbergklamm, an Lofer mit seinen Steinbergen und am Sonntagshorn vorüber, ohne auch nur eine Ahnung davon zu haben, daß ich die herrlichsten

Gegenden der Erde durchreiste. Als ich aber über den Strub=Paß nach Tirol hinabfuhr, heiterte sich das Wetter wieder auf, und ich hatte einen ähnlichen Genuß im Inn=Thal wie wenige Tage zuvor im Mur=Thale, nur daß das Thal des Inn viel breiter ist, größere Flächen zeigt, die nächsten Berge mehr zurücktreten und den ferneren höchsten ehrwürdigen Häuptern der Hochalpen häufiger erlauben, sich blicken zu lassen.

Beim Beginn der Nacht ward Rattenberg erreicht, und der Mond beschien dies Städtchen magisch. Große gemauerte Bogen wölbten sich in der Stadt geisterhaft über den Straßen, auf denen wir dahinfuhren. „Sind das Ruinen einer fernen Vergangenheit?“ „Nein! einer fernen Zukunft, denn wer weiß, wann sie fertig wird — nämlich die Eisenbahn nach Innsbruck.“ Bis dieses Gespräch niedergeschrieben, ist sie doch fertig geworden, und Rattenberg wird von einem Durchreisenden kaum mehr eines Blickes aus dem Coupé gewürdigt.

Nach vier Uhr früh kam ich in Innsbruck an. Ich schlief noch einige Stunden, ehe es Tag wurde, in der Sonne, d. h. in dem Gasthofe dieses Namens, und begann, von leidlichem Wetter begünstigt, mich in der Umgegend umzusehen. Mit der Beschreibung der Gegend mag ich keinen Leser langweilen. Ich besuchte die Martinswand und einige andere umliegende Höhen, auch das „heilige Wasser“, wo ich von einer Höhe eine herrliche Aussicht in das Stubbeyer Thal, ins Ober= und Unter=Inn=Thal und auf einige Gletscher hatte, sah einen Tag dem Schießen der Kaiser=Jäger zu, die vortrefflich schossen und mit dem neuen Gewehr sehr zufrieden waren, und deren Offiziere, ein General an der Spitze, sich gegen mich sehr zuvorkommend verhielten. Bei meinen Wanderungen ging ich immer allein fort, suchte aber mit Landeseinwohnern Gespräche, um die Leute kennen zu lernen. Da traf ich auch einmal mit drei Knaben zusammen, die mich führten. Diese urtiroler Kinder rauchten wie die ältesten Greise. Der Jüngste war fünf Jahre alt. Sonst lernten sie auch so gut wie gar nichts. Sie fragten mich, wo ich her wäre, und als ich ihnen sagte, ich sei aus Berlin, lachten sie fürchterlich und meinten, das sei ja gar nicht möglich, denn Berlin läge ja so weit, daß man von da gar nicht herkommen könne.

Einen Abend ging ich auch in das Theater, denn wo ein Theater bestand, besuchte ich es, um einen Begriff von dem Geschmack des Publikums zu erhalten. Man gab Maria Stuart, und ich bewunderte, ich weiß nicht, ob mehr die Kühnheit der Schauspieler, sich mit so schlechten Leistungen in eine so große Stadt zu wagen, oder ob mehr die Genügsamkeit des Publikums, das begeistert Beifall klatschte.

Zwei Tage genügten mir für die Hauptstadt Tirols, und am Zweiundzwanzigsten nachmittags führte mich die Post weiter über den

Brenner nach Trient. Den Brenner-Paß erklommen die schweren Postwagen gegen Mitternacht. Der herrlichste Mondschein beleuchtete den Weg und verlieh den Felsen und Schluchten, den tief unter der Straße sichtbaren Dörfern und Kirchlein ein zauberhaftes Gewand. Eine Station vor dem Brenner machte die Post einen längeren Aufenthalt, damit die Passagiere zu Abend essen konnten. Das Essen, welches da gegeben wurde, war nicht so poetisch wie die Landschaft, durch die wir reisten. Ich schrieb mir den Speisezettel auf, weil es ein denkwürdiges Andenken an die Tiroler Küche ist. 1. Eine verräucherte Suppe, 2. Gänsebraten mit Aepfeln, 3. Kalbsbraten mit Pflaumen, 4. Schweinebraten, 5. Steinharte Kuchen. Wenn die Landsleute Andreas Hofers das zur Nacht vertragen können, dann ist es kein Wunder, wenn ihr Widerstand gegen den Französischen Feind so zähe sein konnte.

Auf dem Brenner-Paß war es schon empfindlich kalt. Bald darauf aber rollte der Wagen schnell den tieferen wärmeren Gegenden zu. Leider verschlief ich die Franzensfeste, ließ mir aber sagen, daß sie noch ohne alle Bedeutung sei. Erst später ist sie den neueren Grundsätzen gemäß stärker ausgebaut, um den Zugang zum Brenner-Paß gegen Süden zu vertheidigen. — Das romantische Thal der Eisach ist tief eingeschnitten, und der wasserreiche Fluß hüpfte lustig von Fels zu Fels, mit seinem weißen Wellenschaum das frische Grün bespritzend. Bald bemerkt man, daß man sich einem wärmeren Klima nähert. Statt der in Oesterreich an den der Sonne zugekehrten Berglehnen sorgsam gepflegten Weinstöcke bedecken Weinfelder die Thalsohlen. Die Weinpflanzen werden in T-Form gezogen und bedecken, indem sich die einzelnen Pflanzen die Hände reichen, die Ebene mit einem niedrigen Laubdach. Noch ist Bozen eine rein deutsche Stadt. Aber in Neustadt nimmt man Abschied vom Deutschen Vaterlande, denn wenn auch geographisch und politisch das Tiroler Land sich noch weiter nach dem Süden erstreckt, so begegnet man doch von hier ab nur noch schwärzlichen Italienischen Physiognomien, schmutzigen, schlecht erhaltenen Häusern, schmutzigen, zerlumpten Kleidern, scheußlichen verkrüppelten Bettlergestalten, die den Reisewagen winselnd begleiten und bei denen der Postillon Schritt fährt, so daß man glauben möchte, er habe eine Aktie an ihrem Gewinnst. Der erste Eindruck, den ich von der Nähe des Landes empfing, wo die Citronen blühen, war Ekel. Aber die Straßen sind gut, die Felder voll Wein, Mais, Kürbissen.

Dies Südtirol soll früher fast ganz Deutsch gewesen sein. Die Gleichgültigkeit des Oesterreichischen Beamtenthums hat es in dem letzten halben Jahrhundert zugelassen, daß sich die Italienische Nation immer weiter nach Norden ausbreitete und das Deutsche Element zurückdrängte. Warum auch nicht? Seit dem Anfange des Jahrhunderts war ja der

Oesterreichische Kaiser nicht mehr Deutscher Kaiser. Er herrschte kosmopolitisch über Deutsche, Italiener, Ungarn, Czechen, Polen, Ruthenen, Kroaten, und seiner Regierung konnte es gleich sein, welche Nation sich im friedlichen Wettkampfe mehr ausbreitete, welche eingeschränkt ward. Aber diese Gleichgültigkeit rächte sich schon. Hätte die Oesterreichische Regierung etwas dazu gethan, die Länder der Krone Deutsch zu erhalten, so wäre der Kitt, welcher dieses Konglomerat von Staaten zusammenhält, ein festerer geworden.

In Trient blieb ich die Nacht. Ein Blick auf die Karte machte in mir den Wunsch rege, über Riva und den Garda-See Peschiera und Verona zu erreichen, denn ich dachte mir die Fahrt nach Riva romantisch. Die Sehenswürdigkeiten von Trient, soweit sie ein flüchtig Reisender betrachtet, waren bald in Augenschein genommen und boten mir kein großes Interesse. Nur der Schmutz dieser Stadt war mir eindrucksvoll. Ein Forscher, besonders ein historischer Forscher, mag hier monatelang Stoff zur Ergründung hervorragender Sehenswürdigkeiten finden und wird mir meine Betrachtung nicht verzeihen.

Den folgenden Morgen verließ ein „Stellwagen“ das Albergo dell' Europa früh, um sich al vapore in Riva anzuschließen. Ich benutzte diesen Stellwagen. Man muß Alles einmal durchgemacht haben, also auch eine Oesterreichische Stellwagenreise. Zum zweiten Mal aber besteige ich keinen mehr. Auf schlechten Federn, welche schlimmer sind als gar keine, weil der Wagen bei jedem passirten Steinchen auf die Achse aufstößt und die Reisenden in die Höhe prellt, ruht ein langer Wagenkasten, in dem Quersitze von Holz befestigt sind. Das Ganze ist mit einem Plan bedeckt. Auf die Quersitze werden möglichst viel Passagiere zusammengepreßt, und die Sitze sind so nahe aneinander, daß man mit den Knieen an das vordere Brett anstößt. Jeder Ruck des Wagens schüttelt die auf diese Weise eng wie die Heringe im Faß des Kaufmanns zusammengedrückten Reisenden aneinander und die Kniee an das vordere Holz. Der Beginn der Reise auf dem Pflaster von Trient entlockte den Insassen schon viel Aechzen und Stöhnen, und als das nichts half, fügte man sich mit einer Art von Galgenhumor und riß Witze. Ich hatte zum Glück noch einen Platz ganz vorn neben dem Kutscher erobert, wo mir größere Freiheit der Aussicht und der Beine lächelte. Drinnen aber war's fürchterlich u. s. w. Zwei mächtige Pintschgauer Rosse zogen den Wagen in bedächtigem aber stetigem Trabe vorwärts.

Meine Karte hatte mich nicht getäuscht. Die Straße führte eine ganz enge Thalschlucht entlang, die im frischen Morgenthau anmuthig duftete und von steilen, himmelanstrebenden Felsen begleitet wurde, deren höchste Spitzen durch ihre goldene Beleuchtung den Sonnenschein ver-

kündeten, während wir noch im tiefen Schatten dahinrollten. Nach geraumer Zeit schloß sich der Felsen über uns und bildete eine enge Pforte, durch welche die Straße und der Bach führten. Beim Austritt aus diesem Thore hat man einen blendend schönen Anblick.

Aus dem Dunkel der Felsschlucht heraus sieht man vor sich im vollen Glanze der Italienischen Sonne das Thal der Sarca, die hier den Lago di Toblino bildet. Mitten im tiefblauen See steht ein verfallenes Ritterschloß auf hohem Felsen, von der Morgensonne herrlich beleuchtet. Dahinter öffnet sich das weite Thal der Sarca, und es wird in weiterer Ferne begrenzt durch die aufsteigenden Alpenketten, deren höchste schneebedeckte Spitzen vom Ortler rechts bis zu dessen südlichen Ausläufern links gegen Brescia zu goldglänzend über den Felsen herüberschauten. So war der Anblick gegen Westen, den wir, die blendende Morgensonne im Rücken, voll genießen konnten. Jetzt genießen wenige Reisende, die von weither kommen, diesen Anblick. Die Bahn führt sie meistens an Trient vorbei und sie ahnen nicht die herrlichen Naturschönheiten, welche die nächsten Höhen ihren Blicken entziehen. Wer Riva besuchen will, steigt in Mori aus und fährt schneller von da nach Riva auf belebterer und bekannterer Straße. So wird der schöne Weg von Trient über Vezzano und Arco immer unbekannter.

Bald nach dem Eintritt in das Sarca-Thal wand sich die Straße links südlich auf Arco zu. Immer weiter ward das Thal, immer schöner der Anblick, und dann und wann glänzte in der Ferne der Spiegel des Garda-Sees. Arco, das liebliche Städtchen, lag so malerisch und friedlich in dem warm beschienenen friedlichen Thale! Alles war schön, bezaubernd — d. h. von Weitem. „Nur nicht zu dichte ran“ sagt man in Berlin. Denn in der Nähe besehen ist Alles Schmutz, und man mag seine Nase hüten. Als man daher in Arco anhielt, um die Pferde zu füttern, blickte man sehnsüchtig nach dem auf einem Felsen über dem Ort hängenden romantischen alten Schloß und dachte sich: „Wer doch da oben sitzen könnte, in freier Luft, befreit von den übelen Dünsten dieser Stadt!“

Wir kamen mittags in Riva an, und wer noch nach Peschiera reisen wollte, eilte nach der Landungsbrücke des Dampfers, den Anschluß nicht zu versäumen. Aber heute war der Fahrplan des Dampfers geändert. Er war schon früh nach Peschiera gegangen, und ich mußte mich entschließen, die Nacht in Riva zu bleiben. In Trient hatte man davon nichts gewußt!

Wenn eine Störung im beabsichtigten Reiseplan auch immer unangenehm berührt, so wird man dafür selten so lieblich getröstet, wie in Riva, wenn man gutes Wetter trifft und im Gasthof „al sole“, „zur

Sonne", Unterkommen findet. Dieses eine Mal hatte ich so viel Glück. Das Unterkommen in diesem Hotel ist glänzend zu nennen, wenn man es mit Italienischen Hotels vergleicht. Indem es die Nordspitze des Garda-Sees abschließt und seine Vorderseite nach Süden wendet, mit Terrassen und Parks in den See hineinsteigend, verdient es ehrlich den Namen, den es führt.

Riva ist zu bekannt, zu stark besucht, als daß ich es wagen könnte, eine Schilderung davon zu geben, eine Schilderung, die mit ihren todten Buchstaben doch immer so weit von den entzückenden Eindrücken zurückbleiben müßte, die sich mir unter diesen günstigen Nebenumständen aufdrängten. Ich schlenderte eine Strecke auf der Straße nach Saló am felsigen Seeufer entlang, bis sich an einer Straßenbiegung ein Platz fand, von dem aus ich über den letzten Theil des Sees hinweg das Städtchen Riva sehen konnte, wie es sich im Wasser spiegelte. Ich saß da eine volle Stunde sprachlos und gedankenlos, so unbeschreiblich schön war der Anblick. Magen und Glocke mahnten zur Mittagszeit. Ich machte mich auf Ungenießbares gefaßt und ward angenehm enttäuscht. Es wurde sogar eine Seltenheit den Gästen der Table d'hôte vorgesetzt, nämlich eine Forelle, die lebend zweiunddreißig Pfund gewogen hatte. Natürlich wurde für die Table d'hôte nur ein Theil des Thieres servirt. Entgegen den Gewohnheiten aller anderen Seltenheiten schmeckte diese Riesenforelle auch wirklich sehr gut.

Nachmittags sah ich mich noch mehr in der Umgegend um, und die Zeit verging schnell. Mich reizte die Kriegsflottille des Sees in ihrem engen Hafen, der nur durch eine einfache Mauer mit Scharten geschützt wird. Ich wunderte mich, daß man trotz der Erfahrungen von 1848 nicht mehr Werth auf die Wassermacht auf diesem See und auf deren Schutz legte. Jetzt, wo Peschiera am Südende in Italienischem Besitz ist, Riva am Nordende in Oesterreichischem, jetzt hätte eine Befestigung von Riva noch mehr Wichtigkeit, und starke Kriegsdampfer wären in Riva angebracht. Eine kleine Seeschlacht auf dem Garda-See wird in der Zukunft nicht zu den Unmöglichkeiten gehören, und wenn Oesterreich einmal Peschiera belagern sollte, braucht es bewaffnete Macht zu Wasser, um die Festung vollkommen einzuschließen.

Am folgenden Morgen führte mich das Dampfschiff nach Peschiera, wo ich mir die Festungswerke gründlich anzusehen hinreichende Gelegenheit hatte, und am Nachmittage kam ich mit der Eisenbahn in Verona an. Dort fand ich einen Bekannten, den Grafen A. D., welcher seine Schwadron kommandirte, und logirte mich in den ersten Gasthof „alle due torri" ein, ein Hotel, das immer noch mehr Schmutz liefert als der letzte Gasthof in Wien. Graf D. führte mich noch denselben Abend zum alten Reischach,

welcher eine Division in Verona befehligte. Ich habe schon einmal von diesem alten Haudegen gesprochen. Es war immerhin ein origineller Kauz. Der eine Arm war ihm einst in einem Gefecht im Ellenbogengelenk zerschossen und dann rechtwinklig steif geheilt. Eines Nachts hatte er sich im Bette herumgewälzt und diesen Arm dabei mit dem Gewicht seines Körpers entzweigebrochen. Jedenfalls muß sein Schlaf sehr fest gewesen sein. Seitdem legte er sich nie wieder in ein Bett, sondern schlief immer ohne sich auszuziehen in einem Stuhl. Auch in den Biwaks hat er nur auf seinem Feldstuhl sitzend geschlafen, zum Schrecken der Truppe, denn er war immer bereit, aufzuspringen und unter der Truppe herumzuzanken und zu toben, was eben besonders des Nachts oft geschah. Ich mußte bei ihm zum Thee bleiben. Sein Theegeschirr entsprach in seiner Einfachheit der gesammten Stubeneinrichtung. Eine blecherne Theemaschine stand zur Bereitung des Thees da, und der Adjutant des Generals schenkte den Thee in mangelhaft gereinigte blecherne Feldbecher. Sowie man etwas abgetrunken hatte, ward reiner Cognak nachgefüllt. Dem General ward häufig eingeschenkt. Jetzt ward mir klar, warum Reischach nach dem Thee des Nachts am meisten unter den Soldaten tobte, und in der Nacht schlief ich auch so fest, daß ich mir hätte einen Arm entzwei drücken können, ohne rechtzeitig aufzuwachen.

Von seiner Tapferkeit erzählten sich Offiziere und Soldaten unendlich viele Anekdoten. Gewöhnlich war er beim Angriff unter den Ersten. Einmal aber, im Gefecht von Vicenza, gab er seine Befehle zum Angriff und sagte dann seinen Leuten: „Bis jetzt hab ich's Euch immer gezeigt, wie Ihr's machen sollt. Heut zeigt Ihr mir a Mal, ob Ihr's endlich g'lernt habt, oder ob Ihr ohne mich Lumpe seid. Heut gehe ich nicht mit." Die Leute gingen mit Hurrah auf den Feind und warfen ihn auch.

Am sechsundzwanzigsten Oktober meldete ich mich bei allen Generalen in Verona und sprach an maßgebender Stelle meinen Wunsch aus, die Schlachtfelder von 1796 und 1848 und das Festungsviereck zu sehen.

Der alte Marschall Radetzky war sehr herzlich und freundlich zu mir. Er wies mich betreffs meiner Bitte an „den Benedek", seinen Chef des Generalstabes. Voll Freude begrüßte er in mir einen Offizier der Preußischen Garde, denn 1848 habe ihm das ganze Gardekorps eine Adresse geschickt in Form eines Albums, um ihm zu seinen Siegen Glück zu wünschen. Er holte dies Album hervor und freute sich, meine Unterschrift zu finden. Ich mußte noch denselben Tag bei ihm Mittag essen. Er lud mich um fünf Uhr ein. Als ich ihn aber verließ, kam ein Adjutant nach und schärfte mir ein, ich müßte mich schon um halb fünf Uhr einfinden, denn der alte Herr werde in der Regel vor oder um dreiviertel fünf Uhr hungrig und dann sehr ärgerlich, wenn er nicht zu Tisch

gehen könne. Der berühmte Greis war schon ganz zusammengetrocknet und dadurch ganz klein. Aber sein Geist war bis nach dem Essen ganz frisch; er bewegte sich langsam und schwerfällig, aber er ritt noch, nachdem er sich aufs Pferd hatte heben lassen, recht munter auf sehr frommen Pferden. Den Tag vor meiner Ankunft hatte er noch ein Husaren-Regiment besichtigt, das auf dem Marsche von Brody nach Bologna (drei Monate marschirt, behufs Garnisonwechsels) durch Verona kam, und hierbei war er mehrere Stunden hintereinander zu Pferde geblieben.

Die Erscheinung des alten kleinen Herrn hatte etwas Mumienhaftes. Seine Sprache war aber lebendig und klar. Seine unteren Augenlider waren gelähmt und hingen herunter, das innere Roth nach außen kehrend und fortwährend thränend. Dadurch hatten seine Augen etwas Widerliches. Aber seine Sprache war so herzlich, gewinnend und wohlwollend, daß man sich bald daran gewöhnte, wenn man mit ihm sprach.

Sein Leben war genau geregelt. Er stand früh um fünf Uhr auf und schon um sechs Uhr empfing er die Adjutanten zur Erledigung der täglichen Geschäfte. Dann beschäftigte er sich mit den Angelegenheiten der Armee, die er befehligte, den ganzen Tag und schrieb die nöthigen Vorschriften für die Truppen eigenhändig. Eines Morgens fanden ihn die Adjutanten um sechs Uhr nicht in seinem Kabinet. Das erregte Besorgniß, er sei krank. Noch größer ward die Besorgniß, als auch der Kammerdiener Carl keine Auskunft geben konnte, wo der alte Herr sei. Er wurde überall gesucht. Man fand eine Pforte im Garten offen, ging von da auf die Straße und fand endlich den Marschall auf einem Eckstein sitzend und mit einem alten invaliden Sergeanten über vergangene Zeiten plaudernd.

Er hatte täglich Gäste bei Tische, zehn bis zwölf Personen. Vor Tische unterhielt er sich stehend mit jedem Einzelnen. Dann führte er den Vornehmsten zu Tisch. Da ich ein Fremder war, behandelte er mich als den Vornehmsten. Dies Führen bestand aber darin, daß er sich auf den Geführten stützte und zwar so mächtig, daß ich, besonders nach Tische, ihn kaum halten konnte. Während der Tafel aß er immer zu, und die Unterhaltung ging lebhaft ohne Rücksicht auf ihn am ganzen Tisch durcheinander. Dabei folgte er allen Gesprächen zugleich und warf bald hier bald dorthin eine Bemerkung dazwischen als: „Das war sehr komisch." — „Sie irren sich." — „Das war anders." — „Der hat Recht." u. s. w. Er liebte uns Preußen, aber Einen in Preußen konnte er nicht leiden, und machte daraus kein Hehl. Das war Wrangel. Derselbe hatte einmal so gethan, als ob er der Preußische Radetzky sei, und Radetzky fand da doch einen großen Unterschied.

Er aß von jeder Speise zwei Mal, und es gab viel Speisen. Sie waren schlecht und unverdaulich gekocht. Am liebsten aß er Tiroler

Knödel. Aber der Dr. Wurzian hatte sie ihm verboten, aus Besorgniß, er könne einmal plötzlich daran sterben. Also wurden diese Knödel nur Donnerstags auf den Tisch gebracht, denn am Donnerstag aß der Dr. Wurzian nicht mit. Da freute sich der alte Herr schon seit Montag auf den Donnerstag und vertilgte von diesen harten Knödeln eine ganze gehäufte Schüssel voll.

An Weinen wurde gewöhnlich nur der nach Tinte schmeckende Tiroler Landwein gegeben. Mir zu Ehren brachte man zum Braten noch einen Bordeaux auf den Tisch, der auch nicht anders schmeckte. Unterdessen gab der Kammerdiener Carl seinen Freunden auch ein Mittagessen, bei dem täglich Champagner getrunken ward. Kein Wunder, daß der Haushalt trotz der Einfachheit des Marschalls ungeheuer viel Geld kostete, und daß er immer Schulden hatte.

Früher soll er auch viel Hazard gespielt haben, wie Blücher. Die ungerathenen Söhne und die Frau, von der er sich hatte scheiden lassen, haben ihm auch viel Geld gekostet. Daher kam es, daß die Kaiser Franz I. und Ferdinand ihm oft die Schulden bezahlen mußten. Im Jahre 1847 war Radetzky wieder einmal verschuldet, und man hatte dem Kaiser Ferdinand vorgeschlagen, ihm keine Schulden mehr zu bezahlen, sondern ihn zu verabschieden, weil das kein Ende nehme. Aber gegen alle Gewohnheit hatte Kaiser Ferdinand einen selbständigen Willen gezeigt und befohlen, die Schulden zu zahlen. Als nun 1848 die Nachricht von Radetzkys Siegen eintraf, sagte der Kaiser: „Schaut's, jetzt war's doch gut, daß mer ihm noch a Mal die Schulden 'zahlt ham“.

Nach Tische schleppte sich der Marschall auf einen großen alten Lehnstuhl in seinem Salon, den die Gäste umstanden. Nach einiger Zeit gab sein lautes Schnarchen das Signal, daß man entlassen sei. Ein Jeder empfahl sich vor seinem Stuhl, und jedes Kompliment wurde vom Hausherrn mit Kopfnicken und Schnarchen erwidert.

Nach einer Stunde wachte er auf, und es fand sich seine regelmäßige Whistpartie ein, welche aus bestimmten Generalen in Verona bestand. Er spielte dann bis nach neun Uhr und ging darauf zur Ruhe. Nach Tische konnte er keine Geschäfte erledigen.

Ich erhielt von ihm die Einladung, so oft bei ihm zu essen, als ich während meiner Anwesenheit wollte und bei den beabsichtigten Ausflügen Zeit dazu fände, ich sollte mich nur früh dazu ansagen lassen. Die Adjutanten sagten mir dann, von dieser Aufforderung müsse ich unbedingt einige Male Gebrauch machen, sonst werde es mir der Marschall sehr übel nehmen. Ich that es denn auch.

Eines Tages, während ich bei ihm zu Tische war, wurde gemeldet, der Backfrieder sei angekommen. Die Adjutanten erbleichten und waren

sehr ärgerlich. Der alte Herr aber sagte „Schön, wenn er mitessen will, soll er nur gleich kommen.“ Es kam die Antwort: „Der Backfrieder sei erst auf sein Zimmer gegangen.“ Der Marschall war's auch zufrieden.

„Schaun's“, sagte der alte Herr zu mir, „der Kerl, der Backfrieder kommt immer und quält mi, i soll ihm meinen Leichnam testamentarisch vermachen, daß er mi in seinem Park von Stockerau bei Wien begraben kann. I hab's ihm auch versprochen, aber 'than hab i's noch nit, denn i hab mer halt denkt, wann i's thu, stirb i glei, und i mag no nit.“

Dieser Backfrieder war ein Armeelieferant, und dies Geschäft hatte ihn reich gemacht. Die Armee Radetzkys war aber in den Kriegen von 1848 und 49 immer vortrefflich verpflegt gewesen, und deshalb stand er bei den Generalen aus diesen Kriegen in gutem Andenken. Radetzky hielt immer für ihn ein Zimmer bereit, wo Backfrieder jeder Zeit absteigen konnte, wenn es ihm einfiel. Dieser Mann hatte eine Besitzung in Stockerau bei Wien und sammelte in seinem Park die Leichen berühmter Generale aus dieser Zeit, die er dort begrub, um ihnen ein Denkmal zu setzen. Man kann sich wohl denken, daß die Umgebung Radetzkys sich wenig freute, wenn Backfrieder einmal wieder kam und den Marschall an seinen Tod erinnerte. Dieser aber lachte darüber und sagte mir: „Schaun's, der hat viel Verdienst. Er hat meinen Soldaten immer zu essen gegeben. Und das merken's Sich, wann's je was kommandiren, sorgen's erst für den Magen von Ihre Leut', denn zu einem braven Soldaten gehört a voller Magen, und der Soldat, der nix z' essen hat, kann kei Courage haben.“ Ich habe mir das gemerkt. Diese einfache Weisheit Radetzkys scheint so natürlich, daß man dazu nicht nöthig hat, mit Häckel daran zu glauben, der Mensch sei allmählich aus der aus dem Protoplasma und der einfachen Zelle entstandenen Gasträa herausgebildet, die nichts als ein großer Magensack war. Und dennoch haben sehr viele gelehrte Strategen diesen einfachen Grundsatz vergessen, wenn sie die Kriegskunst lediglich nach Linien und Winkeln berechnen, und noch heute liest man über die Oesterreichischen Manöver, daß jetzt nicht einmal im Frieden der Soldat die nöthige Verpflegung erhielt.

Wie alt ist denn eigentlich der Marschall? fragte ich am zweiten November, als ich zum Staatsdiner zur Feier seines Geburtstages zu seinem Ablatus, Feldzeugmeister Nobili, geladen war (denn diesen Tag feierte der alte Herr in der Stille). Offiziell hieß es, er sei 1766 geboren, es sei also sein 90. Geburtstag, denn er werde volle 89 Jahre alt. Er selbst sagte wenigstens so. Im Geheimen flüsterten die Adjutanten, er sei noch einige Jahre älter. In einer alten „Dienstbeschreibung“ habe man es gefunden. Aber wenn man das behaupte, werde Radetzky böse.

Wegen meiner Bitte um Erlaubniß, die Schlachtfelder sehen zu dürfen,

hatte mich der Marschall an Benedek gewiesen. Dieser hatte sich 1848 und 1849 besonders bei Mortara und Novara an der Spitze eines Regiments einen Namen gemacht und war jetzt der Chef des Generalstabes der Armee Radetzkys. Ich fand an Benedek einen Mann in den besten Mannesjahren, von mittlerer Größe, schlank und rüstig. Das schwarze mit wenig Grau melirte Haar, der schwarz gewichste Schnurrbart, das schwarze Auge und das braungebrannte Gesicht verriethen, wie der Name, die Abstammung aus Ungarn. Er war aber durch und durch Oesterreicher in Denkungs- und Handlungsweise. Als ich mich bei ihm meldete und mein Begehr vortrug, die Schlachtfelder sehen zu dürfen, unterbrach er mich wegen meiner Anrede „Euer Excellenz". — „Ich bin nicht Wirklicher Geheimer Rath und will's nie werden. Sagen's »Herr Feldmarschall-Lieutenant«". In Oesterreich müssen nämlich auch die Militärs erst Wirkliche Geheime Räthe werden, ehe sie Excellenz genannt werden können. Nach dem Beispiel des Fürsten Windischgrätz wiesen viele Generale die Ehre von sich, Wirkliche Geheime Räthe zu werden, weil sie der Ansicht waren, als Generäle von der Armee etwas Besseres zu sein als der Inhaber eines Hofamtes. Sie verzichteten dadurch auch auf jeden Rang bei großen Hofgelegenheiten, wo es streng nach der Spanischen Hofsitte zuging, die aber der Armee ein Gräuel war. — Mein Wunsch ward von Benedek mit dem Ruf beantwortet: „Der Meisrimmel soll kommen." Der Meisrimmel kam. Es war ein junger, eleganter, hübscher, freundlicher Oberst vom Generalstabe. „Schaun's", sagte Benedek, „Meisrimmel, das hier ist der Hohenlohe, und schaun's Hohenlohe, das hier ist der Meisrimmel. Jetzt hat der Meisrimmel so lange an Urlaub, um mit dem Hohenlohe herum zu gehen, zu reiten oder zu fahren, wohin er mag. Jede Kaserne, jede Festung, jede Kasematte soll offen sein, jede Zeichnung soll vorgelegt werden, wie's der Hohenlohe will."

Einer derartigen Offenheit gegenüber fühlte ich mich verpflichtet, auch ganz offen zu sein, und ich bemerkte dem F. M. Lt. Benedek, ich müsse ihn darauf aufmerksam machen, daß ich als Generalstabsoffizier bei der Gesandtschaft kommandirt sei und die Pflicht habe, über alles militärisch Wichtige nach Berlin zu berichten. Ich bäte daher, mir nichts zu zeigen, was geheim zu halten sei.

„So?" sagte Benedek, „Na wissens das weiß i schon, denn der Heß hat's mer g'schrieben. Aber daß Sie mer's noch extra sagen, dees freut mi. Geben's mer die Hand. Aber i hab' mer halt denkt, mir kriegen niemals anen Krieg mit Preußen, denn das wär' der schrecklichste Tag in meinem Leben, weil i das für's größte Unglück für Oesterreich halte. Jetzt aber wenn mir anen Krieg mit Preußen haben, in Italien greift Ihr uns nicht an."

Wie habe ich elf Jahre später an diese Worte des braven Benedek gedacht, als er berufen ward, gegen uns zu kämpfen, das Unglück der ganzen Armee somit zu erleben, als er zum Sündenbock für Andere gemacht wurde, Schmach und Hohn von Freund und Feind erleiden und seinen wohlerworbenen Ruhm in der Zurückgezogenheit begraben mußte, zu stolz und zu patriotisch, um auch nur eine Silbe zu seiner Rechtfertigung zu veröffentlichen!

Weiter meldete ich mich bei Walmoden, dem kommandirenden General des Armeekorps in Verona, dem Bruder des alten Wiener Herrn, einem gutmüthigen, vornehmen aber überständigen alten Führer, bei dem vornehmen und stolzen Nobili, bei Eynatten, Signorini, Hlawaty, Graf Thun, Graf Zichy und dem Prinzen Alexander von Hessen. Letzterer galt in der Oesterreichischen Armee für unbedeutend. Mir kam er nicht so vor. Vier Jahre später bewies er vor dem Feinde, daß er nicht der schlechteste Führer war.

Ich verschaffte durch meine zudringliche Anwesenheit dem Obersten Meisrimmel einen achttägigen Urlaub. Erst am dritten November reiste ich nach Mailand ab. Diese Woche nützte ich voll aus und sah Verona, Rivoli, Peschiera, Mantua und Legnago gründlich, besichtigte die Schlachtfelder von Villafranca, Lonato, Somma Campagna, Custozza, Castiglione. Der liebenswürdige Meisrimmel ließ bald seine Ponies anspannen und fuhr mit mir umher, bald wurden Pferde gestellt, und wir ritten. Zuweilen benutzten wir die Eisenbahn.

Meisrimmel war ein Württemberger von Geburt, hatte auch eine Württembergerin zur Frau, die gegen die große Menge der Oesterreichischen Offizierdamen vortheilhaft abstach. Er war einsichtsvoll und vorurtheilsfrei, strebsam und liebenswürdig. Auch er fragte mich nach dem Kriegsspiel, aber anders als jener Fürst L. T. und sprach den Wunsch aus, es in der Garnison von Verona einzuführen. Ich war froh, Gelegenheit zu haben, für so viel Liebenswürdigkeit auch etwas erwidern zu können, und bestellte noch von Verona aus ein Kriegsspiel in Berlin, das ich dann Meisrimmel schenkte. Leider hat er nicht mehr lange gelebt. Er sah schon damals sehr hohlwangig aus. Einige Jahre darauf ist er einem Lungenleiden erlegen. Ich glaube, er würde Bedeutendes in der Oesterreichischen Armee geleistet haben.

So verbrachte ich acht angenehme und sehr nützliche Tage in Verona. Der ganze Tag bis fünf Uhr war Ausflügen gewidmet, bei denen ich bald militärisch Wichtiges, bald andere Dinge sah, die jeden Reisenden unterhalten, der zum ersten Male den Italienischen Boden betritt. Fast jeden Tag war ich zum Mittagessen geladen, und den einzigen Tag, an dem ich nicht eingeladen war, gab ich ein Mittagessen im Gasthof, recht

und schlicht, wie es dort möglich war. Dann ging es ins Theater, nach dem Theater in Abendgesellschaften, nach denen ich das militärisch Wichtige zu Papier brachte. Ich verlor meine Zeit nicht, und als ich mich zur Abreise anschickte, meinte Meisrimmel, ich sei nun genügend unterrichtet um den Italienern einen Operationsplan gegen Oesterreich auszuarbeiten. Ich versicherte ihm, daß ich den Operationsplan machen würde, daß ihn die Italiener aber nicht erhalten sollten.

Das Land, das ich hier kennen lernte, gefiel mir ungemein. Die wärmende Italienische Sonne bringt diese, den Alpen südlich vorgelegte Ebene, die vielleicht durch Ablagerungen der von den Alpen herabkommenden Gewässer entstanden ist, zu einer Fruchtbarkeit, von der man in Deutschland nicht träumt. Der Fleiß der Nachkommen der Langobarden, die sich durch ihre Thatkraft von den übrigen Italienern vortheilhaft auszeichnen, nutzt diese Fruchtbarkeit voll aus. Der Landmann schafft die auf seinem Felde liegenden zahllosen Rollsteine, Ueberreste antediluvianischer Ueberschwemmungen, mühsam an die Grenzen seines Bereichs und umgiebt sein Gebiet dadurch mit einer Reihe Steine, die im Laufe der Jahrhunderte zu mannshohen natürlichen Mauern angewachsen sind. Er baut innerhalb dieses Vierecks Mais und andere Früchte, in tiefen Gegenden auch Reis. Von fünf zu fünf Schritt steht aber darauf in Reihen, die zehn bis fünfzehn Schritt voneinander entfernt sind, der Maulbeerbaum, der dreifach nützt, sowohl nämlich durch seine Frucht, durch seine Blätter als Nahrungsmittel für die darauf gezüchteten Seidenraupen, wie auch endlich als Brennholz, wenn er abstirbt. Von Baum zu Baum aber ziehen sich Weinranken und liefern das Getränk, den nostrano, und in der heißesten Jahreszeit Schatten für die Feldfrüchte, die sonst verbrennen würden. So wird der Boden fünffach ausgenutzt. Ich war ganz erstaunt über die Arbeit, die zu einer solchen Kultur gehört, und selbst die den Italienern sehr wenig holden Oesterreichischen Offiziere gaben zu, fleißig sei der Lombarde, das müsse man ihm lassen. Und dann erzählten sie mir, daß zur Zeit der Ernte der Seidenkokons die vornehmsten Italienischen Damen sich nicht schämten, selbst mit Hand anzulegen und von früh bis spät zu arbeiten.

Aber diese vornehmen Italienerinnen, man sah sie nicht in den Salons der Oesterreichischen Offiziere, in denen ich verkehrte. Kein Mensch aus der Italienischen Aristokratie hatte gesellige Beziehungen zu den verhaßten Oesterreichern. Und wenn ja durch Zufall ein Oesterreichischer Offizier eine Familie des Landes kennen gelernt hatte, dann durfte er öffentlich nie thun, als ob er sie je gesehen, wollte er sie nicht bloßstellen. So trennte eine tiefe Kluft die Nation von denen, die sie regierten, eine Kluft, die ganz genau derjenigen gleichkam, die

uns im Kriege in Frankreich von den Einwohnern schied, eine Kluft, die während eines Krieges natürlich ist, aber im Frieden nicht lange bestehen kann. Sie muß entweder ausgefüllt werden oder zu neuen Kämpfen führen.

Seitens der Oesterreicher geschah aber gar nichts, um diese Kluft auszufüllen. Regierung und Armee behandelten die Einwohner aller Stände als Halbmenschen, „Bagage", „Canaille", wie man sich ausdrückte. Selbst der so liebenswürdige und im Grunde sanfte Meisrimmel schlang sofort die Schnur seiner Peitsche um das Gesicht des Italienischen Kutschers, der ihm nicht weit genug auswich, und wenn ich ihm bemerkte, wie mir das nicht ein Mittel schiene, die Zuneigung der Italiener zu gewinnen, dann meinte er, im Gegentheil, die Prügel seien das einzige Mittel, sie zu gewinnen, denn es sei ein so gemeines Volk, daß es nur durch schlechte Behandlung regiert werden könne. So herrschte der Oesterreichische Offizier überall wie ein Persischer Satrap. Das Theatro Valle, das große Volkstheater, gab auch täglich Beweise davon.

Da war das Parterre ganz leer von Stühlen. Im Hintergrunde aber gab es Leute, die Stühle vermietheten, das Stück einen Kreuzer. Der Offizier zahlte sein Entree von zwanzig Kreuzern und miethete sich vier Stühle, die er vorn an die Lampen im Viereck stellen ließ. Auf den einen legte er seine Kappe, auf den zweiten den Mantel, auf den dritten seine Beine und erst auf den vierten setzte er sich selbst. Es war aber gar nicht Ton, sich mit dem Gesicht nach der Bühne zu setzen, sondern man nahm Front nach irgend einer Loge, wo eine schöne Italienerin saß, die man fleißig mit der Lorgnette betrachtete.

Dann und wann warf man gnädig einen Blick auf die Bühne, in der Regel um laut mitzusprechen. Die Vorstellungen waren Trauer- und Schauspiele fürs Volk, die Schauspieler aber spielten mit jenem Italienischen Feuer, das selbst die schlechteste Italienische Komödie auszeichnet, denn fast jeder Italiener ist ein geborner Komödiant.

Die Abgeschlossenheit, in der die Oesterreichischen Offizierkorps lebten, da sie gar keinen Verkehr mit der Bevölkerung hatten, bewirkte wenigstens ein Gutes, sie förderte die Kameradschaft unter ihnen. Es herrschte ein ganz anderer Ton unter den Offizieren der zweiten Armee als unter denen des übrigen Oesterreichischen Heeres. Dazu kam, daß die Offiziere anders behandelt wurden, denn der alte Radetzky litt nicht, daß die Kommandeure tyrannisch und roh mit ihnen verfuhren, und wo so etwas vorkam, wurde der Regimentskommandeur beseitigt. Es wurde mir erzählt, daß vor Kurzem ein Regimentskommandeur in die zweite Armee versetzt worden sei, der sich eine unwürdige Behandlung der Offiziere zu Schulden kommen ließ. Da befahl Radetzky, er solle sich bei ihm melden,

und als er kam, machte sich der Marschall Schärpe und Säbel um und sagte ihm: „I hab gemeint, man hab' mir einen Obersten geschickt. I hab' einen Zugs=Sergeanten kriegt. I kann Sie nit gebrauchen“ und baldigst war der Oberst verabschiedet. Der vom alten Herrn angeschlagene Ton wirkte durch bis auf die untersten Chargen. Er ließ es sich auch nicht gefallen, daß seine Regimenter so oft gewechselt wurden wie sonst in der Armee, und wenn aus dem Kriegsministerium ein solcher Wechsel befohlen ward, ohne daß er gefragt wurde, dann schrieb er an den Kaiser und war des Gegenbefehls sicher. Dadurch war er dem Kriegsministerium oft recht unbequem, und wiederholt ward dem Kaiser vorgestellt, Radetzky sei zu alt und müsse pensionirt werden. Aber davon wollte der Kaiser nichts wissen. Es galt für eine große Ehre, bei der zweiten Armee (der in Italien) zu stehen, und jeder Offizier derselben dünkte sich etwas Besseres, als der der übrigen Armee. (Die zweite Armee bestand aus dem fünften, sechsten, siebenten und achten Armeekorps, wovon zur Zeit meines Besuches in Verona das sechste Armeekorps noch zur Operations=Armee abkommandirt war.) Diese zweite Armee war in der That der übrigen Armee so weit voraus, daß ich zuweilen in die Täuschung versetzt ward, ich lebe unter Preußischen Offizieren.

Die Abendgesellschaften mit Damen waren recht einförmig und nichtssagend. Manchem mag es originell und pikant vorgekommen sein, daß da in Damengesellschaft geraucht wurde und die Damen im Gesellschaftsanzug mitrauchten. Meinen aus Norddeutschland mitgebrachten Gewohnheiten behagte das nicht.

Den dritten November fuhr ich nach Mailand. Es war noch recht umständlich. Die Bahn ging nur bis Coccaglio, von da bestieg man die Post bis Treviglio und dann wieder die Eisenbahn. In Mailand wurde man noch sehr durch das Paßwesen belästigt. Beim Aussteigen aus dem Coupé wurde mir der Paß schon abverlangt, und als ich in einem Fiaker in die Stadt fuhr, wollte man meinen Paß am Thor auch haben. Ich sagte, daß ich nicht zwei Pässe hätte und daß ich meinen Paß schon auf dem Bahnhof hätte abgeben müssen. Da sagte mir der Polizist am Thor: qui non si entra senza passaporto.

Da verlor ich die Geduld und warf dem Polizisten ein „asino“ an den Kopf. Das wirkte und ich zog ungehindert ein. In Mailand ward mir auch ein Generalstabsoffizier zugetheilt, aber es war nicht viel wichtiges Militärisches zu sehen. Die Generale Jablonowsky, Festetics und Teuchert waren sehr freundlich gegen mich. Ich hoffte die Schlachtfelder von Novara und Mortara, den Lago Maggiore und die Borromäischen Inseln sehen zu können, aber es ward mir abgerathen, weil man im Sardinischen eine große Sucht habe, Oesterreichische Spione zu wittern.

Ich würde mich den größten Unannehmlichkeiten aussetzen und den Offizieren Unannehmlichkeiten bereiten, die mich begleiteten. Ich begnügte mich daher mit einem Ausflug ins Manöverterrain von Somma, mit einer Besichtigung von Piacenza und einer Vergnügungsfahrt nach dem Comer-See. Als ich den letzteren zu besuchen früh sechs Uhr nach dem Bahnhofe fuhr, lagen mehrere Zoll Schnee in den Straßen Mailands, und das Thermometer zeigte vier Grad Kälte. Wir (Graf Strachwitz, ein Bekannter aus meiner Kindheit, der in Mailand stand, und ich) aßen in Bellaggio zu Mittag im Freien und mußten uns der Paletots entledigen, denn es waren siebzehn Grad Wärme. Abends fanden wir es in Mailand noch wieder so kalt wie am Morgen.

In der übrigen Zeit sah ich die Sehenswürdigkeiten von Mailand. Leonardo da Vincis Abendmahl war vor Kurzem entdeckt worden. Fast jeden Abend ging ich in ein Theater. Leider war die weltberühmte Scala geschlossen. Dagegen ward im Teatro Re und im Teatro alla Canobbiana gespielt. Im letzteren Theater erlebte ich etwas sehr Interessantes. Die Hugenotten von Meyerbeer wurden zum ersten Male vor einem Italienischen Publikum gegeben. Das Haus war ausverkauft bis auf den letzten Platz. Das Publikum verhielt sich abwartend und verstand augenscheinlich die Musik nicht. Der vierte Akt mit der Schwerter-Arie und dem Duett zwischen Raoul und Valentine setzte keine Hand in Bewegung, aber auch kein Laut des Mißfallens war hörbar. Das berühmte Sextett ließ Alles kalt. Dennoch herrschte das Gefühl vor, daß man etwas Gutes hörte. Aber der Italiener begriff noch nicht, wann man Beifall klatschen sollte. Da brach aber der Sturm aus bei der oberflächlichen Arie „Rataplan". Sie mußte wiederholt werden.

Vom Marschall nach Mailand empfohlen, ward ich überall sehr gut behandelt. Der Intendant, eine Eccellenza, dessen Namen ich vergessen, führte mich auch im Zwischenakt eines Ballets auf die Bühne. Es war das erste Mal, daß ich eine Bühne betrat. „O meine Einbildungen!" Die Eccellenza sagte einer recht hübschen Tänzerin einige Schmeicheleien. Die Zahl der hübschen jungen Tänzerinnen war übrigens sehr groß, die Balletschule damals weltberühmt.

Am achten November hatte ich in und bei Mailand Alles gesehen. Ich begab mich also abends nach dem Theater auf den Bahnhof und reiste über Nacht nach Verona zurück. Meine Absicht war, mich dort bei allen Generalen zu verabschieden, beim Marschall, bei Benedek und Meisrimmel zu bedanken, dann nach Vicenza zu fahren, dort das Schlachtfeld zu sehen und hierauf einige Tage in Venedig und Triest zuzubringen. Die Nacht war so empfindlich kalt, daß ich bei Sonnenaufgang in Verona

ganz erfroren ankam. Ich machte also den Weg vom Bahnhofe nach dem Hotel zu Fuß, um mich zu wärmen. Unterwegs begegnete ich dem Kommandeur des Regiments, bei dem Graf A. D. stand, offenbar ging er nach der Kaserne, seine Schwadronen überraschend zu besichtigen. Da mich mein Weg bei der Wohnung von A. D. vorbeiführte, ging ich zu ihm, fand ihn noch im festen Schlafe, weckte ihn mit der Nachricht, daß sein Oberst nach seiner Kaserne ging. In wenigen Minuten war er in den Kleidern und rannte eben dahin.

Während er sich ankleidete, verwarf er meinen Plan, Vicenza zu sehen, als unnütz, weil da nichts zu sehen sei, und als im Widerspruch mit einer Verpflichtung, die er bereits für mich angenommen habe. Er sagte mir nämlich, wir seien Beide nach Venedig zu diesem Abend zum Ball beim Feldmarschall-Lieutenant Suszan eingeladen, und er habe diese Einladung auch in meinem Namen bereits angenommen. Ich möchte mich also nachmittags in Balltoilette auf dem Bahnhofe einfinden, denn wir kämen erst nach dem Beginn des Balles in Venedig an.

Der Gedanke, daß Jemand, der noch nie in der Lagunenstadt Venedig gewesen, deren Besichtigung damit beginnt, daß er abends zu einem Balle ankommt, auf dem er keinen Menschen kennt, war mir so neu und überraschend und zog mich so an, daß ich der Originalität wegen zusagte. Ich machte also im Laufe des Tages meine Abschieds-visiten und fand mich ballmäßig gekleidet auf dem Bahnhofe ein, wo ich mit Graf A. D. zusammenkam.

Es war abends zwischen acht und neun Uhr, als wir in Venedig aus dem Zuge ausstiegen, also ganz dunkle Nacht. Der düstere, unheimliche, enge Bretterbahnhof war dürftig erleuchtet. Wir stiegen in ein langes, schmales Schiff, nachdem wir eine Treppe herabgegangen waren. Vorsichtig, mir bei der Wasserfahrt meinen Ballanzug nicht zu beschmutzen, folgte ich dem Grafen in das schwarze, schwankende Fahrzeug. Mit der Aufforderung, es zu machen wie er, kroch der Graf rückwärts in einen ganz pechschwarzen, dunkeln Sarg auf dem Schiff gebückt hinein. Das wollte ich nicht, denn ich fürchtete, meine Uniform an dem schwarzen Theer des Schiffes zu beschmutzen. Aber der Graf lachte und sagte, es sei nicht Theer, sondern Tuch. Ich kroch also auch rückwärts und setzte mich vorsichtig hin. Aber ich mußte mich lang hinlegen! Ich seufzte, wie ich dann wohl aussehen würde. Als ich allerdings bei heller Beleuchtung die elegante Gondel sah, in der ich gesessen, da mußte auch ich über meine Vorsicht lachen. Wer die Lagunenstadt kennt und bedenkt, daß ich nichts davon ahnte, wie man in einer Gondel fährt, und daß es so finster war, daß ich nichts sehen konnte, der wird meine Aengstlichkeit um meinen Anzug begreifen. Graf D. führte uns nach dem Hotel Luna, wo

das Gepäck gelassen, die Zimmer bestellt, aber nicht betreten wurden, und wollte sich, ehe wir zum Ball gingen, noch ein Paar Handschuhe kaufen. Wir gingen durch enge dunkle Gassen und traten plötzlich durch den Bogen eines großen Portals in einen weiten, freien, glänzend erleuchteten Raum.

Geblendet und regungslos stand ich da, den Mund weit aufgesperrt. So etwas hatte ich noch nie gesehen! Graf D. rief mit einem Male: „Na komm' doch, wir haben Eile!“ — „Ich kann nicht“, erwiderte ich, „das muß ich mir erst ansehen.“ — „Ja so“, sagte er, „Du hast das noch nie gesehen!“ Nun erklärte er mir, was ich sah. Der freie Raum war der Markusplatz, vor mir stand am anderen Ende der Dom, vom Monde zauberisch beleuchtet, wie eine kuppelreiche Moschee aus einem Arabischen Märchen, rechts vom Dome sah man einen Theil des Dogenpalastes, mitten vor dem Dome ragte der Campanile gespensterhaft in den Himmel. Die linke Seite des Platzes sandte von den reich beleuchteten Läden ein Meer von Licht aus, das sich auf dem befeuchteten Boden des Platzes in langen Strahlen spiegelte. Etwas todter aber majestätisch erhoben sich auf der rechten Seite die stattlich architektonisch aufgebauten Prokuratien. Das Pflaster des Platzes, regelmäßig getäfelt und vom Thau der Nacht befeuchtet, glänzte in der reichen Beleuchtung wie das sorgfältigst gepflegte Parquet, und als Dach wölbte sich über dem Ganzen ein wolkenloser Sternenhimmel.

Dieser Anblick, so im Kontrast zu der Dunkelheit, aus der ich kam, wird mir unvergeßlich bleiben. Es ist genug über Venedig geschrieben, genug von Venedig gemalt worden. Das aber, was ich da sah und empfand, läßt sich weder beschreiben noch malen. Ich wünsche jedem meiner Freunde einen solchen ersten Anblick dieser merkwürdigen Stadt. Ich begriff sofort, daß auf diesem Platz sich viele Lustbarkeiten im Freien abspielen mußten. Er war dazu geschaffen, sich in toller Freude darauf zu unterhalten. Unwillkürlich sprach ich die Erwartung aus, daß dies der Saal sei, in dem wir tanzen würden. Nein! Es war nicht einmal eine besonders festliche Beleuchtung. Jeden Abend sieht es dort ebenso aus! Ich wäre jetzt lieber auf dem Platz geblieben, in der schönen, milden Nachtluft, als in einem engen Ballsaal zu ersticken, aber mein Mentor für diesen Abend zog mich fort.

Der Weg zum Ball war nicht weit. Der Wirth, ein kleines, graues, liebenswürdiges Männchen, empfing uns sehr freundlich und hatte auch Grund, sich zu freuen, denn der Ball hatte zwar begonnen, aber es fehlte an Tänzern. Vier Herrenbeine mehr, das will schon etwas sagen. Er nahm mich bei der Hand und stellte mich erst seiner Frau und seiner niedlichen Tochter vor, dann führte er mich bei allen Anwesenden vorbei,

wie man ein wildes Thier zeigt, und nannte Jedem und Jeder meinen Namen. Als dies beendet war, sagte er: „So, jetzt weiß Jeder, wer Sie sind. Wer die Leit' alle sind, denen ich Sie vorgestellt hab', das hab' i Jhna nit erst g'sagt, denn Sie können's doch nit Alle auf a Mal behalten. Sie werden's schon nach und nach kennen lernen. Aber Sie sind nu Allen vorgestellt und können tanzen mit wem's mögen.“ Dann überließ er mich meinem Schicksal.

Diese gemüthliche und originelle Art, vorgestellt zu werden, kam noch zu allen eben empfangenen Eindrücken hinzu und versetzte mich in die beste Laune. Graf D. war auch in sehr guter Stimmung; er hatte, wie man in Berlin sagt, „seinem Affen Zucker gegeben“, und so dauerte es nicht lange, daß uns Beiden die Leitung des Balles zufiel. Wir tanzten viel und gaben eine Tollheit nach der andern an. Der anfangs so lahme Ball ward immer lebendiger, und D. behauptete, er habe den Wirth belauscht, wie dieser in einer Ecke ein Dankgebet gen Himmel gesandt, der ihm noch zur guten Stunde zwei so tolle Kerle gesandt habe. D. machte auf das Unverschämteste von der Welt drei Schwestern auf einmal den Hof, drei Komtessen C., und es gefiel denselben. Später habe ich erfahren, daß diese drei Damen problematische Naturen waren. Es waren auch die einzigen Damen mit Italienischen Namen in den Oesterreichischen Kreisen. Uns Beiden konnte das ganz gleichgültig sein. Unsere Erscheinung in der Venezianischen Welt war ja nur eine vorübergehende.

Der Ball dauerte sehr lange. Jch glaube, es war fünf Uhr früh, als wir unsere Stuben im Hotel zum ersten Mal sahen. Beim Abschied dankte mir der Wirth noch aus vollem Herzen, daß ich seinen Ball zu einem so gelungenen gemacht hätte.

Jch verließ das Fest mit der Sicherheit, überall einen guten Eindruck hinterlassen zu haben. Nur ein Mensch war durch meine bloße Erscheinung beleidigt. Das war der Preußische Konsul in Venedig, ein Bankier Namens Becker.

Als ich Wien verließ, hatte ich mir zwar das nöthige Reisegeld mitgenommen. Um aber für den Fall unvorhergesehener Ausgaben oder Verluste nicht in Verlegenheit zu gerathen, hatte ich den Bankier in Wien gebeten, mich in Venedig, Mailand, Genua und Turin zu accreditiren. Jch wollte für höchstens zweitausend Gulden Kredit haben. Das hatte der Bankier eines Prinzen zu Hohenlohe nicht würdig befunden und mich mit Kreditbriefen von einer fabelhaften Summe an seine Geschäftsfreunde empfohlen. So war ich bereits, ehe ich ankam, ein großes Thier an diesen Orten. Der Geschäftsfreund in Venedig war aber eben dieser Preußische Konsul Becker. Derselbe glaubte in dieser Eigenschaft auch mit der diplomatischen Vertretung Preußens in Venedig betraut zu sein. Als ich

daher von Suszan überall vorgestellt worden war, kam Herr Becker sehr gereizt auf mich zu und sagte mir, er müsse mir bemerken, daß es seine Sache sei, mich in Venedig vorzustellen. Ich hatte aber gar keine Lust, mich durch einen Bankier in der Oesterreichischen Welt einführen zu lassen, und antwortete ihm, daß ich meine Gründe habe, mich unter den Oesterreichischen Offizieren durch Oesterreichische Offiziere bekannt zu machen. Infolge dieses Gesprächs suchte ich den anmaßenden Herrn in Venedig gar nicht auf und behalf mich mit meinem Gelde.

Ich hatte geglaubt, auf dem Balle ganz unbekannt zu sein. Um so freudiger war ich überrascht, einen alten Bekannten wieder zu sehen. Es war dies der Oesterreichische Major v. Jena aus dem Hause Nettelbeck, der vor längerer Zeit eines Streitfalles wegen als Fähnrich die Garde-Dragoner in Berlin verlassen und sich nun bei der Oesterreichischen Armee ausgezeichnet hatte. Sein Löwenmuth machte ihm noch in der Schlacht von Solferino einen glänzenden Namen in der Oesterreichischen Armee, aus der er aber den Abschied nahm, weil man ihm das Theresienkreuz nicht gab. Er ward dann in der Preußischen Armee wieder angestellt und starb den Heldentod vor Düppel 1864.

An dem Tage nach meiner Ankunft in Venedig machte ich meine militärischen Meldungen und sah die Merkwürdigkeiten der Stadt. Die militärischen waren bald in Augenschein genommen, und die mangelhaften Befestigungen der Lagunen nach der Seeseite hin, am Lido bei Chioggia u. s. w. erforderten nur kurze Ausflüge. Ich war daher bald am Ende meines eigentlichen Zweckes in Venedig. Aber das Nichtmilitärische in dieser merkwürdigen Stadt erfreute mich noch so sehr, die Gesellschaft, in die ich so plötzlich hineinschneite, war so freundlich und liebenswürdig gegen mich, daß ich meinen Aufenthalt noch so weit verlängerte, als das Geld reichte, um auf dem Rückwege über Triest in dieser Stadt noch zwei Tage zu bleiben, ohne den Herrn Becker in Anspruch nehmen zu brauchen.

In Venedig lebt es sich eine Zeit lang sehr angenehm, auch gesellig. Die Stadt bietet ja auf Schritt und Tritt Dinge, Begegnisse, Zustände, Sitten u. s. w., die man an keinem anderen Ort wiederfindet. Aber auf die Dauer müßte man dort trübsinnig werden, sowohl weil die herabgekommene Königin der Meere, die einst mächtige Dogenstadt, durch die schiefe Stellung jedes Hauses den Modergeruch verräth und an die Vergänglichkeit jeder irdischen Größe erinnert, als auch, weil dort so viel kränkliche Menschen aus nördlicheren Klimaten ihr Leben noch eine Zeit lang fristen, ehe sie dem Naturgesetz verfallen.

Eine kurze Zeit lang kommt man schon über diesen trüben Eindruck hinweg, besonders wenn man so viele gesellige Verbindungen angeknüpft

wie man ein wildes Thier zeigt, und nannte Jedem und Jeder meinen Namen. Als dies beendet war, sagte er: „So, jetzt weiß Jeder, wer Sie sind. Wer die Leit' alle sind, denen ich Sie vorgestellt hab', das hab' i Jhna nit erst g'sagt, denn Sie können's doch nit Alle auf a Mal behalten. Sie werden's schon nach und nach kennen lernen. Aber Sie sind nu Allen vorgestellt und können tanzen mit wem's mögen.“ Dann überließ er mich meinem Schicksal.

Diese gemüthliche und originelle Art, vorgestellt zu werden, kam noch zu allen eben empfangenen Eindrücken hinzu und versetzte mich in die beste Laune. Graf D. war auch in sehr guter Stimmung; er hatte, wie man in Berlin sagt, „seinem Affen Zucker gegeben“, und so dauerte es nicht lange, daß uns Beiden die Leitung des Balles zufiel. Wir tanzten viel und gaben eine Tollheit nach der andern an. Der anfangs so lahme Ball ward immer lebendiger, und D. behauptete, er habe den Wirth belauscht, wie dieser in einer Ecke ein Dankgebet gen Himmel gesandt, der ihm noch zur guten Stunde zwei so tolle Kerle gesandt habe. D. machte auf das Unverschämteste von der Welt drei Schwestern auf einmal den Hof, drei Komtessen C., und es gefiel denselben. Später habe ich erfahren, daß diese drei Damen problematische Naturen waren. Es waren auch die einzigen Damen mit Italienischen Namen in den Oesterreichischen Kreisen. Uns Beiden konnte das ganz gleichgültig sein. Unsere Erscheinung in der Venezianischen Welt war ja nur eine vorübergehende.

Der Ball dauerte sehr lange. Ich glaube, es war fünf Uhr früh, als wir unsere Stuben im Hotel zum ersten Mal sahen. Beim Abschied dankte mir der Wirth noch aus vollem Herzen, daß ich seinen Ball zu einem so gelungenen gemacht hätte.

Ich verließ das Fest mit der Sicherheit, überall einen guten Eindruck hinterlassen zu haben. Nur ein Mensch war durch meine bloße Erscheinung beleidigt. Das war der Preußische Konsul in Venedig, ein Bankier Namens Becker.

Als ich Wien verließ, hatte ich mir zwar das [illegible] Reisegeld mitgenommen. Um aber für den Fall unvorhergeseh[illegible]en oder Verluste nicht in Verlegenheit zu gerathen, hatte ich [illegible] in Wien gebeten, mich in Venedig, Mailand, Genua und Tu[illegible]iren. Ich wollte für höchstens zweitausen[illegible]den Kredit [illegible] hatte der Bankier eines Prinzen zu Ho[illegible]icht würdi[illegible]nd mich mit Kreditbriefen von einer fa[illegible] Summe [illegible]schäftsfreu[illegible] empfohlen. So war ich be[illegible]ch ankam [illegible] Thier an [illegible] Orten. Der Geschäftsfre[illegible]nedig wa[illegible]ieser Pr[illegible] Konsul Becker. Derselb[illegible] in dies[illegible] auch [illegible] diplomatischen Vertretun[illegible]s in Ve[illegible] zu se[illegible]

daher von Suszan überall vorgestellt worden war, kam Herr Becker sehr gereizt auf mich zu und sagte mir, er müsse mir bemerken, daß es seine Sache sei, mich in Venedig vorzustellen. Ich hatte aber gar keine Lust, mich durch einen Bankier in der Oesterreichischen Welt einführen zu lassen, und antwortete ihm, daß ich meine Gründe habe, mich unter den Oesterreichischen Offizieren durch Oesterreichische Offiziere bekannt zu machen. Infolge dieses Gesprächs suchte ich den anmaßenden Herrn in Venedig gar nicht auf und behalf mich mit meinem Gelde.

Ich hatte geglaubt, auf dem Balle ganz unbekannt zu sein. Um so freudiger war ich überrascht, einen alten Bekannten wieder zu sehen. Es war dies der Oesterreichische Major v. Jena aus dem Hause Nettelbeck, der vor längerer Zeit eines Streitfalles wegen als Fähnrich die Garde-Dragoner in Berlin verlassen und sich nun bei der Oesterreichischen Armee ausgezeichnet hatte. Sein Löwenmuth machte ihm noch in der Schlacht von Solferino einen glänzenden Namen in der Oesterreichischen Armee, aus der er aber den Abschied nahm, weil man ihm das Theresienkreuz nicht gab. Er ward dann in der Preußischen Armee wieder angestellt und starb den Heldentod vor Düppel 1864.

An dem Tage nach meiner Ankunft in Venedig machte ich meine militärischen Meldungen und sah die Merkwürdigkeiten der Stadt. Die militärischen waren bald in Augenschein genommen, und die mangelhaften Befestigungen der Lagunen nach der Seeseite hin, am Lido bei Chioggia u. s. w. erforderten nur kurze Ausflüge. Ich war daher bald am Ende meines eigentlichen Zweckes in Venedig. Aber das Nichtmilitärische in dieser merkwürdigen Stadt erfreute mich noch so sehr, die Gesellschaft, in die ich so plötzlich hineinschneite, war so freundlich und liebenswürdig gegen mich, daß ich meinen Aufenthalt noch so weit verlängerte, als das Geld reichte, um auf dem Rückwege über Triest in dieser Stadt noch zwei Tage zu bleiben, ohne den Herrn Becker in Anspruch nehmen zu brauchen.

In Venedig lebt es [illegible] Zeit lang sehr angenehm, auch gesellig. Die Stadt bi[illegible] auf [illegible] und Tritt Dinge, Begegnisse, Zustände, Sitten u. s. w. [illegible] anderen Ort wiederfindet. Aber auf die Dauer [illegible] sinnig werden, sowohl weil die herabgekommene [illegible] einst mächtige Dogenstadt, durch die schiefe Stell[illegible] Modergeruch verräth und an die Vergänglichkeit [illegible] erinnert, als auch, weil dort so viel kränkliche [illegible] ihr Leben noch eine Zeit lang friste[illegible] verfallen.

Eine [illegible] über diesen trüben Eindruck hinweg, [illegible] Verbindungen angeknüpft

hat. Außer bei den Oesterreichischen Militärfamilien, bei denen ich Zutritt fand, als sei ich ein Oesterreichischer Offizier, verkehrte ich noch bei der Fürstin Clary und im Hause eines alten Bekannten, des Grafen Wilhelm Pourtalès. So verging ein angenehmer Tag nach dem andern, der Vormittag mit Sehenswürdigkeiten, der Nachmittag und Abend mit Theater und Gesellschaften, auch Bällen, oder mit Promenaden unter Musik auf St. Marco, wo sich die ganze Gesellschaft zusammenfand, bis mich endlich nach einem zehntägigen Aufenthalt der Zustand meiner Börse zur Abreise mahnte.

Der Dampfer nach Triest ging früh um fünf Uhr. Ich hatte lange in einer Abendgesellschaft verweilt und daher kaum einige Stunden geschlafen, als ich die Gondel besteigen mußte. Ich gedachte die Seefahrt zu verschlafen.

Ich kam auf das Dampfschiff und ging hinunter in die Kajüte, in den Schutz vor dem kühlen Nebel, der im Begriff war, in einen festen stetigen Regen überzugehen, bestellte mir eine Tasse Kaffee und wollte das Fahrbillet für mich und meinen Diener an den Kapitän des Dampfers bezahlen, der zu demselben Zweck mit einem Herrn dicht neben mir beschäftigt war. Beim Klang meiner Stimme drehte sich dieser um und rief: „Wo kommen Sie denn her?“ — Antwort „aus Italien, wo ich sechs Wochen gereist, und Sie?“ — „Ebendaher, auch nach sechs Wochen?“ Eine gewisse unbehagliche Befangenheit in den Zügen des Rittmeisters Baron v. H. verrieth mir, daß ihm mein Anblick in hohem Grade lästig war. Ich sagte ihm daher, wenn er wünsche, daß ich ihn auf der Reise nicht kennen sollte, die er augenscheinlich inkognito mache, so brauche er es mir nur zu sagen. „Ach nein!“ sagte er, „in wenigen Minuten werden Sie ja doch Alles sehen, also ist es besser, ich theile es Ihnen gleich mit.“ Und so entdeckte er sich mir. Um seine Novelle aber gleich im Zusammenhange wiederzugeben, muß ich in den letzten Sommer zurückgreifen und nachher bis in spätere Jahre hinein erzählen.

Ich lernte den Rittmeister Baron v. H. von den Toskana-Dragonern während der Exerzirzeit im Sommer 1855 in Wien kennen und verbrachte mit ihm hier und da einen Abend im Theater und dann in irgend einer Restauration, wo man zu Abend aß, in Gesellschaft anderer Offiziere, meist desselben Regiments. Eines Abends hatten wir zusammen eine Loge im Carl-Theater genommen. Uns gegenüber saß in einer Loge eine niedliche junge Frau mit ihrem Mann. Sie hatte ein Gesichtchen, wie man sie aus der Zeit Ludwigs XIV. gemalt sieht, und die man „Schnupftabaksdosen-Gesicht“ nennt, weil sie en miniature gemalt am niedlichsten aussehen. H. war ganz außer sich über die Schönheit dieser Frau und konnte sich gar nicht fassen. Als wir zum Abendessen gingen, konnte er nicht

aufhören, von ihr zu reden, und er wurde von uns Anderen gehörig darüber ausgelacht.

Einige Tage später forderte er mich auf, wieder ins Carl=Theater mit ihm zu gehen. Unterwegs erzählte er mir, er sei schon mehrere Male wieder ebenda gewesen und habe einen um den andern Tag diese junge Frau in derselben Loge gesehen. Da habe er erfahren, daß der Mann, ein reicher Bankier, auf die halbe Loge abonnirt habe, d. h. einen um den anderen Tag die ganze Loge erhielte (eine Abonnementsart, die in Wien Sitte ist). Die Eltern der jungen Frau hatten zugleich die darüber befindliche Loge im zweiten Rang (in Wien steht der erste und zweite Rang im Preise gleich). Der Vater war ebenfalls ein reicher Bankier. Ich sagte dem H., ich wüßte nicht, was er sich dächte. Bekannt werden könne er doch im Theater nicht mit einer Frau aus der reichen Bürgerwelt in Wien, und wenn er sie im Theater belästige, werde er keinen Eindruck machen. Der Mann war jung, jünger als der Baron, hübsch und reich. Er solle sich doch lieber die Frau aus dem Sinn schlagen. H. aber sagte, er wolle gar nichts, nur sehen, von Weitem sehen, wolle er die Frau. Ich neckte ihn mit der Bemerkung, er sei verrückt. Wir fanden im Theater Alles auf dem gewohnten Platze. Im Zwischenakte ging die junge Frau zu ihren Eltern hinauf. Als sie im zweiten Zwischenakte wieder die Loge verließ und der Mann darin sitzen blieb, sprang H. auf und rannte auf den Korridor, um auf der Treppe zu stehen, wenn sie vorbeikäme. Dem Mann war das stete Lorgniren des Baron H. aufgefallen, und als dieser aufstand und unsere Loge verließ, stand der Mann auch auf und verließ die seine. Ich sprang also auch aus der Loge heraus und fing H. noch rechtzeitig ab, als er eben die Frau anreden wollte, die offenbar seiner Anrede auszuweichen suchte. Ich brachte H. schnell fort, ehe der eifersüchtige Gemahl ihn gesehen.

Einige Zeit darauf fehlte der Baron H. mit einem Male sowohl im Theater als auch in der Abendrestauration und beim Exerziren. Da ich nicht alltäglich mit diesem Herrn verkehrte, so bemerkte ich sein Ausbleiben nicht gleich. Als ich aber eines Tages dem Exerziren des Regiments zusah und er seine Schwadron nicht führte, so fragte ich nach ihm und erfuhr, daß er am Typhus schwer erkrankt sei. Nach dem Exerziren ging ich in seine Wohnung, mich nach seinem Befinden zu erkundigen. Er ließ mich bitten, an sein Bett zu kommen. Die Krisis war vorüber und er hoffte wieder gesund zu werden. Er erzählte mir Grund und Verlauf seiner Krankheit. Er hatte nämlich eines Tages jene Frau des Morgens in die Konditorei von Dehmel hineingehen sehen, war ihr gefolgt und hatte sie angesprochen. Sie hatte ihm gesagt, sie habe schon lange bemerkt, daß er ihr nachliefe. Auch habe er das so offen betrieben,

daß er ihr schon in der eigenen Familie viel Vorwürfe und Unannehmlichkeiten zugezogen. Wenn er sich daher nur im Geringsten für ihr Wohl interessire, so möge er ihr einen Beweis davon dadurch geben, daß er sie nicht mehr behellige und dadurch nicht mehr ihr Familienglück gefährde. Auf diese Antwort hin habe er sich entschlossen, die Frau nicht mehr zu sehen. Seitdem sei er aber immer elender geworden, in Fieberphantasien gefallen und sei dem Tode sehr nahe gewesen. Ich redete ihm so viel als möglich Vernunft zu, er nahm sie auch an und meinte, das Schwerste sei ja nun überstanden, und er hoffe, bald sowohl von seiner Leidenschaft wie von seiner Krankheit zu genesen.

Dies war nun einige Monate her, und ich hatte seitdem nichts mehr von ihm gehört, als ich auf dem Schiff mit ihm zusammenkam. „Die Erde ist doch klein", sagt Rudolph Lindau in einer seiner Novellen. Bald nach unserer Begrüßung kam Madame Peppi, wie wir die junge Frau aus dem Karl-Theater nennen wollen, mit ihrer Zofe auf dem Dampfer an. Der Baron war sechs Wochen lang mit ihr durch Italien gereist. Sie hatte ihrem Manne vorgelogen, daß sie nach Steiermark zu Verwandten reise.

Ich wurde Madame Peppi vorgestellt. Sie war überaus heiter, lachte gern und kürzte die Reise auf dem Dampfschiff durch ihre drolligen Einfälle. Die Beiden blieben ebenso lange in Triest wie ich, wir reisten gleichzeitig zurück bis Gratz, wo die Madame Peppi ausstieg, um sich in der That zu ihren Verwandten zu begeben und von da mit dem unbefangensten Frohsinn von der Welt in die Arme des eifersüchtigen Gemahls zurückzukehren. Ich wünschte Beiden von Herzen beim Abschiede (der Baron reiste mit mir nach Wien), daß ihr Streich verborgen bleiben möge, und hörte längere Zeit nichts mehr von ihnen. Da ich bald als Flügeladjutant des Königs nach Berlin zurückkehrte, so hatte ich die ganze Sache fast der Vergessenheit anheimgegeben, als ich im nächsten Sommer den König über Teplitz nach Marienbad begleiten mußte. Der König blieb einen Tag in Teplitz. Des Morgens, als ich mich in den Parks umsah, rief Jemand meinen Namen. Es war der Baron H., der in Teplitz die Kur brauchte. Denselben Mittag kam die Madame Peppi an, um, wie sie dem Gemahl weisgemacht hatte, auch Teplitzer Bäder gegen ihren Rheumatismus zu gebrauchen, in Wahrheit aber, um dort mit dem Baron H. zusammen zu sein. Ich reiste den folgenden Morgen mit dem Könige weiter.

Im Winter von 1856/57 schrieb mir Baron H., er wolle sich eine Zeit lang in Berlin amüsiren und bäte mich, ihm die beste Zeit dazu anzugeben. Ich glaubte, er wolle durch die Gesandtschaft amtlich in der Berliner Welt bekannt werden, und schrieb ihm in diesem Sinne. Er

kam in der That, aber in Civil, sehr inkognito, und Madame Peppi kam mit ihm. Sie gingen auf einen Opernhaus-Subskriptionsball und vergnügten sich sonst in Berlin bestens in anderen Kreisen, als in denen ich mich bewegte.

Mehrere Jahre hörte ich von Beiden nichts mehr. Im Jahre 1861 kam ich aus der Schweiz nach Baden-Baden, befohlenermaßen dort den König zu erwarten, bei dem ich den Dienst übernehmen sollte. Da ich noch nichts zu thun fand, ging ich abends in die Spielhölle und sah dem Treiben zu. Ich unterhielt mich damit, die leidenschaftlichen Gesichter zu beobachten. Namentlich amüsirte mich ein langer junger Mann, man sagte, es sei ein Sächsischer Offizier, der immer den höchsten erlaubten Satz, ich glaube sechstausend Francs, setzte, und zwar in Rouge et noir. Er gewann jeden Coup. Plötzlich war mir, als werde ich von der Seite her beobachtet. Ich sah mich um. An der Wand saß eine kleine Dame; ihre schwarzen Augen waren fest auf mich gerichtet und riefen in mir Erinnerungen aus früherer Zeit wach. Es waren die Augen von Madame Peppi, auch die Figur stimmte. Aber unmöglich konnte Madame Peppi so alt sein. Vor fünf Jahren war sie neunzehn, und dies war eine Dame von fünfunddreißig. Ich ging an das andere Ende des Saales und beobachtete weiter. Der Baron H. war nicht zu sehen. — Nachdem die Dame eine Weile still auf dem Sofa gesessen hatte, ohne sich mit den neben ihr sitzenden Damen zu unterhalten, stand sie auf, schlang ihren Arm zärtlich um die Schulter jenes glücklich spielenden Offiziers und sah ihm über die Achsel zu. Ich folgerte, es könne unmöglich Madame Peppi sein.

Am folgenden Morgen sah ich Graf Schönburg, früher bei den Toskana-Dragonern, derzeit verabschiedet, weil gelähmt infolge eines Sturzes. Er ward im Rollstuhl gefahren. Ich unterhielt mich mit ihm über alte Zeiten. Mit einem Male fragte er mich, ob ich Madame Peppi gesehen. Ich erfuhr nun, daß sie es doch war. Der Mann war hinter ihre Streiche gekommen und hatte sie aus dem Hause gewiesen. Die Angelegenheit hatte in Wien viel Aufsehen gemacht. „Wo ist denn der Baron v. H.?" fragte ich. — „Wegen Schulden verabschiedet und dann verschollen." —

Da gingen drei Damen an uns vorbei, eine ältere und zwei jüngere, nach der Aehnlichkeit unbedingt die Töchter der ersten. Sie fielen durch ihre außergewöhnliche Größe auf. Toilette, Auftreten, Gang und Blicke verriethen sofort, daß sie zu jenen Glücksritterinnen gehörten, von denen Baden-Baden immer wimmelte, so lange Benazets Bank dort geöffnet war. „Sehen Sie diese Damen?" sagte Schönburg. — „Ja", erwiderte ich, „ich sehe aber nichts Besonderes daran. Sie sind wie tausend Andere hier, nur daß sie entsetzlich lange Nasen haben." — „Doch ist etwas Besonderes an ihnen; mich wundert, daß Ihnen die Familien-

ähnlichkeit nicht auffällt. Diese Nase sollten Sie doch kennen. Es ist die Mutter mit den Schwestern des Barons H. Die Letzteren bemühen sich vergebens, hier durch ihre Schönheit das Vermögen ebenso leicht wieder zu gewinnen, wie es der Bruder vergeudet hat." Wenige Tage darauf erzählte mir Graf Schönburg, daß die Madame Peppi wegen Schulden verhaftet und per Schub dahin geschafft sei, wo sie beheimathet. Auch über diese ganze Geschichte könnte Heine dichten:

Es ist eine alte Geschichte,
Doch wird sie immer neu.

Auch die drei großen Damen mit den langen Nasen verschwanden bald aus Baden, ohne ihren Zweck erreicht zu haben. Sie waren nicht schön genug, diese Nasen.

Bei der Erzählung meiner Erlebnisse vom Jahre 1855 war ich auf der Rückreise von Venedig nach Triest und Wien stehen geblieben. Triest mit seinem geschäftsmäßigen, langweiligen Charakter und seinen unbedeutenden Hafenbefestigungen war bald gesehen. Das herrliche Miramare, das jetzt schon die trübsten Erinnerungen birgt, bestand noch gar nicht. Nach einem Aufenthalt von zwei Tagen saß ich nachmittags im Postwagen, der mich den anderen Morgen früh vier Uhr in Laibach dem nach Wien abgehenden Courierzuge übergeben sollte. Es waren so viel Passagiere, die dieselbe Reise machten, daß die Post drei Beiwagen stellte. Ich glaube, wir waren dreißig. Mühsam schleppten uns die Rosse die steile Chaussee nach Opschina hinauf. Von der Höhe sahen wir noch einmal den Meerbusen und den Halbkreis von felsigen Ufern in der rosigen Beleuchtung der untergehenden Italienischen Sonne, wir nahmen Abschied von den lauen Italienischen Lüften, deren Spätherbst-Temperatur von fünfzehn Grad Réaumur einem nordischen Sommer Ehre gemacht haben würde, und rollten in die Dunkelheit hinein auf der steinigen, unwirthbaren Hochebene des Kars, wo der Nachtwind schon rauher weht und den Reisenden zwingt, die schützenden Decken und Plaids fester um sich zu ziehen. Solche Nachtfahrt auf der Post ist nicht Schlaf, nicht Wachen. Manchmal schien es mir, als ob wir beim Umspannen recht lange anhielten. Kondukteure und Postillone tranken viel und lange heiße, duftende Getränke. Aber mit einer Tyrannei sondergleichen wurde keinem Passagier erlaubt, auszusteigen, zu welchem Zweck es auch sei. Im Allgemeinen gab es wenig Verlockungen, den Wagen zu verlassen. Ein kalter Regen, mit Schneeflocken untermischt, belehrte mich, wenn ich den Kopf zum Wagenfenster hinaussteckte, daß es im Wagen noch am angenehmsten sei. So kamen wir endlich gerädert, übernächtig und doch verschlafen, früh, ehe der Morgen graute, auf der Station der Eisenbahn in

Laibach an. Der Wagenschlag ward geöffnet, aber aussteigen durfte noch Niemand. Sämmtliche Pässe mußten noch einmal nachgesehen werden. Sie waren schon in Triest und in Opschina geprüft, in letzterem Ort verließen wir das Freihafengebiet. Mein Paß war durch Zufall der erste. Der Beamte studirte ihn lange. Endlich sagte er: „Ich muß Sie gefangen nehmen. Hier steht Prinz Kraft, das geht nicht, Prinz und Graf kann Niemand zugleich sein, Sie sind entweder ein Prinz oder ein Graf, ich denke aber, der Paß ist gefälscht."

Wer nach einer im Postwagen zugebrachten Nacht früh vier Uhr Ende November bei Regenwetter aussteigt, ist an sich schon nicht in bester Laune und der Faden der Geduld ist, wenn er überhaupt noch besteht, sehr dünn. Dazu kam, daß die Zeit bis zum Abgang des Courierzuges nach Wien nur noch wenige Minuten betrug. Daß ich und alle noch im Wagen festgehaltenen Reisenden nun noch durch die Dummheit eines den Paß nachsehenden Polizisten aufgehalten wurden, das erregte daher meinen Unwillen im höchsten Grade. Es schoß mir durch den Kopf, daß ich auch am Thor von Mailand durch Grobheit am besten durchgekommen war, und so legte ich meinem Unwillen nicht die geringsten Zügel an. Eine Fluth von Vorwürfen in den herbsten Ausdrücken ergoß sich meinerseits auf den, der mich gefangen nehmen wollte, und ward begleitet von der Drohung, ihn dem Minister von Bach namhaft zu machen, der ihn seiner Stellung entsetzen würde. Die Wirkung entsprach meinen Erwartungen. Der Mann mag sich wohl gedacht haben „das muß ein sehr vornehmer Mann sein, denn er ist so sehr grob" und machte tiefe Bücklinge und viele submisse Entschuldigungen. Als ich mich auch dieser Belästigung unter dem schallenden Gelächter der übrigen Insassen des Postwagens entwunden hatte, betrat ich mit dem Stolz, den das Siegesgefühl giebt, den Bahnhof. In demselben Augenblick dampfte der Courierzug nach Wien ab. Er hatte keine Veranlassung, zu warten, denn wir hatten ja schon Alle bis Wien bezahlt, also verlor die Eisenbahnverwaltung kein Geld, wenn wir sitzen blieben. Unterdessen trabten die Pferde und Kutscher der Post auf der kothbedeckten Chaussee nach dem eine Viertelmeile entfernten Laibach hinein, die Postwagen auf dem Bahnhofe stehenlassend. Ein einziger Reisender war dem Paßrevisor durch einen Sprung aus der entgegengesetzten Thür des Wagens entschlüpft und daher noch mit dem Courierzuge mitgekommen.

Während die übrigen Reisenden sich in der Vorhalle des Bahnhofes verdutzt ansahen, trat der Portier des Bahnhofes an uns heran und sagte: „Meine Herrschaften, i bitt' den Bahnhof zu räumen. Ein halbe Stunde vor Abgang des Zuges sperr i auf, fünf Minuten nach Abgang sperr i zu. I bin müd', i will schlafen gehen."

ganz erfroren ankam. Ich machte also den Weg vom Bahnhofe nach dem Hotel zu Fuß, um mich zu wärmen. Unterwegs begegnete ich dem Kommandeur des Regiments, bei dem Graf A. D. stand, offenbar ging er nach der Kaserne, seine Schwadronen überraschend zu besichtigen. Da mich mein Weg bei der Wohnung von A. D. vorbeiführte, ging ich zu ihm, fand ihn noch im festen Schlafe, weckte ihn mit der Nachricht, daß sein Oberst nach seiner Kaserne ging. In wenigen Minuten war er in den Kleidern und rannte eben dahin.

Während er sich ankleidete, verwarf er meinen Plan, Vicenza zu sehen, als unnütz, weil da nichts zu sehen sei, und als im Widerspruch mit einer Verpflichtung, die er bereits für mich angenommen habe. Er sagte mir nämlich, wir seien Beide nach Venedig zu diesem Abend zum Ball beim Feldmarschall-Lieutenant Suszan eingeladen, und er habe diese Einladung auch in meinem Namen bereits angenommen. Ich möchte mich also nachmittags in Balltoilette auf dem Bahnhofe einfinden, denn wir kämen erst nach dem Beginn des Balles in Venedig an.

Der Gedanke, daß Jemand, der noch nie in der Lagunenstadt Venedig gewesen, deren Besichtigung damit beginnt, daß er abends zu einem Balle ankommt, auf dem er keinen Menschen kennt, war mir so neu und überraschend und zog mich so an, daß ich der Originalität wegen zusagte. Ich machte also im Laufe des Tages meine Abschiedsvisiten und fand mich ballmäßig gekleidet auf dem Bahnhofe ein, wo ich mit Graf A. D. zusammenkam.

Es war abends zwischen acht und neun Uhr, als wir in Venedig aus dem Zuge ausstiegen, also ganz dunkle Nacht. Der düstere, unheimliche, enge Bretterbahnhof war dürftig erleuchtet. Wir stiegen in ein langes, schmales Schiff, nachdem wir eine Treppe herabgegangen waren. Vorsichtig, mir bei der Wasserfahrt meinen Ballanzug nicht zu beschmutzen, folgte ich dem Grafen in das schwarze, schwankende Fahrzeug. Mit der Aufforderung, es zu machen wie er, kroch der Graf rückwärts in einen ganz pechschwarzen, dunkeln Sarg auf dem Schiff gebückt hinein. Das wollte ich nicht, denn ich fürchtete, meine Uniform an dem schwarzen Theer des Schiffes zu beschmutzen. Aber der Graf lachte und sagte, es sei nicht Theer, sondern Tuch. Ich kroch also auch rückwärts und setzte mich vorsichtig hin. Aber ich mußte mich lang hinlegen! Ich seufzte, wie ich dann wohl aussehen würde. Als ich allerdings bei heller Beleuchtung die elegante Gondel sah, in der ich gesessen, da mußte auch ich über meine Vorsicht lachen. Wer die Lagunenstadt kennt und bedenkt, daß ich nichts davon ahnte, wie man in einer Gondel fährt, und daß es so finster war, daß ich nichts sehen konnte, der wird meine Aengstlichkeit um meinen Anzug begreifen. Graf D. führte uns nach dem Hotel Luna, wo

das Gepäck gelassen, die Zimmer bestellt, aber nicht betreten wurden, und wollte sich, ehe wir zum Ball gingen, noch ein Paar Handschuhe kaufen. Wir gingen durch enge dunkle Gassen und traten plötzlich durch den Bogen eines großen Portals in einen weiten, freien, glänzend erleuchteten Raum.

Geblendet und regungslos stand ich da, den Mund weit aufgesperrt. So etwas hatte ich noch nie gesehen! Graf D. rief mit einem Male: „Na komm' doch, wir haben Eile!" — „Ich kann nicht", erwiderte ich, „das muß ich mir erst ansehen." — „Ja so", sagte er, „Du hast das noch nie gesehen!" Nun erklärte er mir, was ich sah. Der freie Raum war der Markusplatz, vor mir stand am anderen Ende der Dom, vom Monde zauberisch beleuchtet, wie eine kuppelreiche Moschee aus einem Arabischen Märchen, rechts vom Dome sah man einen Theil des Dogenpalastes, mitten vor dem Dome ragte der Campanile gespensterhaft in den Himmel. Die linke Seite des Platzes sandte von den reich beleuchteten Läden ein Meer von Licht aus, das sich auf dem befeuchteten Boden des Platzes in langen Strahlen spiegelte. Etwas todter aber majestätisch erhoben sich auf der rechten Seite die stattlich architektonisch aufgebauten Prokuratien. Das Pflaster des Platzes, regelmäßig getäfelt und vom Thau der Nacht befeuchtet, glänzte in der reichen Beleuchtung wie das sorgfältigst gepflegte Parquet, und als Dach wölbte sich über dem Ganzen ein wolkenloser Sternenhimmel.

Dieser Anblick, so im Kontrast zu der Dunkelheit, aus der ich kam, wird mir unvergeßlich bleiben. Es ist genug über Venedig geschrieben, genug von Venedig gemalt worden. Das aber, was ich da sah und empfand, läßt sich weder beschreiben noch malen. Ich wünsche jedem meiner Freunde einen solchen ersten Anblick dieser merkwürdigen Stadt. Ich begriff sofort, daß auf diesem Platz sich viele Lustbarkeiten im Freien abspielen mußten. Er war dazu geschaffen, sich in toller Freude darauf zu unterhalten. Unwillkürlich sprach ich die Erwartung aus, daß dies der Saal sei, in dem wir tanzen würden. Nein! Es war nicht einmal eine besonders festliche Beleuchtung. Jeden Abend sieht es dort ebenso aus! Ich wäre jetzt lieber auf dem Platz geblieben, in der schönen, milden Nachtluft, als in einem engen Ballsaal zu ersticken, aber mein Mentor für diesen Abend zog mich fort.

Der Weg zum Ball war nicht weit. Der Wirth, ein kleines, graues, liebenswürdiges Männchen, empfing uns sehr freundlich und hatte auch Grund, sich zu freuen, denn der Ball hatte zwar begonnen, aber es fehlte an Tänzern. Vier Herrenbeine mehr, das will schon etwas sagen. Er nahm mich bei der Hand und stellte mich erst seiner Frau und seiner niedlichen Tochter vor, dann führte er mich bei allen Anwesenden vorbei,

wie man ein wildes Thier zeigt, und nannte Jedem und Jeder meinen Namen. Als dies beendet war, sagte er: „So, jetzt weiß Jeder, wer Sie sind. Wer die Leit' alle sind, denen ich Sie vorgestellt hab', das hab' i Jhna nit erst g'sagt, denn Sie können's doch nit Alle auf a Mal behalten. Sie werden's schon nach und nach kennen lernen. Aber Sie sind nu Allen vorgestellt und können tanzen mit wem's mögen.“ Dann überließ er mich meinem Schicksal.

Diese gemüthliche und originelle Art, vorgestellt zu werden, kam noch zu allen eben empfangenen Eindrücken hinzu und versetzte mich in die beste Laune. Graf D. war auch in sehr guter Stimmung; er hatte, wie man in Berlin sagt, „seinem Affen Zucker gegeben“, und so dauerte es nicht lange, daß uns Beiden die Leitung des Balles zufiel. Wir tanzten viel und gaben eine Tollheit nach der andern an. Der anfangs so lahme Ball ward immer lebendiger, und D. behauptete, er habe den Wirth belauscht, wie dieser in einer Ecke ein Dankgebet gen Himmel gesandt, der ihm noch zur guten Stunde zwei so tolle Kerle gesandt habe. D. machte auf das Unverschämteste von der Welt drei Schwestern auf einmal den Hof, drei Komtessen C., und es gefiel denselben. Später habe ich erfahren, daß diese drei Damen problematische Naturen waren. Es waren auch die einzigen Damen mit Jtalienischen Namen in den Oesterreichischen Kreisen. Uns Beiden konnte das ganz gleichgültig sein. Unsere Erscheinung in der Venezianischen Welt war ja nur eine vorübergehende.

Der Ball dauerte sehr lange. Jch glaube, es war fünf Uhr früh, als wir unsere Stuben im Hotel zum ersten Mal sahen. Beim Abschied dankte mir der Wirth noch aus vollem Herzen, daß ich seinen Ball zu einem so gelungenen gemacht hätte.

Jch verließ das Fest mit der Sicherheit, überall einen guten Eindruck hinterlassen zu haben. Nur ein Mensch war durch meine bloße Erscheinung beleidigt. Das war der Preußische Konsul in Venedig, ein Bankier Namens Becker.

Als ich Wien verließ, hatte ich mir zwar das nöthige Reisegeld mitgenommen. Um aber für den Fall unvorhergesehener Ausgaben oder Verluste nicht in Verlegenheit zu gerathen, hatte ich den Bankier in Wien gebeten, mich in Venedig, Mailand, Genua und Turin zu accreditiren. Jch wollte für höchstens zweitausend Gulden Kredit haben. Das hatte der Bankier eines Prinzen zu Hohenlohe nicht würdig befunden und mich mit Kreditbriefen von einer fabelhaften Summe an seine Geschäftsfreunde empfohlen. So war ich bereits, ehe ich ankam, ein großes Thier an diesen Orten. Der Geschäftsfreund in Venedig war aber eben dieser Preußische Konsul Becker. Derselbe glaubte in dieser Eigenschaft auch mit der diplomatischen Vertretung Preußens in Venedig betraut zu sein. Als ich

daher von Suszan überall vorgestellt worden war, kam Herr Becker sehr gereizt auf mich zu und sagte mir, er müsse mir bemerken, daß es seine Sache sei, mich in Venedig vorzustellen. Ich hatte aber gar keine Lust, mich durch einen Bankier in der Oesterreichischen Welt einführen zu lassen, und antwortete ihm, daß ich meine Gründe habe, mich unter den Oesterreichischen Offizieren durch Oesterreichische Offiziere bekannt zu machen. Infolge dieses Gesprächs suchte ich den anmaßenden Herrn in Venedig gar nicht auf und behalf mich mit meinem Gelde.

Ich hatte geglaubt, auf dem Balle ganz unbekannt zu sein. Um so freudiger war ich überrascht, einen alten Bekannten wieder zu sehen. Es war dies der Oesterreichische Major v. Jena aus dem Hause Nettelbeck, der vor längerer Zeit eines Streitfalles wegen als Fähnrich die Garde-Dragoner in Berlin verlassen und sich nun bei der Oesterreichischen Armee ausgezeichnet hatte. Sein Löwenmuth machte ihm noch in der Schlacht von Solferino einen glänzenden Namen in der Oesterreichischen Armee, aus der er aber den Abschied nahm, weil man ihm das Theresienkreuz nicht gab. Er ward dann in der Preußischen Armee wieder angestellt und starb den Heldentod vor Düppel 1864.

An dem Tage nach meiner Ankunft in Venedig machte ich meine militärischen Meldungen und sah die Merkwürdigkeiten der Stadt. Die militärischen waren bald in Augenschein genommen, und die mangelhaften Befestigungen der Lagunen nach der Seeseite hin, am Lido bei Chioggia u. s. w. erforderten nur kurze Ausflüge. Ich war daher bald am Ende meines eigentlichen Zweckes in Venedig. Aber das Nichtmilitärische in dieser merkwürdigen Stadt erfreute mich noch so sehr, die Gesellschaft, in die ich so plötzlich hineinschneite, war so freundlich und liebenswürdig gegen mich, daß ich meinen Aufenthalt noch so weit verlängerte, als das Geld reichte, um auf dem Rückwege über Triest in dieser Stadt noch zwei Tage zu bleiben, ohne den Herrn Becker in Anspruch nehmen zu brauchen.

In Venedig lebt es sich eine Zeit lang sehr angenehm, auch gesellig. Die Stadt bietet ja auf Schritt und Tritt Dinge, Begegnisse, Zustände, Sitten u. s. w., die man an keinem anderen Ort wiederfindet. Aber auf die Dauer müßte man dort trübsinnig werden, sowohl weil die herabgekommene Königin der Meere, die einst mächtige Dogenstadt, durch die schiefe Stellung jedes Hauses den Modergeruch verräth und an die Vergänglichkeit jeder irdischen Größe erinnert, als auch, weil dort so viel kränkliche Menschen aus nördlicheren Klimaten ihr Leben noch eine Zeit lang fristen, ehe sie dem Naturgesetz verfallen.

Eine kurze Zeit lang kommt man schon über diesen trüben Eindruck hinweg, besonders wenn man so viele gesellige Verbindungen angeknüpft

hat. Außer bei den Oesterreichischen Militärfamilien, bei denen ich Zutritt fand, als sei ich ein Oesterreichischer Offizier, verkehrte ich noch bei der Fürstin Clary und im Hause eines alten Bekannten, des Grafen Wilhelm Pourtalès. So verging ein angenehmer Tag nach dem andern, der Vormittag mit Sehenswürdigkeiten, der Nachmittag und Abend mit Theater und Gesellschaften, auch Bällen, oder mit Promenaden unter Musik auf St. Marco, wo sich die ganze Gesellschaft zusammenfand, bis mich endlich nach einem zehntägigen Aufenthalt der Zustand meiner Börse zur Abreise mahnte.

Der Dampfer nach Triest ging früh um fünf Uhr. Ich hatte lange in einer Abendgesellschaft verweilt und daher kaum einige Stunden geschlafen, als ich die Gondel besteigen mußte. Ich gedachte die Seefahrt zu verschlafen.

Ich kam auf das Dampfschiff und ging hinunter in die Kajüte, in den Schutz vor dem kühlen Nebel, der im Begriff war, in einen festen stetigen Regen überzugehen, bestellte mir eine Tasse Kaffee und wollte das Fahrbillet für mich und meinen Diener an den Kapitän des Dampfers bezahlen, der zu demselben Zweck mit einem Herrn dicht neben mir beschäftigt war. Beim Klang meiner Stimme drehte sich dieser um und rief: „Wo kommen Sie denn her?“ — Antwort „aus Italien, wo ich sechs Wochen gereist, und Sie?“ — „Ebendaher, auch nach sechs Wochen?“ Eine gewisse unbehagliche Befangenheit in den Zügen des Rittmeisters Baron v. H. verrieth mir, daß ihm mein Anblick in hohem Grade lästig war. Ich sagte ihm daher, wenn er wünsche, daß ich ihn auf der Reise nicht kennen sollte, die er augenscheinlich inkognito mache, so brauche er es mir nur zu sagen. „Ach nein!“ sagte er, „in wenigen Minuten werden Sie ja doch Alles sehen, also ist es besser, ich theile es Ihnen gleich mit.“ Und so entdeckte er sich mir. Um seine Novelle aber gleich im Zusammenhange wiederzugeben, muß ich in den letzten Sommer zurückgreifen und nachher bis in spätere Jahre hinein erzählen.

Ich lernte den Rittmeister Baron v. H. von den Toskana-Dragonern während der Exerzirzeit im Sommer 1855 in Wien kennen und verbrachte mit ihm hier und da einen Abend im Theater und dann in irgend einer Restauration, wo man zu Abend aß, in Gesellschaft anderer Offiziere, meist desselben Regiments. Eines Abends hatten wir zusammen eine Loge im Carl-Theater genommen. Uns gegenüber saß in einer Loge eine niedliche junge Frau mit ihrem Mann. Sie hatte ein Gesichtchen, wie man sie aus der Zeit Ludwigs XIV. gemalt sieht, und die man „Schnupftabaksdosen-Gesicht“ nennt, weil sie en miniature gemalt am niedlichsten aussehen. H. war ganz außer sich über die Schönheit dieser Frau und konnte sich gar nicht fassen. Als wir zum Abendessen gingen, konnte er nicht

aufhören, von ihr zu reden, und er wurde von uns Anderen gehörig darüber ausgelacht.

Einige Tage später forderte er mich auf, wieder ins Carl=Theater mit ihm zu gehen. Unterwegs erzählte er mir, er sei schon mehrere Male wieder ebenda gewesen und habe einen um den andern Tag diese junge Frau in derselben Loge gesehen. Da habe er erfahren, daß der Mann, ein reicher Bankier, auf die halbe Loge abonnirt habe, d. h. einen um den anderen Tag die ganze Loge erhielte (eine Abonnementsart, die in Wien Sitte ist). Die Eltern der jungen Frau hatten zugleich die darüber befindliche Loge im zweiten Rang (in Wien steht der erste und zweite Rang im Preise gleich). Der Vater war ebenfalls ein reicher Bankier. Ich sagte dem H., ich wüßte nicht, was er sich dächte. Bekannt werden könne er doch im Theater nicht mit einer Frau aus der reichen Bürgerwelt in Wien, und wenn er sie im Theater belästige, werde er keinen Eindruck machen. Der Mann war jung, jünger als der Baron, hübsch und reich. Er solle sich doch lieber die Frau aus dem Sinn schlagen. H. aber sagte, er wolle gar nichts, nur sehen, von Weitem sehen, wolle er die Frau. Ich neckte ihn mit der Bemerkung, er sei verrückt. Wir fanden im Theater Alles auf dem gewohnten Platze. Im Zwischenakte ging die junge Frau zu ihren Eltern hinauf. Als sie im zweiten Zwischenakte wieder die Loge verließ und der Mann darin sitzen blieb, sprang H. auf und rannte auf den Korridor, um auf der Treppe zu stehen, wenn sie vorbeikäme. Dem Mann war das stete Lorgniren des Baron H. aufgefallen, und als dieser aufstand und unsere Loge verließ, stand der Mann auch auf und verließ die seine. Ich sprang also auch aus der Loge heraus und fing H. noch rechtzeitig ab, als er eben die Frau anreden wollte, die offenbar seiner Anrede auszuweichen suchte. Ich brachte H. schnell fort, ehe der eifersüchtige Gemahl ihn gesehen.

Einige Zeit darauf fehlte der Baron H. mit einem Male sowohl im Theater als auch in der Abendrestauration und beim Exerziren. Da ich nicht alltäglich mit diesem Herrn verkehrte, so bemerkte ich sein Ausbleiben nicht gleich. Als ich aber eines Tages dem Exerziren des Regiments zusah und er seine Schwadron nicht führte, so fragte ich nach ihm und erfuhr, daß er am Typhus schwer erkrankt sei. Nach dem Exerziren ging ich in seine Wohnung, mich nach seinem Befinden zu erkundigen. Er ließ mich bitten, an sein Bett zu kommen. Die Krisis war vorüber und er hoffte wieder gesund zu werden. Er erzählte mir Grund und Verlauf seiner Krankheit. Er hatte nämlich eines Tages jene Frau des Morgens in die Konditorei von Dehmel hineingehen sehen, war ihr gefolgt und hatte sie angesprochen. Sie hatte ihm gesagt, sie habe schon lange bemerkt, daß er ihr nachliefe. Auch habe er das so offen betrieben,

daß er ihr schon in der eigenen Familie viel Vorwürfe und Unannehmlichkeiten zugezogen. Wenn er sich daher nur im Geringsten für ihr Wohl interessire, so möge er ihr einen Beweis davon dadurch geben, daß er sie nicht mehr behellige und dadurch nicht mehr ihr Familienglück gefährde. Auf diese Antwort hin habe er sich entschlossen, die Frau nicht mehr zu sehen. Seitdem sei er aber immer elender geworden, in Fieberphantasien gefallen und sei dem Tode sehr nahe gewesen. Ich redete ihm so viel als möglich Vernunft zu, er nahm sie auch an und meinte, das Schwerste sei ja nun überstanden, und er hoffe, bald sowohl von seiner Leidenschaft wie von seiner Krankheit zu genesen.

Dies war nun einige Monate her, und ich hatte seitdem nichts mehr von ihm gehört, als ich auf dem Schiff mit ihm zusammenkam. „Die Erde ist doch klein", sagt Rudolph Lindau in einer seiner Novellen. Bald nach unserer Begrüßung kam Madame Peppi, wie wir die junge Frau aus dem Karl-Theater nennen wollen, mit ihrer Zofe auf dem Dampfer an. Der Baron war sechs Wochen lang mit ihr durch Italien gereist. Sie hatte ihrem Manne vorgelogen, daß sie nach Steiermark zu Verwandten reise.

Ich wurde Madame Peppi vorgestellt. Sie war überaus heiter, lachte gern und kürzte die Reise auf dem Dampfschiff durch ihre drolligen Einfälle. Die Beiden blieben ebenso lange in Triest wie ich, wir reisten gleichzeitig zurück bis Gratz, wo die Madame Peppi ausstieg, um sich in der That zu ihren Verwandten zu begeben und von da mit dem unbefangensten Frohsinn von der Welt in die Arme des eifersüchtigen Gemahls zurückzukehren. Ich wünschte Beiden von Herzen beim Abschiede (der Baron reiste mit mir nach Wien), daß ihr Streich verborgen bleiben möge, und hörte längere Zeit nichts mehr von ihnen. Da ich bald als Flügeladjutant des Königs nach Berlin zurückkehrte, so hatte ich die ganze Sache fast der Vergessenheit anheimgegeben, als ich im nächsten Sommer den König über Teplitz nach Marienbad begleiten mußte. Der König blieb einen Tag in Teplitz. Des Morgens, als ich mich in den Parks umsah, rief Jemand meinen Namen. Es war der Baron H., der in Teplitz die Kur brauchte. Denselben Mittag kam die Madame Peppi an, um, wie sie dem Gemahl weisgemacht hatte, auch Teplitzer Bäder gegen ihren Rheumatismus zu gebrauchen, in Wahrheit aber, um dort mit dem Baron H. zusammen zu sein. Ich reiste den folgenden Morgen mit dem Könige weiter.

Im Winter von 1856/57 schrieb mir Baron H., er wolle sich eine Zeit lang in Berlin amüsiren und bäte mich, ihm die beste Zeit dazu anzugeben. Ich glaubte, er wolle durch die Gesandtschaft amtlich in der Berliner Welt bekannt werden, und schrieb ihm in diesem Sinne. Er

kam in der That, aber in Civil, sehr inkognito, und Madame Peppi kam mit ihm. Sie gingen auf einen Opernhaus-Subskriptionsball und vergnügten sich sonst in Berlin bestens in anderen Kreisen, als in denen ich mich bewegte.

Mehrere Jahre hörte ich von Beiden nichts mehr. Im Jahre 1861 kam ich aus der Schweiz nach Baden-Baden, befohlenermaßen dort den König zu erwarten, bei dem ich den Dienst übernehmen sollte. Da ich noch nichts zu thun fand, ging ich abends in die Spielhölle und sah dem Treiben zu. Ich unterhielt mich damit, die leidenschaftlichen Gesichter zu beobachten. Namentlich amüsirte mich ein langer junger Mann, man sagte, es sei ein Sächsischer Offizier, der immer den höchsten erlaubten Satz, ich glaube sechstausend Francs, setzte, und zwar in Rouge et noir. Er gewann jeden Coup. Plötzlich war mir, als werde ich von der Seite her beobachtet. Ich sah mich um. An der Wand saß eine kleine Dame; ihre schwarzen Augen waren fest auf mich gerichtet und riefen in mir Erinnerungen aus früherer Zeit wach. Es waren die Augen von Madame Peppi, auch die Figur stimmte. Aber unmöglich konnte Madame Peppi so alt sein. Vor fünf Jahren war sie neunzehn, und dies war eine Dame von fünfunddreißig. Ich ging an das andere Ende des Saales und beobachtete weiter. Der Baron H. war nicht zu sehen. — Nachdem die Dame eine Weile still auf dem Sofa gesessen hatte, ohne sich mit den neben ihr sitzenden Damen zu unterhalten, stand sie auf, schlang ihren Arm zärtlich um die Schulter jenes glücklich spielenden Offiziers und sah ihm über die Achsel zu. Ich folgerte, es könne unmöglich Madame Peppi sein.

Am folgenden Morgen sah ich Graf Schönburg, früher bei den Toskana-Dragonern, derzeit verabschiedet, weil gelähmt infolge eines Sturzes. Er ward im Rollstuhl gefahren. Ich unterhielt mich mit ihm über alte Zeiten. Mit einem Male fragte er mich, ob ich Madame Peppi gesehen. Ich erfuhr nun, daß sie es doch war. Der Mann war hinter ihre Streiche gekommen und hatte sie aus dem Hause gewiesen. Die Angelegenheit hatte in Wien viel Aufsehen gemacht. „Wo ist denn der Baron v. H.?“ fragte ich. — „Wegen Schulden verabschiedet und dann verschollen.“ —

Da gingen drei Damen an uns vorbei, eine ältere und zwei jüngere, nach der Aehnlichkeit unbedingt die Töchter der ersten. Sie fielen durch ihre außergewöhnliche Größe auf. Toilette, Auftreten, Gang und Blicke verriethen sofort, daß sie zu jenen Glücksritterinnen gehörten, von denen Baden-Baden immer wimmelte, so lange Benazets Bank dort geöffnet war. „Sehen Sie diese Damen?“ sagte Schönburg. — „Ja“, erwiderte ich, „ich sehe aber nichts Besonderes daran. Sie sind wie tausend Andere hier, nur daß sie entsetzlich lange Nasen haben.“ — „Doch ist etwas Besonderes an ihnen; mich wundert, daß Ihnen die Familien-

ähnlichkeit nicht auffällt. Diese Nase sollten Sie doch **kennen**. Es ist die Mutter mit den Schwestern des Barons H. Die Letzteren bemühen sich vergebens, hier durch ihre Schönheit das Vermögen ebenso leicht wieder zu gewinnen, wie es der Bruder vergeudet hat.“ Wenige Tage darauf erzählte mir Graf Schönburg, daß die Madame Peppi wegen Schulden verhaftet und per Schub dahin geschafft sei, wo sie beheimathet. Auch über diese ganze Geschichte könnte Heine dichten:

Es ist eine alte Geschichte,
Doch wird sie immer neu.

Auch die drei großen Damen mit den langen Nasen verschwanden bald aus Baden, ohne ihren Zweck erreicht zu haben. Sie waren nicht schön genug, diese Nasen.

Bei der Erzählung meiner Erlebnisse vom Jahre 1855 war ich auf der Rückreise von Venedig nach Triest und Wien stehen geblieben. Triest mit seinem geschäftsmäßigen, langweiligen Charakter und seinen unbedeutenden Hafenbefestigungen war bald gesehen. Das herrliche Miramare, das jetzt schon die trübsten Erinnerungen birgt, bestand noch gar nicht. Nach einem Aufenthalt von zwei Tagen saß ich nachmittags im Postwagen, der mich den anderen Morgen früh vier Uhr in Laibach dem nach Wien abgehenden Courierzuge übergeben sollte. Es waren so viel Passagiere, die dieselbe Reise machten, daß die Post drei Beiwagen stellte. Ich glaube, wir waren dreißig. Mühsam schleppten uns die Rosse die steile Chaussee nach Opschina hinauf. Von der Höhe sahen wir noch einmal den Meerbusen und den Halbkreis von felsigen Ufern in der rosigen Beleuchtung der untergehenden Italienischen Sonne, wir nahmen Abschied von den lauen Italienischen Lüften, deren Spätherbst-Temperatur von fünfzehn Grad Réaumur einem nordischen Sommer Ehre gemacht haben würde, und rollten in die Dunkelheit hinein auf der steinigen, unwirthbaren Hochebene des Kars, wo der Nachtwind schon rauher weht und den Reisenden zwingt, die schützenden Decken und Plaids fester um sich zu ziehen. Solche Nachtfahrt auf der Post ist nicht Schlaf, nicht Wachen. Manchmal schien es mir, als ob wir beim Umspannen recht lange anhielten. Kondukteure und Postillone tranken viel und lange heiße, duftende Getränke. Aber mit einer Tyrannei sondergleichen wurde keinem Passagier erlaubt, auszusteigen, zu welchem Zweck es auch sei. Im Allgemeinen gab es wenig Verlockungen, den Wagen zu verlassen. Ein kalter Regen, mit Schneeflocken untermischt, belehrte mich, wenn ich den Kopf zum Wagenfenster hinaussteckte, daß es im Wagen noch am angenehmsten sei. So kamen wir endlich gerädert, übernächtig und doch verschlafen, früh, ehe der Morgen graute, auf der Station der Eisenbahn in

Laibach an. Der Wagenschlag ward geöffnet, aber aussteigen durfte noch Niemand. Sämmtliche Pässe mußten noch einmal nachgesehen werden. Sie waren schon in Triest und in Opschina geprüft, in letzterem Ort verließen wir das Freihafengebiet. Mein Paß war durch Zufall der erste. Der Beamte studirte ihn lange. Endlich sagte er: „Ich muß Sie gefangen nehmen. Hier steht Prinz Kraft, das geht nicht, Prinz und Graf kann Niemand zugleich sein, Sie sind entweder ein Prinz oder ein Graf, ich denke aber, der Paß ist gefälscht.“

Wer nach einer im Postwagen zugebrachten Nacht früh vier Uhr Ende November bei Regenwetter aussteigt, ist an sich schon nicht in bester Laune und der Faden der Geduld ist, wenn er überhaupt noch besteht, sehr dünn. Dazu kam, daß die Zeit bis zum Abgang des Courierzuges nach Wien nur noch wenige Minuten betrug. Daß ich und alle noch im Wagen festgehaltenen Reisenden nun noch durch die Dummheit eines den Paß nachsehenden Polizisten aufgehalten wurden, das erregte daher meinen Unwillen im höchsten Grade. Es schoß mir durch den Kopf, daß ich auch am Thor von Mailand durch Grobheit am besten durchgekommen war, und so legte ich meinem Unwillen nicht die geringsten Zügel an. Eine Fluth von Vorwürfen in den herbsten Ausdrücken ergoß sich meinerseits auf den, der mich gefangen nehmen wollte, und ward begleitet von der Drohung, ihn dem Minister von Bach namhaft zu machen, der ihn seiner Stellung entsetzen würde. Die Wirkung entsprach meinen Erwartungen. Der Mann mag sich wohl gedacht haben „das muß ein sehr vornehmer Mann sein, denn er ist so sehr grob“ und machte tiefe Bücklinge und viele submisse Entschuldigungen. Als ich mich auch dieser Belästigung unter dem schallenden Gelächter der übrigen Insassen des Postwagens entwunden hatte, betrat ich mit dem Stolz, den das Siegesgefühl giebt, den Bahnhof. In demselben Augenblick dampfte der Courierzug nach Wien ab. Er hatte keine Veranlassung, zu warten, denn wir hatten ja schon Alle bis Wien bezahlt, also verlor die Eisenbahnverwaltung kein Geld, wenn wir sitzen blieben. Unterdessen trabten die Pferde und Kutscher der Post auf der kothbedeckten Chaussee nach dem eine Viertelmeile entfernten Laibach hinein, die Postwagen auf dem Bahnhofe stehenlassend. Ein einziger Reisender war dem Paßrevisor durch einen Sprung aus der entgegengesetzten Thür des Wagens entschlüpft und daher noch mit dem Courierzuge mitgekommen.

Während die übrigen Reisenden sich in der Vorhalle des Bahnhofes verdutzt ansahen, trat der Portier des Bahnhofes an uns heran und sagte: „Meine Herrschaften, i bitt' den Bahnhof zu räumen. Ein halbe Stunde vor Abgang des Zuges sperr i auf, fünf Minuten nach Abgang sperr i zu. I bin müd', i will schlafen gehen.“

Starr stand Alles da! Wir sollten nun noch aus dem Gebäude in die dunkle, regnerische Nacht hinaus, zu Fuß im Koth der aufgeweichten Chaussee nach Laibach hinein, einen Gasthof im unbekannten Orte zu suchen! Das war eine starke Zumuthung!

Ich stellte dem Portier nun vor, wie man doch unmöglich uns Allen, insbesondere den Damen, zumuthen könne, auf solcher Chaussee in der Nacht zu Fuß nach Laibach zu laufen. Umsonst! Er wies mir seine Instruktion vor und wiederholte die vorher gesagten Worte vom Aufsperren und Zusperren und schloß jedesmal mit den Worten: „I bin müd', i geh schlafen.“ Ich war noch im Zuge der Grobheit von meiner Unterredung mit dem Polizisten und sagte dem Manne nun, wenn er nicht augenblicklich die Wartesäle wieder aufschlösse, würde er von der ganzen Reisegesellschaft gründlich durchgeprügelt, und als Signal dazu werde er zunächst von mir ein paar derbe Ohrfeigen erhalten. Das wirkte merkwürdig. Zunächst bat er mich auf Französisch, ihm solche Dinge nicht auf Deutsch zu sagen, dann ging er zur Englischen Sprache über und fragte, ob ich mich vielleicht lieber auf Persisch mit ihm unterhalten wolle, denn er sei zehn Jahre in Persien gewesen. Schließlich fragte er nach unseren Befehlen, stellte den Damen sein und seiner Familie Betten zur Verfügung, schloß die Wartesäle wieder auf und kochte Kaffee. Wir richteten unsere Lagerstätten auf den Bänken und Sophas der Säle ein und warteten so auf den nächsten Zug, der um zehn oder elf Uhr ging. Es war ein langsamer Zug, der den andern Morgen Wien erreichte.

In Wien machte ich mich bald an die Arbeit, die Ernte meiner Italienischen Reise zu ordnen und zu sichten. Sie war vollständig. Ich hatte in Italien gesprächsweise nicht nur die neuen Friedensdislokationen der Oesterreichischen Armee in der ganzen Monarchie erfahren, wie sie nunmehr für den Frieden festgestellt war, sondern ich konnte auch über die Stellung der Oesterreicher in Oberitalien die begründetste Auskunft geben.

Ueber dieses letztere Thema schwoll mein betreffender Bericht zu einem größeren Promemoria an, dem ich die Ueberschrift gab: „Das Lombardisch-Venezianische Königreich vom militärischen Gesichtspunkte aus betrachtet“, wovon hier nur das Resultat Erwähnung finden mag. Ich folgerte nämlich aus Allem, daß hunderttausend Oesterreicher, richtig geführt, im Stande seien, einem Gegner von hunderttausend Sardiniern und hunderttausend Franzosen, also zweihunderttausend Mann, innerhalb des Festungsvierecks Peschiera—Mantua—Verona—Legnago einen siegreichen Widerstand zu leisten.

Der Erfolg hat diese Behauptung bestätigt. Im Kriege 1859 hat Oesterreich zwar Frieden geschlossen, ehe um das Festungsviereck gekämpft

wurde, aber im Jahre 1866 hat der Erzherzog Albrecht mit nicht ganz hunderttausend Mann zwei Sardinische Armeen von im Ganzen zweihundertundsiebzigtausend Mann siegreich abgewiesen.

Während ich mit dieser Arbeit beschäftigt war, erkrankte ich in Wien recht ernstlich. Dort war nämlich bei meiner Rückkehr bereits ein sehr strenger Winter eingekehrt, während ich Triest bei fünfzehn Grad Wärme verlassen hatte. Dieser plötzliche Klimawechsel zog mir in Wien einen Blutsturz zu, der mich während einer Theatervorstellung derart überraschte, daß ich kaum Zeit hatte, den Theaterraum zu verlassen, um das in Strömen emporquellende Blut dem Schnee zu übergeben. Ich mußte mich einem Jünger Aeskulaps anvertrauen, einem Dr. Hirschfeld, der mit einigen Pulvern den Husten und das Blutbrechen beseitigte. Aber ich mußte lange das Zimmer hüten, denn ich war sehr matt geworden. Auch nahm mein Gesicht eine graue Farbe an. Ich ahnte nicht, in welche andere Gefahr ich durch den Dr. Hirschfeld gerathen war. Die Art, wie ich ihr entrann, ist komisch.

Der Doktor hatte mir nämlich verordnet, sobald ich hustete, wieder eins dieser Pulver zu nehmen. Der Husten blieb augenblicklich aus. Ich fragte ihn, ob diese Pulver nicht scharfe Gifte enthielten, da sie so schnell wirkten. Er versicherte mich, daß es die harmlosesten Pulver der Welt seien. Frau v. Fonton, die zarte Frau, nehme täglich eins mit dem besten Erfolge. Ich nahm Vorrath an Pulvern und Rezepten auf meinen Urlaub mit. Zu Weihnachten in Koschentin schlug unser alter Leibarzt die Hände über dem Kopf zusammen, daß ich solche Pulver nähme, und meinte, ich müsse an Bleivergiftung sterben, es sei sehr viel Blei darin, daher meine graue Hautfarbe. Ich traute unserem guten alten Denninger nicht viel zu und brauchte Hirschfelds Pulver weiter. Seit dieser Zeit wirkten sie nicht mehr so schnell, dann garnicht zur Beseitigung des Hustens, der sich erst allmählich in Berlin im folgenden Sommer verlor. Dann erfuhr ich, daß mein Bruder Karl in Verschwörung mit meiner Mutter im Geheimen die bleihaltigen Pulver mit ebenfalls schneeweißen harmlosen Natronpulvern vertauscht hatte. Frau v. Fonton aber starb in der That im folgenden Frühjahr an Bleivergiftung. Die damalige Wiener medizinische Fakultät brauchte immer drastische Mittel.

Die Zeiten waren immer friedlicher geworden. Ein Kongreß in Paris berieth, wie dem Krimkriege ein Ende gemacht werde. Die allgemeine friedliche Strömung machte meinen Aufenthalt in Wien nicht so dringend nöthig, und ich erbat und erhielt einen Urlaub während Weihnachten und Neujahr nach der Heimath. Am achtzehnten Dezember war ich so weit wiederhergestellt, um nach Berlin reisen zu können. Bei der Abreise von Wien zeigte das Thermometer die angenehme Temperatur von

zwei Grad Reaumur unter Null. Dabei konnte man, im Pelz wohlverwahrt, wohl reisen, wenn auch damals noch kein Coupee geheizt werden konnte. Unterwegs froren wir dennoch sehr. Bald fiel den Insassen im Coupee auf, daß der mitgebrachte Wein in den Flaschen zu Eisklumpen gefror. Nur Cognac und Sherry blieben flüssig.

In Oderberg, wo das Gepäck abends durchgesehen wurde, schmerzten Hände und Gesicht beim Aussteigen, als ob man mit Messern geschnitten würde. Ich sah ein Thermometer. Es zeigte fünfundzwanzig Grad Reaumur unter Null! Ohne Paßrevision durfte man damals die Oesterreichischen Staaten auch nicht verlassen. Beim Aussteigen in Oderberg wurde mir also der Paß abverlangt, obgleich ich in Uniform des Preußischen Generalstabes reiste. Als ich wieder einstieg, kam derselbe Polizist an das Coupee und fragte mich, ob ich einen Paß hätte. Als ich ihm sagte, er habe ihn mir ja abgenommen, erwiderte er: „Wann's keinen Paß haben, muß i bitten, auszusteigen, i muß Ihna festnehmen.“ Ich sprang mit einem Satz aus dem Coupee, zog meinen Degen und drohte den Kerl augenblicklich zu erstechen, wenn er mir den Paß nicht wiedergebe. Zitternd und bittend gab er mir den Paß heraus. Diesmal war der Polizist ganz im Nachtheil, denn ich saß im Preußischen Zuge, also auf Preußischem Grund und Boden, und konnte in Uniform, wie ich war, diesen Kerl eher festnehmen, als er mich. — Zum Eisklumpen erstarrt, kam ich früh fünf Uhr in Berlin bei achtzehn Grad Kälte an.

Seine Majestät der König empfing mich wieder huldvoll und zog mich zur Tafel an einem der nächsten Tage. Er äußerte sich mit väterlicher Besorgniß über mein krankes Aussehen. In diesen Tagen starb plötzlich der Fürst von Pleß, Präsident des Herrenhauses. Der König hatte sehr den Wunsch, mein Vater möge zum Präsidenten des Herrenhauses erwählt werden, und als ich ihm auf Befragen sagte, daß ich nach Koschentin zu meinen Eltern gehen wolle, trug er mir an meinen Vater auf, er erwarte ihn sicher beim Wiederzusammentritt des Herrenhauses in Berlin im Januar zu sehen. Mich fragte der König genau nach dem Tage, an dem ich aus Koschentin nach Wien abzureisen gedächte, und als ich ihm den vierzehnten Januar nannte, schwieg er zustimmend. Mit diesem huldvollen Empfange stimmte die eisige Kälte wenig, mit der ich nach der Tafel entlassen wurde. Ich bat nämlich den Flügel-Adjutanten vom Dienst, den König zu fragen, ob ich denselben Abend nach Koschentin reisen könne, oder ob der König noch meine Abmeldung befehle. Der König sagte kurz: „Kann abreisen“ und würdigte mich keines Wortes mehr. Ich entsann mich keiner Silbe und keiner Miene, durch die ich ihn verletzt haben könnte. Bald sollte sich die Ursache des kalten Abschieds in überraschender Weise enthüllen.

Meine Depeschen, darin auch die Reinschrift meines Berichts über die Italienische Reise, hatte ich auf dem Ministerium am ersten Tage abgegeben. Vor meiner Abreise wartete ich auf dem Kasino in Berlin die Zeit abends ab, zu der ich nach dem Bahnhofe fahren sollte. Da saßen viele Politiker zusammen, die über den Tod des Fürsten von Pleß sprachen und über die Neuwahl eines Präsidenten. Die Herren erkannten mich nicht, weil man mich in Berlin noch nicht in Generalstabsuniform gesehen hatte. Ich hörte in einer Ecke schweigend zu. Es ward Graf Arnim-Boitzenburg genannt. „Einem Rothen Republikaner gebe ich meine Stimme nie!" schrie ein Heißsporn von der äußersten Rechten. Da nannte ein Anderer meinen Vater. „Was?" rief der Herr v. Plötz von der Partei Stahl-Gerlach, „diesen Führer einer demokratischen Fraktion? Nimmermehr!" Ich ballte die Faust in der Tasche und dachte bei mir nur: „J'attends mon tour." Dann reiste ich nach Koschentin.

Bei meinen Eltern ward ich mit zärtlicher Sorgfalt gepflegt und vor Erkältung gehütet wie ein kleines Kind. In der That erholte ich mich ein Wenig. In der Hoffnung, mich im nächsten Frühjahr von Wien aus in den Alpen einer Molkenkur widmen zu können, faßte ich meine Abreise ins Auge. Denselben Tag wollte mein Vater mit mir bis Oppeln nach Berlin reisen. Tags zuvor weckte mich früh fünf Uhr ein sehr einfältiger Schreiber, es sei ein Brief an mich angekommen. Ich sagte ärgerlich, das habe Zeit, bis ich aufstehe. „Er ist aber mit einem adligen Wappen gesiegelt." Ich wollte gerade schimpfen, als ich trotz der verschlafenen Augen und des dürftigen Lichts einen blauen Brief erkannte, nämlich eine Königliche Kabinets-Ordre. Das Königliche Siegel hatte der Schreiber ein „adliges Wappen" genannt.

Ich dachte mir, wenn diese Ordre etwas Unangenehmes enthält, dann soll sie mir wenigstens diese Nachtruhe nicht verderben, enthält sie aber etwas Angenehmes, dann hat sie auch Zeit. Ich nahm sie, legte sie auf den Nachttisch, blies das Licht aus, und drehte mich um, um weiter zu schlafen. Aber es gelang mir nicht, wieder einzuschlafen. Die Neugierde machte mich immer munterer, und als ich inne ward, daß es mit dem Schlafen doch aus sei, da machte ich wieder Licht und las, daß mich der König zu seinem Flügeladjutanten ernannt habe.

Ich reiste nun statt nach Wien nach Berlin zurück.

Ich hörte dort, wie gütig und rücksichtsvoll der König bei der Auszeichnung, die er mir zu Theil hatte werden lassen, gegen mich nebenbei gewesen war. Er hatte schon vor Weihnachten die Idee gehabt, mich zu seinem Adjutanten zu ernennen. Aber er hatte mir den Weihnachtsurlaub nicht verderben wollen, weil er dachte, ich würde dann nicht meine neue Stellung mit Urlaub beginnen wollen. Daß der König mich beim

Abschied kurz vor Weihnachten nicht mehr gesprochen hatte, lag darin, daß er fürchtete, er könne mir etwas von seiner Absicht verrathen, denn er freute sich so, Jemandem etwas Angenehmes sagen zu können, daß er sich schon oft im Gespräch verrathen hatte, wenn er etwas Erfreuliches plante, das noch nicht ganz fest stand. In der That stand meine Ernennung kurz vor Weihnachten noch nicht ganz fest, sondern von anderen Seiten waren ihm Andere in die vakante Stelle vorgeschlagen, und namentlich wollte der Vortragende im Militärkabinet, General v. Schöler, mir, als einem Artilleristen, gar nicht wohl. Wie mir später General Gerlach erzählte, hat mein Bericht über die Italienische Reise den Ausschlag gegeben. Der König hatte ihn selbst gelesen und an dem Tage, an dem er ihn in das Kriegsministerium sandte, meine Ernennung befohlen.





Namen- und Sachregister.

A.

B.

L.

M.

N.

O.

P.

R.

S.

Z.



Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW., Kochstraße 68—71.

4 Bände

41. —
26. —

